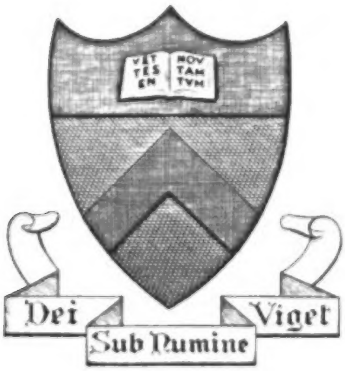
Princeton University Library
32101 064257759

Digitized by Google

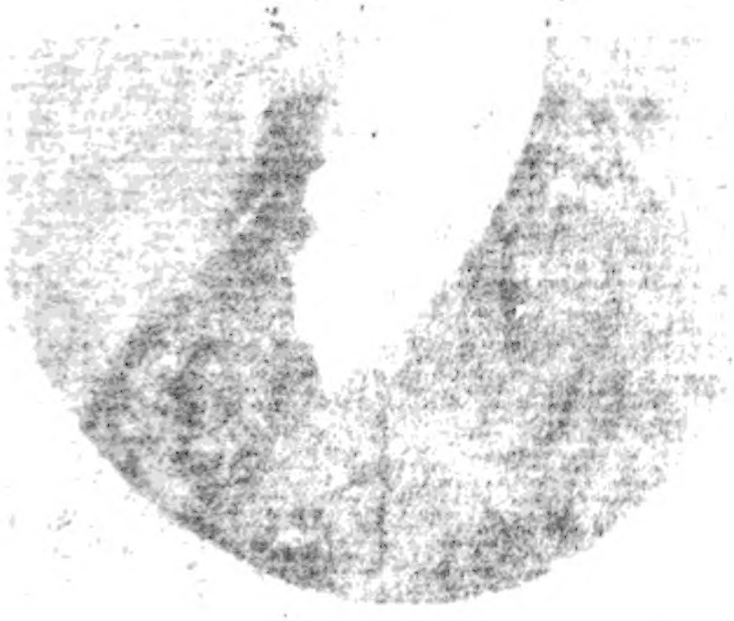
Library of



Princeton University.

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Joh. Christ. Reil

Doctor der Arzeneigelehrtheit und Chirurgie
ordentlicher Professor der Therapie und
Director des clinischen Instituts auf
der Universität zu Halle auch Stadt
phisicus daselbst

gebzu Raude in Ostfriesland 1759. den 20ten Febr.

Digitized by Google

Neue allgemeine deutsche Bibliothek.

Des sieben und vierzigsten Bandes
Erstes Stück.

Erstes bis Viertes Heft.

Kiel,
verlegts Carl Ernst Bohn, 1799.

Digitized by Google

(RLPPG)
0902
.6712 V.47(1799)

Digitized by Google

Verzeichniß

der

im ersten Stücke des sieben u. vierzigsten Bandes recensirten Bücher.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

D. F. V. Reinhard's Versuch üb. d. Plan, welchen der Stifter d. christl. Religion zum Besten d. Menschen entwarf ꝛc. 4e verb. Aufl. S. 64
G. S. Ernesti's Predigten üb. die gewöhnlichen Sonn- u. Festagsevangelien des ganzen Jahrs. Mit einer Vorrede von Rosenmüller. 70
J. W. Fischer's Predigten üb. d. Gleichnißrede Jesu vom verlornen Sohne, nebst einer Passionspredigt. 71
Versuche in Predigen. 73

II. Rechtsgelahrheit.

G. *Hufelands* Einleitung in die Wissenschaft des heutigen deutschen Privatrechts, u. s. w. 73
Principia iurisprudentiae naturalis secundum ordinem corporis iuris Borussici communis. Aut. I. C. G. *Werdermann.* 88

III. Arzneygelahrheit.

Journal der praktischen Heilkunde. Herausgeg. von C. W. Hufeland. 4r Band. 1s, 2s u. 3s Stück. 89
I. G. *Brendelii* praelectiones de coacis praenotionibus. 96

79804

Digitized by Google

D. B. C. Faust's Gesundheits-Katechismus, zum Gebrauche in den Schulen u. dem häuslichen Unterrichte. 6e verb. Aufl. 96
D. E. F. C. Lentin's Beyträge zur ausübenden Arzneywissenschaft. 1r Band. 2e verb. Aufl. 97
E. G. Baldinger's neues Magazin für Aerzte. 18n Bandes 6s Stück. 19n Bandes 1s, 2s u. 3s St. 98
Ebendesselben neues medicinisches u. physisches Journal. 1s u. 2s Stück. ebd.
Neues Journal d. Physik. 4n Bandes 2s u. 3s St. Herausgeg. von D. F. A. C. Gren. 99
Das Receptschreiben ꝛc. von D. J. C. Tode. 4r u. 5r Th. 100
J. Howard's praktische Bemerkungen üb. d. Lustseuche u. vorzüglich. d. Tripper. Aus d. Englischen von D. C. F. Michaelis. 3r Th. 101

IV. Theater.

J. G. Dyck's Nebentheater. 7r Band. 27
Kein Faustrecht mehr. Ein reichsstädtisches Schauspiel in vier Aufzügen, von F. Schlenkert. 28
Maria von Schwaningen; ein Trauersp. in 5 Aufzüg. 29
Dyvecke, ein Trauersp. in 5 Aufz. nach d. dänischen Original bearb. v. R. L. 30
Dyvecke, ein Trauersp. in 5 Aufz. v. O. J. Samsöe. A. d. Dänisch. v. S. H. ebd.
Die Schachfigur, od. d. Sonderling. Lustspiel in 4 Aufzügen, nach d. Englisch. 31
L'Enlèvement, comédie en trois Actes; traduite de l'Allemand de J. F. *Juenger*. 32
The Goddesses, a tale by *Engel*; translated from the original German. ebd.
Bemerkungen üb. d. theatralischen Grundübel, ihre Wirkungen u. Folgen. 1e Liefer. 103
Die Klausel. Ein Lustsp. in einem Akte v. J. B. Tilly. 105
Der neue Gutsherr Ein Lustsp. in 3 Akten v ebend. ebd.
Der Heyrathskontrast. Ein Schausp. in 5 Aufz. v. J. F. Watstrack. 107

V. Romane.

Röschens Geheimnisse v. d. Verf. des Guido v. Sohnsdorn. 1r Bd. 33

Julius.

Digitized by Google

Julius. Seitenstück zu dem Guido von Sohnsdorn. Von demselb. Verf. 1r Th. 33
Der Mensch, wie er ist. Ein Roman nach d. Engl. 1r u. 2r Bd. 35
Kamilla, od. ein Gemälde d. Jugend; a. d. Engl. d. Frau d' Arblay, geb. Burnay. 1r, 2r, 3r u. 4r Th. 36
Der Fluch des Leichtsinns. Ein Familiengemälde. 37
Fritz der Schwabe u. seine Basen. Ein komisch. Roman v. F. Jünger. 2r Bd. 38
Feyerabende, v. A. J. C. Langbein. 3r Bd. 39
Gianetta Benelli, od. d. Sibariten. Ein romantisches Denkmal a. d. Mittelalter Italiens. 2 Theile. 109
Therese, od. d. unglückl. Tochter d. Grafen v. L**. Eine Gesch. unsers Jahrhund. 1r u. 2r Th. 112
Liebe u. Treue. B. Grosse. 1r u. 2r Th. 114
Wanderungen u. Schicksale d. Pater Abilgard, v. F. L. Lindner. 1r u. 2r Bd. ebd.
Die Postkutsche, od. Schwärmereyen menschl. Leidenschaften. Ein satyrisch-komischer Roman. 116
Carl Stösels Kinderjahre. Ein Roman a. d. wirklichen Welt. ebd.
Wanderungen d. Seele Fum-Hoams ꝛc. ebd.
Die Milchbrüder Ferdinand u. Ernst, od. Gesch. zweyer Freunde. 2r Th. 117
Boskowich der Ruwelier, Gesch. ein. Nomaden u. Gaudiebs. 2r Th. 118

VI. Musik.

Don Silvio von Rosalva, od. d. Sieg d. Natur üb. d. Schwärmerey. Eine komische Oper v. Bürde. In Musik gesetzt u. für's Klavier eingerichtet v. G. Bachmann. 18
Zwölf Lieder mit Melodien ꝛc. componirt v. F. W. Härting. 1r Th. 21
Trois Sonates pour le Piano-Forte etc. composées par C. F. *Ebers*. 24
IX Variations sur l'air: contre les chagrins de la vie etc. pour le Violon principal, accompagnées de deux Violons, deux Hautbois, deux Cors, Viola et Basse, par. C. F. *Ebers*. 25
Sechs Themes aus der Oper: das neue Sonntagskind, variirt für's Piano-Forte, v. C. F. Ebers. ebd.

Six Rondos pour le Clavecin, comp. par. C. F. *Ebers*. Op. 5. 25

VII. Weltweisheit.

Leben u. Meinungen Sempronius Gundiberts, eines deutschen Philosophen. Nebst zwey Urkunden der neuesten deutschen Philosophie. 3

Neue Gespräche zwischen Christian Wolf u. ein. Kantianer üb. Kants metaphys. Anfangsgründe d. Rechtslehre u. d. Tugendlehre. ebd.

The principles of the Critical philosophy selected from the works of E. *Kant* and expounded by I. S. *Beck*, translated from the German by an auditor of the latter. 17

I. *Kantii* opera ad philosophiam criticam, latine vertit F. G. *Born*. Vol. IV. 18

Ueber meine gelehrte Bildung, über meine Kenntniß d. kritischen Philosophie, u. meine Schriften dieselbe betreffend, u. üb. d. Hrn. Kant, J. B. Ehrhardt u. Fichte. V. F. Nicolai. 127

Ketzereyen aus allen Fächern d. menschl. Wissens, alphabetisch geordnet, u. jedem Wahrheitsfreunde gewidmet ꝛc. 1r u. 2r Th.

Auch mit dem Titel:

Taschenbuch f. Denker u. Denkerin. a. d. J. 1799. 142

C. H. E. Pölitz's Lehrbuch für d. ersten Cursus d. Philosophie, mit nächster Beziehung a. d. Reinholdische Elementarphilos. 2e verb. Aufl. 143

VIII. Mathematik.

System d. Elemente d. allgem. Größenlehre, nach ihrem Zustande am Ende d. 18. Jahrh., nebst Literat. u. Gesch. Herausg. v. F. Murhard. 49

Lagrange's Theorie d. analytischen Functionen, in welcher d. Grundsätze d. Differentialrechnung vorgetrag. werden, unabhäng. v. Betrachtung d. unendlich klein. od. verschwindend. Größen ꝛc. Aus d. Franz. übers. v. J. Ph. Grüson. 2r Th. 43

W. Olber's Abhandl. üb. d. bequemste u. leichteste Methode, d. Bahn ein. Kometen a. einig. Beobachtung. zu berechnen. 46

IX. Naturlehre und Naturgeschichte.

Zoologische Abbildungen, genau nach d. Natur colorirt; nebst einer kurz. Beschreib. derselb. 1s Heft. 62

M. G. C. Bohnenberger's Beschreib. unterschiedlich. Elektricitätsverdoppler v. ein. neuen Einrichtung ꝛc. 144

J. C. Hoffmann's prakt. u. gründl. Anweisung, a. eine leichte und wohlfeile Art gute Elektrisimaschinen zu bauen ꝛc. 146

I. C. *Ebermaier* commentatio de lucis in corpus humanum vivum praeter visum efficacia, etc. 147

X. Botanik.

Flora Europaea inchoata a I. I. *Roemer*. Fasc. I. II. et III. 118

Deutschlands Flora, in Abbildungen nach der Natur, mit Beschreibungen, Von J. Sturm. 1e u. 2e Abth. 119

Flora von Hildesheim ꝛc. Herausgeg. v. P. C. Wagner u. F. Gruber d. j. 1s Zehend. 120

Salzburgsche Flora ꝛc. Herausg. v. F. A. v. Braune. 2r Bd. 121

XI. Haushaltungswissenschaft.

Der neueste deutsche Stellvertreter d. indischen Zuckers, od. d. Zucker a. Runkelrüben ꝛc. 49

Ueber d. Anbau d. sogenannten Runkelrüben, u. d. mit denselben angestellt. Zuckerversuche. Von K. A. Möldecken. ebd.

Ein Sendschreiben v. R****r, od. ein Versuch, d. Urtheile zu berichtig., welche anjetzt häufig üb. d. vom H. Dir. Achard gemachte Entdeckung, a. Runkelrüben Zucker zu verfertigen, gefällt werden. ebd.

Was ist für u. wider d. einländ. Zuckerbau in d. Preuß. Staaten zu sagen? ꝛc. Von J. D. Nicolai. 50

Handbuch d. gesammt. Landwirthschaft. 2r Th.: Das Buch v. d. Viehzucht v. J. L. G. Leopold. 52

Einige durch Erfahr. geläuterte Beobachtung. u. Grundsf. d. Landwirthsch., Haushalt. und Gartenkunde. 1e Samml., v. H. H. S. v. Förster. 56

Ueber d. wahr. Grundsätze d. Futterbaues ꝛc. v. J. C. Medicus. 58

XII. Erdbeschreibung Reisebeschreibung und Statistik.

Kosmopolitische Wanderungen durch Preußen, Liefland, Kurland, Litthauen ꝛc. in d. Jahren 1795 bis 1797. 225

J. Schaller's kurzgefaßte Beschreib. d. Residenzst. Prag. 230

A. C. Kaisers Versuch ein. kurz. Beschreibung v. Regensburg. 231

Versuch ein. Beschreib. d. Regierungsverfass. in d. Reichsstadt Nürnberg; m. historisch. Erläuterungen. 233

Topographisch-statistische Nachrichten von Niederhessen. Herausg. v. J. C. Martin. 3r Bd. 2s Heft. ebd.

XIII. Geschichte.

J. W. v. Archenholz Annal. d. britt. Gesch. d. J. 1795. Als eine Fortf. d. Werks: England u. Italien. 14r, 15r u. 16r Bd. 148

Germanias neueste Geschichte u. Lombardias Abschied v. Germania, u. Klage üb. ihre Verläumder ꝛc. 166

K. E. Mangelsdorff's Hausbedarf a. d. allgem. Gesch. d. alt. Welt ꝛc. 3r, 4r u. 5r Th. 207

Ebendesselben kleiner Hausbedarf a. d. allgem. Gesch. d. alt. Welt. ebd.

Geschichte d. wichtigst. Revolutionen in d. röm. Republik, v. ihrer erst. Gründung an bis auf die neuest. Zeiten ꝛc. 1s Bdchn. 212

J. Gast's Gesch. v. Griechenland, seit Alexand. d. Macedoniers Thronbesteig. bis zur endlich. Unterjochung durch d. Römer. Aus d. Engl. 213

Allgem. Gesch. d. berühmtest. Königreiche u. Freystaat. in u. außerhalb Europa. 2e Abtheil.: Die vereinigt. nordamerikan. Provinzen. 1s Bdchn. 214

Geschichte v. Frankreich, v. d. ältest. bis a. d. neuest. Zeit. Aus d. Engl. d. W. Beckford übers. 215

Lebensbeschreibung d. Theod. Agrippa d'Aubiane', Stallmeisters v. Heinr. d. Vierten, von ihm selbst an seine Kinder geschrieben. 216

J. W. von Archenholz Annal. d. brittisch. Gesch. d. J. 1794. Als eine Fortf. d. Werks England u. Italien. 13r Bd.

Auch unter dem Titel:

Annalen d. brittischen Gesch. v. Anfange d. Kriegsepoche im J. 1793. 4r Bd. 217

XIV. Gelehrtengeschichte.

C. G. v. Murr neues Journal fur Literat. u. Kunstgeschichte. 1r Th. 234
Altdeutsche Gedichte in Rom ꝛc. v. F. Adelung. Nebst einer Vorr. v. Hofr. Adelung. 242

XV. Klassische, griechische und lateinische Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterth.

M. Tullii Ciceronis de finibus bonorum et malorum libri quinque, ex recens. et c. not. I. H. *Bremii*. Tom. I. 176
M. Tullii Ciceronis opera philosophica. — Vol. I. Tusculanarum disputationum libri quinque. Curavit A. M. *Koel*. 182
Des Titus Livius röm. Gesch. übers. u. erläut. v. J. P. Ostertag. 9r u. 10r Bd. 183
P. Ovid's Naso's fünf Trauerbüch. m. erklär. Anmerk. v. J. G. K. Schlüter. ebd.
D. A. C. *Borhek* apparatus ad Herodotum intelligendum et interpretandum. Vol. V. 184

XVI. Deutsche Sprache.

L. D. Belling's Anweis. d. deutsche Sprache a. eine leichte Art zu erlernen. 185
A. E. Jenchen's klein. Wörterb., od. Erklär. solcher Wörter, die v. d. gem. Manne oft gar nicht, od. ganz unricht. verstand. werden. 190
P. B. Stocker's diplomat. Erklär. altdeutsch. Wörter v. 12n bis in's 17e Jahrh. 192

XVII. Erziehungsschriften.

T. G. Thienemann's Anweis. f. Schullehr. a. d. Lande zu pflichtmäß. Verwalt. ihres Amts. 194
Der Landschullehrer, herausgeg. v. C. F. Moser u. M. C. F. Wittich. 1n Bds 4s St. 197
P. K. Reeß's Anweis. zur guten Kinderzucht f. d. Bürger u. Landmann. 199
G. Suhr's Materialien f. d. Unterr. in d. allg. nothwendig. Kenntnissen. 1n Bds 2e Abtheil. 200
Musterzeichnungen, zur Uebung f. d. Jugend in Bürgerschulen. Herausg. v. C. P. Funke. 3s Heft. ebd.
Lesematerialien z. Gebrauch f. Schulen. 2s Bdchn. 201

Kleine

Kleine Vorschriften z. Gebrauch f. Anfäng. im Schreiben. 202
Vorschriften zum Schönschreiben ꝛc. ebd.

XVIII. Staatswissenschaft.

Fürstenspiegel. 246
Vorschlag, d. öffentl. Eide im Staate mehr Zuverlässigkeit zu geben ꝛc. v. H. Graf v. Ueberacker. 253
Patriotische Winke e. Sachsen üb. d. jetzt übl. Holzstehlen. 255

XIX. Handlungswissenschaft.

Neu eröffnete Akadem. d. Kaufl. ꝛc. Vormals herausg. v. C. G. Ludovici, durchaus umgearbeit. v. J. C. Schedel. 3r Th. 257
Allgem. Chronikon f. Handlung, Künste, Fabriken u. Manufaktur. überh. ꝛc. Herausgeg. v. J. C. Schedel. 1r Bd. 3s Heft. 263
Meine Erfahrungen, od. etwas Ausführl. üb. d. Beschaffenh., Behandl., Zweck u. Nutzen d. Wechsel ꝛc. v. F. H. W. Ibring 265
G. C. Klügels erklärte Courszettel d. vornehmst. Handelsstädte in Europa ꝛc. 2e verb. Aufl. 268

XX. Kriegswissenschaft.

Mélanges militaires, littéraires et sentimentaires. Tom. V. conten. les mémoires sur les campagnes faites en Hongrie, au service de l'Empereur, par le Comte Bussy-Rabutin etc. 203
Beschreib. d. Festung Mantua ꝛc. 2e verb. Aufl. 206

XXI. Vermischte Schriften.

Polygraphische Bibliothek d. Deutschen. 1s Bdchn. 122
Handzeichnungen eines Naturmenschen ꝛc. 124
Rosamundens Feierstunden. In Erzählungen ꝛc. 125
Bildergallerie d. Heimweh-Kranken. Ein Leseb. f. Leidende v. Ulysses v. Salis d. ält. 1s Bdch. 126
Fortgesetzte sokratische Gespräche, zur Einleit. u. Erklärung d. Bahrdtischen Katechism. d. nat. Religion ꝛc.
Auch unter dem besondern Titel:
Sokratische Gespräche üb. die natürl. u. künstl. Verhältnisse d. bürgerl. Gesellschaft. 269
Des Quintus Septimius Florens Tertullianus Vertheidig. d. christl. Sache geg. d. Heyden. Aus d. Latein. übers., u. d. Anm. erläut. v. D. J. F. Kleuker. 273
Justinus d. Märtyrers zweyte Apologie u. Beweis d. Alleinherrschaft Gottes. ꝛc. Von J. A. Götz. 277

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Sieben und vierzigsten Bandes Erstes Stück.

Erstes Heft.

Intelligenzblatt, No. 39. 1799.

Weltweisheit.

1. Leben und Meinungen Sempronius Gundiberts, eines deutschen Philosophen. Nebst zwey Urkunden der neuesten deutschen Philosophie. Berlin und Stettin, bey Nicolai. 1798. 342 Seiten. 1 Rl.

2. Neue Gespräche zwischen Christian Wolf und einem Kantianer über Kants metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre und der Tugendlehre von ***. Mit einer Vorrede von F. Nicolai. Berlin und Stettin. 1798. 196 Seiten. 14 gr.

Nemesis, accidentium vices alternans, erwacht: der Uebermuth der kritischen Schule kömmt ihr zu Hause. Die angebliche Königinn der Philosophieen wird in den obgenannten beyden Schriften vor ein strenges Gericht gezogen, wird ohne Gnade entmummt, und steht nun in ihrer gar nicht reizenden Blöße da, ein warnendes Denkmal der schnellen Vergänglichkeit aller Scheingröße.

1. Gundibert. Hier geißelt ein rascher, muthwilliger, kraftvoller, vom Anfang bis zu Ende, gleich unwiderstehlicher Satyr die Unholde von Schriften, die seit achtzehn Jahren in der philosophischen Welt ihr Wesen treiben, und die Leute mit ihren Zauberformeln zum Besten haben:

als da sind: Postulat der reinen Vernunft, absolutes Ich, kategorischer Imperativ, Inhaltsinteresse der Vernunft, reine Form des sinnlichen Menschen, Epigenesis der reinen Vernunft, dynamische Synthesis, reine synthetische Sätze von vorn, reale synthetische Verbindung, Amphiboli der Reflectionsbegriffe, Katharktikon des gemeinen Verstandes, symbolischer Zoomorphismus, Sachtrieb, Formtrieb, Spieltrieb, Pflicht des Schönen, allgemein gebietend, heteronomisch, Autonomie, Antimonie, u. dgl. m.; (S. 14) »welche, wenn auch einige davon etwas bedeu»ten: so sie am rechten Orte stehen, doch oft nur bloß an»zeigen, daß und warum eine philosophische Deduktion durch »einen kleinen transcendentalen Husten unterbrochen »wird. Es ist nämlich (S. 13.) bekannt, daß weiland »Ritter Hudibras, wann er hustete oder mitten in sei»ner Rede stecken blieb, herbe gewaltige Worte bey der »Hand hatte, um zu zeigen, warum und nach welcher »Regel er sich räusperte. Solche Worte sind aus gleicher »Absicht in der neuen deutschen Philosophie sonderbar nütz»lich zu gebrauchen, hauptsächlich wann sie ihre Specula»tion auf die Sinnenwelt der Erfahrung anwenden will.« — Wie Gundibert diese Anwendung mittelst jener Worte versucht, wie er »von Zeit zu Zeit kleinen Rückfällen von »schlichter gesunder Vernunft unterworfen ist,« (S. 67) besonders wann ihm die unkritische Vernunft gescheuter Leute durch den Sinn fährt, und wie er endlich von dieser bessern Vernunft geleitet zu seiner ersten Bestimmung, dem Weberstuhl, zurückkehrt, nachdem er als Doctor der Philosophie von manchem andern Stuhl herunter geburzelt: dieß ist der Kanevas, in welchen die Meisterhand von Gundiberts Biographen köstliche Blumen der Weisheit, der Weltkenntniß, und des Witzes gestickt, und somit ein eben so reizendes als nöthiges Seitenstück zu seinem Sebaldus Nothanker geliefert hat. Es war ein glücklicher Gedanke, jetzt den Roman der kritischen Philosophie, wie vor einem Vierteljahrhundert den der Theologie, in einem philosophischen Roman vor aller Welt Augen zu beleuchten, und dem grossen Haufen der Uneingeweiheten, aber darum nicht Undenkenden zu zeigen, was für Dunstgebilde es sind, die manche Leute als Junos anbeten; und welch ein himmelweiter

Unter-

Unterschied zwischen Philosophie und Weisheit, zwischen Theologie und Religion ist.

Es wäre unschicklich, bey der Anzeige eines so antiformalen Buchs, bloß bey der Form stehen zu bleiben: wir müssen unsern Lesern auch etwas von dem Inhalte mittheilen. Es kann freylich nicht viel seyn. Wir wollen unsern G. da aufnehmen, wo er nach Vertheidigung seiner gelernten Dissertation de scientia scientiae, und nach einem vergeblichen Versuch, auf der Universität ein Kollegium zu Stande zu bringen, von einem Reichsbaron als Hofmeister seiner Kinder angenommen wird. Mit diesem gerieth er bald in den bekannten Streit, über das Verhältniß der Theorie zur Praxis, und bewies aus der Theorie, die Theorie sey in der Praxis nie entbehrlich, und wenn es mit den theoretischen Behauptungen in der Praxis nicht fort wolle, liege es nur daran, daß nicht genug Theorie vorhanden sey. Darauf legt ihm der Baron die verfängliche Frage vor: »Wissen Sie allemal, wenn sie Theorie ge»nug haben?« G. bejaht sie kek. Indem ward des Barons Pferd vorgeführt, weil er ausreiten wollte. Der Baron setzte die Hand auf des Pferdes Croupe, und sprang leicht hinauf. »Wollen Sie mir nicht eine vollständige Theorie »des Voltigirens machen, Herr Doctor?« G. setzte sich gleich hin, quadrirte Kraft und Geschwindigkeit, und brachte den andern Morgen dem Baron ein Papier voll algebraischer Gleichungen, die er ihm eifrig auseinander setzte. Das ist sehr gelehrt, sagte der Freyherr; ist es aber auch anwendbar? es ist, rief G., die vollständigste Theorie. Das müssen Sie verstehn, erwiederte der Baron; springen Sie doch aufs Pferd. G. entschuldigte sich. Der Freyherr warf ihm aber vor, er setze auf seine eigene Theorie Mißtrauen. So versuchte er zu springen; stolperte aber und fiel etwas unsanft nieder. »Sehen Sie nun Herr Doctor, »wie wenig die Theorie hilft? Uebung macht den Mann, »und zwar Uebung, die zur Fertigkeit wird. Das gilt auch »vom moralischen Leben. Tugend muß eben so geübt wer»den wie das Reiten; denn unsere Leidenschaften sind oft »sehr hartmäulich und stätig. Ich wollte, ich hätte meine »Jungen nicht in Ihren Schutz gegeben.« Und so dankte der Baron seinen Hauslehrer unverzüglich ab.

G. entschloß sich, wieder nach einer Universität, und zwar nach Halle, zu gehn, das noch immer mit der Seuche der elektrischen Philosophie behaftet sey, und wo er sein Licht würde besser leuchten lassen können, als in dem schimmerreichen Jena, wo bey der Menge der dicken formalen Wachskerzen ein Magisterwachsstöckchen nicht so leicht bemerkt wird. Aber der gute G. wußte nicht, daß auch nach Halle schon Missionarien der allein-unfehlbaren, allein-moralisch-machenden Philosophie gegangen waren, um die armen Seelen der Halleschen Studenten von der Glückseligkeit zu retten. Er wußte nicht, daß zu Halle der einzig mögliche Standpunkt erreicht wurde, aus welchem die kritische Philosophie beurtheilt werden muß. Vermuthlich kannte er aber auch Reinholds Urtheil über diesen Standpunkt nicht, das ihm sonst wieder Muth gemacht haben könnte. Es lautet so: »Herr Beck glaubt, »die Form der Wissenschaft in seinem angeblich einzig mög»lichen Standpunkte entdekt zu haben. — Die Kritik »wird von ihm mit einer konvulsivischen Anstrengung, die »ihren ganzen Gliederbau zerreißt, auf jenen Stand»punkt hingezerrt.« (s. Reinholds Auswahl vermischter Schriften II, 344. 345. 347.) Gundiberts Biograph macht hiebey in einer Note folgende Bemerkung: »Die »Kritik der reinen Vernunft ist vermuthlich eine Art von »perspektivischer Malerey des menschlichen Geistes, die nur »aus einem einzig möglichen Standpunkte richtig er»scheint; aus jedem andern Standpunkte aber ist sie ver»zerrt, und die Glieder fallen aus einander. Da»her versichert auch Herr Fichte: es könne Niemand die »Kantischen Schriften verstehen, der nicht die Kantische »Denkungsart schon mit hinzu bringe. Das kann denn »nichts anders heißen, als der entweder schon von vorn »prädestinirt ist, eben so zu denken wie Kant, ohne noch »dessen Schriften gelesen zu haben; oder der von vorn in »seinem Gemüthe nothwendig sich vorsetzt, alles zu verste»hen und richtig zu finden, was Kant sagt. Herr Reinhold »setzt (S. 251, 252) noch hinzu: zum Verstehen und aus»gemacht-finden der Kantischen Fundamentalsätze könne »man durch Errathen des Sinnes gelangen, und das Ge»lingen dieser Mühe des Errathens hange auch bey dem »entschiedensten philosophischen Geiste noch immer vom »Zufalle ab. Gleichwohl verstehen doch Beck, Rein»hold,

»hold, Fichte, Schelling jeder seinen Kant, und jeder »auf eine andere Weise. Es scheint also, wenn obigen »Aeußerungen zu trauen ist, die kritische Philosophie gleiche »gewissen bekannten Gemälden, an denen man, so wie »man den rechten Standpunkt erräth, oder durch einen »Zufall findet, einen alten Mann, einen jungen Mann, »eine Taube oder auch nichts sieht.« Rec. erlaubt sich hierbey noch die Frage: woran kann man sehen, daß man den rechten Sinn der Kantischen Schriften errathen habe? welches ist das Merkmal dieses rechten Sinnes, wodurch er sich von jedem unrechten Sinne unterscheidet?

Unser Gundibert fand auf dem Postwagen, der ihn nach Halle bringen sollte, einen Reisegefährten, mit dem er bald in Streit über den Werth der kritischen Philosophie gerieth, und der ihm gerade heraus sagte: »Die kritischen »Philosophen kommen mir vor, wie die Austern; sie sind »in den Formen und in den Kategorien wie in zwey star»ken Schaalen eingeschlossen, und können nicht sehen und »nicht hören.« G. meint, daß gleichwohl diese Form der Philosophie nöthig war, um endlich einmal Einheit in die Philosophie zu bringen. »Einheit wäre dadurch in die »Philosophie gekommen? erwiedert der Reisegefährte. »Wahrhaftig nicht, obgleich eine sehr lahme Einstreitigkeit. »Unter den kritischen Philosophen selbst ist ja keine Einheit, »sie verstehen einander nicht, und verfolgen, und schim»pfen, und annihiliren einander. Diese Philosophie, die »alle Gaben des Denkens vereinigen soll, ist wie die Büchse »der Pandora: kaum ward sie geöffnet, so flogen Zorn, »Zank, Mißverständnisse, verkehrte Anwendungen aufs »gemeine Leben, und langweilige, dunkle, unnütze Bücher »in Menge hervor.« Der Reisegefährte sagt im Laufe des Gesprächs, daß Kant ein verehrungswürdiger Gelehrter bleibe, wenn auch seine Lehren oft willkürlich und inkonsequent wären. G. meint, das könne wenigstens von dem Kantischen Moralprincip nicht gelten, das in sich selbst so zusammenhängend sey, keine Nebenrücksichten gestatte, bloß die reine Achtung für die Pflicht fodere. Der Reisegefährte erwiedert: »haben denn nicht alle Philosophen, so »lange Philosophie gewesen ist, ihre Sittenlehre auf Beob»achtung der Pflicht gegründet?« nicht auf die strenge »Pflicht, meint G.; sondern auf die Glückseligkeit. Der

Gegner antwortet: »Dieß ist eine Unwahrheit, welche »sich die Kantianer erlauben, um die sogenannten Eudä»monisten herabzuwürdigen, welche nie so existirten, wie »diese sie beschreiben. Kant macht eine willkürliche Defi»nition von der Glückseligkeit, so wie er eine willkürliche »Definition von der Moral macht. Kein Philosoph, so »lange Philosophie existirt, dachte sich menschliche Glückse»ligkeit so als Kant, so wenig wie sich irgend einer die Mo»ral so dachte als er; und also, wenn man nicht um Worte »und spitzfindige, aber seelenlose Distinktionen streiten will: »so lehrten sie im Grunde eben das, was Kant lehrt: »jeder Mensch müsse seine Pflichten vollbringen; nur lehr»ten sie es menschlicher.« Und nun beweist unser Mann diese Behauptung mit Stellen aus Cicero, Aristoteles, Hal»ler, u. s. w. Aber, meint G., die Autonomie des Wil»lens, den erhabenen Gedanken, daß die praktische Ver»nunft sich selbst das moralische Gesetz giebt, habe kein Phi»losoph gehabt, als der große Erfinder der kritischen Philoso»phie. Sein Gefährte beweist ihm das Gegentheil aus Wolfs vernünftigen Gedanken von der Menschen Thun und Lassen, wo es §. 24 wörtlich so lautet: »wer sein Thun »und Lassen nach der Vernunft einrichtet, d. i. ver»nünftig handelt, der lebt nach dem Gesetze der Natur. Ja »weil wir durch die Vernunft erkennen, was das Ge»setz der Natur haben will: so braucht ein vernünftiger »Mensch kein weiteres Gesetz; sondern vermittelst der »Vernunft ist er ihm selbst ein Gesetz.« G. schämte sich ein wenig; meinte aber, Wolf habe nicht die Moral so ge»setzmäßig und vollständig aus reinen Vernunftsätzen von vorn hergeleitet, und das sey doch die Hauptsache. Der Gegner antwortet: Kant habe die Moral nicht fester ge»gründet als andere Philosophen; Kants Moralprincip sey ei»ne bloße Voraussetzung, welche durch die gelehrte Benen»nung: Postulat der reinen praktischen Vernunft um nichts gewisser werde. So disputirten sie noch eine Weile fort, als ihr Gespräch dadurch unterbrochen ward, daß die Pferde bis an den Bauch, und der Wagen bis über die Achse in ein tiefes und sehr gefährliches Loch fiel. Wie sie da wieder heraus kamen, wie ein unkritischer Reisender ihnen die Hand bot, indeß ein kritischer ihnen bloß eine Postordnung, die er in der Tasche hatte, vorlas; wie G. darauf zu einem Ritter des deutschen Ordens kam, der mit

Kant

Kant jede Unwahrheit für eine Lüge, für eine Wegwerfung und gleichsam Vernichtung der Menschenwürde erklärte; und doch log, um nur von seinem großen Reichthum einem armen abgebranten Müller nicht tausend Gulden leihen zu dürfen; wie es Gundiberten mit dem Geldkasten dieses Ritters gieng; wie G. keinen Einfluß der kritischen Philosophie auf den Fortgang des menschlichen Geschlechts bemerken konnte, und daher mitunter auf arge Zweifel in Hinsicht dieser Philosophie gerieth; wie G. einer Dame, deren Nichte verführt und entführt worden, das Kantische Eherecht aus den metaphysischen Anfangsgründen der Rechtslehre S. 108 erklärt; wie er darauf zu seinem Freunde Doctor Mondschein geht, der ein großer Mann in einer kleinen Grafschaft geworden war, wo er in der Qualität eines Kanzlers alle Landesstellen von Grund aus verbessert, d. h. angefangen hatte, alles nach reiner Theorie von vorn kritisch einzurichten; wie G. hier sogleich Hofrath wird, und nun seinem Freunde kritisch verbessern hilft: dieß so wie alle übrigen Schicksale des guten G. und seiner Philosophie bis zu Ende des Buchs, muß Rec. aus Mangel an Raum hier übergehen, nachdem er bloß noch des philosophischen Reichstages in Querlequitsch gedacht hat, wo Philosophen aller Systeme und Bekenntnisse von den deutschen Universitäten zusammen gekommen waren; wo aber nicht erschienen: Kant, Reimarus, Eberhard, Platner, Selle, Herz, Reinhold, Klein, Feder, Hufeland, Tiedemann, Pistorius, Schwab, Fürstenau, der neue Aenesidemus u. a. m., welche man auf einem deutschen philosophischen Reichstage vorzüglich hätte erwarten sollen. Zuerst trat unter Trompeten- und Paukenschall der Reichstagsherold Heidenreich auf, um das Grundgesetz auszurufen, das jeder zu beschwören hätte, wenn er für einen philosophischen Deputirten angesehen werden wollte, nämlich: daß vor Kant gar keine Philosophie existirt habe. Dieß wurde bey weitem von dem größern Theil mit Acclamation angenommen, u. s. w. Eben so muß Rec. die Geschichte der Jugendjahre unsers Gundiberts und seine Erziehung zum Gelehrten im Kloster Blaubeuren, im Buche selbst nachzulesen, überlassen. Den Werth eines Buchs wie dieses, lernt man ohnehin nicht aus einer Recension: in dieser kann nur als Gerippe erscheinen, was dort ein anziehendes, lebendes Wesen voll Saft und Kraft ist.

2. Die neun Gespräche werden gehalten: 1) über das Eherecht; 2) über den Begriff vom gerichtlichen Eid; 3) über das Staatsrecht; 4) über das Auswanderungsrecht der Unterthanen; 5) über die Verpflichtung, seine eigene Vollkommenheit und fremde Glückseligkeit zu bezwecken; 6) über Kants philosophische Schreibart; 7) über den Selbstmord; 8) über den partialen Selbstmord; 9) über die Pflichten gegen Gott, und über den künstlichen Vernunftgebrauch.

Ευρηκα! hätte Rec. voll Entzücken ausgerufen, und den Fund einer Hekatombe werth geachtet, wenn die Idee zu diesen Gesprächen in seinem Kopfe entstanden, und die Ausführung ihm so meisterhaft wie dem Verf. gelungen wäre. Dieses Buch könnte mit allem Rechte den Titel führen: Sieg des Lichts über die Finsterniß; das muß ein unbefangener Leser am Ende eines jeden Gesprächs fühlen; denn in jedem werden kritische Blindschleichen an das ihnen verhaßte Licht gezogen, und für das was sie sind, für Schlangen, obgleich eben nicht gefährliche Schlangen, erkannt.

Um die Manier unsers geübten Schlangenfängers dem Leser anschaulicher zu machen, als es durch einzelne, aus dem Zusammenhange gerissene, wenn gleich an sich noch so schöne Stellen geschehen könnte, will ich den Schluß des achten Gesprächs von S. 170 bis 178 ganz hersetzen. Kant behauptet, es sey partialer Selbstmord, wenn man sich einen Zahn ausreißen lasse, um ihn zu verschenken oder zu verkaufen, damit er in die Kinnlade eines andern gepflanzt werde; hingegen erlaubt er — doch unter der Bedingung, daß es nicht des äußern Erwerbs wegen geschehe — das Abschneiden der Haare, weil diese zwar ein Theil, aber nicht ein Organ des Körpers seyen. W. beweist, es sey eine willkürliche inkonsequente Tugendlehre, die das Haar abzuschneiden erlaubt, und aus dem Verpflanzen des Zahns in eine andere Kinnlade Selbstmord machen will. Nach diesen Worten fährt er so gegen den K. fort: W. aber da Sie, als ein treuer Schüler Ihres subtilen Lehrers, das Zahnverpflanzen für einen partialen Selbstmord halten: so sagen Sie mir doch unmaaßgeblich: ist nicht der todt, der sich ermordet hat?

K. Freylich wohl.

W. Wenn jemand eine Art von partialem Selbstmord begeht, wofern man es so heißen will, wenn sich z. B. jemand freywillig die Hoden ausschneidet, um ein Sänger zu werden, oder sich einen Daumen abhakt, um nicht Rekrute zu werden: so sind doch die Hoden oder der Daumen organisch brauchbar. Wie kommts denn, daß bey dem partialen Selbstmorde des Zahnverpflanzens der Zahn in der fremden Kinnlade anwächst, und alle Functionen eines lebenden Zahns thut? ja sogar wenn der Mensch, dem der Zahn genommen ist, hernach stirbt, so lebt der Zahn noch fort. Er ist also ermordet; aber doch nicht todt.

K. Er ist todt für denjenigen, welcher den Zahn, seinen integrirenden Theil, hat verpflanzen lassen, denn der hat dadurch »über sich als Mittel zu ihm beliebigen Zweck »disponirt, hat die Menschheit in seiner Person (homo »noumenon) abgewürdigt, hat das Subjekt der Sittlich»keit an seiner Person zernichtet, folglich die Sittlichkeit »selbst, so viel an ihm ist, aus der Welt vertilgt.« (Kants Tugendlehre S. 73.)

W. Das alles wegen eines todten Zahns, der nicht todt ist! Es wäre sogar zu versuchen, ob der nur relativ todte Zahn noch absolut lebendig zu machen wäre. Ich will einmal mit Ihnen ex concessis disputiren. Nicht wahr, Sie und Kant halten den Zahn für ein Gliedmaaß? Kant behauptet aber, wie ich oben anführte, »daß der Erwerb »Eines Gliedmaaßes zugleich Erwerb der ganzen »Person ist.« Also, wer von einem andern einen Zahn erwirbt, und in der Kinnlade behält, hat doch dieß Glied wohl noch viel gewisser erworben, als der, welcher das Geschlechtsglied einer andern Person mit dem seinigen nur auf wenige Minuten vereinigt hat. Wenn nun dieser durch die kurze Vereinigung des Geschlechtsgliedes die ganze Person wegen ihrer absoluten Einheit erwirbt: so erwirbt derjenige, welcher den Zahn eines andern in seiner Kinnbacke beständig behält, noch viel gewisser die ganze Person, welcher der ganze Zahn zugehört hatte.

K. Allerdings, und eben deßwegen ist es unerlaubt, einen Zahn verpflanzen zu lassen, weil derjenige, der ihn ver-

verliert, sich dadurch zur Sache macht, die Menschheit in seinem homo noumenon herabwürdigt; und derjenige, der den Zahn in seine Kinnlade verpflanzen läßt, sündigt auch, indem er einen Menschen als Sache braucht, und nicht nur den Zahn, sondern auch den ganzen Menschen erwirbt.

W. Erwirbt er ihn? wie so? braucht er ihn nunmehr beständig zum Werkzeuge?

K. Ja wohl! der Zahn des andern muß ihm ja nun Zeitlebens beißen und kauen helfen.

W. Der Zahn wohl; aber doch nicht der ganze Mensch, dessen ganze Person mit dem Gliedmaaße des Zahns erworben werden soll. Wird denn nun der Mensch A, der den Zahn verloren hat, ein Sclav des Menschen B, der den Zahn empfieng?

K. Das nun wohl nicht.

W. Er ist doch dessen erworbene Sache. Muß B, so wie seinen Hund, auch den A Zeitlebens füttern?

K. Wer wird das behaupten?

W. Wer eine lebendige Sache erwirbt, muß sie erhalten. Oder darf etwa B den A abschlachten wie ein Schaf?

K. Gott behüte!

W. Was ist denn sonst das Resultat des Erwerbens? Muß etwa, des Zahns wegen, A von B sich zu allem brauchen lassen; muß er beständig um ihn seyn? muß er in B Viehstalle schlafen, wenn dieser es verlangt?

K. Das kann und wird B nicht verlangen.

W. Und hat ihn doch erworben? Mit dem, was ich erworben habe, mache ich was ich will, so wie A, wenn er für seinen Zahn tausend Thaler von B empfängt, diese tausend Thaler gewiß erworben hat, und damit macht was er will. Hätte B mit dem Zahne auch den ganzen A erworben: so müßte er ja auch mit ihm thun können was er wollte. Oder ist dieß nicht: so hätte Kant abermals mit ernsthafter Miene eine große Thorheit gesagt, und das leere Hirngespinnst, »daß der Erwerb eines Gliedmaas»ses am Menschen der Erwerb der ganzen Person

»sey,«

»sey,« für ein Rechtsprincip der reinen Vernunft ausgegeben. Ist dieser Satz aber nicht wahr, wie er unstreitig nicht wahr ist: so kann, wie sie vorher selbst gestanden haben, auch Kants Eherecht nicht bestehen, dessen Hauptstütze ist, daß durch den Genuß eines Gliedes — das nicht einmal beständig an dem andern Körper bleibt — die ganze Person erworben werde.

K. Der Satz ist aber wahr! Kants Eherecht ist eine sublime Theorie; und Sie verstehen nicht, was Sie reden.

W. Gemach! Gemach! werden Sie doch nicht zornig! Der Zorn ist eine ganz heteronome Neigung. Besonders ein Kantianer sollte ihn durch den moralischen kategorischen Imperativ der Maxime des allgemein gültigen Gesetzes bändigen. Sehen Sie, ich will nachgebender seyn. Wir wollen Kants Eherecht noch stehen lassen; vielleicht könnte dadurch der arme A von dem partialen Selbstmorde, und der unbedachtsame B von dem Verbrechen mit einem Zahn einen ganzen Menschen zur Sache gemacht zu haben, entbunden werden.

K. Durch Kants Eherecht? Was das nun wieder für eine Träumerey ist!

W. Keine Träumerey; sondern eine ganz natürliche Folge aus Kants Principien. »Mann und Weib erwer»ben sich, nach Kant, durch den Genuß ihrer Geschlechts»glieder als Sache,« nicht weil es Geschlechtsglieder sind, denn von denen hat Kant gar nicht insbesondere gehandelt; sondern überhaupt weil es Gliedmaaßen sind, wie es Kant ausdrücklich sagt. »Aber weil sie sich gegen»seitig erwerben: so gewinnen sie wiederum sich selbst, und »stellen ihre Persönlichkeit her.« Nun ist mein Vorschlag: A lasse sich einen Zahn ausziehen, und B zugleich auch, in eben dem Augenblicke verpflanzen die Zahnärzte den Zahn B in die Kinnlade A, und den Zahn A in die Kinnlade B — es versteht sich, »alles ohne Beabsichtigung zum »äußern Erwerb« — so gewinnen A und B ihre Persönlichkeit augenblicklich wieder, keiner hat einen partialen Selbstmord begangen, und keiner den andern zur Sache gemacht.

K. Sie nehmen aber da einen Fall an, der sich nicht immer so findet.

W. Hat

W. Hat nicht Kant angenommen, daß der Zahn nicht wackelt; daß er kein Ueberzahn und nicht löcherig ist? und das findet sich auch nicht immer. Ich nehme einen bestimmten Fall an, und frage Sie, ob nicht in demselben A und B ihre Persönlichkeit wieder erworben haben, und von allem partialen Selbstmorde freygesprochen werden müssen, wenn anders Kants Eherecht auf einem allgemein gültigen Princip a priori beruhet?

K. Es ist wirklich ein bedenklicher Fall, der wenigstens die Schuld sehr zu vermindern scheint. Kant hätte ihn wohl unter die kasuistischen Fragen noch einrücken sollen. Ich wünschte, ich könnte darüber an ihn schreiben: so wie über die Frage von des Tagliacotius Nasenstück (die W. dem K. vorher ebenfalls vorgelegt hatte). Uebrigens gefällt es mir, daß Sie nun Kants Eherecht einmal in etwas annehmen.

W. Nicht in Etwas; sondern in diesem Falle ganz und gar. Denn nun müssen nach diesem Eherechte A und B in einem Hause wohnen, mit einander essen, müssen Gemeinschaft der Güter haben; in sofern es die statutarischen Rechte ihres Landes bestimmen, müssen ihr Hauswesen gemeinschaftlich führen; und wenn A von B oder B von A wegläuft: so ist der eine berechtigt, den andern in seine Gewalt zurückzubringen; kurz sie müssen in der Ehe leben, auch wenn unter A und B eines nicht ein Weib und das andere ein Mann wäre.

K. Was das nun wieder für ausschweifende Dinge sind!

W. Natürliche Folgen von Kants Principien. Mann und Weib machen sich durch Mittheilung ihrer Geschlechtsorgane zu Sachen, nicht besonders weil es Geschlechtsorgane; sondern weil es Organe sind, weil jeder mit Erwerb des einen Gliedmaaßes des andern ganze Person erwirbt; aber weil es gegenseitig geschieht, stellen sie ihre Persönlichkeit wieder her. Daraus schließt Kant, es folge, wenn sie dieß thun wollen: »so müssen sie sich nach »Rechtsgesetzen der reinen Vernunft nothwendig ver»ehligen.« Das heißt: sie müssen in einem Hause wohnen, mit einander essen, ihr Hauswesen gemeinschaftlich führen, ihre Güter gemeinschaftlich haben, in sofern es in

ihrem

ihrem Wohnorte Rechtens ist; und wenn einer davon sich verläuft: so ist der andere berechtigt, ihn in seine Gewalt zurück zu bringen. Da also A und B sich wechselseitig ihre Zähne, von Kant Organe genannt, mitgetheilt haben: so haben sie sich zu Sachen gemacht; weil es aber gegenseitig geschah, ihre Persönlichkeit wieder hergestellt; daher müssen sie nach Rechtsgesetzen der Kantischen reinen Vernunft sich „nothwendig verehelichen"; das heißt, gemeinschaftliches Hauswesen führen ꝛc. daß sie sich nicht beyschlafen können, da nicht einer Mann und der andere Weib ist, thut nichts zur Sache; der Beyschlaf ist zur Ehe so wenig wesentlich, als das Kinderzeugen. Das Kantische Mann und Weib haben dadurch, daß sie sich ihre Organe mittheilen wollen, nach reinen Rechtsgesetzen sich nothwendig verehelichen müssen; und so mögen sie beyschlafen (wenn sie wollen, das reine Rechtsprincip sagt nichts darüber), da ihre Verpflichtung zur Verehelichung aus der Mittheilung der Geschlechtsorgane ihren Ursprung nahm. A und B sind, nach reinem Rechtsprincip, zur Ehe verpflichtet durch die freywillige Mittheilung ihrer Zähne, und so mögen sie Zeitlebens in Gemeinschaft beißen und käuen. Beyschlaf ist zu ihrer Ehe noch weniger nöthig, da die Verpflichtung dazu nicht durch Mittheilung der Geschlechtsorgane entstand. Es ist also eine unmittelbare Folge der Kantischen Theorie vom Eherecht und vom partialen Selbstmorde, daß eine Ehe unter Mann und Mann bestehen, und die reine Verpflichtung dazu, ohne alle Gemeinschaft der Geschlechtsorgane, durch die gegenseitige Mittheilung der Zähne entspringen kann.

K. Nein, das ist nicht auszuhalten! Ich mag nun über den Inhalt von Kants Rechtslehre und Tugendlehre kein Wort mehr mit Ihnen wechseln. — Leben Sie wohl, oder leben Sie nicht wohl, wie Sie wollen.

Hrn. Nicolais Vorrede ist eine eben so stark besetzte als gut bediente Batterie, und die eine große Niederlage unter dem kritischen Heerhaufen anrichtet. Der Heerführer selbst wird (unter andern S. 12 ff.) tödtlich verwundet; rechts und links sinken Generale und andere Anführer. Es scheint der kritischen Schule nichts übrig zu bleiben, als um Frieden zu bitten, und von den Siegern, dem Verfasser der Gespräche, des Gundiberts und dieser Vorrede, das Gesetz der gesunden,

reinen, untheilbaren, bloß regulativen, Vernunft anzunehmen, und — deutsch zu lernen. Sollte den formalen Philosophen das zu hart dünken: so werden sie wenigstens folgenden Vorschlag von der Gnade des Siegers nicht verwerfen, S. 73 f.: »es werde für sie eine ganz besondere Univer»sität in irgend einem Kloster gestiftet. Sie würden da»durch von denjenigen abgesondert, welche der wirklichen Welt »und dem menschlichen Geschlechte nützlich werden wollen; »und würden da auch am glücklichsten seyn; denn nun könn»ten sie ungestört ihre Sätze und Voraussetzungen von vorn »mit ihrer Nothwendigkeit zugleich denken, und sie »deduciren, durch sich selbst setzen und unmittelbar »durch sich selbst einleuchten, sogar auch unmittheilbar »werden lassen, wie sie nur wollten. Nur, weil das Dispu»tiren etwas scharf werden dürfte, indem die Herren, wie »sich so oft gezeigt hat, gewöhnlich einander nicht verstehn, »und der Zufall, daß sie sich errathen möchten, ungewiß »ist: so wäre wohl vorzuschlagen, daß der Disputirsaal durch »eine vier Fuß hohe hölzerne Wand getheilt werde, wie der»gleichen schon providentia majorum in der Burse zu Tübin»gen vor uralten Zeiten eingerichtet war;« »welche bretter»ne Scheidewand (sagt der Verfasser der Geographie und »Statistik Wirtembergs, 1787. S. 249) die streitenden No»minalisten und Realisten abhielt, ihre Gelehrsamkeit, die »ihnen bis in die Fäuste und Nägel kam, an den Haaren »und Köpfen ihrer Gegner ausbrechen zu lassen.« »Denn »man weiß, einige der gravitätischen Herren, welche mit dem »Ich=Ich Schnellkäulchen spielen, sind nicht nur sehr per»emtorisch und in ihren Kleinigkeiten von vorn unbedingt »gebietend; sondern werden auch schrecklich, wann sie her»ausgefodert werden (dieß wird von Hrn. Fichte versichert im »Fragmente aus meinen Papieren, Jena 1797. S. 71), »wenn sie jemand nicht für so wichtig hält, als sie selbst sich »halten, und dann gehen sie mit wildem Grimme vom Di»sputiren zum Annihilations-Akte über.«

Mit Reinholds bekannten Briefen, die vor 13—14 Jahren zuerst im deutschen Merkur erschienen, fieng die kritische Philosophie an ihr Haupt empor zu heben, und auf Eroberung auszugehen; diese Lust wird ihr nun, seit der Erscheinung Gundiberts und der neun Gespräche, wohl vergehn. — Es ist, als wenn selbst der Stifter der neuen Schule ihr in

fol-

folgenden Worten, die vor Gundiberts Leben als Motto stehen, das Prognosticon hätte stellen wollen:

» Der lächerliche Despotism der Schulen verdient nicht un» terstützt zu werden, welche über öffentliche Gefahr ein lau» tes Geschrei erheben, wenn man ihre Spinneweben zer» reist, von denen doch das Publikum nie Notiz genommen » hat, und deren Verlust es also auch nie fühlen kann. « Kritik d. r. V. 2te Auflage, S. XXXV.

Kz.

The principles of Critical philosophy selected from the works of *Emmanuel Kant* and expounded by *James Sigismund Beck*, translated from the German by an auditor of the latter. London sold by Johnson, Richardson; Edinburgh, Hill, Manners and Miller; Hamburg, Hoffmann. 1797. 454 Seiten 8. ohne die Vorrede. 1 Rl. 16 Gr.

Der ungenannte Uebersetzer empfiehlt in seiner Vorrede die kritische Philosophie, und erklärt einige Kunstwörter. Die Empfehlung beruft sich unter andern auch darauf, daß diese Philosophie gegen Irreligion, und Atheismus das stärkste Gegengift sey. Leider hat aber die Erfahrung hiervon schon das Gegentheil gelehrt, da einer ihrer berühmtesten Anhänger sich geradezu als Atheisten erklärt, und eine unendliche Intelligenz als etwas Widersprechendes aufgestellt hat. Mit der Philosophie des Hrn. Beck, welche hier hauptsächlich vorgetragen wird, dürfte es am Ende auch dahin kommen müssen, da diese von der Fichteschen im Wesentlichen nicht weit abgeht. Und was die positive Religion angeht: so weiß man, daß die meisten kritischen Philosophen davon nicht sonderlich viel halten. Was hier vorgetragen wird, ist hauptsächlich aus der Beckischen Ansicht der reinen Philosophie entlehnt, nur anders vorgetragen, als es in dessen bisher gedruckten Schriften geschehen ist; so daß hier keine Uebersetzung, weder von dessen einzig möglichem Standpunkte, noch dem erläuternden Auszuge, anzutreffen ist. Ob die Britten diesen Vortrag deutlich finden werden, muß die Zeit lehren; uns hat er nicht

klärer geschienen, als wir die unter uns bekannten kritischen Schriften befunden haben.

Og.

Immanuelis Kantii opera ad philosophiam criticam latine vertit *Fredericus Gottlob Born. Vol. IV.* Lipsiae, impensis Schwickerti. 1798. pag. 820. 3 Rl.

Außer einigen kleinern, und zum Theil auch frühern Aufsätzen und Abhandlungen liefert dieser vierte Band die Metaphysik der Sitten, d. h. die metaphysischen Anfangsgründe der Rechts- und Tugendlehre.

Am.

Musik.

Don Silvio von Rosalva, oder: der Sieg der Natur über die Schwärmerey (.) Eine komische Oper von Bürde. In Musik gesetzt und fürs Clavier eingerichtet von G. Bachmann. Braunschweig, im Verlage des musikalischen Magazins auf der Höhe. Ohne Jahrzahl. Quersolio, 61 Seiten 2 Rl. 12 gr.

Wir können von der vorliegenden Composition weiter nichts rühmen, als daß sie angenehm in die Ohren fällt, und dabey rein im Satze ist. Uebrigens zeichnet sie sich weder durch Neuheit, noch durch hervorstechende Züge aus. Besonders ist die Modulation fast durchgängig sehr alltäglich und unbedeutend, mit unter auch gar zu dürftig; denn zuweilen bleibt der Vf. dreyßig und mehrere Takte lang in einem uud ebendemselben Tone. Auch finden wir den Plan der Arien ꝛc. zu einförmig, da z. B. beynahe jedes kürzere und längere Ritornell mit einem förmlichen Tonschlusse geendigt wird u. dgl. m. Mannichfaltigkeit der Charaktere und Wahrheit im Ausdrucke vermißt man sehr häufig; dagegen kommen gewisse Wendungen

gen ohne Rücksicht auf den Text sowohl bey sanften, als lebhaften ꝛc. Empfindungen, mithin öfters zur Unzeit vor. Der Klavierauszug ist eher überladen, als zu mager, und stellenweise, z. B. sogleich Seite 2. T. 1. 3 ꝛc. fast unspielbar. Insbesondere thut das eine üble Wirkung, daß der Vf. zwischen der Melodie und den begleitenden Stimmen oft eine zu große Lücke läßt, und die Begleitung zu tief setzt, oder sie zu nahe an den Baß bringt, wie S. 5, 56 u. a. m. So viel im Allgemeinen. Jetzt noch einige Bemerkungen über einzelne Stellen.

In der ersten Arie, (S. 9 ꝛc.) wo der Charakter nicht richtig genug dargestellt worden ist, kommen unter andern S. 10. zu den Worten: weiß ich von keinen Schmerzen, sehr unschicklich Passagen in Zwey und dreyßigtheilen vor. Die Musik zu der Ariette S. 16. ist gar zu bekannt und gemein. Der Text dazu heißt: „Lieb' und Hoffnung sind die beyden (hier ein sehr zweckwiedriger Einschnitt —) Quellen unsrer besten Freuden." Wie konnte Herr B. die gedachten Einschnitte anbringen, da auch ein Anfänger die, auf eine so auffallende Art vernachlässigte, Intervunktion bemerken muß! Bey den Worten: doch mich däucht die dritte fehlet ꝛc. (S. 17.) hätte das hier wichtige Zahlwort dritte mehr ausgehoben werden sollen. Zu den darauf folgenden Worten: Wenn auch heiße Liebespein ꝛc. wäre die Modulation in einem andern Tone, oder doch eine andre, mehr abstechende Melodie, besser gewesen. Die Wendung in die Tonica, welche auch S. 25 u. a. m. vorkommt, ist sehr gemein und alltäglich. Die Frage: Welches Labsal kann noch seyn, das den Muth des Kranken stähle? endigt der Vf. mit dem Septimenaccorde auf der Dominante. Eine ganz eigene und ungewöhnliche Darstellung einer Frage. In der Ariette S. 19. machen sich die durchgängig angebrachten Triolen gegen zwey- oder viergliedrige Figuren, wie T. 7. 10 ꝛc. nicht gut; obgleich gegenwärtig viele Componisten von Ruf dergleichen Figuren gegen einander setzen. S. 22. deklamirt der Verf: „Kaum trau ich mich darauf zu gehn, anstatt: Kaum trau ich ꝛc. oder allenfalls: Kaum trau ich mich ꝛc. Das Wort Lebensgröße (S. 22.) hat den grammatischen Accent nicht auf der dritten, sondern auf der ersten Silbe. In der kleinen und unbedeuten-

den Arie: O möcht' es mir gelingen ꝛc. kommt S. 26. der bekannte Trugschluß, wo statt der erwarteten Tonica in der Singstimme die Dominante eintritt, zweymal nach einander, und zwar mehr, weil es so Mode ist, als aus irgend einem hinlänglichen Grunde dazu vor. Die sehr gewöhnliche Begleitungsart, das erste Achtel pausiren zu lassen, und die übrigen drey in den nämlichen Tönen zu wiederholen, findet sich im vorliegenden Klavierauszuge sehr häufig, besonders aber S. 27. 28. Ehe der Vf. in diesem Duette S. 28. wirklich in die Dominante ausweicht, hat er, außer den kleinern Abschnitten, drey bis vier förmliche Tonschlüsse in der Tonica selbst angebracht. Sogleich in dem ersten Worte: Unwiederruflich ꝛc. S. 27. ist die Declamation schlecht; denn die vierte Sylbe hat verhältnißmäßig zu viel Accent bekommen. Noch unrichtiger heißt es auf derselben Seite: Unbiegsam ist sein Eigensinn ꝛc. Die Ursache von dieser offenbar falschen Declamation liegt darin, daß Herr B. in diesem Duette, wie anderwärts mehr z. B. Seite 21. 39 ꝛc. mit drey Achteln im Auftakte anfängt. Uebrigens fehlt es auch gegen das Ende dieses Duetts — worin freylich keine eigentlich gearbeiteten Stellen zu erwarten waren — an wiederholten Tonschlüssen nicht. In der großen Arie S. 32 ist sowohl die Begleitung, als die Melodie, in Absicht auf die Scansion zu einförmig. Denn beynahe jede lange Sylbe bekommt drey, jede kurze aber nur ein Viertel. Auch modulirt der Vf. anfangs — und noch dazu in einem Adagio — nicht weniger, als sechs- und vierzig Takte hindurch, fast unabänderlich in der Tonica Es. Gleichwohl fängt er auch S. 35. nach dem völligen Tonschlusse wieder in Es an. Dieß ist auf jeden Fall langweilig und ermüdend. S. 32. T. 7 ꝛc. klingt die Begleitung sehr octavenartig. Die Passage auf der dritten Sylbe des Adjectivs schmachtenden steht sehr am unrechten Orte. Den Schlußtriller, der im eingestrichenen F anhebt, und eine Octave höher fortgesetzt und geendigt wird, übergehen wir. In diesem zwar angenehmen, aber doch zu langen Adagio kehrt der Vf. nochmals in die Tonica zurück, und schließt S. 39. auch wieder förmlich darin. Hierauf tritt bey den Worten: Ich gieng mit unheilbarer Wunde, gern hätt' ich wie ein Kind geweint ꝛc. sehr unschicklich ein Allegro ein. Weit zweckmäßiger, d. h. dem Inhalte des Textes angemessener, würde dieß bey dem Worten: Sie ist ent-

entschieden, meine Wahl ꝛc. (S. 40.) geschehen seyn. Die vielen Einschnitte mit jedem zweyten Takte in der Singstimme werden lästig. Es folgen deren S. 39. ff. fünf und zwanzig unmittelbar nach einander. Die Ariette: Find ich ihr mich gegenüber ꝛc. (S. 45.) erinnert gar zu sehr an Mozarts: Ein Mädchen oder Weibchen ꝛc. Auch ist des Wiederholens und Schließens darin kein Ende. Auf die Beurtheilung der noch folgenden Arien u. dgl. — die sich ebenfalls weder durch Neuheit, noch durch treffenden Ausdruck des Charakters oder durch Wahrheit auszeichnen — können wir uns nicht einlassen; so viel auch dagegen zu erinnern wäre. Einstweilen glauben wir ohnedieß dem Vf. schon hinlängliche Winke zur Beherzigung gegeben zu haben. Daß der Notenstich, welchen das musikalische Magazin auf der Höhe besorgt, gewöhnlich sehr fehlerhaft ist, weiß man ohne unsere Erinnerung. Indeß sind doch in dem vorliegenden Klavierauszuge verhältnißmäßig weniger Fehler, als in den Mozartschen Werken aus eben demselben Verlage. Der Text zu dieser Operette ist bereits im 21sten Bande der neuen a. d. Bibliothek nach Verdienste gewürdiget worden. Wir bemerken nur noch, daß in dem vorliegenden Klavierauszuge bloß Arien und Duette, aber keine Terzette, Quartette, Chöre u. dgl. enthalten sind. In so fern ist für Mannichfaltigkeit und musikalischen Effekt unstreitig zu wenig gesorgt worden. Dieß scheint jedoch, nach verschiedenen Stellen zu urtheilen, nicht die Schuld des achtungswerthen Dichters zu seyn; vielmehr vermuthen wir, der Klavierauszug enthalte, aus merkantilischen Gründen, nicht die ganze Operette, sondern bloß eine Auswahl daraus. Aber freylich hätte dieß auf dem Titel angezeigt werden sollen.

Rw.

Zwölf Lieder mit Melodien ꝛc., componirt von Friedrich Wilhelm Härting. Erster Theil. Zu finden bey dem Verfasser, in der Gerhard Fleischerschen Buchhandlung ꝛc. in Leipzig. 1798. Querfolio, ohne Titel, Vorrede und Pränumeranten-Verzeichniß, 16 Seiten. 12 Gr.

Schon der edle Zweck, welchen der bescheidene Verfasser bey der Herausgabe der vorliegenden Liedersammlung hatte, würde uns zu einem nachsichtsvollen Urtheile verbinden; wenn auch diese Arbeit weniger gelungen wäre, als sie es wirklich ist. Herr H sagt in der Zuschrift an das musikalische Publikum: „Ich habe Ursache, die musikalische Welt um Verzeihung zu bitten, daß ich als bloßer Liebhaber der Musik es wage, gegenwärtige Lieder herauszugeben. Meine Berufsgeschäffte als Müller lassen mir bisweilen arbeitslose (müßige) Stunden, welche ich größtentheils mit Musik ausfülle. In diesen Stunden nun sind, durch verschiedene Veranlassungen, nachstehende Melodien entstanden, welche vielen braven Musikern (mit Recht, setzen wir hinzu!) gefallen haben. Man hielt sie des Druckes werth, welchen ich bloß deswegen veranstaltet habe, um einigen hiesigen Armen mit dem etwanigen Geldüberschusse ihr Elend zu erleichtern." Wer sollte nicht in dieser Hinsicht herzlich wünschen, daß die vorliegenden Lieder von sehr vielen gekauft werden möchten; besonders da sie, im Ganzen genommen, als erste Versuche Beyfall verdienen. — Weil aber der Vf selbst um freundschaftliche Belehrung bittet: so wollen wir ihn auf einige Unvollkommenheiten und Verstöße gegen die ein oder die andre Regel aufmerksam machen, in der unbezweifelten Voraussetzung, daß er unsere Bemerkungen bloß für freundschaftliche Winke, und nicht für geflissentlichen Tadel aufnehmen werde.

Seite 1. T. 14. und 15 ist der Satz nicht völlig rein; denn unter andern macht die Klavierbegleitung gegen den Baß offenbare Oktaven. Auch wäre gegen die übrige harmonische Behandlung in dem 14ten Takte noch manches einzuwenden, was wir, der Kürze wegen, übergehen müssen. Bey dem Worte Dornen (T. 18.) hat die zweyte (kurze) Silbe vermittelst der Harmonie ꝛc. zu viel Nachdruck erhalten. Eben so ist weiter unten bey den recitativisch behandelten Worten: Denken Sie hierbey ꝛc. durch das höhere, lange und auf den guten Taktheil fallende e, das persönliche Pronomen Sie zu stark accentuirt worden. Dafür hätte in diesem Falle, wo das erwähnte Sie nicht einer andern Person entgegen gesetzt wird, das Verbum denken mehr ausgehoben werden sollen. Mit dem Worte singen hat der Vf. einen zu merklichen Einschnitt in der Tonica angebracht. Dadurch werden, außer der Eintönigkeit, die darauf folgenden, und

noch

noch dazu gehörigen, Worte zu sehr von den vorhergehenden getrennt. Bey Friedrich wurde, aus einem harmonischen Grunde, statt der Pause im Basse, B besser gewesen seyn. Daß die Septime b im vorletzten Accorde aufwärts fortschreitet, ist freylich nicht ganz richtig; indeß wird doch dieß nicht sehr bemerkt, weil das a wenigstens in einer andern Stimme, nämlich im Tenore folgt. Das Zwischenspiel nach untermengt hätte entweder ganz wegbleiben, oder lieber in die Dominante C geleitet werden sollen, weil nach der Behandlung des Vfs. drey völlige Tonschlüsse in der Tonica kurz nach einander vorkommen. Die angezeigten Kleinigkeiten abgerechnet, ist dieses erste Lied recht gut gelungen. Auch entspricht die Musik dem Texte in Ansehung des Charakters vollkommen. In dem Liede S. 2. hätten die Taktstriche eigentlich so verlegt werden sollen, daß die ersten zwey Achtel im Auftakte zu stehen gekommen wären, u. s. w. Denn so wie die Taktabtheilung angedeutet ist, fallen nicht nur die kleinern Ab- und Einschnitte, sondern auch die Schlußnoten selbst, auf den zweyten (schlechten) Takttheil. Daß dieß aber zu einem unrichtigen Vortrage verleitet, und auch in andrer Rücksicht fehlerhaft ist, findet Herr H. in allen guten Lehrbüchern, worinn über diesen Gegenstand gehandelt wird, vorzüglich in den kritischen Briefen über die Tonkunst, B. 2. Seite 36. 37. 40 u. a. m. Bey dem Worte süße (T 2.) würde der Recensent, aus einem declamatorischen und leicht zu errathenden Grunde, zur ersten Silbe noch das g haben singen lassen. So auch T. 6 und 11. Im dritten Takte ist das erste Achtel nicht völlig rein im Satze; denn das springende e der Melodie gehört nicht zu dem Terzquartenakkorde von A. Der unnatürliche Sprung vom cis in das d herab (T. 4.) hätte leicht vermieden werden können. S. 4. T. 1. ist der Baß — wie man in der Kunstsprache zu sagen pflegt — zu jung. Besser und männlicher würde er seyn, wenn statt des zweyten Achtels g, das tiefere e stände. Der förmliche Tonschluß in die Tonica F (T. 4.) ist deshalb zweckwidrig, weil der Sinn im Texte hier, und in den mehresten Strophen noch nicht völlig geendigt ist, und weil folglich dadurch der Zusammenhang getrennt wird. Ueberhaupt bringt der Vf. zu viele förmliche Tonschlüsse an. Der plötzliche Uebergang aus C in B dur (T. 8. 9.) steht hier, in Rücksicht der erforderlichen Einheit, nicht ganz am rechten Orte. — Die Quinten S. 6. T. 2. sind unserm Gefühle

nicht widrig; obgleich musikalische Pedanten darin einen unverzeihlichen Verstoß zu finden glauben werden. Was wir oben über die unrichtige Stellung der Taktstriche erinnerten, das gilt vorzüglich von diesem Liede, welches mit drey Achteln im Auftakte (in arsi) anfangen müßte.

Diese wenigen Bemerkungen werden hoffentlich hinreichend seyn, den lehrbegierigen Vf. einstweilen auf verschiedene größere oder kleinere Versehen aufmerksam zu machen. Eine Analyse der noch folgenden Lieder verstattet uns der Raum nicht, so gern wir auch seinen Wunsch erfüllten. Nur noch dieß bemerken wir im Allgemeinen, daß Herr H. ein zu großer Freund von den, oft nicht ganz zweckmäßigen, Vor- und Nachspielen ist. Auch könnte die Modulation mit unter etwas reichhaltiger seyn. Insbesondere pflegt er nach dem Schlusse in die Dominante öfter sogleich wieder in der Tonica anzufangen (wie S. 2. T. 13; S. 6. T. 17: S. 8. T. 13 ꝛc.) ohne daß dieß durch irgend einen Uebergang geschieht. Obgleich diese Wendung an sich nicht fehlerhaft ist; so kann sie es doch alsdann werden, wenn die Worte — wie in den meisten Fällen — Beziehung auf einander haben, und also auch vermittelst der Modulation mehr mit einander verbunden werden müssen. Ueberdieß erfordert auch die nöthige Mannichfaltigkeit bekanntlich Abwechselung in den Wendungen.

Wir ermuntern Herrn H., seine Nebenstunden ferner so nützlich anzuwenden, und sind überzeugt, daß er, bey fortgesetztem Kunststudio, in kurzem manchen Tonsetzer von Beruf übertreffen werde.

Ba.

1. Trois Sonates pour le Piano-Forte etc. composées par *Charles Fr. Ebers* (,) Compositeur de la Chambre. A Neustrélitz, chez Michaelis, Libraire de la Cour. Ohne Jahrzahl. Querfolio. 12 Seiten Noten.

2. IX Variations sur l'Air: Contre les chagrins de la vie etc. pour le Violon Principal (,) accompagnées,

nées de deux Violons, deux Houtbois, deux Cors, Viola et Basse, par *C. F. Ebers.* Chez Hummel à Berlin. Ohne Jahrzahl. Folio. 14 Seiten.

3. Sechs Themes (?) aus der Oper: Das neue Sonntagskind ꝛc. variirt für's Piano-Forte, vom Herzogl. Strelitzschen Cammermusicus C. F. Ebers. Chez Hummel à Berlin. Ohne Jahrzahl. Folio. 15 Seiten.

4. Six Rondos (?) pour le Claveçin, comp. par *C. F. Ebers.* Op. 5. Bronsvic, au Magazin de Musique, à la Höhe. Ohne Jahrzahl. Querfolio. 13 Seiten.

Lauter Arbeiten eines Anfängers, der mit der Zeit, d. h. wenn er sich mit den Regeln der Harmonie und der Setzkunst überhaupt genauer bekannt gemacht, und sein Talent zur Composition mehr ausgebildet haben wird, wohl noch ein gefälliger, wenn auch eben nicht ein vorzüglicher, Tonsetzer werden kann. Uns scheint es, Herr E. habe entweder gar keinen, oder doch nur wenig Unterricht in der Setzkunst gehabt; denn sonst würde er sich vor gewissen Fehlern wohl sorgfältiger gehütet haben. Weil wir die, oben zuerst genannten, drey Sonaten für die wichtigste unter den vorliegenden Arbeiten halten: so mögen daraus hier nur einige Belege zur Rechtfertigung unsers Urtheils stehen. Sogleich im zweyten Takte des ersten Allegro moderato ist bey der Nachahmung der Satz nicht völlig rein. Ueberdieß klingt der Baß im dritten und vierten Takte sehr jung, oder vielmehr nur wie eine Mittelstimme. Noch schlechter ist in dieser Hinsicht der Baß T. 11. 12. des ersten, und T. 7. 8 ꝛc. des zweyten Theils. Von dem 16ten Takte an hat es mit dem Rhythmus nicht ganz seine völlige Richtigkeit: so wie denn überhaupt diese, und verschiedene der folgenden Takte mehr in den Vier- als Zweyvierteltakt gehören. T. 36. 37. hat der Baß wieder eine bloße Mittelstimme. Auch ist T. 39. die Harmonie nicht ganz rein. Die Oberstimme müßte nämlich nicht h a, sondern c h heißen, da bekanntlich auf eine durchgehende Note kein Sprung folgen kann. Noch auffallender finden wir den Eintritt des wirklichen Bas-

ses

ses c im 20sten Takte des zweyten Theils. S. 3. T. 9. und 13 macht der Querstand c cis eine schlechte Wirkung. Nächstdem kommen dabey, zwar nur in verkehrter, S. 6. T. 7. hingegen in gerader Bewegung, offenbar Quinten von sehr widriger Art vor, nämlich $\frac{as}{des}\ \frac{g}{c}$. An offenbaren und verdeckten Octaven und Quinten, folglich an wirklichen Schulfehlern, fehlt es auch ausserdem nicht; nur schonen wir den zur Aufzählung derselben erforderlichen Raum. S. 4. T. 33. ist anfangs die Harmonie nicht rein. Im 37sten Takte hat Hr. E. sogar einen Quintsextenaccord gebraucht, der aus Ais c und f besteht. — Der Schluß dieses Allegretto geschieht zu plötzlich; auch stechen dabey die Octaven fis und g zu merklich durch. S. 6. T. 4. von unten befindet sich, in einem übrigens sehr galanten Allegro, eine Art von Contrapunkt; nur treten bey der Nachahmung die Stimmen unglücklicher Weise mit einer Wechselnote frey ein. — Die erstern sechs Takte auf der siebenten Seite klingen einem Uebungsexempel für Generalbaßspieler u. s. w. nicht unähnlich. Ueberhaupt glaubt man, in diesem Allegro besonders, bald eine bekannte Sinfonie, bald aber wieder ein andres Tonstück zu hören, da die Einheit des Charakters darin zu sehr vernachläßigt worden ist. Auch kommen S. 7 zu viele Ab- und Einschnitte in C vor, Die vielen, auf den nämlichen Tonstufen nach einander folgenden, Achtel in der Oberstimme, z. B. Seite 4. T. 33 ff.; S. 8 in der vorletzten Notenzeile u. a. m. machen in Claviersonaten eine armselige Figur. In dem Rondo S. 8. T. 5. kommt unmittelbar nach dem sehr leeren Septimenaccorde von C der Septimenaccord von D vor, worin die Auflösung der vorhergehenden Septime in die Quinte a sehr widrig ist. So auch S. 10. T. 2. — Mehrere Beweise davon, daß Hr. E. noch ein Anfänger in der Composition ist, werden wohl nicht nöthig seyn. Will er in der Folge wieder als Tonsetzer auftreten: so rathen wir ihm, vor allen Dingen die musikalische Grammatik fleißiger zu studiren. Denn noch scheint er in einem Alter zu seyn, worin sich das Versäumte allenfalls wohl noch nachholen läßt.

Nb.

Thea-

Theater.

Nebentheater von J. G. Dyck. Siebenter Band. Leipzig, auf Kosten des Verfassers, 1797. XVI. u. 420 S. 8. 1 Rf. 12 Gr.

Man hat die bisherigen Bände dieser dramatischen Sammlung mit Beyfall aufgenommen, und wird auch die im gegenwärtigen enthaltenen Stücke nicht ohne Befriedigung lesen. Auch die Vorrede dieses Bandes verdient Aufmerksamkeit und Beherzigung des Kunstfreundes. Der Verf. geht von einer Bemerkung Diderot's aus, welche freylich über die für die Kunst in Deutschland möglichen Fortschritte, mit ihrer größern Begünstigung zu Athen, Rom und Paris, verglichen, kein sehr vortheilhaftes, aber leider nicht ganz unwahres Urtheil fällt. Die Schuld der Selbstvernachläßigung unserer guten Köpfe liegt hauptsächlich an ihrer Vereinzelung und Isolirung, liegt daran, daß die Meisten an dem Orte, wo sie leben, Niemand um sich haben, vor dem ihre Muse sich scheut. Einzelne Beyspiele des Gegentheils haben dieß auch in der Geschichte unsers Geschmacks bestätigt. Mit der Schauspielkunst der Deutschen ist dieß eben so sehr, und noch augenscheinlicher der Fall. Unsere talentvollen Schauspieler sind nie beysammen gewesen; kein Wunder also, daß sie am liebsten und am besten die rohe Natur darstellen. Auch hier wirkt der Mangel eines gemeinschaftlichen Staatsinteresse sehr nachtheilig; und leider bleibt der Name eines Nationaltheaters bisher für uns fast ein leerer Schall. Selbst unsre sogenannten Originalstücke sind fast sämmtlich nach ausländischen Mustern gebildet, und die es nicht sind, haben gewöhnlich gar keinen Zuschnitt. Diejenigen darunter, die noch am meisten unterhalten und gefallen, thun es durch die treue Nachahmung häuslicher Auftritte mehr als durch scharfen Witz und durch eine geschickte Zusammensetzung. Wir machen jede Mode mit; aber wir haben keine fest bestimmte Sitte. Jenes folgt aus diesem. — Die Franzosen haben so Unrecht nicht, wenn sie einen Unterschied zwischen Haupt- und Nebentheater machen, und denselben nicht etwa in der Größe des Brettergerüstes, sondern in dem für jedes schicklichen Tone suchen. Dort erschienen Melpomene und Thalia in ihrer völligen Pracht, hier ohne Schmuck; jedoch

nicht

nicht etwa im zerrissenen Gewande. Denn ohne festbestimmte Schranken ist kein harmonisches Ganzes denkbar. — Die in diesem siebenten Bande enthaltenen Stücke sind: 1. Aly Bey, Sultan von Aegypten, ein Trauerspiel in fünf Akten. Der Verf. wurde durch das Schicksal des unglücklichen pohlnischen Generals Kosciusko gereizt, einen Mann darzustellen, der einem Staate Selbstständigkeit geben will, ohne daß die Umstände seinen Zweck begünstigen. Bey der Ausarbeitung des Dialogs hatte er mehr den Leser, als den Zuschauer im Auge; obgleich sich das etwas lange Stück für die Vorstellung leicht abkürzen ließe. Die Handlung fällt ins Jahr 1773. Durch eine in der Leipziger Gelehrten Zeitung erschienene Beurtheilung dieses Trauerspiels ist eine diesem Bande angehängte rechtfertigende Erklärung des Verf. zur Berichtigung des verfehlten Gesichtspunkts veranlaßt worden. 2. Die getäuschte Wittwe, oder die Sympathie; ein Lustspiel in drey Akten, mit einigen untermischten Gesängen. 3. Omar, oder das Ehegesetz der Tatarn, ein Schauspiel, mit untermischten Gesängen, in drey Aufzügen. Angehängt ist ein Verzeichniß der sämmtlichen dramatischen Arbeiten des Verfassers, welches sechs Trauerspiele, und funfzehn Lustspiele enthält, aus welchen diese ganze Sammlung besteht; die jedoch außerdem noch ein Vorspiel und einige auf das Theater Bezug habende Aufsätze enthält.

Dr.

Kein Faustrecht mehr. Ein reichsstädtisches Schauspiel in vier Aufzügen, von Friedich Schlenkert. Regensburg, bey Montag und Weiß. 1798. 12 Bogen 8. 12 Gr.

Die Scene dieses Schauspiels ist in Schwäbisch-Hall, und der Verf hat es dem Rathe und der Bürgerschaft dieser Reichsstadt gewidmet. Die Handlung bezieht sich auf die Abschaffung des Faustrechts durch den auf dem Reichstage zu Worms zu Ausgange des funfzehnten Jahrhunderts durch Kaiser Maximilian gestifteten Landfrieden; eine Begebenheit von allgemeinem und einflußreichem Interesse. Der Reichsschultheis und der Stadtmeister von Hall nebst ihren Söhnen, jene beyden von hämischen und aufrührischen, diese von edeln und

patrio-

patriotischen Gesinnungen. Sowohl diese, als die übrigen Charaktere sind überaus gut angelegt und geschickt gezeichnet; und überhaupt zeichnet sich dieß Stück vor den vielen Ritterschauspielen, womit wir bis zum Uebermaaß heimgesucht werden, sehr vortheilhaft aus. Man sieht, daß der Verf. die Sitten, die Denkart und Sprache des Mittelalters genauer und minder oberflächlich studirt hat, als es bey seinen meisten Mitwerbern der Fall ist. Auch findet man hier nicht das Ueberspannte der Gesinnungen und Gefühle, nicht das Pomphafte und Declamatorische, welches die meisten Schauspiele dieser Art zu leidigen Haupt- und Staatsaktionen macht; und bey aller Mannichfaltigkeit der Situationen und der Charaktere sind beyde doch nicht auf die gewöhnliche Quelle und buntscheckige Art durch einander gemengt; sondern absichtvoll geordnet, und wirksam gegen einander in Contrast gebracht. Nur der Ton der eingemischten Gesänge und Chöre ist zu modern, und stört die Täuschung; denn er ist von der Sprache und Weise der Meistersänger und dem Charakter damaliger deutscher Dichtkunst allzu sehr entfernt.

Maria von Schwaningen; ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Breslau, bey Korn, 1797. 13½ B. 8. 16 gr.

Durch ein in zweyfacher schwerer Krankheit gethanes Gelübde hat Rudolf von Schwaningen seine Tochter zum Klosterleben bestimmt. Schon zwey Jahre sind über die dazu gelobte Zeit verflossen, weil ihn der Entschluß beunruhigt, und sein Gemüth über dessen Ausführung zweifelhaft ist. Sie selbst liebt einen jungen Ritter, Heintich von Erichshausen, dem ihre Hand versprochen ist. Der Schirmvogt von Sanct Gallen, Berthold von Hohenstädt, ein heuchlerischer Schwärmer voll tückischer Bosheit, bemächtigt sich durch seine Andringlichkeit des schwachen und wankelmüthigen Rudolph's immer mehr, und bringt ihn dahin, sein Gelübde vollziehen zu wollen, und dem Vater Heinrichs, Otto, einem sehr biedern und entschlossenen Manne, die versprochene Verheirathung Mariens an seinen Sohn wieder aufzukündigen. Otto sowohl, als sein Sohn, werden hierüber, vornehmlich wider Berthold, entrüstet; auch dem von Schwaningen wird von ihnen eine Fehde angekündigt.

Bert-

Bertholden gelingt es indeß, Marien in das Kloster zu schaffen, wohin ihr Liebhaber, als Erimit verkleidet, kommt, um sie wieder zu befreyen. Hans der Rustinger kommt zum Otto, indem er wider den Schwaninger auszuziehen im Begriff ist. Jener hat durch Bertholds Vergiftung seine Frau verloren, und da auch Otto's Weib, wie ihn der Rustinger überführt, durch jenes boshaften Heuchlers Schuld gestorben ist: so vereinen sich beyde wider Bertheld, suchen ihn auf, und treffen in dem Frauenkloster ein, als Marie eben ihr Gelübde zu thun an den Altar geführt werden soll. Ihnen und ihrem Liebhaber gelingt es, das unglückliche Mädchen zu retten, die mit Einwilligung ihres Vaters Heinrichen zu Theil wird, und Berthold wird von dem Rustinger getödet. In diesen Hauptumständen des Stücks liegt, wie man sieht, viel Interesse, und der ungenannte Verf. hat dasselbe sehr geschickt zu benutzen gewußt. Einige etwas gedehnte Scenen in den ersten Aufzügen abgerechnet, nimmt die Handlung einen raschen, thätigen Gang, und belebt die Aufmerksamkeit und Theilnehmung immer mehr. Die Zeichnung der edeln, schwachen und bösen Charakter ist gleichfalls geschickt ausgeführt; in dem Gemälde des Schirmvogts und der Schwärze seines ganzen Anstrichs möchte sie vielleicht etwas überladen seyn. Schon vor sieben Jahren wurde dieß Stück auf dem Breslauer Theater mit vielem und gerechtem Beyfall aufgeführt. Dieß hielt indeß den Verf. nicht ab, vor dem Abdrucke manche Aenderung und Verbesserung damit vorzunehmen, von welchen er in der Vorrede Rechenschaft giebt. Zugleich erklärt er, daß er mit diesem Produkte von seiner schriftstellerischen Laufbahn abtrete, um künftig als Geschäftsmann dem Könige, dem Vaterlande, und sich selbst zu nutzen.

Jtz.

Dyvecke, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, nach dem dänischen Original bearbeitet von R. L. Altona und Leipzig, bey Kaven. 1798. 11 B. 8. 12 gr.

Dyvecke, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von O. J. Samsöe. Aus dem Dänischen übersetzt von S. H. Gotha, bey Ettinger. 1798. 10½ Bogen 8. 10 gr.

Der

Der Stoff dieses Trauerspiels ist aus der dänischen Geschichte gezogen, und gewann sowohl dadurch, als durch seine Schicklichkeit für die tragische Behandlung, und durch die gute Ausführung, ein anziehendes Interesse für das dänische Publikum, welches diese Arbeit eines jungen, aber kurz vor der Aufführung dieses Stücks verstorbenen, Dichters mit vielem Beyfall aufnahm. Bey der noch immer unzureichenden Kenntniß des dänischen Theaters ist die zwiefache Uebersetzung als ein nicht verwerflicher Beytrag zu dieser nähern Kenntniß anzusehen. Dyvecke ist der Name eines sanften, liebenswürdigen Mädchens aus dem Bürgenstande, welche sich König Christiern II. zur Geliebten gewählt hatte, und die er auch nach seiner anderweitigen Vermählung als Geliebte beybehielt. Wider sie und ihre Mutter ist der Adelstand aufgebracht, und es glückt der Münstrup, Hofmeisterinn der Königinn, mit Beyhülfe eines tückischen und verräthrischen Mönchs, jenes gute Mädchen durch Gift aus dem Wege zu schaffen, eh ihr noch die mit dem in sie verliebten Burgherrn des Schlosses verabredete Flucht gelingt. Wider die durch einige Nebenverwickelung fast überladene Oekonomie dieses Trauerspiels ließe sich Manches erinnern; und mehr noch wider die am Schlusse auffallend verletzte poetische Gerechtigkeit in der Entscheidung des Schicksals der handelnden Personen, da die eigentlichen Urheber des Verbrechens ungestraft davon zu kommen scheinen. Auch sind die meisten Charaktere ziemlich flach gehalten, und besonders die Gesinnung und das Benehmen des Königs, der überall wenigen thätigen Antheil nimmt, allzu unbestimmt gelassen. Den sehr gut gezeichneten Hauptcharakter trifft jedoch dieser Tadel nicht, und die Berarbeitung des Dialogs verdient gleichfalls Lob; er ist leicht, natürlich, und ohne Uebertreibung. So viel sich ohne Vergleichung des Originals mit den beyden Uebersetzungen urtheilen läßt, sind diese nicht ohne Fleiß gemacht. Der Gothaischen aber scheint doch der Vorzug einer größern Geschmeidigkeit des Ausdrucks zu gebühren, sowohl in dem leichtern Tone des Gesprächs, als in den leidenschaftlichen Stellen.

Km.

Die Schachfigur, oder der Sonderling. Lustspiel in vier Aufzügen, nach dem Englischen. Leipzig, bey Köhler. 1797. 10 B. 8. 8 H.

Was es für ein englisches Schauspiel sey, dem das gegenwärtige nachgebildet ist, darüber wird keine Auskunft gegeben; und so kann Rec. auch nicht entscheiden, wie groß der an dieser Arbeit dem deutschen Verfasser gebührende Antheil sey. Von dem Plane des Originals aber mag wohl fast Alles beybehalten seyn; denn von der den englischen komischen Dichtern so gewöhnlichen Verflechtung und Durchkreuzung mehrerer Intriguen trägt dieß Lustspiel Spuren genug an sich. Die Charaktere fallen zum Theil ins Groteske und Verzerrte; an Belustigung für die Menge aber fehlt es nicht, und die Vorstellung hat auch daher schon oft des Beyfalls nicht verfehlt. Der Sprache des Dialogs fehlt es gar sehr an Rundung und Geschmeidigkeit. Die Scene ist in Wien; und man möchte wohl auch den Verfasser und sein Deutsch in Wien oder doch in Oberdeutschland zu suchen haben.

L'Enlévement, Comédie en trois Actes; traduite de l'Allemand de *J. F. Jünger*, par *** Maitre de Langue Françoise. Halle. 1797. 7 B. 8. 8 Gr.

Durch das auf dem Titel befindliche Motto aus Lebrun:

Gardez-vous bien du mot à mot;
Horace et le gout le renie:
Tout pédant traduit comme un sot,

giebt der Uebers. einen Wink, daß er nicht wörtlich, sondern frey, und folglich weder als Pedant, noch als Dummkopf übersetzt habe; und daran that er sehr wohl. Ob aber die Franzosen seine Arbeit französisch genug, und den Dialog so leicht und fließend finden werden, als sie denselben in ihren Originalstücken gewohnt sind, getraut sich Rec. nicht zu entscheiden. Das Stück selbst ist geschmeidig genug bearbeitet, um auch ihnen gefallen zu können.

Gd.

The Goddesses, a Tale by Mr. *Engel;* translated from the Original German. Berlin, printed by Hayn. 1796. 3 B. 8. 4 Gr.

Der

Der ungenannte Verfasser dieser Uebersetzung ist vermuthlich eben der geschickte und geschmackvolle englische Gelehrte, Herr Beresford, dem man zwey längst in Berlin herausgekommene sehr glückliche Einrichtungen deutscher Lieder, nach ihrer Originalmusik, zu verdanken hat. Seine Absicht bey der öffentlichen Bekanntmachung dieser schönen Erzählung aus Engel's Philosophen für die Welt war vornehmlich, seine Landesleute mit unsrer Literatur bekannter zu machen, und zugleich das Vorurtheil von sich abzukehren, welches, wie er sagt, die Deutschen so laut den Engländern Schuld geben, daß sie gegen alle ihre Produkte des Genies und der Literatur einen erklärten Widerwillen haben. Seine Arbeit verdient allen Beyfall; und er giebt Hoffnung, in Zukunft auserlesene Stücke aus den Schriften eines Kant, Wieland, Kamler, Schiller, Göthe, Lessing, u. a. übersetzt zu liefern, deren Werke gewiß jenes Vorurtheil, wenn es ja noch obwalten sollte, völlig heben würden.

Km.

Romane.

1. Röschens Geheimnisse, von dem Verf. des Guido von Sohnsdom. Erster Band. Pirna, in der Arnoldischen Buchhandl. 1798. 275 S. 8.

2. Julius. (Ein) Seitenstück zu dem Guido von Sohnsdom. Von demselben Verf. Erster Theil. Freyburg, in der Craziſchen Buchhandl. 286 S. 8. Zweyter Theil 272 S. 8. 2 Rl. 8 gr.

Wenn Vater Horaz, dessen goldene Regeln unsere neuesten Romanendichter entweder nicht zu lernen scheinen, oder doch wenigstens nicht respectiren — wenn er aber, wie Rec. steif und fest glaubt, Recht hatte zu sagen: prodesse volunt et delectare poetae: so hat der Verf. der eben genannten Romane, Herr Schilling zu Freyberg, jene Horazische Regel nicht nur vor Augen gehabt, sondern auch befolgt und mit Glück befolgt. Rec. ist ihm dieß Zeugniß um so mehr schuldig, weil ihm beyde Romane wieder einige angenehme und lehrreiche Stunden verschafften, nachdem der Schwall von

schlechten faden Romanen der jüngsten Messe ihm ganze Tage durch die Lectüre derselben, der er sich Pflichtshalber unterziehen mußte, verdorben hatte. Mit völliger Ueberzeugung empfiehlt daher Rec. besonders Röschens Geheimnisse dem nach Romanen gierigen Publicum; denn hier findet es Unterhaltung, und wenn es nicht schon durch Kopf und Herz verderbende Leserey verdorben ist, auch Belehrung. Hier ist Klarheit in der Zeichnung der mancherley Lagen, worinn ein junges durch die Barbareyen des französischen Revolutionskrieges in die weite Welt gestoßenes, sich selbst überlassenes Mädchen kommen konnte; hier ist Energie in der Schilderung der Leidenschaften und moralischen Tendenz. Sein Röschen sinkt von der hohen Stufe jungfräulicher Unschuld bis zur Kokette, und bald bis zur Ehebrecherinn herab. Den Gang, den der Verf. sie nehmen läßt, wird jeder, der die Fallstricke unsers luxuriösen Zeitalters und die laxe Moral der höhern Stände kennt, ganz dem wirklichen Leben getreu geschildert finden. Man interessirt sich für das Mädchen, man fürchtet, zittert für sie bey ihrem Fall, man wird erbittert auf ihre Verführer, man möchte auf die Gefallene selbst zürnen; aber man wird gestehen müssen, es mußte so kommen; man wird sich umsehen, und Beyspiele aus dem alltäglichen Leben genug finden, die des Verf. Kunst der Darstellung bewahrheiten. Möchte doch mancher Leser oder Leserinn dabey in den Busen greifen und fühlen, daß da auch noch Fleisch und Blut ist. Man zürne nicht auf den Verf., wenn etwa hier und da Stellen sind, die für eine schuldlose Seele zu wahr und sprechend scheinen. Wer heut zu Tage von einer gewissen Classe gelesen seyn will, darf kein Predigtbuch schreiben, und wehe dem Menschen, der des Verf. reine Absicht, die Unschuld vor Fallstricken zu warnen, und die Keime der Tugend, die in jedes Menschen Herz gepflanzt sind, die trockenen Theologen mögen auch noch so laut ihre Erbsünde vertheidigen, zu wecken, verkennen könnte. Wer Gift aus diesem wahr und gut geschriebenen Buche saugen kann, an dem ist gewiß nichts mehr zu verderben. — Von dem Gange der Geschichte und deren Verwickelung sagen wir nichts, um die Neugierde unserer Leser zu reizen.

Auch Julius ist ein Beweis, daß der Verf. zu unsern bessern Romanendichtern gehöre. Seine Zeichnungen sind auch hier größtentheils aus der wirklichen Welt. Rec. sagt:

gröſstentheils; denn hier und da möchte man doch bescheiden zweifeln, ob wohl ein verabschiedeter, wenn auch ehrenvoll verabschiedeter Hauptmann wie Julius, in unsrer jetzigen Welt in ein solches trauliches Verhältniß mit einem regierenden Fürsten kommen könne, als es Julius mit Moritz ist. Dieß sieht etwas geniehaftig — cramerisch aus. Wie dem auch sey: so sind diese Zeichnungen mit einer Leichtigkeit, und doch auch mit so groſser Kunst angelegt, daß man leicht einen Künstler, der nicht von gestern her, beobachtet und zeichnet, daran erkennt. Schön und glücklich gelingen ihm häusliche Scenen aller Art. Viel Kenntniß des Menschen, nicht aus Büchern geschöpft; sondern, wie man wohl sieht, aus dem Umgange mit Menschen abstrahirt, leuchtet daraus hervor, und eine glühende Phantasie, die des Verf. Styl zuweilen pretiöser macht, als nöthig und nützlich ist. Wärme des Herzens und ein heller Kopf, der durch gesunde Urtheile, oft durch satyrische oder humoristische Winke interessirt, charakterisiren das Ganze. Hier und da einen psychologischen Sprung, besonders wo der Verf. zu Ende eilt, thut man gern mit ihm; sieht man doch, wie er allenthalben poetische Gerechtigkeit übt, und praktische Lebensregeln durch Beyspiele predigt. Am Ende des zweyten Theils hat er alle im Buche vorkommende schlechte Menschen gehörig bestraft, und die goldene Wahrheit auf eine sehr einleuchtende und doch unterhaltende Art gelehrt, daß das Laster nie glücklich seyn könne. Styl und Sprache sind im Ganzen gut.

Fh.

Der Mensch, wie er ist. Ein Roman. Nach dem Englischen. Erster Band 226 S. Zweyter Band 252 S. in 8. Berlin und Stettin, bey Nicolai. 1798. 1 Rl. 12 gr.

Der Roman: The Man as he is, wovon gegenwärtiges Werk eine abgekürzte Uebersetzung ist, fand in England nicht wenig Beyfall. Im Jahre 1796 erschien eine zweyte Ausgabe desselben in vier Bänden, und ein gewisser von Hermsprong wird auf dem Titel als Verfasser erwähnt. Rec. hat diesen Roman mit Vergnügen gelesen; fürchtet aber sehr, daß er nicht für den Gaumen des heutigen deutschen Publicums

gemacht ist. Wir unterschreiben übrigens ganz das Urtheil des Uebersetzers: — „Ein Engländer möchte sagen: dieß Buch sey nicht sentimental; sondern sensible. Vielleicht dieß ein wenig zu sehr. Wenigstens scheint oft der Kopf des Verf. mit seinem Herzen davon zu laufen. Man findet Smollettschen Blick, und durchaus Swiftische Menschenliebe. Der Verf. bringt gern Reflexionen an, und liebt Gespräche. Seine Reflexionen sind meist gut; aber auch das Beste darf nicht zu reichlich aufgetischt werden.“ Der Uebersetzer versichert, daß er einen guten Theil dieser Reflexionen sowohl, als der Gespräche weggestrichen habe, und dennoch sind manche Stellen des Buch noch langweilig genug geblieben. Andere sind desto rührender und interessanter gezeichnet; wieder andere tragen ganz das reine Gepräge des brittischen Humors an sich, und verrathen tiefe Blicke in das menschliche Herz und seine zahllosen Schwachheiten. Der etwas zu stockende Gang des Ganzen, das Untereinanderlaufen der Begebenheiten, die vielen Episoden werden den deutschen Lesern am wenigsten behagen, und die, welche — Ueberraschungen lieben, werden ihn vollends nicht nach ihrem Geschmacke finden. In allem übrigen entspricht dieser Roman ganz seinem Titel, und dieß ist kein kleines Verdienst. Der Mensch erscheint darin leibhaftig, wie er ist — In tausend andern Romanen, die auch aus dieser Absicht geschrieben wurden, erscheint er — verzeichnet, und man könnte ganz füglich auf ihre Titel schreiben: „der Mensch, wie er nicht ist!“

Su.

Kamilla, oder ein Gemälde der Jugend; aus dem Englischen der Frau d'Arblay, geb. Burnay. Mit einer Vorrede von D. Joh. Reinhold Forster. Erster Theil 1 Alph. 5 B. Zweyter Theil 1 Alph. 5 Bog. Dritter Theil 1 Alph. 1 Bog. Vierter Theil 1 Alph. 2 B. 8. Berlin und Stettin, bey Nicolai. 1798. 5 Rl.

Auch in Deutschland hat man die beyden bisherigen Romane der ehemaligen Miß Burnay, jetzigen Mistreß d'Arblay, ihre Evelina und Cäcilia, mit vielem Beyfall aufgenommen; ungeachtet der Einbuße, die in Hinsicht der Sprache und der

beständ-

beständigen Beziehung auf englische Sitten gegenwärtiger Zeit unvermeidlich war. Auch dieß neue Produkt hat sehr viel innern Werth; ob es gleich in England nicht den ungetheilten und ausschließenden Beyfall erhielt, den die beyden vorhergehenden Dichtungen, besonders die Cäcilia, gefunden hatten. Hier ist es indeß der Ort nicht, uns auf eine Würdigung des Originals einzulassen. In der dieser Uebersetzung zugegebenen Vorrede ertheilt Dr. Forster einige Nachrichten von der Verfasserinn, unter andern die, daß ihre Heirath mit einem französischen Emigrirten nicht glücklich soll ausgefallen seyn, und daß sie aus Noth ihre Zuflucht zu ihren Schriftstellertalenten habe nehmen müssen. Sogar sage man, daß sie deßhalb diesen neuen Roman bis auf fünf Bände ausgesponnen habe, um von ihrem Verleger und ihren zahlreichen Subscribenten desto mehr zu gewinnen. Uebrigens erinnert er, es sey sowohl von ihm, als von dem Uebersetzer dafür gesorgt worden, daß die gar zu sehr ins Kleinliche gehenden Unterhaltungen, wovon viele mit dem Ganzen beynahe außer Verbindung standen, entweder ganz weggelassen, oder abgekürzt sind. Außerdem redet er von dem innern Werthe dieses Romans sehr treffend, und empfiehlt ihn Lesern vom gebildeten Geschmack als unterhaltend und belehrend. Von der Uebersetzung versichert er, daß sie mit möglichster Sorgfalt gemacht und von ihm durchgesehen sey; und Rec. hat sich überzeugt, daß sie dieß Zeugniß mit vollem Rechte verdiene.

Gd.

Der Fluch des Leichtsinns. Ein Familiengemälde. Frankfurt, bey Zeßler. 1798. 216 S. 8. 16 gr.

Ein neufränkischer Officier, Dorade, spinnt in einer Gegend am Rhein mit einem deutschen Mädchen, der einzigen Tochter eines guten alten Beamten, eine Liebesintrigue an. Der Vater des Mädchen ist entschieden gegen ihre Verbindung, weil seine Frau ihm auf dem Sterbebette das fürchterliche Geheimniß mitgetheilt hat, daß Wilhelmine die Tochter eines seiner Freunde sey, der sich bisher als ein französischer Emigrant unter dem Namen Valois bey ihm aufgehalten, und Gelegenheit gefunden hatte, die Frau seines Freundes und Wohlthäters zu verführen. Was Wunder, daß der alte Mann gegen alles, was Franzose hieß, eingenommen war. Das

Mädchen entläuft aber mit ihrem neufränkischen Geliebten, er heirathet sie, wird ihrer müde, läßt sie sitzen, und sie erhält endlich durch einen seiner Freunde die falsche Nachricht, er sey geblieben. Am Ende versöhnt sich der alte Vater mit der Tochter, die noch immer nichts von dem Geheimnisse ihrer Geburt weiß; durch einige sehr alltägliche Zufälle erfährt sie, daß ihr Dorade in Toulouse noch lebe; aber dem Tode nahe sey. Vater und Tochter reisen hin, und nun findet es sich, daß Monsieur Dorade der Sohn des schurkischen Valois war, daß er also seine Schwester geheirathet hatte. Der Tod tritt zur rechten Zeit zu, und löset die Ehe. — Diese schon so oft abgedroschene Liebes- und Heirathsgeschichte zweyer Geschwister ist hier mit einer ermüdenden Geschwätzigkeit ohne alles Interesse wieder durchgekauet.

Fritz der Schwabe und seine Basen. Ein komischer Roman von Franz Jünger. Leipzig, auf Kosten des Verfassers, und in Commission bey Gräff in Leipzig und Löfflund in Stuttgardt. 1798. 136 S. Zweytes Bändchen 173 S. 8. 20 gr.

Es ist zwar eine eigene Sache, sich auf dem Titelblatte als einen Komiker anzukündigen; man spannt die Erwartung des Lesers, und berechtiget ihn zu Foderungen, die zu erfüllen, so ganz leicht nicht sind. Die Erfahrung lehrt uns oft genug, wie dergleichen gespannte Erwartungen getäuscht werden. Indessen müssen wir diesem Namensvetter unsers ehemaligen deutschen Komikers, Joh. Friedr. Jünger, dessen Namen vielleicht hier ein Pseudonymus gebraucht, um Sensation zu erregen, das Zeugniß geben, daß es ihm nicht ganz an humoristischer Laune fehle. Er erzählt nicht schlecht, und interessirt durch den hier und da durchscheinenden Muthwillen und durch satyrische Winke; es ist ihm aber zu rathen, daß er bey künftigen ähnlichen Schriften, wovon wir ihn keinesweges abschrecken wollen, auf ein besser geordnetes und motivirtes Ganzes sehen möge; jetzt ist sein Buch ein Gemälde menschlicher Verirrungen und Thorheiten, dessen Figuren nicht alle im gehörigen Lichte und Schatten stehen, manche glitten wie in einer Zauberlaterne vor dem Blicke des Zuschauers vorbey, auf andern muß man länger, als nöthig war, verweilen;

seine

seine Räsonnements sind nicht immer gut angebracht, und im zweyten Bändchen hilft er sich gar durch Episoden, di nicht in dem besten Zusammenhange mit der Geschichte stehen. Es scheint übrigens, daß es dem Verf. nicht sowohl an Talent, etwas Besseres zu liefern, fehle, als vielmehr an Ausdauerung, Stetigkeit und am Gebrauch der Feile. Dieß letzte zeigt sich im Style, sonst würde er nicht geschrieben haben — nicht als ob ich mir gefürchtet — er hängte den Kopf. Auch würde er nicht mehreremale für statt vor gebraucht haben.

Feyerabende, von A. J. C. Langbein. Dritter Band. Leipzig, bey Breitkopf und Härtel. 1798. 264 S. 8. 1 Rh. 14 Gr.

Das Publicum kennt schon den geschliffenen, oft blühenden Erzählungston des Verf. aus seinen frühern Schriften; wir brauchen also nur zu sagen, daß er auch hier zu finden ist. Die einfachste Geschichte, die platteste Anekdote erhält unter seiner Feder immer ein Interesse; dadurch, daß er genau weiß, wohin er das Licht und wohin er den Schatten fallen lassen muß, erhalten seine Erzählungen ein Colorit, das sie nimmermehr unter der Bearbeitung eines Andern würden erhalten haben. Es ist nicht jedermanns Sache, platte Anekdoten durch die Blume des Styls zu interessanten Novellen aufzuputzen. Es kommt dazu, daß bey den meisten — bey der vierten dieses Bandes möchte etwa eine Ausnahme statt finden; denn da scheint die Kunst, durch Ueberraschung auf den Leser zu wirken, der Hauptzweck gewesen zu seyn — irgend eine moralische Tendenz, ein Kapitel aus der Philosophie des Lebens sich dem Leser unter einer angenehmen Bekleidung aufdrängt. So schildert z. B. die erste Erzählung: Mariane Richard, das Drückende des Schauspielerstandes und das glänzende Elend desselben, so lebendig und wahr, aber auch so traurig und rührend, als es Rec. noch in keinem andern Buche gefunden hat. Sollte aber nicht ein andere Lösung als Marianens Sprung ins Wasser, schicklicher gewesen seyn? Wir billigen es sehr, daß der Verf. auch die poetische Gerechtigkeit handhabt, und den Kammerjunker Windhorst und seine Helfershelfer durch den Fürsten bestrafen läßt. Wir würden aber den Fürsten früher ins Mittel ha-

ben treten lassen. — Die zweyte Erzählung: Achmet und Valide, ist eine kleine niedliche Novelle, im Geschmack des Morgenlandes, wo auch die Scene liegt; daher denn auch etwas von Wundern mit zwischen durch läuft. Die dritte: Das Damenpferd, hat eine richtige Moral, nur verliebt sich der alte Alfons etwas zu schnell; wo aber die Glaubwürdigkeit verdächtig ist, da wird es auch die Moral. Die vierte: Sieben Hochzeiten und keine Brautnacht, hat witzige Stellen, Launen und überraschende Lösungen. Dann folgen Kriminalgeschichten, die auch, nach des Rec. Meinung, besser mit einfacher Wahrheit, wie es Hr. L. thut, als mit brillantanem Styl verhallhornt, dargestellt werden.

Fh.

Mathematik.

System der Elemente der allgemeinen Größenlehre, nach ihrem Zustande am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, nebst Litteratur und Geschichte. Herausgegeben von Fr. Murhard in Göttingen. Lemgo, im Verlage der Mayerschen Buchhandlung. 1798. 1 Alph. 11 Bog. 4. 1 Rg. 16 Gr.

Hinter diesem Titel folgt noch ein zweyter: Neuer Polyhistor nach dem Zustande der Wissenschaften am Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Elemente der allgemeinen Größenlehre. Man hat also aus der schon viel beschäfftigten Feder des Hr. Murhard ein großes Werk zu erwarten, welches er selbst für so wichtig hält, daß er es dem Römischen Kaiser zugeeignet hat, als ein Werk, auf das vielleicht die Nachwelt nicht mit Mißvergnügen herabblicken, und unserm Vaterlande dafür danken werde. (Die fehlerhafte Construction gehört dem Vf., nicht dem Rec.) Es ist sehr die Frage, ob dieses geschehen wird. Die gegenwärtige Probe enthält verworrene Philosopheme über die Mathematik, und die Elementar-Arithmetik, nur auf eine allgemeine Art, durch Buchstabenrechnung, mit neu philosophischen Kunstausdrücken gemengt und sehr weitschweifig vorgetragen. Die Rechnung mit Potenzen und Wurzelgrößen, die Lehre von den Progressio-

gressionen, und den Logarithmen, mit dem analysischen Formeln für dieselben. Was Hr. M. auf dem Titel Literatur und Geschichte der Wissenschaft nennt, sind ausgeschriebene Stücke aus seiner mathematischen Bibliothek, Verzeichnisse, in welchen sehr viele unbrauchbare Schriften vorkommen. Wenn auch in einem Catalog alles aufgenommen werden muß, weil darin nicht die Frage von der Brauchbarkeit ist: so gehört doch in ein Verzeichniß, welches einem Systeme beygefügt wird, nichts als das wirklich brauchbare, und unter den ältern nur die Hauptschriften. Aber Hr. M. liebt das Abschreiben gar sehr. In dem Vorberichte kommt er auf die Erörtrung von dem, was Analysis heißt. Da Maimon siebenerley Arten von Analysis als Mittel zur Erfindung angegeben hat: so ist ihm dieses eine erwünschte Gelegenheit, sieben Seiten mit desselben Subtilitäten anzufüllen. Er hat es, zufolge der Erklärung S. 32., zur Maxime gemacht, bey der Beurtheilung anderer Schriften allezeit die Worte des Schriftstellers hinzusetzen, weil gar nicht einzusehen sey, warum man sich anderer Worte bedienen solle als der (abgeschriebenen) Verf., wenn man es doch nicht besser auszudrücken im Stande ist als dieser. Das erklärt, warum Hr. M. in der Dedication seiner mathem. Bibliothek an Hrn. Hofr. Kästner, so vieles aus der Zueignungsschrift von Klügels Trigonometrie an denselben Gelehrten eingerückt hat.

Unser Verf. ist sehr bemüht, die Philosophie mit der Mathematik zu verbinden. „Für den Mathematiker, der zugleich Philosoph ist", sagt er S. 85, „ist hier unendlich viel zu thun übrig. Denn in der That hat man noch gar nicht versucht, die Größenlehre auf ihre eigentliche reine ursprüngliche (u, n, n) Principien zurückzuführen. Diese enthalten nämlich nichts weiter als die Bestimmung ihrer reinen ursprünglichen Anschauungen durch Begriffe, und unterscheiden sich also darin von den Principien der Philosophie, die wohl die nothwendige Beziehung der Begriffe auf Anschauungen überhaupt, reinen und empirischen (e, e) enthalten; aber in diesen selbst nichts weiter bestimmen, obgleich durch ihre Voraussetzung das letzte erst möglich ist. Die griechischen Geometer haben schon in Ansehung der Form die vollkommenste (n) Beweise gegeben; aber um deren Elemente sich nicht viel bekümmert, so daß vielleicht keiner derselben als vollendet anzusehen ist, u. s. w." (Ueber die Mathematik philo-

philosophiren, ist sehr gut; nur muß es auf eine verständliche Art geschehen. Wollte der Vf. wohl gelegentlich versuchen, ob die gemeine Sprache seine tief im Gemüth geschöpften Vorstellungen ausdrücken könne? denn einige Leute sind so eigensinnig, daß sie mit den Worten immer deutliche Begriffe verbinden wollen. Der Vf. hätte als Mathematiker in dem Kapitel von der Philosophie der reinen Größenlehre die Sache verständlicher machen müssen. Man lieset da viel von Anschauung a priori und reiner, von synthetischer Erkenntniß, a priori darstellen, construiren, discursiven Urtheilen. So vortrefflich diese Ausdrücke als Kunstwörter seyn mögen: so sollte man ihren Sinn in mathematischen Elementen nicht als bekannt voraussetzen, und diese dadurch von einem philosophischen System abhängig machen. Die griechischen Geometer ließen sich sehr weislich nicht auf die Deduction ihrer Begriffe aus dem Gemüthe ein, weil sie sich gegen die Philosophen nicht compromittiren wollten. Es würde eine langweilige Bemühung seyn, eine Beurtheilung der metaphysischen Mathematik des Vf. anzustellen. Man muß dergleichen dem Leser zur eigenen Prüfung überlassen. Dieses nur. Da die Zeit, heißt es S. 3, sich durch den Raum, nämlich durch eine gerade Linie, darstellen läßt: so ist für diese kein eigenthümlicher Theil der besondern Größenlehre nöthig. Weiterhin (S. 40) wird gesagt, daß wir eine ganz reine Zeitwissenschaft an der reinen Mechanik haben. Das stimmt nicht recht zu dem ersten. Man kann aber auch die reine Mechanik nicht eine Zeitwissenschaft nennen, weil Zeit nur eine Bestimmung der Bewegung ist, die den Gegenstand der Mechanik ausmacht. Auch kann man ja der Zeit keine verschiedene Formen geben, wie dem Raume oder der Ausdehnung und dem Zahlgrößen, so daß eine Wissenschaft der Zeit, ein System von Sätzen über die Zeit, gäbe. Die Erklärungen in der Arithmetik haben durch das philosophische Gewand nicht an Deutlichkeit gewonnen. Die Erklärung einer Zahl lautet: „Zähle ich die Anwendung des Denkakts, welchen x (der Inbegriff der gemeinschaftlichen Merkmale an mehreren Dingen) erfordert, und durch dessen Wiederholung eine Reihe von x entsteht: so erhalte ich eine Zahl.“ Also Zählen ist Zählen. Weiter: „Bleibe ich nun beym Zählen gleich bey dem ersten Gliede der Reihe stehen ....: so giebt dieses die Einheit.“ Richtiger heißt dieses Eins. Die Einheit ist der Begriff des Gemeinsamen. — Was in

den

den Prolegomenen über die Eintheilung der höhern Arithmetik beygebracht ist, ist verworren und schwankend. Erstlich heißt es, die höhere Arithmetik enthalte als Theile die Algebra, die Differentialrechnung, und die Integralrechnung. Bald darauf: derjenige Theil der reinen Größenlehre, der sich der analytischen Methode bedient, und daher die allgemeinen Principien der mathematischen Erfindungskunst enthält, heißt die Analysis. Sie besteht also aus der höhern Arithmetik, Geometrie und Trigonometrie. Man theilt sie in die Analysis des Endlichen und Unendlichen; richtiger aber in die gemeine und höhere. (In jener kommen aber viele nicht gemeine und leichte Untersuchungen vor.) Darauf werden zwey Seiten über die Analysis endlicher Größen aus Klügels Bemerkungen über den polynomischen Lehrsatz in der Hindenburgischen Sammlung eingetragen, worin dieser Theil der Mathematik auf eine andere Art dargestellt wird. Ueberhaupt möchten diese Prolegomenen nicht das leisten, was sie sollen, einen deutlichen Begriff von dem Inhalte der Mathematik und dem Verfahren in derselben zu verschaffen.

Lagrange's Theorie der analytischen Functionen, in welcher die Grundsätze der Differentialrechnung vorgetragen werden, unabhängig von Betrachtung der unendlich kleinen oder verschwindenden Größen, der Grenzen oder Fluxionen, und zurückgeführt auf die algebraische Analysis. Aus dem Französischen übersetzt von J. Ph. Grüson, Professor am Cadettencorps in Berlin. Berlin, bey Lagarde. 1798. 13 B. Zweyter Theil. 1799. 17½ B. gr. 8. 16 gr.

Den Mathematikern ist dieses sowohl wegen der darin angewandten Methode, als wegen der tiefsinnigen, in großer Allgemeinheit vorgetragenen Lehren, wichtige Werk schon bekannt. Die Wichtigkeit des Inhalts, welche bey Werken andrer Art eine Uebersetzung nützlich macht, möchte bey diesem ein Grund seyn, sie nicht zu veranstalten. Es ist kaum möglich, daß einer, der die darin vorgetragenen Untersuchungen zu fassen im

Stan-

Stande ist, nicht die französische Sprache verstehen sollte. Die Schwierigkeiten, welche durch den Inhalt selbst, und durch die Kürze des Vortrags entstehen, werden in einer Uebersetzung oft durch kleine Abweichungen der Bedeutungen und grammatischen Verbindungen in beyden Sprachen vergrößert werden. Eigenthümliche Kunstwörter lassen sich nicht immer gut in eine andere Sprache übertragen. Dergleichen finden sich hier gleich im Anfange: fonction prime, fonction seconde, fonction tiere; équation prime, seconde etc. Sie sind in der Uebersetzung durch Erstefunction, Zweytefunction; Erstegleichung, Zweytegleichung, gegeben. Der Setzer hat diese Ausdrücke für Adjectiv und Substantiv genommen, und beyde Theile des Worts getrennt. In der Vorrede ist dieser Mißverstand bemerkt. Dieser Umstand kann wegen Richtigkeit des Drucks in den Rechnungen Besorgniß erwecken, weil man daraus sieht, daß Hr. Gr. die Correctur einem andern hat überlassen müssen, welches sehr mißlich ist, da sehr selten, oder vielleicht nie, ein Corrector mathematische Schriften rein von Druckfehlern zu liefern im Stande ist. Inzwischen hat Rec. bey einigen zur Probe verglichenen Stellen keinen Fehler gefunden.

Die Uebersetzung scheint nicht geschmeidig genug zu seyn. Man nehme gleich die Uebersetzung des Titels: Théorie des fonctions analytiques, contenant les principes du calcul différentiel, dégagés de toute consideration d'infiniment petits ou d'évanouissans, de limites ou de fluxions, et réduits à l'Analyse algebrique des Quantités finies. — Der erste Paragraph lautet in der Uebersetzung so: „Funktion einer oder mehrerer Größen heißt jeder Ausdruck des Calculs, in welchem diese Größen auf irgend eine Art sich befinden; sey es in Verbindung mit andern Größen oder nicht, welchen man gegebene und unveränderliche Werthe beylegt, während daß die Größen der Funktion alle nur mögliche Werthe annehmen können." Im Original steht expression de calcul, nicht du calcul. Man müßte es also geben, Rechnungsausdruck. Die Einschiebung der beyden Wörter, oder nicht, zwischen die Sache und dem Relativ, verursacht einigen Anstoß. Die Partikel, tandis que, sollte hier nicht durch ein Adverbium der Zeit übersetzt worden seyn. Im § 4. wird im Original gesagt, daß die Differentiale nichts anders sey, als die limites des rapports des différences finies, ou indéfinies.

Der

Der Uebersetzer giebt das letzte Wort durch unbegränzt, und setzt den französischen Ausdruck in Klammern dazu. Es kann aber der Sache nach nichts anders als unbestimmt bedeuten. Im Deutschen kann die Partikel, oder, ganz füglich wegbleiben, weil sie keinen Gegensatz macht. Im §. 5. heißt es: Dieß nannte man nach ihm (Newton) die Methode der Fluxionen oder Fluxionsrechnung. Das französische d'après lui, ist hier nicht bequem und bestimmt durch nach gegeben. Im §. 8. ist Neveu durch Enkel übersetzt, ein Schreibfehler, der dem deutschen Leser Anstoß erwecken muß, da man aus dem Zusammenhange und aus den beygefügten Citaten sieht, daß Joh. Bernoulli und sein Enkel Nicolas (Nicolaus), beyde im Anfange dieses Jahrhunderts eine irrige Behauptung Newtons widerlegt haben. Im §. 97., den Rec. wegen des Inhalts nachsah, ist, faire disparoitre une fonction, übersetzt, verschwinden lassen, welches zweydeutig ist, und leicht auf den Begriff von évanouir führen möchte. Es heißt hier, aus der Rechnung herausschaffen. Eben daselbst ist in der Stelle: soit proposée l'équation .... pour la détermination de z, übersetzt, für die Bestimmung von z, statt zur Bestimmung. Eben daselbst, il est visible, es ist sichtbar, zu wörtlich, statt, ist klar, oder sieht man gleich. Noch daselbst, développemens en série, Entwickelungen in einer Reihe. Noch, Haakens, statt Haken, oder besser Klammern. Im Hochdeutschen wird der Pluralis nie mit s gebildet, wie es im Niedersächsischen geschieht. Die Schreibart in einem mathematischen Werke muß zwar ungeschmückt seyn; darf aber deswegen nicht vernachläßigt werden. Vielmehr, je schwerer der Inhalt ist, desto mehr muß man um die Wahl der eigenthümlichsten, schicklichsten Ausdrücke, und um grammatische Genauigkeit, Bestimmtheit und Geschmeidigkeit besorgt seyn.

Am Ende der Uebersetzung ist ein von dem Verfasser des Werks mitgetheilter Zusatz, über das Princip der virtuellen Geschwindigkeiten, angehängt. In den Beweisen von dem Princip der virtuellen Geschwindigkeiten, sagt la Grange, lasse man es von dem Princip der Zusammensetzung der Kräfte, oder dem des Gleichgewichts vom (am) Hebel abhangen. Diese beyden Principien seyn aber nicht evident genug, um nicht selbst noch einen Beweis nöthig zu haben. Es gebe aber ein anderes Princip, welches auch zur

Basis

Basis der Wissenschaft des Gleichgewichts dienen könne, und welches mit dem Vorzuge, an sich selbst evident zu seyn, noch den verbinde, daß es direct zum Princip der virtuellen Geschwindigkeiten führt, und dieses sey das Princip von dem Gleichgewichte der Kloben. Man kann nicht anders als voraussetzen, daß la Gr. dieses Princip auf eine scharfsinnige und gelehrte Art werde behandelt haben. Inzwischen zum Elementar-Unterricht wird man besser thun, die vorher gedachten beyden Hauptsätze zum Grunde zu legen, wie sie in deutschen Lehrbüchern mit vollkommener Schärfe und Deutlichkeit verwiesen sind. Der Begriff, virtuelle Geschwindigkeit, oder Geschwindigkeit im Stande der Ruhe, macht Schwierigkeit. Für Anfänger ist der hier gegebene Beweis zu allgemein. An einem einzelnen Paar Kloben pflegt in unsern Lehrbüchern auch als Anwendung gezeigt zu werden, daß bey der durch eine Ueberwucht erzeugten Bewegung die Geschwindigkeiten von Kraft und Last sich umgekehrt verhalten, wie die zum Gleichgewicht erforderliche Kraft zu der Last.

Abhandlung über die leichteste und bequemste Methode, die Bahn eines Kometen aus einigen Beobachtungen zu berechnen, von Wilhelm Olbers, der Medicin Doktor. Weimar, im Verlage des Industrie-Comtoirs. 1797. 6 Bog. Text. 2 Bog. Vorr. 5 Bog. Tafeln nebst Erklärung. in 8. nebst 1 Kupf. 12 Gr.

Daß die Berechnung der Bahnen der Kometen, da diese Weltkörper nur während einer kurzen Zeit in einem kleinen Theile ihrer Bahn beobachtet werden können, sehr schwer sey, wird ein der Astronomie Unkundiger nicht allein gern glauben; sondern auch es unbegreiflich finden, wie man dazu gelangen könne. Die Beobachtungen geben nichts als die Lage der nach dem Kometen gezogenen Linien an; ihre Länge würde sich gar nicht finden lassen, wenn man nicht die Form der um die Sonne von dem Kometen beschriebenen Bahn, und das Gesetz, nach welchem sie beschrieben wird, kennte. Die Bahn ist ein Kegelschnitt in einer Ebene, die durch die Sonne geht. Zur vorläufigen Bestimmung genügt es völlig, die Bahn in dem Stücke, welches der Komet während seiner Sicht-

Sichtbarkeit beschreibt, für eine parabolische zu nehmen. Die Umlaufszeit in einer elliptischen Bahn zu bestimmen ist sehr mißlich; die parabolische Bahn charakterisirt durch ihre Elemente oder Bestimmungsstücke einen Kometen hinlänglich, daß die Nachkommen ihn bey seiner Wiederkunft wieder erkennen können. Das ist der Zweck, warum die Astronomen die beschwerlichsten Rechnungen über die Bahn eines jeden Kometen, dessen sie ansichtig werden können, unternehmen. Nun lassen sich zwar die Gleichungen finden, durch welche die Bahn des Kometen bestimmt wird; allein die unbekannten Größen sind in diesen so vermengt, und in Wurzelausdrücken gleichsam eingeklemmt, daß es so gut als unmöglich ist, die Werthe der unbekannten Größen daraus herzuleiten, und wenn man auch durch anhaltende Geduld so weit käme: so würden die Gleichungen von einem so hohen Grade seyn, daß man nur indirecte, durch Versuche, sie auflösen könnte. Was nun für verschiedene Mittel angewandt sind, diese Schwierigkeiten zu überwinden, erzählt Hr. O. mit beygefügter Beurtheilung. Immer waren alle Methoden sehr mühsam. Allein es ist ihm geglückt, die schwere Rechnung beträchtlich einfacher und sicherer zu machen, indem er das Problem auf ein anderes leichteres bringt, welches den Weg zur Auflösung jenes bahnet. Er geht von einer schon gemachten Bemerkung aus, daß die Chorde eines Bogens durch einen radius vector nahe in dem Verhältnisse der Zeiten getheilt wird, welche zu den zwey Bogen zwischen dem Endpunkte dieses radius und den Endpunkten des ganzen Bogens gehören, desto genauer, je kleiner die Bogen sind, welches ganz leicht daraus hergeleitet wird, daß die Zeiten den Flächenräumen zwischen den radiis vectoribus und den Bogen proportional sind. Man hat sich schon der Annahme bedient, daß ein Komet während einer kurzen Zeit eine gerade Linie gleichförmig beschreibe. Allein dieses erleichtert die Rechnung noch wenig, und kann beträchtliche Abweichungen von der Wahrheit veranlassen. Hr. Olbers wendet nun die obige Bemerkung auch auf die Bahn der Erde an, und läßt nicht sowohl die Erde und den Kometen, sondern statt ihrer zwey Punkte die Chorden der Bogen gleichförmig beschreiben. An den Endpunkten kommen die Oerter beyder mit denen der Erde und des Kometen überein; für eine mittlere Stelle zwischen beyden wird der scheinbare Ort des für den Kometen substituirten Punkts, worin dieser zu einer ge-

gebenen Zeit von dem für die Erde gesetzten Punkte aus erscheint, aus der zu dieser Zeit gemachten Beobachtung des Kometen hergeleitet. Solchergestalt wird die Aufgabe für zwey krummlinichte ungleichförmige Bewegungen in eine Aufgabe für zwey geradlinichte und gleichförmige verwandelt, aus welcher die Auflösung der erstern, etwa eine Gattung von Fällen ausgenommen, beynahe richtig erhalten wird. Es wird nämlich um das Verhältniß der curtirten Distanzen des Kometen von der Erde bey der ersten und dritten Beobachtung herausgebracht. Nun ist freylich noch eine Annahme des Werthes einer derselben nöthig. Die Richtigkeit des angenommenen Werthes kann aber sogleich durch die Zeit zwischen der ersten und dritten Beobachtung geprüft werden. Verbessert man die Distanz so lange, bis die Zeit durch die Rechnung genau genug mit der beobachtenden übereinstimmt: so ist nunmehr die parabolische Bahn gefunden, so genau als es die gemachte Voraussetzung von der Theilung der Chorde, und der Zwischenraum der Beobachtungen, der um jener Voraussetzung willen, nur gering seyn darf, zulassen. Wie die gefundenen Elemente der Bahn zu verbessern sind, zeigt der Verfasser in dem letzten Abschnitte. Er giebt ein Beyspiel der Berechnung an dem Kometen von 1769. Sie nimmt nicht vier Seiten ein, ungeachtet die Logarithmen ausgeschrieben sind. Die Vergleichung mit den durch ältere Rechnungen bekannten Elementen zeigt, daß die durch die erste Rechnung gefundenen der Richtigkeit schon sehr nahe kommen.

Diese für die Astronomie wichtige Schrift würden wir nicht sobald erhalten haben, ohne den für diese Wissenschaft so thätigen Fleiß des Hrn. Majors von Zach. Hr. Olbers hat sie der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen vorgelegt, und hernach sie dem Hrn. von Zach, auf dessen Ersuchen, mitgetheilt. Die Schönheit und Brauchbarkeit der darin angewandten Methode bewog denselben, sogleich einen Verleger zu der Schrift zu suchen; er stattete sie mit den nöthigen Hülfstafeln aus, und begleitete sie mit einigen wichtigen Anmerkungen und einer lehrreichen Vorrede. An dem Beyspiele des Kometen von 1779, welcher gegen die meisten Berechnungsmethoden sehr widerspänstig gewesen ist, zeigt er, wie leicht und sicher die Olbersche Methode ist.

Unter den beygefügten Tafeln befindet sich Barkers Tafel für die mittlere und wahre Bewegung in einer Para

bel, in welcher der Abstand des Brennpunktes vom Scheitel der mittlern Entfernung der Sonne von der Erde gleich ist. Sie ist nicht ein bloßer Abdruck; sondern ganz neu und auf mehr Decimalstellen, als in der von Barker gelieferten, berechnet, und zwar von einer hohen Person. Von eben derselben ist nach einer von la Place angegebenen Formel eine Tafel zur Reduction der in der Parabel gefundenen Anomalie auf die in einer sehr excentrischen Ellipse berechnet. Eine Tafel der Elemente aller Kometenbahnen seit dem J. 837 bis May 1797 mit kritischer Sorgfalt neu verfertigt. Es sind von allen vorhandenen Berechnungen eines jeden Kometen die Resultate angeführt. Dadurch ist sie viel vollständiger als die von la Lande gelieferte, außerdem daß sie 9 neuere Kometen enthält. Zugleich sind in einem Anhange die Quellen angezeigt, woher die Berechnungen genommen sind, mit kritischen Bemerkungen. — Prosperins Tafel der kleinsten Abstände der Erdbahnen von den berechneten Kometenbahnen vollständig.

Be.

Haushaltungswissenschaft.

1. Der neueste deutsche Stellvertreter des Indischen Zuckers, oder der Zucker aus Runkelrüben. Die wichtigste und wohlthätigste Entdeckung des 18ten Jahrhunderts. Berlin, bey Oehmigke dem jüngern. 1799. 44 Seiten 8. (Die zweyte Auflage mit einer in Kupfer gestochenen Runkelrübe.) 5 Gr.

2. Ueber den Anbau der sogenannten Runkelrüben, und die mit denselben angestellte Zuckerversuche. Von K. A. Nöldechen, königl. Kriegsrath und Assessor. Mit dem Motto: La verité — rien que la verité — toute la verité. Berlin und Stettin, bey Nicolai. 1799. 70 Seiten 8. 5 Gr.

3. Ein Sendschreiben von R****r, oder ein Versuch, die Urtheile zu berichtigen, welche anjetzt

häufig über die vom Hrn. Dir. Achard gemachte Entdeckung, aus Runkelrüben Zucker zu verfertigen, gefällt werden. Breslau, bey Gehr u. Comp. 24 Seiten 8.

4. Was ist für und wider den einländischen Zuckerbau in den Preuß. Staaten zu sagen? Ein Beytrag zur Berichtigung der mancherley Urtheile darüber; nebst zuverläßigen Nachrichten von mehreren Versuchen zur Ahorn- und Pflanzenzuckerfabrication. Von J. D. Nicolai, königl. Kammerrath ꝛc. Berlin, bey Nicolai. 1799. 67 Seiten in 8. 6 gr.

Alle diese Schriften sind durch die vom Hrn. Director Achard in Berlin kürzlich in Anregung gebrachte Fabrication des Zuckers aus den Runkelrüben veranlaßt.

Nr. 1. gab die erste Nachricht davon. Der ungenannte Verfasser scheint sich aber mehr die schnelle Erscheinung seines Werks, zum Besten seines Verlegers, und eine ausschweifende Lobpreisung der ohnstreitig sehr nützlichen Sache in schwülstigen Phrasen, welches, unseres Erachtens, selbst dem Herrn Achard unangenehm seyn muß, als historische Wahrheit und gründliche Erörterung der Sache zur Pflicht gemacht zu haben. Indessen hat diese Schrift, der Neuheit wegen, doch die zweyte Auflage erlebt, welche denn, zu mehrerem Reiz, mit der Abbildung einer Runkelrübe verziert worden. Die Unrichtigkeiten und Irrthümer in dieser Schrift, hat der Verf. von

Nr. 2. zuerst entdeckt und widerlegt. Er stellt Namen und Kennzeichen der Runkelrüben mehr, (wiewohl nicht ganz vollständig) fest; spricht gegen die allgemeine Meinung von einem besondern Geheimnisse, das Hr. Achard bey der Cultur der Runkelrüben und der Zuckerfabrication daraus, besitzen solle, erzählt die Erfahrungen, welche er selbst dabey gemacht hat, und berichtigt summarisch die höchst willkührlichen und unrichtigen Rechnungen, welche der: Stellvertreter vom Zuckerertrage eines gegebenen Flächeninhalts, von dem Zucker-

bedarf

bedarf für die Königl. Preuß. Staaten, und von der durch dessen einländischen Gewinnung zu ersparenden Geldsumme, gemacht hatte.

Am Schlusse empfielt der Verf. auch den Ahornzucker, welcher nicht minder wichtig, als der von den Rüben sey, nicht zu vergessen, und liefert einige Nachrichten davon; diese sind indeß nur unvollkommen, und es wäre zu wünschen gewesen, daß sich der Verf. hierüber näher ausgelassen hätte, da er gute Quellen gehabt zu haben scheint. Der Anhang aus Marggrafs Schriften, Nachricht von dessen früheren Pflanzenzuckerversuchen; welche vermuthlich Hrn. Achard die Gelegenheit gaben, diesen wichtigen Gegenstand wieder zur Sprache zu bringen.

Sonst gewährt dieß, auch gut geschriebene Werkchen, eine recht interessante Lectüre, und empfiehlt sich durch saubern Druck.

Nr. 3. enthält nichts Neues; sondern bloß einige unbedeutende Bemerkungen, und aus dem: Stellvertreter, aufgenommene Unrichtigkeiten. Lesenswerth ist

Nr. 4. das als eine Art Compendium über die ganze Zuckerangelegenheit dienen kann. In wenigen Bogen liefert der Verf. eine Menge interessanter Nachrichten und Bemerkungen, welche zur Berichtigung der mancherley Urtheile über einländische Zuckercultur überhaupt, und die Arten derselben insbesondere, unstreitig einen guten Beytrag liefern. Dem, eigentlich zur Veranlassung dieser Schrift dienenden, Beweise, daß unter den einländischen Zuckerpflanzen bis jetzt der Ahorn immer noch diejenige sey, welche den mehresten Vortheil verspricht, läßt sich unsrer Meinung nach, nicht viel entgegensetzen. Die Nachrichten von der landwirthschaftlichen Cultur der Zuckerpflanzen, und zwar des Zuckerrohrs, des Ahorns, und der Runkelrübe, so wie eine kurze technologische Erzählung von der Zuckerbereitung, enthalten zwar nicht durchgängig etwas Neues; sind indeß aber hier nicht unschicklich zur Uebersicht beygefügt. Die Nachricht von der Fortsetzung der Achardschen Versuche unter commissarischer Aufsicht ist neu. Bey der Erörterung der Einwendungen, welche gegen die einländische Zuckercultur zum Theil gemacht werden, bleibt der Verf. mit am längsten stehen, und handelt den Vortheil der einländischen

dischen Zuckercultur in ökonomischer, finanzistischer und mercantilischer Hinsicht gut und gründlich ab; wenn auch hier und da vielleicht etwas zu viel Wärme für den Gegenstand hervorblicken dürfte. Die dabey gegebenen Berechnungen geben zum Nachdenken Anlaß, und die weiterhin folgenden Nachrichten von den Hermbstädtschen Zuckerversuchen mit allerhand Pflanzensäften eben sind so anziehend. Den Beschluß macht eine archäologische Untersuchung über das Alter der Bekanntschaft mit dem Zuckerrohre und der Zuckerbereitung. Einige unangenehme Druckfehler wünschten wir vermieden zu sehen.

Om.

Handbuch der gesammten Landwirthschaft. Zweyter Theil: Das Buch von der Viehzucht von Justus Ludwig Günther Leopold, Prediger zu Appenrode. Schnepfenthal, in der Buchhandlung der Erziehungsanstalt. 1798. 494 S. 8. 1 Rl.

Wir eilen, dieß Buch, so bald es uns möglich gewesen ist, zu beurtheilen, damit wir den Vorwurf nicht verdienen, den der Herr Pred. Salzmann unsrer Bibliotheck gemacht hat, daß darin die Bücher, die in der Buchhandlung der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal herauskommen, immer so spät recensirt werden. Vorliegendes Buch ist im Ganzen genommen für den Ackerwirth recht gut und brauchbar. Der Verf. ist kein Freund von den Franzosen; denn er sagt gleich S. 6: Von der französischen Pferderace und Pferdezucht ist, wie von manchen andern franzmännischen Dingen nichts, gar nichts Rühmliches zu sagen. Das erste Kapitel handelt von der Viehzucht und 1) Von Pferden. Er will nur von Ackerpferden reden, und spricht doch von arabischen, barbarischen, spanischen und andern Pferden, die der deutsche Ackerwirth sich doch wahrlich nicht verschaffen kann. Der Vorschlag S. 24, daß in einem jeden Amtsbezirk von dem Staate, der so viel Abgaben von den Bauern fordert, ein Vieharzt angesetzt werde, der dem Landmanne in der Noth sein Vieh umsonst, oder für einen ganz billigen Preiß kuriren müsse, ist sehr gut. Denn es ist ein großes Elend, wenn ein Stück Vieh auf dem Lande krank wird, und der Landmann

bey

bey Niemanden als bey den Schäfern, Hirten, unwissenden Juden oder Kurschmieden Hülfe suchen kann, die dann gewöhnlich, noch oft durch viel Grausamkeit das arme Thier dem Tode opfern, und den so schon gedrückten Landmann in Kummer und Sorge versetzen. Ein solcher Vieharzt könnte dann auch im Winter die Hirten der Dörfer unterrichten: so würde manches Stück Vieh gerettet werden. Der Verf. erklärt sich hier auch gegen die unsinnige Gewohnheit vieler Landleute, daß sie die jungen Fohlen in den ersten 2 Jahren nicht striegeln. Der Verf. will, man soll den jungen Pferden keine Menschennamen, z. B. Fritz, Liese ꝛc. geben; sondern andere einsylbige Namen; und nennt daher seine Pferde Schnip, Schnap, Schnurr. Auch der Vorschlag des Verf. ist nicht zu verwerfen, daß man auf allen Pferdemärkten von Seiten der Polizey ordentliche Wardeins halten müßte, die die Pferde vorher beurtheilen, die rotzigen und ganz fehlerhaften in die Schinderey abliefern; die mit geringern Fehlern behafteten aber mit einem Zeichen am Halse versehen müßten, worauf der Fehler beschrieben wäre. Denn mancher Landmann wird durch den öftern Betrug auf den Pferdemärkten oft gänzlich zu Grunde gerichtet. 2) Von den Kühen. S. 147. Vom Futter derselben sagt der Verf. für den, der mit dem Futter sparsam umgehen muß: jedem erwachsenen Stück Rindvieh von der gewöhnlichen kleinen Art, gebührt auf jedes Futter ein Tragkorb voll, etwas eingedruckt, und weniger nicht. Wie unbestimmt. Wie groß sind denn in dortiger Gegend die Tragkörbe? Nach Berliner oder Dresdner Scheffel hätte die Größe desselben doch wohl bestimmt werden müssen, wenn es einigermaßen verständlich hätte seyn sollen. Was der Verf. S. 157. sagt: in welcher Absicht es besser sey, bey der Ackerwirthschaft Pferde statt Ochsen zu halten, will nicht viel sagen. Dem Ochsen gebühret in aller Absicht der Vorzug, und besonders auch noch wegen des Düngers, da der Pferdedünger nur auf sehr niedrigen Aeckern; aber nicht auf hochliegenden zu gebrauchen ist, welchen der Verf. anzuführen vergessen hat. 3) Von den Schweinen. Der Verf. fordert S. 197 zu einem Schwein, das gemästet werden soll, 12—15 Scheffel Erdtoffeln und 10 Scheffel Gerste. Das ist offenbar zu viel. Wenn 12 Scheffel Erdtoffeln mit 5 Scheffel geschrotener Gerste einem $\frac{5}{4}$ jährigem Schweine nach und nach mit Ordnung verfüttert werden: so giebt das schon ein ziemlich fettes Schwein, dergleichen in

Haushaltungen auf dem Lande, wo man den Speck auch essen und nicht pures Fett haben will, völlig hinreichend sind. S. 202. Die Finnen sind der Gesundheit nachtheilig. Dieser Behauptung widersprechen anjetzt sehr viel erfahrne Oekonomen und Sachverständige.

4) Von den Schaafen. Der Verf. hält den Mittelweg zwischen denen, die alle Schaafe im Stalle füttern, und denen, die alle Schaafe weiden lassen, und dabey die Schäfereyen, so viel sie können, vermehren wollen. Er glaubt, daß durch späteres Schlachten der Hammel, durch spätere Begattung der jungen Zuchtschaafe, und bey vierwöchentlichen Melken bey wenigern Schaafen eben so viel Wolle gewonnen werden würde.

Der Verf. verfährt in seiner Schrift sehr ordentlich, untersucht immer die Ursachen und Gründe der bisherigen Gewohnheiten und Meinungen, und giebt Gründe an, warum eine andere Meinung und Gewohnheit beym Vieh wohl besser seyn könnte.

Die mit eingestreuten Sprichwörter von der Art, als S. 256, „wo das Schäflein ein Gräslein frißt, läßt es auch wieder fallen den Mist," hätte der Verf. wohl weglassen sollen. Denn gemeine Landleute, die etwa an solchen Sprichwörtern Gefallen hätten, lesen sein Buch nicht; und etwas gebildete Landwirthe werden ihm diese Schnörkelchen gern schenken. Dieß Kapitel von den Schaafen ist eine sehr gute Anweisung zur Schaafzucht, worin man alles findet, was dabey zu beobachten ist, und die sich auf eigene, mit Verstand gemachte Erfahrungen gründet. S. 241. Beym Baden derselben vor der Schur hält der Verf. fürs Beste, sie in einem Bache hin und her schwimmen zu lassen. In der Gegend, wo Rec. wohnt, müssen alle diejenigen Tagelöhner und andere Leute, die beym Scheeren der herrschaftlichen Schäferey etwas verdienen wollen, vorher beym Waschen der Schaafe erscheinen. Sie treten alsdann alle in einen Wasserpfuhl auf dem Felde, und waschen mit den Händen die Schaafe ganz rein, wobey ihnen die noch nicht gewaschenen Schaafe hingereicht, und die reinen abgenommen werden. Dieß scheint dem Rec. sehr gut zu seyn. Die Schur sollen die Schaafknechte und Schäfer selbst verrichten. Dieß muß bey einer Schäferey von 2000 Stück eine sehr langwieri-

ge Arbeit seyn. Hier zu Lande werden bey großen herrschaftlichen Schäfereyen die erwachsenen Einwohner der herumliegenden Dörfer, besonders Weiber und Mädchen zum Scheeren gebraucht, die gerne dazu erscheinen, und sich von Jugend auf darauf üben. Auf 2 großen Scheunfluren geschieht nun das Scheeren von den Leuten in Gegenwart des Beamten und seiner Schreiber, die immer aufschreiben, wie viel ein jeder geschoren hat. Ein jeder erwachsener Mensch in den hiesigen Dörfern, wenn er nur einigermaaßen geübt ist, kann in einem Tage 30—40 einschürige Schaafe scheeren, und erhält dafür pro Stück 3 Pf. Der Schäfer packt die Wolle sogleich in große Säcke, die an den Balken der Scheune angehängt werden. Auf diese Art kann eine große Schäferey in kurzer Zeit geschoren werden.

S. 304. schlägt der Verf., um die Milchnutzung der Schaafe nicht ganz zu verlieren, vor: daß man nur 4—6 Wochen nach dem Absetzen der Lämmer, die Schaafe melken soll, weil sie in dieser Zeit den besten Nutzen geben, und sie dann austrocknen lassen soll. Auf diese Art würde man etwa 4 Gr. am Schaafe verlieren; aber man würde diese 4 Gr. und noch mehr an der Wolle wieder gewinnen, und das arme Thier würde viel Plage nicht haben, die ihm durch das Melken verursacht wird. Dieser Vorschlag ist sehr zu billigen, und scheint dem Rec. besser zu seyn als das gänzliche Abstellen des Melkens, welches dem Schaafeigenthümer ein zu großer Verlust ist, besonders bey großen Schäferyen. Nach S. 322 scheint der Verf. die neuern glücklichen Versuche von Riem und Reuter mit dem Saugetrokar, zur Heilung der Drehkrankheit bey den Schaafen, nicht zu kennen. S. 323 hält der Verf. die Egelkrankheit für eine Folge der Leberfäule; sie ist aber nach neuern Erfahrungen eine Folge der verdorbenen Galle.

5) Von den Ziegen. 6) Von dem Federvieh. 7) Von der Einrichtung des ganzen Hauswesens. S. 485 geräth der Verf. einmal in Eifer, und will unsre Damen zum Spinnen bewegen. „Manche Frauenzimmer, sagt er, dürften kein Linnen kaufen, wenn sie ihre Händchen nicht zu gut hielten, eine Spindel zu drehen, und zu diesen allgemeinen Bedürfniß thätig mitzuwirken. Griechische Prinzessinnen schämten sich des nicht; und die ahmt man doch gern im Zuschnitt ihres Kleides sans taille nach; warum nicht auch hierin? Es

wäre wohl besser, als das übel geordnete Bücherlesen unsrer Damen."

Wir können unsre Leser versichern, daß sie in diesem Buche viel Nützliches und Brauchbares finden werden. In der Vorrede klagt der Verf. noch, daß er noch nicht alles, was zur Landwirthschaft gehöre, in diesem Bande habe abhandeln können, daß noch manches zurück sey. Der Verf. hätte sich freylich kürzer fassen können, wenn er manches Langweilige in seiner Schrift, die vielen Sprichwörterchen, und manche Ausfälle auf einige ökonomische Schriftsteller, die ohne gehörige Erfahrung schreiben, weggelassen hätte. Wir wissen ihm keinen andern Rath zu geben, als daß er das Fehlende nun vor sich behalte, oder es ganz kurz in einigen Bogen nachhole.

Einige durch Erfahrung geläuterte Beobachtungen und Grundsätze der Landwirthschaft, Haushalt (una) und Gartenkunde. Erste Sammlung, von H H S. von Förster. Breslau, Hirschberg und Lissa, bey Korn. 1798. 70 S. 8. 6 gr.

Die Schrift ist dem Könige von Preußen zugeeignet, und in der Dedication sagt der Verf., daß ihm der König dieß selbst erlaubt habe. In der kurzen Vorrede heißt es: Unser Monarch liebt seine Vasallen väterlich, und das Wohl seiner blühenden Staaten nur leidenschaftlich. Soll dieß ein Lob oder ein Tadel des Monarchen seyn? Der Vf. meint auch, daß, wo die Wahrheit, um Eingang zu finden, ein gefälliges Gewand haben müsse, sie selten in ihrem ganzen Umfange fruchtbar werde. Auch hierin scheint kein richtiger Sinn zu liegen; denn sowohl bey dem, der die Wahrheit nicht lieb hat, als auch bey dem, der sie liebt und aufrichtig sucht, wird sie gewiß immer weit mehr Eingang finden, wenn sie in einem gefälligen Gewande vorgetragen wird, als wenn sie erst mühsam aus einem dunkeln, undeutlich und schlecht geschriebenen Buche herausgesucht werden soll. Der Vf. will uns seine Wahrheiten in lauter Aphorismen vortragen, und die Freude, daß unsere Versuche, die wir nach seiner Anleitung machen, einen guten Erfolg haben werden, soll uns darüber entschädigen, daß wir in seiner Schrift eine moderne Hülle vermissen. So viel wir wissen, ist daß der neueste Geschmack

in

in allen sonderlich ökonomischen Schriften, daß sie recht deutlich geschrieben sind, und keine falschen Dinge, sondern Wahrheiten lehren, weswegen man auch billig verlangt, daß sich die Verfasser allemal nennen müssen. Gegen diesen modernen Geschmack stößt der Verf. freylich gewaltig dadurch an, daß er uns lauter kurze Aphorismen giebt, und darin mit den Worten so sehr sparsam ist; wodurch denn die Deutlichkeit und Verständlichkeit aber nicht befördert wird. Diese Sonderbarkeit des Verf., zum Theil ganz bekannte ökonomische Dinge in lauter Aphorismen vorzutragen, und in dem ganzen Buche keine Ueberschriften, keine Abtheilungen zu machen; sondern von Pferden, Ochsen, Bienen, Seidenwürmern, Hunden, Baumzucht, Fischen ꝛc. immer hinter einander fort zu schreiben, scheint eher etwas ganz Neues seyn zu sollen, weil es bisher ganz ungewöhnlich war; welches aber den meisten Oekonomen an seiner Schrift schlecht behagen wird. Wir haben übrigens in seiner Schrift manche gute Anweisungen und Mittel, das Vieh gesund zu erhalten, gefunden; auch Mittel für krankes Vieh. Wir wollen nun unsere Leser einigermaßen mit dem Inhalte des Buchs bekannt machen, und einige Bemerkungen hinzufügen. Voran gehen einige Erfahrungen von der Spinne, z E. wenn die Spinne lange Faden spinnt: so ist 12 — 14 Tage schön Wetter. Wenn die Spinne kleine Faden spinnet: so zeigt es auf beständige Witterung. Wenn lang und klein hier Oppoſita sind: so weißt ja die Spinne immer auf gut Wetter. Dieß ist also schon eine sehr ungewisse oder wenigstens sehr unbestimmt vorgetragene Beobachtung. Die einzige Ueberschrift im ganzen Buche folgt nun, und heißt: Blumenbarometer, und unter dieser Ueberschrift findet man denn auch, außer was dahin gehört, Warnungen für manche Dinge, die dem Menschen und dem Viehe schädlich werden können. Hierauf folgen mancherley Sachen vom Ackerbau und der ganzen Landwirthschaft, ohne alle Abtheilung und Ruberiken. S. 15. steht: mit Hülfe des Lichtes wird das Wasser innerhalb der Pflanzen versetzt, sein entzündbarer Antheil zur Bildung der Oele, Harze, Gummi u. s. w. verwendet; die Lebensluft derselben, dient theils zur Bildung der Pflanzensäure, theils wird es, als ein Exkrement ausgetrieben. Wer hier einen Sinn finden kann, mag es versuchen; Rec. bekennt seine Schwäche. S. 24: Der spanische Klee kann im Herbst gesäet werden, verträgt die stärksten Fröste, und gewährt das frü-

heste

heste Futter. Und doch erfror vor einigen Jahren aller Klee auf dem Felde, der schon besser, als der im Herbst gesäete, eingewurzelt war. Lucerne giebt auch im Frühjahr weit zeitiger Futter, als der spanische Klee. Der Verf schreibt auch sehr fehlerhaft. S. 12. für statt vor. S. 24. vor statt für. Bienengärte. S. 28. Auf ein Scheffel Kornland. S. 38. Um deßhalb. S. 46. Es hat viel Thierärzte statt es giebt. S. 57. Die Hasen fügen den Bäumen keine Beschädigung an. Die Zwiebeln bedeckt man mit 1 Zoll hoch überstreuender Gerberlohe. S. 69. entwissen statt entbehren, und so an mehrern Stellen. Am Ende sind noch ein Schema zu einem Wirthschaftsmanual über ein Landgut, und ein kurzes Verzeichniß ökonomischer Schriften, mit einer kurzen Beurtheilung ihres Werthes. Wir rathen dem Verf. in seinen folgenden Sammlungen seine Aphorismen unter gewisse Ueberschriften zu bringen, und die Worte dabey nicht so sehr zu sparen, damit die Deutlichkeit darunter nicht leide.

Ueber die wahren Grundsätze des Futterbaues; allen Staaten, vorzüglich jenen, die durch den gegenwärtigen Krieg so außerordentlich gelitten haben, mit Ehrfurcht gewidmet von J. C. Medicus, Regier. Rath, Direktor der Churfälz. Staatswirthschafts- hohen Schule zu Heidelberg und der Pfälz. ökonom. Gesellschaft daselbst. Leipzig, bey Gräff. 1796. 162 S. 8. 10 M.

Es sind 2 Abhandlungen, die in den öffentlichen Sitzungen der Churpfalz. physik. ökonom. Gesellschaft zu Heidelberg vorgelesen, und die anjetzt, da die Gesellschaft wegen des traurigen Krieges in jenen Gegenden, den Verlag ihrer Schriften nicht fortsetzen kann, von dem Verf. selbst dem Druck übergeben worden sind.

I. Abhandlung. Vom Futterbau. Die Gewächse, die zur Nahrung des Thieres bestimmt sind, werden eingetheilt in solche, die mehrere Jahre ausdauern, und solche, die nur ein Jahr dauern können. Erstere heißen Futterkräuter, und letztere Futtergewächse. Erster Abschnitt 1ste Abtheilung. Wiesenbau. Die Wiesen, die nicht der Ueberschwemmung aus-

ausgesetzt sind, müssen alle Jahre im Winter mit Dünger überfahren werden, der im Frühjahre wieder abgeharkt und auf dem Acker gebracht wird. Dieß vermehrt die Heuerndte und verbessert in der Folge den Acker durch den Gewinn eines bessern Düngers. 2te Abtheilung. Künstliche Wiesen a) rother Klee. Der Kleebau vermindert nicht den Fruchtbau, und verursacht nicht Mangel an Streh, weil der Klee mit den Früchten zugleich auf einen Acker gesäet wird. Aber besser ist es doch, den Klee allein zu säen, weil man ihn dann weit dicker säen kann, keine Lücken da entstehen, wo sonst die Stoppeln der Früchte stehen und die nachher mit Gras bewachsen, kein Unkraut-Saamen ausfallen kann, der sonst mit den Früchten reif wird, die Halmen der Frucht den Klee nicht hindern, die dem Klee, wie man sonst glaubte, keinen Schutz geben. b) Luzernerklee, oder blauer Klee, soll allein ohne Frucht gesäet werden. Wie man überhaupt dabey verfahren soll, einen jeden Acker, der nur in einer Tiefe von 4 Fuß felsen- und wasserfrey ist, zur Luzerne tüchtig zu machen. c) weißer Klee. So nützlich dieser Klee auch in der Pfalz befunden worden: so ist er doch nachher durch den rothen Klee und durch die Lucerne verdrängt worden. Der Verf. klagt bey dieser Gelegenheit, daß die ökonomischen Gesellschaften oft das schon bestehende Gute im Lande verkennen, und durch Einführung fremder Produkte glänzen wollen; wodurch doch der Zweck derselben, nämlich die vaterländische Landwirthschaft in Aufnahme zu bringen, verfehlt würde. Der weiße Klee ist allen den Gegenden zu empfehlen, die schmale Thäler und hohe Gebürge haben, weil er ihnen durch seinen reichlichen Saamen viel Geld zuführt. 3te Abtheilung. Staatswirthschaftliche Betrachtung über den Kleebau. Wiesen und Kleebau sind die einzigen wahren Stützen des Ackerbaues. Wie der Wiesenbau und Kleebau in einem Lande steigt: so nimmt auch die Menge der Feldfrüchte zu. Der Vf. eifert hier sehr gegen diejenigen, die da glauben, daß der Kleebau die Malterzahl der Feldfrüchte vermindere, und hält sie für Feinde des Vaterlandes. (Allgemein angenommen kann Rec. hierin dem Verf. nicht beypflichten, wenn nämlich von solchen Gegenden die Rede ist, wo die Gemeindeweide noch üblich, der Acker sandig und schlecht ist, die Stallfütterung nicht eingeführt werden kann; wo der gemeine Landmann bey den in solchen Gegenden bestehenden Einrichtungen, die Malterzahl seiner Früchte gewiß sehr vermindern würde, wenn

wenn er einen beträchtlichen Theil seiner Aecker mit Klee besäen wollte.) Großes Lob der Ackerwirthschaft in der Pfalz, hauptsächlich wegen des allgemein eingeführten Kleebaues. — Einige wichtige Bemerkungen über den Kleebau: a) zur Unterhaltung eines guten Viehstandes. Man soll den Klee um vielerley Ursachen willen, nicht grün verfüttern; sondern ihn zu Heu machen, und es nicht auf Böden verwahren, sondern in freyer Luft in Haufen setzen. b) Kleebau als Handelsprodukt. Der Klee soll, wenn er in der Blüthe steht, auf dem Acker bey jeder Schur verkauft werden. Dieß wird als sehr nützlich denen empfohlen, die mehr Klee bauen können, als sie selbst gebrauchen. Beyspiele dieser Art des Kleebaues. c) Kleebau zur Veredlung des Feldes. Die entfernten Aecker soll man mit Klee besäen und dadurch verbessern. (Dieß kann doch immer nur von solchen Aeckern zu verstehen seyn, die einen ziemlich guten Boden haben, die ohne Dünger und Kosten Klee tragen, und die doch selbst auch nicht öfter als einmal ohne weitere Kultur Klee tragen können.)

Zweyter Abschnitt. Von den Futterkräutern, die in der Pfalz in Abgang gekommen sind, oder nie darin gebauet worden sind: Französisches Reygras. Der Verf. verwirft dieß als ein minder nützliches Futterkraut. (Herr Direktor Achard in Berlin hat aber doch durch Versuche dargethan, daß es mehr als alle Arten von Klee die Milch bey den Kühen vermehrt, wenn es grün verfuttert wird. — Wicken und Etzfutter soll man auf solchen Aeckern bauen, die sehr voll Unkraut sind, welche dadurch gereinigt werden sollen. — Spörgel, Spark (spergula arvensis) wird als ein höchst elendes und wenig ausgebendes Futterkraut, ganz verworfen, so sehr man es jetzt wieder anfängt zu empfehlen. — Pimpenelle (Pimpinella saxifraga) ist ein von englischen Windbeuteln empfohlnes Futterkraut, das in Deutschland, wo man mit dem Feldbau viel weiter ist, als in England, gar nicht gebauet werden soll. — Haber zum Heumachen, als ein gutes Futter zum Mästen der Ochsen. — Abgebogener Klee, Monathklee (Trifolium flexuosum), welchen man sehr oft im Jahr soll mähen können. — Johanniskorn, Brennesseln, und andre dergleichen Futterkräuter werden ganz verworfen, weil ihr Nutzen nicht so ausgemacht ist, als bey den übrigen. Man sollte den Landmann nicht zur Vervielfältigung seiner

Pro-

Produkte verleiten. Dritter Abschnitt. Von den Futter- und Knollengewächsen: 1) weiße Rüben. Beste Art sie anzubauen. Ihr Anbau wird für schädlich erklärt. (Anjetzt, da man gelernt hat, Zucker daraus zu verfertigen, wird der Verf. wohl anders darüber urtheilen.) 2) Dickrübe. Methode sie zu bauen. Vierter Abschnitt. Vergleichung des Kleebaues mit den Futter- und Knollengewächsen. Der Anbau der letztern soll für Deutschland nicht vortheilhaft seyn, wenn ihn gleich die Engländer noch so sehr empfohlen haben. Gründe dieser Meinung. (In der Gegend, wo Rec. wohnt, finden verständige Wirthe besonders den starken Anbau der Erdtoffeln, zur Milchnutzung und zum Mästen der Ochsen sehr vortheilhaft.) Ursachen, warum manche zum fortdaurenden Anbau derselben verleitet worden. Der Kleebau wird in aller Absicht vorgezogen.

II. Abhandlung: Ueber die wahren Grundsätze des Futterbaues. Erster Abschnitt. Fortgesetzte Versuche über den Kleebau. Der Wohlstand der Pfalz beruhet nicht, nach des Verf. Meinung, auf Manufakturen und Fabriken; sondern auf der Erzeugung und Versilberung der Produkte. Die Staaten sind überhaupt glücklich, deren Wohlfahrt auf dem Ackerbau beruhet. — Versuche mit dem Ansäen der Kleearten mit und ohne Kornsaamen. — Folgerungen, die daraus hergeleitet, werden zur bessern Kultur das Ackers und des Kleebaues. Der Klee soll nicht zu spät, aber auch nicht zu früh, etwa im halben April gesäet werden; aber allein, ohne Vermischung mit Gerste, und in einem mürbe gemachten Boden. Der Schatten der Bäume schadet dem Klee; er soll also nicht unter Bäume gesäet werden. Ueber die Schädlichkeit der Vereinigung des Fruchtbaues mit dem Kleebau, die durch praktische und physikalische Gründe erwiesen wird. Nützlichkeit der Gartenfrüchte zur Verbesserung der Oekonomie. Zweyter Abschnitt. Kann die englische Landwirthschaft Deutschland zum Muster dienen? Der Verf. beweiset aus Arthur Youngs Reisen durch Frankreich, daß sie in der Landwirthschaft sehr zurück sind; daß sie sehr auf alte Gewohnheiten und zu stolz sind, von fremden Nationen etwas anzunehmen. — Einige Auszüge aus Arthur Youngs Reise, worin sehr wichtige Bemerkungen über Ackerbau und Landwirthschaft vorkommen. Zuletzt untersucht der Verf. noch, wie der durch den gegenwärtigen Krieg, verunglückten Pfalz

wie-

wieder aufgeholfen werden könne, und behauptet, daß dieß allein durch Beförderung des Futterbaues geschehen müsse.

Es wird niemand gereuen, diese Schrift gelesen zu haben, die mit dem wichtigsten und lehrreichsten Bemerkungen angefüllt ist. Einige Provinzialwörter haben wir gefunden, die wir aus dieser guten Schrift wegwünschten, z. E. umzackern, Mistputteln, unschützlich, beschöpsen.

Bh.

Naturlehre und Naturgeschichte.

Zoologische Abbildungen, genau nach der Natur colorirt; nebst einer kurzen Beschreibung derselben. I. Heft. Leipzig, im Magazin für Literatur. 8 S. 4. 18 gr.

Die in diesem Hefte vorkommenden Abbildungen, namentlich die wilde Katze, der Fuchs, der Dachs, der Bieber, der Häher und der kastanienhälsige Taucher, sind der Natur ziemlich getreu. Die vielen Nebenzeichnungen von Bäumen, Laubwerk, Felsen, Wasser, u. d. gl. dienen zwar zur Zierde des Ganzen; vertheuern aber gewiß den Werth eines jeden Hefts merklich: und konnten daher füglich wegbleiben, da der Absicht gemäß doch eigentlich nur zoologische Abbildungen geliefert werden sollten. Jeder Abbildung ist eine kurze ganz gute Beschreibung beygefügt; doch fehlt die Beschreibung des letztern noch, die im nächsten Hefte erfolgen soll. Diese Verzögerung können wir nicht billigen. Denn wenn das, (wie solches leider bey mehrern größern Werken der Fall ist) so fortgeht: so erhalten die Abonnenten mit der Zeit eine Menge Abbildungen, auf deren Beschreibung sie Jahre lang warten müssen; und sind auf diese Art immer an die Fortsetzung eines solchen Werks oft wider ihren Willen gebunden, das manchen wohl in der Folge zu kostbar wird; der aber denn doch das, was er nun einmal hat, wenigstens gern vollständig haben möchte.

Ek.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Sieben und vierzigsten Bandes Erstes Stück.

Zweytes Heft.

Intelligenzblatt, No. 40. 1799.

Protestantische Gottesgelahrheit.

D. Franz Volkmar Reinhards Versuch über den Plan, welchen der Stifter der christlichen Religion zum Besten der Menschen entwarf. Ein Beytrag zu den Beweisen für die Wahrheit dieser Religion. Vierte, vermehrte und umgearbeitete Ausgabe. Wittenberg und Zerbst, bey Zimmermann. 1798. XXXII. und 512 S. in 8. 1 Rl.

Die wiederholten, in nicht so gar langer Zeit nothwendig gewordenen, Auflagen dieses vortrefflichen Buchs, gehören vorzugsweise zu den guten und erfreulichen Zeichen unsrer Zeit, und beweisen es von neuem, daß gerade durch die Gährung, welche der Vortrag vieler neuer gewagter Meinungen in den Begriffen und Gemüthern der Menschen erregt, das Gefühl des Bedürfnisses fester, und in jeder vernünftigen Prüfung bestehender, Gründe unsrer Ueberzeugungen und Hoffnungen, nur desto lebhafter erweckt, und desto mehr Aufmerksamkeit auf dieselben in der Stille gerichtet wird, je seltener auf den öffentlichen gelehrten Märkten vom Vortrage solcher Gründe die Ohren der Neugierigen gellen. Wir wünschen dem verdienstvollen Verfasser von Herzen Glück zu der Freude, die ihm der Gedanke an den reichen Segen gewähren muß, welchen sein Buch nun schon seit siebenzehn Jahren gestiftet hat, indem der Inhalt desselben von vielen ver-

ständigen Predigern auf der Kanzel benutzt ist; wie denn auch in der That dieß Buch es vorzüglich verdient, Predigern zu dem Zwecke besonders empfohlen zu werden, den Inhalt desselben durch ihre Vorträge auch für die große Menge derer, die nicht zur Lesewelt gehören, recht wohlthätig zu machen. Denn der freyere und höhere Gesichtspunkt, in welchem hier das Christenthum nach dem erhabenen Endzweck seines Stifters, und im ächten Geist desselben dargestellt wird, erweitert am besten den nur gar zu engen Gesichtskreis, auf welchen die Blicke der meisten Christen durch die gewöhnlichen Beweise für die Wahrheit des Christenthums eingeschränkt werden; und der reichhaltige Stoff, der hier zum Nachdenken dargeboten wird, kann den Geist wieder zum eignen Nachdenken wecken, wenn er durch den bloßen Glauben an Autorität in Trägheit hingesunken war. Es ist überhaupt eine der wohlthätigen Wirkungen dieses Buchs, und eins der Verdienste seines Verfassers um das christliche Publikum, daß dasselbe durch dieß Buch für die eigentlichen Vernunftbeweise der Wahrheit des Christenthums empfänglicher gemacht, und dadurch zu einem vernünftigern Glauben vorbereitet ist, der nicht Zeichen und Wunder fordert; sondern, als ein ächter Jünger Jesu, den Willen Gottes thut, und es dadurch inne wird, daß diese Lehre von Gott sey!

In dieser neuen vermehrten und umgearbeiteten Ausgabe ist besonders auf die von einigen geäußerte Meinung Rücksicht genommen, daß Jesus nur den reinen Mosaismus wieder herzustellen, und nur die Religion seines Volkes zu verbessern; nicht aber eine allgemeine Religion zum Besten aller Völker zu stiften zur Absicht gehabt habe. Da diese Meinung gerade dem Begriff widerstreitet, den der Verfasser, von dem Entwurfe Jesu zum Besten der Menschheit, aufgestellet, oder aus den Evangelien dargethan hatte: so mußte natürlich jetzt, nach dem Bedürfniß unsrer Zeit, dieser Hauptpunkt möglichst ins Licht gesetzt werden. Deswegen ist der erste Abschnitt, der den Plan Jesu darlegt, vorzüglich erweitert, und in demselben mit sehr einleuchtenden Gründen gezeigt, wie weit die Idee Jesu von der wahren Religion über allen Particularismus und alle bloße Nationalreligion erhaben war, und wie klar er durch sein ganzes Benehmen, durch seinen Umgang mit Heiden und Samaritanern, und durch seine Bemühungen, auch sie für würdige Verehrung

Got-

Gottes nach seiner Lehre zu gewinnen; ferner durch deutliche Worte und endlich durch seine ganze Lehre, seine Absicht an den Tag gelegt habe, eine Religion für alle Menschen zu stiften, ein Wohlthäter und Beglücker aller Völker zu werden. Dieß ist zu unsrer Zeit wahrhaftig ein Wort zu seiner Zeit geredet, und Rec. hofft und wünscht, daß der Verf. seinen Zweck erreichen, und mit denen vereint, denen Jesu Lehre mehr ist, als ein bloßes Leitmittel zur wahren Religion, denjenigen kräftig entgegenwirken werde, die durch eine Verwechselung des kirchlichen Christenthums mit der Lehre und dem Zwecke Jesu irre geleitet, alle christliche Religion als einen bloßen Volksglauben zu behandeln angefangen haben.

Ueberzeugt von der Wichtigkeit dieses Buchs und von der Wohlthätigkeit seines Inhalts für die Beförderung wahrer Religion, durch gebührende Schätzung und Anwendung der Lehre Jesu, setzt Rec. einige Bemerkungen hinzu, die er dem Urtheil des verehrungswürdigen Verfassers, und seiner Leser unterwirft, und welche vielleicht dazu dienen können, den edlen Zweck dieses Buchs zu befördern. 1) Nicht sowohl das, daß Jesus eine allgemeine Religion stiften wollte, oder zu stiften zur Absicht hatte; sondern daß er wirklich eine gestiftet hat; nicht sowohl seine Absicht bey der Bekanntmachung seiner Lehre, als vielmehr die Beschaffenheit seiner Lehre, daß sie der prüfenden Vernunft sich als die wirkliche allgemeine Religion durch ihren Inhalt beurkundet, ist der Beweis, daß Jesus der erhabenste Gesandte Gottes an die Menschen ist. Bestünde seine Lehre von würdiger Verehrung Gottes nicht in der Prüfung der Vernunft, als ewige, unveränderliche und für alle vernünftige Menschen gültige Wahrheit: so würde die Vernunft das Urtheil fällen müssen, daß er sich an ein Unternehmen gewagt hätte, zu welchem er nicht Kräfte genug gehabt hätte. Seine Lehre, seine Lehre ist es also, die für ihre Abkunft von Gott, dem Allerheiligsten, von welchem alle richtige, und in der Prüfung der Vernunft bestehende Erkenntniß von Gott und würdiger Verehrung Gottes, als vom Urheber der Vernunft und vom heiligen Gesetzgeber des Gesetzes der Heiligkeit und Tugend, nach dem Ausspruch der Vernunft ihren Ursprung haben muß, unwiderleglich zeuget. 2) Die Idee und der Wunsch einer allgemeinen Religion für alle Menschen war schon vor den Zeiten Jesu in den Propheten des israelitischen

Volks erwacht, und durch die Ueberzeugung erweckt worden, daß nur ein einziger wahrer Gott sey, daß diesem die Verehrung aller Menschen, als dem Schöpfer und Regierer der ganzen Welt gebühre, daß nur durch den Gehorsam gegen seinen Willen der Mensch zur wahren Glückseligkeit gelangen könne, und daß er gewiß die Erkenntniß und Verehrung seines Willens immer allgemeiner unter den Menschen befördern wolle und befördern werde. Daher der Wunsch, die Hoffnung, die Erwartung, daß sich künftig immer mehrere Völker in der Verehrung, des einigen Gottes mit den Israeliten vereinigen würden! Allein mit diesen Ideen verband sich die Idee des göttlichen Ursprungs des mosaischen Gesetzes, die ihnen von Kindheit auf mitgetheilt war, so fest, daß sie die von Mose vorgeschriebenen Gebote der ceremoniellen Gottesverehrung für unabänderlich ansahen, und also in ihrer mosaischen Religionsverfassung schon diejenige zu sehen wähnten, welche einst die allgemeine, von allen Völkern angenommene, Religion der ganzen Menschheit werden würde. Sie sahen es nicht ein, daß das mosaische Gesetz des Cultus fallen, und als eine die Völker trennende Scheidewand niedergerissen, und Verehrung Gottes im Geist und in der Wahrheit an die Stelle desselben gesetzt werden müsse, wenn Juden und Heyden zu einer großen Einheit vereinigt, und durch eine allgemeine Religion die durch den Particularismus der Nationalreligionen entzweyte Menschheit zu einem großen Ganzen, zu einem Reiche Gottes, das nicht ein bürgerliches und sichtbares, sondern ein unsichtbares Reich der Wahrheit und Tugend wäre, verbunden werden sollte. Zu dieser Einsicht leitete Gott Jesum, durch welchen er sein Reich unter den Menschen stiftete, das sich in allen Menschenaltern immer mehr erweitern soll. 3) Vernünftiger Weise konnte kein anderer, als ein Stifter einer allgemeinen Religion, auf die ganze Menschheit, und zum Heil der ganzen Menschheit wirken wollen; weil dieß nur durch Religion möglich ist, worin allein sich alle Menschen, wenn sie gleich sonst in noch so mannichfaltiger Hinsicht getrennt sind, als in einem Vereinigungspunkte für alle, wieder vereinigen können. Selbst in Hinsicht der Tugendübung und Pflichterfüllung findet eine nothwendige Verschiedenheit der Menschen wegen der verschiedenen Verhältnisse und Gegenstände der Pflichten statt; in der Religion aber ist ein Verhältniß zu einem und eben demselben Gegenstande allen Menschen gemein, welches alle andre

Ver-

Verhältnisse unter sich begreift. Es darf daher Gesetzgebern, Stiftern der Staaten und Weltweisen, als Individuen, nicht gerade zum Nachtheil und zur Verringerung der Achtung gegen sie angerechnet werden, daß sie nicht auf die ganze Menschheit wirken wollten, weil das nicht möglich war. Nur beweiset es den über alles erhabenen Werth wahrer Religion, daß sie allein das Mittel des Heils der ganzen Menschheit ist; und es beweiset zugleich, wie wichtig der Glaube an einen einigen Gott sey, welcher die Vernunft es erkennen lehrt, daß die Vereinigung aller Menschen, in dem Gehorsam gegen den heiligen Willen dieses einigen Schöpfers und Regierers der Welt, zum Heil der Menschen nothwendig, und der einzige, aber auch der sichere Weg sey, auf welchem alle Menschen zu einer immer vollkommenern Tugend und Glückseligkeit gelangen können. 4) Die speculative Frage, wie Gott Jesum zu der richtigen Einsicht in seinen Willen, und zu der Lauterkeit der Gesinnung, und der Standhaftigkeit in seiner Pflicht geleitet habe, die ihm eigen waren, bleibt immer nur eine Nebenfrage. Sie betrifft eine Thatsache, und könnte nur durch Zeugnisse hinlänglich beantwortet werden; uns aber fehlen dergleichen Zeugnisse, und aus dem Mangel derselben, und aus der Versicherung Jesu, daß seine Lehre ihm von Gott mitgetheilt sey, und daß sie nicht seine Erfindung, nicht seine Lehre, sondern Gottes Lehre sey, wird man nie etwas in Hinsicht der Art, wie Gott hier gewirkt habe, beweisen können. Auch giebt ja das Unerklärbare und Ungewöhnliche einer Begebenheit ihr noch keinen Werth für den vernünftigen Geist. Nur der innere moralische Werth der Lehre und des ganzen Charakters Jesu, der es so einleuchtend macht, daß Gott, der Urheber aller wahren Weisheit und Tugend, an Jesu und durch Jesum auf eine ausgezeichnete Weise gewirkt habe, macht uns gewiß, daß wir in Jesu den erhabensten Gesandten Gottes an die Menschheit verehren sollen. Wenn wir auch alle Mittel kennten, welche Gott zur Bildung des Geistes Jesu veranstaltet hätte: dürfte er uns deswegen minder verehrungswürdig seyn? So kann auch das, daß wir diese Mittel nicht kennen, gar nicht unsere Ehrfurcht für Jesu Charakter erhöhen. 5) Wenn von Beweisen für die Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Religion die Rede ist: so giebt es gewiß keine stärkere, als die, welche aus der Lehre und dem Zwecke Jesu geführt werden, und gewiß nur

aus Herablassung sind in dem Vorberichte stärkere Beweise erwähnt; wenn gleich die subjektiven, mehr oder minder eine strenge Prüfung aushaltenden, Ueberzeugungsgründe vielleicht bey dem einen oder dem andern stärker wirken, als diese Beweise; aber nur deswegen, weil ihm von Kindheit auf diese Ueberzeugungsgründe als unwiderleglich vorgestellet sind, und sich, durch das moralische Interesse der Lehre Jesu für edle Gemüther unterstützt, seiner Seele bemächtigt haben. Es wäre Unrecht, solche Gemüther in ihrer Ueberzeugung wankend zu machen. Verdienstlich aber ist es, die wirklich die Vernunft befriedigenden Beweise der Göttlichkeit der Lehre Jesu auch ihnen mitzutheilen. Könnte nämlich, wie es S. 8. heißt, nicht aus innern Gründen unwidersprechlich dargethan werden, daß Jesu Lehre einen göttlichen Ursprung haben müsse: so könnte dieß auf jede andre Art gewiß viel weniger unwidersprechlich dargethan werden. 6) Eben so kann Rec. es nur als Herablassung ansehen, daß S. 9. das Amt Christi noch von seinem Geschäffte, eine allgemeine Religion zu lehren und zu stiften, unterschieden, und zu jenem ein versöhnender Tod, nebst besondern künftig noch bevorstehenden Thätigkeiten, gerechnet wird. Denn so wahr es ist, daß der Christ dem Tode Christi die Versöhnung, das ist, das Wohlgefallen Gottes, und die Gewißheit desselben bey kindlichem Vertrauen zu Gott verdankt, und daß Jesus durch seine Lehre, und Gott mit ihm, stets fortwirkt zum Heile der Menschen; eben so gewiß ist es doch auch, daß Jesu Tod seine versöhnende, uns Gott wohlgefällig machende, und des Wohlgefallens Gottes versichernde Kraft eben dadurch erhält, daß Jesus ihn, um eine solche Lehre zu besiegeln, und unter den Menschen wirksam zu machen, und ein solches Geschäfft würdig zu krönen, willig, aus Gehorsam gegen Gott erduldet hat! Leider! Nur zu viele wähnen sich durch den Tod des Heiligsten auf der Erde versöhnt, und mißbrauchen schändlich diesen Wahn, sich in ihrer Nachläßigkeit, auch so gesinnt zu werden, wie Jesus, immermehr zu bestärken! Sie wähnen sich versöhnt durch Jesum, und würden doch, wie einst die Pharisäer, ihn verfolgt und gemordet haben; wenn er ihrer Scheinheiligkeit und ihren Aberglauben widersprochen hätte! S. 10. würde Rec. nicht wagen, den Verfasser der Fragmente über den Zweck Jesu der Bosheit zu beschuldigen. S. 29. dürfte wohl nicht der Sinn der Worte Jesu Matth. 16, 18. 19. seyn,

seyn, daß in der neuen Gemeine Petro die höchste Gewalt zustehen solle; sondern nur, daß der Glaube an Jesum, den Petrus bekannt hatte, ihm die Fähigkeit und Würdigkeit gebe, einer der ersten Herolde der Lehre Jesu zu seyn. S. 61. würde Rec. nicht behaupten, daß Jesus in den letzten Tagen mitgewirkt habe, seinen Tod zu beschleunigen. Nein. Er that seine Pflicht. Er lehrte öffentlich, und ohne den Blutbann des hohen Raths zu scheuen. Den Erfolg davon überließ er Gott. Hätte Gott die Gemüther des Volkes gelenkt, sich der Hinrichtung des Unschuldigsten zu widersetzen, und ihn öffentlich als den Lehrer göttlicher Wahrheit anzuerkennen: so hätte Jesus sich nicht zum Tode gedrängt. S. 72. kann Rec. Joh. III, 8. wegen der dort gebrauchten Zeitwörter doch nicht anders, als vom Winde verstehen. S. 451. ist doch wohl unter dem Kelche, um dessen Abwendung Jesus bittet, nichts anders zu verstehen, als der ihm bevorstehende martervolle Tod. Dieß zeigen die letzten und erhabenen Worte, welche die Fassung ausdrücken, mit welcher Jesus vom Gebete aufstand: Mein Vater, ists nicht möglich, daß dieser Kelch vor mir vorüber gehe: so geschehe dein Wille! S. 465 könnte Rec. nicht die Behauptung unterschreiben, daß Wunder geschehen mußten, wenn Jesus sich in seinen Umständen zu einer ausgezeichneten Geistesgröße emporschwingen sollte. S. 495. möchte Rec. nicht Luc. 2, 49. für einen entscheidenden Beweis erklären, daß Jesus schon in seinem zwölften Jahre den großen Gedanken an seinen alles umfassenden Plan gehabt habe. Man legte in der Folge in die Worte Jesu den Sinn, den der Erfolg hinein zu legen erlaubte; da sie doch wohl nur sagen sollten, daß seine Aeltern ihn bey den Angehörigen seines Vaters zu finden erwarten durften.

Dieser neuen Ausgabe ist auch eine ausführliche Anzeige des Hauptinhalts vorangesetzt, welche es sehr verdient, zuerst gelesen zu werden. Eine goldene Wahrheit steht S. 400: Das Wesen der christlichen Religion besteht aus Wahrheiten, welche der menschliche Geist billigen und ergreifen muß, sobald sie ihm nur im rechten Lichte gezeigt werden. Das Uebrige alles ist eines Jeden Einsicht und Gewissen überlassen!

Ad.

Predigten über die gewöhnlichen Sonn- und Festtags-Evangelien des ganzen Jahres, von G. G. Ernesti, Hofprediger in Hildburgshausen ꝛc. Herausgegeben mit einer Vorrede vom Herrn Domherrn D. Rosenmüller. Hildburghausen, bey Hanisch. 1798. 3 Alph. in 8., nebst einem Bogen Vorrede, imgl. einem Inhalts- und Pränumeranten-Verzeichniß. 2 Rl. 20 Gr.

Der Verf. dieser Predigten lebt nicht mehr; er hatte sie aber rein abgeschrieben hinterlassen, und sie sind, auf Verlangen des Herzogs von Hildburghausen, von dem D. Rosenmüller, an dem sich der Herzog deshalb wandte, herausgegeben worden.

In der Vorrede entschuldigt sich der Herausgeber, daß er die große Anzahl von Predigtsammlungen wiederum durch eine vermehre. Es sey zwar wahr, sagt er, daß manche Predigten, welche zu unseren Zeiten herausgegeben werden, so beschaffen sind, daß sie gar wohl ungedruckt bleiben könnten. Aber es sey doch zu hart, wenn man mit einem Ungenannten in den Rintelschen Annalen urtheilen wolle, daß wir so überflüßig mit gedruckten Predigten versehen wären, daß in sechs Jahren keine mehr erscheinen sollte. Er meint, die Sache müsse sich doch wohl anders verhalten, da zwar nicht immer kleine Predigtsammlungen; aber doch ganze Jahrgänge immer noch gekauft und gelesen würden. Er schließt daraus, daß die Anzahl der Gottesverehrer doch noch nicht so gar klein seyn müsse, als man insgemein glaubt. Das ist nun allerdings scheinbar. Allein es ist immer noch die Frage, ob die mehrsten Predigten, zumal in ganzen Jahrgängen, nicht von schlechten Predigern gekauft werden, um sich bey ihrer Armuth des Geistes aus der Noth zu helfen? In großen Städten werden Predigten, und wenn es auch die besten sind, wohl immer am wenigsten gekauft und gelesen; sie müßten denn von einem sehr geschätzten oder berühmten Mann seyn.

Was nun die gegenwärtigen Predigten betrifft: so war der Verf. ein an seinem Orte geschickter und beliebter Prediger, dem es keinesweges an richtiger Einsicht, an Eifer für das Wahre und Gute, und an Rechtschaffenheit fehlte. Da er oft vor fürstlichen Personen, und überhaupt vor gebildeten

Zuhö-

Zuhörern predigte: so suchte er seine Predigten auch darnach einzurichten. Indessen sind die gegenwärtigen doch im Ganzen genommen beynahe für eine jede, nicht ganz rohe, Gemeine passend und verständlich. Die Schreibart ist zwar nicht blühend oder geschmückt, was sie auch wohl überhaupt in Predigten (deren Zweck Belehrung und Besserung ist) nicht seyn sollte; aber doch edel und rührend. Uebrigens haben sie keineswegs etwas Eigenes oder Besonderes, wodurch sie sich merklich auszeichneten. Wenn gleich die Materien bisweilen anziehend sind; so ist doch insgemein nur das Bekannte und Gewöhnliche darüber gesagt. Einige sind nichts weniger, als gedankenreich; sondern es sind bisweilen gleichbedeutende Redensarten gehäuft, was wohl am wenigsten gefallen möchte. Jedoch sind deren nur sehr wenige. Wollte Gott, daß alle Jahrgänge von Predigten so gut wären, wie dieser! Uebrigens ist es allerdings menschenfreundlich, daß diese Predigten zum Besten der hinterlassenen Wittwe des Verf. herausgegeben worden sind.

Az.

Predigten über die Gleichnißrede Jesu vom verlornen Sohne. (Luk. 15, 11—24.) Nebst einer Passionspredigt (über Joh. 19, 9.), gehalten von Johann Wilhelm Fischer, Senior an der Elisabethkirche. Breslau, Hirschberg und Lissa, bey Korn. 1798. 136 S. in 8. 9 M.

Die Parabeln Jesu tragen so sehr das Gepräge einer höhern Lehrweisheit an sich; die Wahrheit schimmert unter dieser Hülle so schön und hell hervor; sie sind so ganz vollendet und auf den Ideenkreis des Volks berechnet, daß sie das sorgfältigste Studium eines jeden christlichen Religionslehrers verdienen. Allein man würde es kaum glauben, wenn es nicht in vielen gedruckten Predigten vor Augen läge, wie man ihren klaren Sinn durch weitläuftige mystische Erklärungen und geheimnißvolle Deutungen verdunkelt; wie man jedes Wort, jeden Nebenzierath, jede Ausschmückung als wesentlich und bedeutend angesehen und sich die unglückliche Mühe gegeben hat, darüber ein langes und breites zu schematisiren und zu allegorisiren. Es gehört daher mit zu den Vorzügen unserer Tage, daß man mehr in den Geist des neuen Testaments ein-

gedrungen ist, und von einer bessern Exegese geleitet, jene andächtigen Spielwerke größtentheils abgeschafft hat. — Die Parabel, welche in den angezeigten Predigten zum Grunde gelegt ist, gehört unstreitig unter die vorzüglichsten. Alle Züge in diesem Bilde sind mit einer Wahrheit und Weisheit gezeichnet, das nicht ihres gleichen hat. Die Liebe und Zärtlichkeit des Vaters, die Reue des wiederkehrenden Sohnes ꝛc. sind ganz der Natur abgeborgt. Der Vater theilt auf die erste Vorstellung einer seiner Söhne sein Vermögen, und giebt dem jüngsten seinen Antheil. Allein kaum ist dieser Herr seiner Güter und seines eigenen Willens: so verläßt er das väterliche Haus; hört weder die Stimme der Verwandschaft, noch der Pflicht, entfernt sich von einem Vater, dessen Aufsicht und Rath ihm lästig war, und überläßt sich allen Arten der Ausschweifung. Nur zu bald hatte er alles durchgebracht; er sieht sich in das tiefste Elend gestürzt und sein bessrer Sinn erwacht in ihm wieder. Er faßt den Entschluß, in das Haus seines Vaters zurückzukehren, ihm nichts zu verschweigen, und sich der väterlichen Liebe auch unter den härtesten und niedrigsten Bedingungen wieder zu versichern. Kaum klagt er sich selbst an: so sind auch die Arme des Vaters wieder für ihn geöffnet. Er hört nun die Stimme der väterlichen Liebe; er überläßt sich ganz der Freude, seinen Sohn, den er gleichsam als einen Todten beweint hatte, voll Reue, voll Demuth vor sich zu sehen. Er führt ihn, ohne ihm Vorwürfe zu machen, in sein Haus, läßt ihm die kostbarsten Kleider anlegen, stellt um seiner Wiederkunft willen ein Freudenmahl an, und vertheidigt ihn selbst gegen die Anfälle seines mißgünstigen Bruders. — Welch ein schönes und liebliches Bild! Wie leicht ist nicht die Wahrheit aufgefaßt, welche unter dieser Hülle liegt! Welche reiche Quelle für den christlichen Lehrer, aus welcher er schöpfen kann! Der Verf. der angezeigten Predigten hat sie gut benutzt, und sich vor den Fehlern gehütet, deren man sich sonst schuldig machte. Der Hauptgedanke ist richtig gestellt, und zerfällt in folgende Betrachtung: 1) Sinnlichkeit, eine Quelle der gefährlichsten Verirrungen des menschlichen Herzens. 2) Das Elend der Sünde. 3) Die Vergleichung unsers durch unsre Schuld unglücklichen Zustandes, mit dem bessern Zustande anderer, als ein Mittel zu unserer Besserung. 4) Die Gesinnungen und das Verhalten eines Menschen, dem es ein Ernst um seine Besse-

rung

rung ist. 5) Gottes Verhalten gegen diejenigen, denen es ein Ernst um ihre Besserung ist. — Der Styl ist einfach und deutlich; nur wäre den Gedanken mehr Verbindung und Zusammenhang zu wünschen; manches hätte auch mehr entwickelt und anschaulicher gemacht werden können. Der letzte Theil der Parabel, der doch so viel lehrreiches enthält, ist ganz übergangen.

Versuche in Predigten. Magdeburg, bey Scheidhauer. 1797. 160 S. in 8. 10 M.

Es sind neun Predigten, über die gewöhnlichen Sonntagsevangelia gehalten, in dieser Sammlung. Sie erheben sich nicht über das Mittelmäßige; und da jede Messe uns immer einen reichen Vorrath von dieser Gattung liefert: so hätten sie füglich ungedruckt bleiben können. Wenigstens halten sie keine Vergleichung mit den Arbeiten des Mannes aus, dem sie zugeeignet sind. (Herrn Oberhofprediger Reinhard in Dresden.) Sie rühren wahrscheinlich von einem Anfänger her, der sich seinem Gönner dadurch empfehlen wollte. Da die Themata ganz alltäglich sind, welche hier abgehandelt werden: so hätte sie der Vf. doch durch eine neue Ansicht heben und sie logischer ordnen sollen. Der Styl ist zwar plan und simpel; wenn aber diese Predigten, wie Rec. vermuthet, vor einer Landgemeinde gehalten wurden: so hätten sie noch populairer seyn müssen. Sollen die Worte des Erlösers: Der Jünger ist nicht über seinen Meister ꝛc., welche hinter der Zueignung stehen, ein Compliment seyn: so ist es sehr affectirt und gesucht.

Bs.

Rechtsgelahrheit.

Einleitung in die Wissenschaft des heutigen Deutschen Privatrechts, nebst einem Entwurfe einer vollständigen Darstellung derselben, von *Gottlieb Hufeland*, d. W. W. u. b. R. D. ord. Professor des Lehnrechts zu Jena. Jena, in d. acad. Buchhandl. 1796.

1796. 230 Seiten, nebst X S. Vorrede und 10 Seiten Inhaltsanzeige. 8. 16 K.

Wir leben jetzt in einem Zeitraume, wo man aus allen Kräften vorwärts strebt, wo man für jede Wissenschaft neue Grenzen vorzeichnet, neue Wege bahnt, neue glänzende Lehrgebäude aufführt; wo der Gelehrte nichts für so entehrend hält, als den Vorwurf: in verba iurare magistri. Erblicken wir in der politischen Welt große Revolutionen; so stellt uns das gelehrte Gemeinwesen in seiner Art fast noch größere dar. In der Theologie, Arzneykunde, Philosophie schafft man den alten Schutt verjährter Vorurtheile mit ungehemmter Kraft bey Seite, zerlegt und mustert Form und Materie jeder Wissenschaft bis in die kleinsten Theile; eine neue Hypothese verdrängt die andre; Systeme und Lehrbücher, die noch vor zehen Jahren vom rechtgläubigen Theile des gelehrten Publicums als gefährliche Neuerungen angestaunt, vom jungen Freydenker mit Heißhunger verschlungen wurden, sind zum Theil nun schon selbst unter den orthodoxen Plunder geworfen. Selbst der gute Horaz: Nonum prematur in annum, der so lange sein Ansehn nicht bloß in der Dichterwelt behauptete, scheint jetzt gleichsam von Rechtswegen seinen alten Besitzstand unter den Maximen der Schriftsteller verloren zu haben. Die jetzt so große Zahl literarischer Hebammen befördert und erleichtert die Geistesgeburten, und ein Autor, der nicht wenigstens jährlich seines Namens Gedächtniß erneuert, läuft Gefahr, als ein Verschollner betrachtet zu werden.

Daß bey dieser allgemein gespannten Regsamkeit des gelehrten Freystaats die Zunft der Rechtsgelehrten nicht zurück geblieben sey, beweist die neuere Literargeschichte. Besonders zeichnete sich der Vf. der vorliegenden Schrift durch einen rühmlichen Eifer für sein Fach aus. Ungeachtet seiner mannichfaltigen Geschäfte, von denen, wie er selbst irgendwo sagt, notorisch ein großer Theil ohnehin zum Besten des Publicums übernommen wird, beschenkte er es nicht nur mit seinen Lehrsätzen des Naturrechts, mit dem 1ten Stück seiner Beyträge zur Berichtigung und Erweiterung der positiven Rechtwissenschaft, (läßt aber sehr lange das 2te erwarten) mit seinen (freylich mit einiger Eilfertigkeit geschriebenen) Praecognitis iuris Pandectarum hodierni, mit einem Lehrbuche der Geschichte und Encyklopädie aller in Deutschland gelten-

den

den positiven Rechte; sondern erregte auch in der Vorrede zum letzten die angenehme Hoffnung, daß er noch mehrere wichtige Fächer der Gesetzkunde mit Lehrbüchern aus seinem reichen Vorrathe versorgen, und also überhaupt das Studium der Rechtsgelehrsamkeit nach einem neuen zweckmäßigen Plane umformen werde. Um diese Hoffnung nicht allzulange gespannt zu erhalten, sandte der Vf. einstweilen die vorliegende Arbeit, als Vorläuferinn seines bevorstehenden Lehrbuchs des deutschen Privatrechts, voraus. Je lauter und öfter der gelehrte Vf. erklärt hatte: daß sein Begriff eines deutschen Privatrechts von allen vorhergehenden beträchtlich abweiche; daß dieser Theil der Rechtswissenschaft selbst von den neuesten und besten Schriftstellern nicht gut bearbeitet sey; daß er seit Jahren an einem Lehrbuche desselben arbeite, welches sich von der bisherigen Compendienform ganz entfernen werde; desto erwartungsvoller nahm Rec. die vorliegende Schrift zur Hand.

Allein nur die ersten 28 Paragraphen, oder die Einleitung von S. 1 — 30. sind gehörig ausgebildet; das übrige enthält unter 600 §§. meist bloßes Fachwerk. Zur Entschuldigung dieses Mißstandes bezieht sich der Verf. zwar auf Senkenbergs Beyspiel; aber dieser lieferte doch wenigstens Aphorismen, des Vfs. §§. aber enthalten meistens nur die Ueberschriften von den künftig zu liefernden §§ nebst der Literatur. Doch wir müssen nun wohl uns einstweilen damit begnügen, da der Vf. die Bekleidung zu diesem Gerippe bald nachzuliefern verspricht, und wollen nur sehen, welchen Gewinn für die vaterländische Privatrechtswissenschaft wir nach dieser Skizze hoffen dürfen.

In der Einleitung handelt der Vf. 1) vom Begriffe und der Eintheilung des heutigen D. Pr R. 2) Von den Quellen, Hülfsmitteln und der Literatur desselben. 3) Vom Nutzen und Zwecke dieser Wissenschaft und der Methode sie zu bearbeiten. 4) Vom Verhältnisse der Quellen, unter sich und zum gemeinen Rechte.

Der Vf. hat schon in jenen Beyträgen gezeigt, in wie weit er im Begriffe des deutschen Pr. R von seinen Vorgängern abweiche, und Rec braucht sich jetzt dabey um so weniger zu verweilen, da Danz in seinem Handbuche die verschiedenen Meinungen sehr gut dargestellt, und mit einander

ver-

verglichen hat. Wenn es aber eine Haupteigenschaft eines guten Lehrbuchs ist, daß dessen Vortrag bestimmt und deutlich sey, daß ein Begriff aus dem andern sich entwickle, daß darin die Grenzen der vorzutragenden Wissenschaft richtig angegeben und genau beobachtet seyn: so muß Rec. gestehen, daß bey der vorliegenden Arbeit noch sehr viel in dieser Hinsicht zu wünschen übrig bleibe, wie sich aus Folgendem ergeben wird. Gleich der 1ste §. heißt: Das heutige deutsche Privatrecht ist die Wissenschaft (?) der positiven Rechtslehren aus dem Privatrecht im weitern Sinne, welche den Quellen des gemeinen Rechts unbekannt, und doch in mehrern Theilen von Deutschland gültig sind.

Was soll das heißen: das d. Privatrecht ist eine Wissenschaft der Rechtslehre aus dem Privatrecht im weitern Sinne? Das erstemal nimmt der Vf. offenbar das Wort: Privatrecht, für System des Privatrechts, oder Privatrechtsgelehrsamkeit; das andremal aber, werden wahrscheinlich die Gesetze, welche Rechte und Pflichten der Bürger gegen einander bestimmen, darunter zu verstehen seyn; aber was für Gesetze? ursprünglich deutsche, oder fremde, oder beyde zugleich? — Was versteht der Vf. unter Privatrecht im weitern Sinne? Dieß muß man erst an §. 2. errathen. Rechtslehren, die den Quellen des gemeinen Rechts unbekannt sind, ist sehr undeutlich ausgedrückt. Nach dem Vf. dürften also keine Rechtslehren, die den Quellen des gemeinen Rechts (wohin doch auch die Reichsgesetze unwidersprechlich gehören) bekannt sind, in das deutsche Privatrecht aufgenommen werden; aber er selbst hat in der Folge durch häufige Abweichungen gezeigt, daß diese Regel nicht Stich halte. In mehrern Theilen von Deutschland — was versteht der Vf. hier unter Theil? — einen Kreis, ein Reichsland, eine Stadt, ein Dorf? und wieviel rechnet er zu den mehreren Theilen? Durch die Anm. 2. wird diese Stelle nicht deutlicher. Ort ist ein eben so unbestimmtes Wort, als Theil — und an wie viel Orten muß etwas gelten, wenn es deutsches Recht seyn soll? Nach dem Vf. wäre also ein Recht, das bloß in Churſachsen, oder in Braunschweig gälte, nicht deutsches Recht zu nennen. Daher mag es wohl kommen, daß er des Preußischen Landrechts nirgends erwähnt; aber dann hätte er auch manche besondere statutarische Rechte einzelner Städte nicht mit in sein System aufneh-

nehmen dürfen, wenn er seinen Grundsätzen getreu bleiben wollte.

§. 2. Rechte und Verbindlichkeiten von Privatleuten, ist nicht gut gesagt, und erregt mit dem folgenden welche eine unangenehme Zweydeutigkeit. Ueberhaupt ist dieser ganze §. dunkel, schwankend, sich selbst und dem vorhergehenden widersprechend. Er lautet so: Das d. Pr. R. betrifft entweder eigentlich (?) die R. u. V. von Privatleuten, welche auch ohne Staat gedacht werden können, oder (uneigentlich?) solche, welche zunächst von Anstalten des Staats abhangen — (durch die Ausübung der Staatsgewalt oder Regierung möglich geworden sind) Jenes ist das deutsche Privatrecht im engern Sinne, dieſs das deutsche Regierungsrecht. — Erstlich ist bey solchen R. u. V., welche auch ohne Staat gedacht werden können, die Bestimmung: Privatleute, unpassend; sodann ist aber auch der Vf. in der Folge seinem Systeme keinesweges getreu geblieben, da er in das Privatrecht im engern Sinne mehrere solche Gegenstände aufgenommen hat, die offenbar nicht ohne Staat gedacht werden können, in dem Regierungsrechte aber viel R. u. V. aufgestellt, die sich auch ohne Staat gar wohl denken lassen. Die erste Behauptung erweisen §. 34. 38. 61. 71. 75. 79. Die Lehre von Mißheyrathen, von Ehen zur linken Hand, die ganze Materie von der gesetzlichen Erbfolge, von Testamenten, welche nach des Vfs. eignen Grundsätzen (Lehrs. d. Naturrechts §. 280. 283. 636.) nicht ohne Staat sich denken lassen; auf der andern Seite bringt der Vf. unter das Regierungsrecht die Lehre von der Selbsthülfe, von Frohndiensten, von Leibeignen, von Schiffbau-Contracten, und andern R. und V., welche doch auch ohne Staat gedacht werden können, am allerwenigsten zunächst von der Ausübung der Staatsgewalt abhangen, oder dadurch möglich geworden sind. Ueberhaupt ist diese Eintheilung für ein Lehrbuch, welches nach §. 1. bloß positive Rechtslehren und dadurch bestimmte R. u. V. vorträgt, welche doch alle einen Staat voraussetzen, allen bisherigen Begriffen zuwider. Eher wird man unter dem Ausdrucke: Deutsches Privatrecht im weitern Sinne, ein solches verstehen, was außer den gewöhnlichen Gegenständen auch das Privatrecht der deutschen Fürsten, das deutsche peinliche und Lehnrecht umfaßt, als daß man den Begriff des Vfs. damit verbinden sollte. Das Policey- und

Came-

Cameralrecht, als Befugniß und Ausfluß der Obergewalt eines Staats, mithin als Theil des Staatsrechts, kann nie unter der Rubrik eines Privatrechts im weitern Sinne aufgestellt werden, wenn man nicht alle Begriffe verwirren will. Der Vf. führt zwar seine Praecognita iuris Pandect. zur Unterstützung jener Eintheilung an; allein wir sehen nicht ein, wie der Vf. eine den bisher aus guten Gründen angenommenen Begriffen, widerstreitende Meinung, lediglich durch sein eignes ἀυτὸς ἐφὰ begründen könne, und vielleicht wäre es rathsamer gewesen, das Publicum nicht noch einmal an die Praecognita zu erinnern.

§. 3. behauptet der Verf., daß bloß Particulärrechte als Stoff des D. Pr. R. übrig blieben; allein, so lange nicht erwiesen wird, daß die R. Abschiede kein Privatrecht enthalten, daß es keine allgemeinen deutschen Rechtsgewohnheiten gebe, welche noch jetzt Gesetzkraft behalten haben, (der Verf. hält es nicht einmal für nöthig, sich auf seine Beyträge zu beziehen,) daß kein deutsches Rechtsinstitut neben dem fremden Rechte dergestalt bestehen könne, daß der deutsche Bürger zwischen beyden die Wahl habe; so lange möchte jene Hypothese schwerlich ihr Glück machen.

§. 4. Hier werden die Reichsabschiede sehr willkührlich unter den Quellen des deutschen Privatrechts ausgelassen, obgleich die Kreisabschiede darunter genannt sind, wahrscheinlich, weil das Widersprechende der Hypothese vom gänzlichen Mangel eines allgemeinen deutschen Privatrechts sodann gar zu deutlich in die Augen springen würde.

§. 9. allgemeine Exemtionen, ist weder deutsch, noch logisch richtig gesagt. S. 18 heißt der Verfasser der Nachträge zu Schottel nicht Goericken, sondern Gerike. Von den S. 19 angeführten Beyträgen des Hrn. Prof. Siebenkees sind nicht zwey, sondern sechs Theile heraus, wovon der letzte 1790 erschien.

§. 12. B. 1. Hier hätte auch das Verzeichniß der Statuten und Landrechte in Pütters Encyklopädie eine Erwähnung verdient. Num. 10. von Beckmanns Fortsetzung der Samml. d. Landesges. waren 1795 nicht 8, sondern 10 Theile heraus.

§. 19. heißt es: Der Zweck der Wissenschaft des deutschen Pr. R. ist die Theorie von solchen Instituten auf-

aufzustellen, welche das gemeine Recht nicht kennt — also nicht auch von solchen Instituten, die das gemeine Recht zwar kennt; welche aber im deutschen Rechte abgeändert sind? nicht auch von solchen, die in den Reichsgesetzen vorkommen?

§. 21. Num. 3. heißt es: Diese ganze Wissenschaft (des D. Pr. R.) hat nie unmittelbare oder absolut rechtliche Gültigkeit und Anwendbarkeit. Eigentlich hat aber kein Theil der Rechtswissenschaft oder Theorie unmittelbare Gültigkeit; sondern nur, so weit die darin aufgestellten Begriffe und Sätze mit den Gesetzen des Landes, wo sie zur Anwendung kommen sollen, übereinstimmen, oder richtig aus denselben abgeleitet sind. Die Regel, welche der Vf. in der Folge giebt, gilt also von dem Römischen Rechte ebenfalls und ist nichts Auszeichnendes für das D. Pr. R.

§. 23. ist überschrieben: Wenn zwischen mehrern Particulargesetzen zu wählen ist. — Allein es ist, wie der §. selbst zeigt, keine Wahl denkbar. Was mag der Vf. wohl unter andern dinglichen Sachen hier verstehen? im Vorhergehenden ist von keinem dinglichen Recht die Rede gewesen, worauf sich das andre beziehen könnte; und was sind: dingliche Sachen? Man kann wohl muthmaaßen, was der Vf. meine; aber der Ausdruck ist nicht so beschaffen, wie er für ein Lehrbuch, wo so viel auf Präcision und logische Richtigkeit des Vortrags ankommt, seyn müßte.

§. 24. ist überschrieben: Wenn fremde Gesetze den einheimischen vorgehen. Nun sagt aber der Vf. selbst im folgenden §., daß die Retorsion nur auf Verfügung der gesetzgebenden Gewalt Statt finde; ist aber dieses: so kann eigentlich nicht behauptet werden, daß ein fremdes Gesetz vom Richter dem einheimischen vorgezogen werde; sondern dieß wird durch die Verfügung des Gesetzgebers erst einheimisch, ehe es der Richter anwenden darf.

§. 27. heißt es: Die Lücken der Gesetzgebung sind auf die oben §. 22. angegebene Art auszufüllen. — Fürs erste weiß man nicht, wer diese Lücken ausfüllen soll, der Gesetzgeber, oder der Richter und Rechtsgelehrte? und dann findet sich auch im §. 22. keine Anweisung dazu. Die dritte Anm. zu §. 27. ist durch den schwankenden Gebrauch des Worts Recht, bald in der Bedeutung als Rechtswissenschaft, bald als Gesetzsammlung, ferner des Worts Lehren, statt Gegenstände, sehr unverständlich. Uebrigens ge-

steht der Vf. doch so viel zu: daß in gewissen Fällen das D. Pr. R. gleichsam an die Stelle des gemeinen Rechts trete, wenigstens einen ähnlichen Nutzen gewähre. Da er nun oben eines gemeinen Rechts im eigentlichen Verstande gedenkt: so steht, in Ermanglung eines andern Gegensatzes, anzunehmen, daß das D. Pr. R. das gemeine Recht im uneigentlichen Verstande seyn solle. In der 4ten Anm. wird der Vf. wieder dadurch, daß er das fremde Recht bald geradezu gemeines Recht, bald nur die reichste Quelle für das gem. Recht nennt, schwankend und undeutlich.

§. 30. Was soll hier die Eintheilung der Sachen in freye und unfreye? Eine Sache an und für sich kann weder frey noch unfrey genannt werden. Wozu überhaupt die Vorbegriffe im §. 29. 30. 31. als ein besondres Hauptstück? Rec. wenigstens kann keinen Nutzen für die Theorie daraus absehen.

§. 33. ist das Wort Dienste statt der Hülfsleistung der Einwohner in Gemeinheitsangelegenheiten sehr uneigentlich und ungewöhnlich gebraucht.

§. 35. steht Struben Th. 1. Band 175., muß heißen: Struben Th. 1. Bedenk. 75. §. 38. (37.) Wer sucht wohl unter der Rubrik: Einschränkung der Rechte des Eigenthums — freye Rittergüter, sattelfreye Güter? §. 58. ist Hoffmann deutsche Rechtspraxis citirt, muß heißen: Hoffmanns deutsche Reichspraxis. §. 62. Wer sucht wohl unter der Lehre vom Vorkauf (ius protimiseos) und dem Näherrechte, den in der RPO. 1577. tit. 18. verbotenen Vorkauf? Dieser gehört offenbar unter das Policeyrecht.

§. 65. Veräuserungen, bey welchem (n) Vorkauf und Rückkauf eintritt, muß offenbar heißen: nicht statt findet, wenn man die Allegate vergleicht. §. 69. Der Verkäufer kann den Retract nicht für sich selbst brauchen, er schadet ihm aber auch nicht — klingt sehr räthselhaft. Es sollte heißen: Der Verk. kann sich durch Vorschützung des einem dritten zustehenden Näherrechts nicht von Erfüllung des geschlossenen Kaufcontracts befreyen; er braucht aber auch, in der Regel, dem Käufer keine Gewähr zu leisten, wenn das verkaufte Grundstück retrahirt wird. §. 75. Emphyteisis st. Emphyteusis.

§. 83. nennt der Verf. den traſſirten Wechſel im Gegenſatze des Eigenwechſels (camb. ſiccum) einen uneigentlichen, da doch jener vielmehr der eigentliche Wechſel iſt. Auch ſteht ſehr zu bezweifeln, ob der traſſirte Wechſel bey guten Schriftſtellern c. improprium heiße, da vielmehr die Benennung alienum im Gegenſatze des proprii, ferner reale, locale von ihm üblich iſt. §. 115. Scontation, muß heißen Scontration. §. 124. nennt der Verf. die bona receptitia mit Kunde unrichtig: Spielgelder, da ſie doch Spillgelder heißen müſſen, von der Spille oder dem Wocken, und Spielgelder etwas ganz andres bezeichnen. M. vergl. Leyſer Sp. 302. —

§. 125. Anm. 2. muß es heißen Pufendorf. Obſ. 206 ſtatt 106.

§. 133. Der Anfang der Rechte der Ehegatten hängt nicht immer von der Perfection, ſondern oft von der Vollziehung der Ehe ab — von welchem Recht mag hier die Rede ſeyn? Die eigentlichen und Hauptrechte der Ehe fangen überall ſofort an, als die kirchliche Form der Ehe vorhanden iſt; einige bürgerliche Wirkungen der Ehe treten aber an manchen Orten erſt dann ein, wenn auch die nach bürgerlichen Geſetzen oder Rechtsgewohnheiten dazu erforderliche Form der Ehe vorhanden iſt. Das in der 1ſten Anm. aufgeführte Sprüchwort heißt eigentlich: Iſt das Bett beſchritten, ſo iſt das Recht erſtritten, nicht erſchritten. S. 85 iſt die Rubrik des dritten Kapitels: Wo haben die Rechte der ehelichen und elterlichen Geſellſchaft nicht ſtatt? zu unbeſtimmt, und, wie ſie da ſteht, unrichtig. Denn Niemand wird dieſes uneingeſchränkt bey der Mißheyrath und der Ehe zur linken Hand behaupten; nicht zu gedenken, daß die Lehre von Mißheyrathen eigentlich in das Privatrecht der Fürſten gehört, wovon der Verf. ausdrücklich erklärt hat, daß er es nicht ins Pr. R. aufnehmen wolle.

§. 152. Anm. 2. wär es gut geweſen, die Geſetze (Statuten) nach welchen keine Erbſchaft auſſer Landes fallen darf, beſtimmter anzugeben, um zu ſehen, ob dieſe Lehre nach §. 1. Anm. 2. überhaupt in das D. Pr. R. nach den Grundſätzen des Verfs. gehöre.

§. 153. Anm. 2. würde der Verf. Pufend. l. Obſ. 85. 93. nicht mit angeführt haben, wenn er ſie gehörig nachgeſchla-

schlagen hätte. Ueberhaupt haben wir schon einigemal, bloß bey flüchtiger Uebersicht, Gelegenheit gehabt, die Flüchtigkeit und Unzuverläßigkeit seiner Citaten zu bemerken, in welcher Hinsicht er ebenfalls die Autorität eines berühmten Germanisten ((v. Selchow) für sich hat.

§. 155. gehört die Lehre von der ausschließenden Erbfolge unter das folgende Capitel.

§. 156. Anm. 4. gehört das Erbjungfern-Recht nicht hieher, sondern in das Mecklenb. Lehenrecht.

§. 177. gehört das Citat aus Becmannor. Consil nicht hieher. §. 183. muß das Citat aus Kopp. heißen: S. 187. statt 87. —

§. 197. Genau genommen kann der römische Vollmachtsvertrag nicht als die Grundlage der deutschen Staatsämter betrachtet werden, wie sich auch aus §. 198. 199. ergiebt.

§. 203. Untergeordnete Theilhaber der höchsten Gewalt — ein unbequemer und unrichtiger Ausdruck. §. 207. Collegien, die zuweilen wieder in kleinere Collegien abgetheilt sind, ist unrichtig ausgedrückt.

§. 210. Anm. 3. Zinckels, muß heißen Zinkens. Warum führt der Vf. nicht die neueste Ausgabe mit Anm. von J. Fr. Eisenhardt, Helmst. 1782. an? In einem Lehrbuche sollten von Rechtswegen immer die neuesten Ausgaben (wenn nicht die ältern etwa besser sind) angegeben werden.

§. 212. Montur gehört nicht zur Ausrüstung des Soldaten, oder zu den Armaturstücken; auch wird die Montur allerdings ein Eigenthum desselben, wenn er eine neue erhält.

§. 215. Hier hätte eigentlich der Landsoldaten, des Landausschusses, des Cantonwesens gedacht werden sollen. Ueberhaupt ist dieser Abschnitt sehr kärglich ausgefallen.

§. 217. Hier hätte Tafinger über den Zweck des deutschen Policey- und Cameralrechts. Tübing. 1787. 8. angeführt werden sollen.

§. 218. heißt es: 2) unmittelbare Einnahmen an Gütern: a) regelmäßige von den Unterthanen als Unterthanen (Steuren) und aus andern Gründen. Worauf soll sich das unmittelbare beziehen? was heißt: Einnahme an Gütern?

Gütern? was denkt sich der Vf. unter regelmäsigen Einnahmen von Unterthanen aus andern Gründen? Doch dieß erhellt aus §. 233. ff., da soll nämlich der Zoll, die Accise, Gewerbesteuren, Abgaben von fremden Waaren, darunter verstanden werden. Allein Zoll ist ein Regal, und steckt also schon unter den §. 218. Num. 1. erwähnten Einkünften; Accise- und Gewerbsteuren sind ja auch Abgaben, welche die Unterthanen, als solche, entrichten.

§. 219. soll das römische Recht die Regel bey Beurtheilung der Staatsgüter machen. Was versteht der Vf. unter diesem Worte?

§. 220. hier hätte Moser von der Landeshoheit im Weltlichen Th. 9. mit angeführt werden sollen. Ueberhaupt gehört das Mehreste von den hier aufgestellten Regierungsrechten offenbar in das Staatsrecht, oder in die Cameral- und Policeywissenschaft, und es ist eine schädliche Verwirrung der Begriffe, wenn dieß Alles in das deutsche Privatrecht zusammen gepackt wird. Man könnte hier auch sagen: Für den Scherz zu viel, und für den Ernst zu wenig. Rec. würde nichts dagegen haben, wenn der Vf. auch ein Lehrbuch des deutsch. Cameral- und Policeyrechts hätte schreiben, und dieses mit seinen Vorlesungen über das Privatrecht verbinden wollen; ob er gleich nicht einsieht, wie man in gewöhnlichen halbjährigen Collegien diese beyden so wichtigen Rechtstheile, der Vollständigkeit und Gründlichkeit unbeschadet, abhandeln könne. Nicht zu gedenken, daß das Policey- und Cameralrecht erst nach Erlernung der Policey- und Cameralwissenschaft mit Nutzen gehört werden. Nur unter dem Aushängeschilde eines deutschen Privatrechts im weitern Sinne, dürfen diese so sehr in der Theorie und Praxis von einander verschiedenen Rechtstheile nicht verbunden werden. Doch wir wollen mit unsrer Beleuchtung fort fahren. S. 107. heißt die Rubrik der 5ten Abtheilung: Recht der Abgaben, die nicht von Unterthanen als Unterthanen gegeben werden. Fürwahr sehr räthselhaft, und wie oben gezeigt ist, unrichtig.

§. 234. heißt: Recht von Privatpersonen auf den Zoll, und unten steht: Zollbeamte. Sind denn diese hier als Privatpersonen zu betrachten? und haben sie, als solche, ein Recht auf den Zoll? Uebrigens hätte auch hier des Einfuhr- Durchfuhr- Ausfuhr- (consumo, transito, elito) Zolls gedacht werden sollen.

§. 240. Was der Vf. hier unter Abgaben von der Einfuhr fremder Waaren noch versteht, nachdem schon Zoll und Accise da gewesen sind, wird wahrscheinlich im zu hoffenden Lehrbuche oder den Vorlesungen selbst erörtert werden.

§. 221. fehlt Bergius altes und neues Policey- und Cameral-Magazin.

§. 241. sind zufällige und unregelmäfsige Staatseinkünfte als Synonyma betrachtet, deren Begriffe doch sehr weit von einander verschieden sind, wie jeder Kenner der Finanzwissenschaft weiß. Z. B. das Abzugsrecht, die Besitznahme erbloser Güter u. s. w. sind zufällige Staatseinkünfte, ob sie gleich als völlig regelmäßig zu betrachten stehen.

§. 246. gehört das Citat Pufend. II. Obs. 2. zu §. 248.

§. 250. muß es heißen de Behmer, statt Böhmer.

S. 114. Moser von der Deutschen Justizverfassung ist nicht 1776, sondern 1774. in 4to 2 Bände erschienen.

§. 258. Was mag der Vf. unter besondrer Gerichtsbarkeit (I. Separata) verstehen? vielleicht iurisd. Solitariam.

§. 259. Wer glauben wollte, aus dem hier angeführten Strube III. 3. einen deutlichen Begriff von der Justizhoheit und ihren Rechten zu erhalten, würde sehr irren.

§. 267. sind die Citate aus Mevius, Struben, Meister, offenbar unrichtig.

§. 270. muß es heißen Krefs ad Art. 2. §. 6, statt 16. Wir würden aber, da hier nicht von der peinlichen Gerichtsbarkeit die Rede seyn kann, andre Belege gewählt haben.

§. 290. tutela legitima extraordinaria, wird wohl extraneorum heißen sollen.

§. 300. hätte bemerkt werden müssen, daß von Hoffer das 2te Stück 1765. erschienen sey. Ab Hohenthal liber de politia ist nicht in 4., sondern in 8. erschienen.

§. 354. gehören die Citate zu Anm. 1. nicht dahin, sondern betreffen die Rechte der Töchter der Vasallen in Ansehung des Brautschatzes aus dem Lehn.

Nach § 317. hätte auch das Recht der Armenanstalten, Waisen und Findelhäuser, Hospitäler, der Leihhäuser u. dgl. abgehandelt werden können.

§. 394.

§. 394. 395. Die in diesen §§. abgehandelte Materien von Hauptrecht und Bedemund gehören eigentlich unter §. 405., wo die Abgaben der Leibeigenen enthalten sind.

§. 397. Anm. 1. ist das Citat falsch.

§. 398. Hier hätte auch das Abfindungsrecht der Kinder aus den Höfen und vom Allodium der Bauern, die Einheirathung und Interimswirthschaft ꝛc. erwähnt werden sollen.

§. 458. würde auch etwas vom Rechte der Zeitungen und Intelligenzblätter zu sagen gewesen seyn.

§. 482. Baldasserani muß heißen Baldasseroni.

§. 526. ist das in mehreren Gegenden Deutschlands bekannte Recht der freyen Pürsch noch nachzutragen.

S. 190. ist beym Landbaurecht vergessen: Deneke Dorf- und Landrecht. 3 Theile in 4. §. 533. Hier fehlt v. Wagner Corpus Juris Metallici. Dresd. 1791. fol.

§. 571. gehört besser unter die Rubrik von Verträgen.

Was die beygebrachte Literatur betrifft; so erhellet schon aus den nicht eben sehr ängstlich aufgesuchten Beyspielen, daß sie hin und wieder durch Druck- oder Schreibfehler sehr unzuverlässig geworden sey. In Ansehung der Vollständigkeit und Auswahl derselben, bezieht sich zwar der Vf. in der Vorrede auf seine besondere, freylich nicht genauer angegebnen Grundsätze in dieser Hinsicht. Allein Rec. glaubt doch nicht zu irren, wenn er annimmt, daß in einem Lehrbuche über jeden Gegenstand die Hauptschrift angezogen werden müsse, und da ergeben sich, außer dem, was schon oben bemerkt ist, viele Lücken, welche Rec. nur beym flüchtigen Ueberblick aufgefallen sind. Z. B. §. 182. fehlt C. L. W. Grolmann de donatione propter nuptias, vidualitio atque dotalitio, praecipue de eorum effectu et accurata a se invicem distinctione. Giess. 1795. 4.

§. 365. Ignaz Faber Historisch juristische Abhandl. von den Freygütern und Freyzins. im Erfurtischen. Erf. 1793. 4. §. 402. I. 1. Holländereyen. Joh. Gottfr. Hoche histor. Untersuch über die niederländischen Colonien in Niederdeutschland, besonders der Holländer und Flämminger, wie auch deren Rechte und Gebräuche. Halle, 1791. 8. — §. 17. Not. d. B. A. G. Schrader Handbuch der vaterländischen Rechte in den Herzogthümern Schleswig und Holstein.

Th. 1 — 3. Hamb. 1784. 86. 93. 4. §. 128. Not. a. Io. Fr. Gildemeister de communione bonor. inter coniuges, maxime ex LL. Bremanis. Gott. 1775. 4. — §. 84. Petzold de fundamento rigoris cambialis. Gott. 1795. 4. — §. 115. *Püttmann* de scriptura mensae, eiusque cum negotio mercatorio, quod *Scontro* vulgo vocant, comparatione. Lipſ. 1795. — Widow de depoſitione debiti cambialis Gott. 1795. (Sieveking) Materialien zu einem vollſtändigen und ſyſtematiſchen Wechſelrecht, mit beſonderer Rückſicht auf Hamburg. Hamb. 1792. 4. — §. 597. Reuß Staats Canzley, XX. S. 423. ff. — §. 567. Schlözer St. Anz. VI, 145. — §. 341. Pütter über den Unterſchied der Stände, beſonders des hohen und niedern Adels in Deutſchland. Gött. 1795. F. G. A. Schmidt Beyträge zur Geſchichte des Adels und zur Kenntniß der gegenwärtigen Verfaſſung deſſelben in Deutſchland. Th. 1. Brſchwg. 1794. Th. 2. Lpz. 1795. — §. 363. Möſer über die Adelsprobe in Deutſchland. In Schlözers Staats-Anzeigen XXX, 185. §. 413. Joh. Dietr. Mellmann Einleitung in das gemeine und Schleswig-Holſteiniſche Damm- Deich- Siel- und Schleußenrecht. 1ſten Ths. 1ter Abſchn. Altona und Lpz. 1795. 8. — §. 533. von Wagner über die Regalität des Bergbaues, iſt auch beſonders abgedruckt. Freyberg, 1794. 8. — §. 408. Num. 8. Schlözer Briefw. LVI, 114. LIX, 287. — §. 403. Diedrichs Entwurf der Rechtslehre von der Weſtphäliſchen Eigenbehörigkeit, vorzüglich in den preußiſchen Provinzen. Lemgo, 1792. 8. — §. 520. Lodtmann ius Holzgraviale Osnabrugenſe. Lemgo 1770. Broxtermann de indole marcarum in Epiſcopatu Osnabrugenſi. Harderv. 1769. 4. Pieper Beſchreibung des Markenrechts in Weſtphalen.

Des allgemeinen Preußiſchen Landrechts, welches doch bekanntlich in einem ſehr anſehnlichen Theile von Deutſchland gilt, hat Rec. nirgendwo erwähnt gefunden.

Werfen wir nun einen Blick auf das Ganze: ſo iſt des Vfs. Plan des D Pr. R. allerdings viel umfaſſender, als der ſeiner Vorgänger, da er faſt das ganze Cameral- und Policey-Recht, einen Theil des Kriegsrechts und Staatsrechts, unter der Rubrik: Regierungs-Recht, hineingezogen hat. Bey dem Allen aber iſt dadurch nichts Neues geleiſtet, und faſt keine Rubrik hinzugefügt, die ſich nicht ſchon in Eſtors

deut-

Deutscher Rechtsgelahrtheit fände. Da Estor kein Privat-Recht, sondern ein Handbuch der deutschen Rechtsgelehrsamkeit überhaupt ankündigte, stand ihm diese Vermischung frey, welche aber die Verfasser der Lehrbücher des D. Pr. R. bis auf Hrn. Justiz-R. Hufeland, sehr zweckmäßig verbannten, da es ein Hauptgrundsatz bey Aufstellung eines Systems ist, die einmal bestimmte Grenze einer Wissenschaft nicht ohne Noth zu verrücken, und bey den einmal der Natur der Sache gemäß bestimmten Begriffen zu bleiben. Dagegen sind in dem vorliegenden Versuche manche Theile des eigentlichen Privatrechts viel magrer ausgefallen, als sie von Rechtswegen gesollt hätten. In Ansehung der äußern Form oder der systematischen Ordnung hat Rec. schon oben einige Verstöße bemerklich gemacht. Manche zusammengehörige Materien sind auf eine unangenehme Weise getrennt, und manche verschiedenartige Gegenstände mit einander verbunden worden. In der Literatur hat der Vf. gleichfalls nur wenig beygebracht, was nicht schon Kunde oder Selchow hätten; auf der andern Seite aber ist er darin weit sparsamer gewesen, worüber wir vor der Hand nicht mit ihm rechten wollen.

Rec. schließt mit der aufrichtigen Versicherung, daß er bloß aus Achtung für den gelehrten Vf. und durch die in der Vorrede zu dieser Schrift und früheren Arbeiten gespannte, aber leider nicht befriedigte Erwartung bewogen wurde, sich dem nicht belohnendem Geschäffte einer nähern Beleuchtung dieser Arbeit zu unterziehen. Möchte es doch dem Vf. gefallen haben, statt seiner flüchtig hingeworfenen Praecognitor. iur. Pand. und dieses dem Studium des deutschen Privatrechts nicht den mindesten Gewinn bringenden Skeletts, ein zweytes Stück seiner schätzbaren Beyträge zur Berichtigung und Erweiterung der positiven Rechtswissenschaft, das dem ersten an durchdachten und scharfsinnigen Vollgehalte gleich käme, zu liefern! dann würde Rec. ihm eben so offen, unbefangen und wahrhaft seinen Dank dafür dargebracht haben, als er gegenwärtig seine gegenseitige Meinung öffentlich zu erklären sich genöthigt sieht.

Bb.

Principia jurisprudentiae naturalis secundum ordinem corporis iuris Borussici communis. Autore *J. C. G. Werdermann*, Philosophiae in Academia Lignicensi Professore. Lipsiae, ap Crusium. 1798. 371 Seiten gr. 8. 1 Rl.

Nach der Aufforderung, welche die Preußische Gesetzcommission vor mehreren Jahren ins Publicum ergehen ließ, und deren Hauptinhalt wir schon bey einer andern Gelegenheit in dieser Neuen Bibliothek XL. 2. 344. vollständig anführten, ist der Verfasser gleichfalls gewilligt, ein Lehrbuch des gemeinen Preußischen Rechts mit vorangeschickten Grundsätzen des Naturrechts herauszugeben. Er macht also mit dem ersten Theile dieser Arbeit hiermit den Anfang, und wir können ihm unsrer Seits das Zeugniß nicht versagen, daß diese Grundsätze, als philosophische Einleitung in das Studium des positiven und zwar namentlich des Preußischen Rechts, nach dem Plane der Gesetzcommission betrachtet, allerdings ein brauchbares Lehrbuch abgeben, welches nebenher auch durch gute Schreibart und reinen lateinischen Ausdruck sich zum Unterricht der Anfänger besonders empfiehlt. Bisweilen vermißten wir zwar an den Begriffen diejenige Richtigkeit und Präcision, worauf in Lehrbüchern gerade am meisten Rücksicht zu nehmen ist Allein meistens würden die Erinnerungen dagegen nicht den Verfasser allein, sondern gewisse bisher noch herrschende Vorstellungsarten treffen, die eine billige Kritik nicht gerade als Fehler des gegenwärtigen Lehrbuchs in Anrechnung bringen darf. Sonst möchte sich gegen die Erklärung des Vertrages: Pactum est plurium in idem placitum consensus — *sive* mutuus consensus de jure aliquo adquirendo vel alienando — *sive* brevissime acceptata promissio — wohl einwenden lassen, daß erstlich diese verschiedenen Begriffe, die man hier durch ein *sive* nebeneinander gestellt antrifft, keinesweges gleichbedeutend sind, daß hiernächst consensus plurium in idem placitum eben so wenig als acceptata promissio den wahren Begriff eines Vertrages ausdruckt; da jene Uebereinstimmung in hundert Fällen vorhanden sein kann, ohne daß sich ein Vertrag dabey gedenken läßt, und wiederum nicht auf alle Arten der Verträge, z. B. den Erlassungsvertrag, der Begriff eines Versprechens anwendbar ist. Mehr scheint unter den drey angegebenen Er-

Erklärungen sich die zweyte einem allgemeinen richtigen Begriffe zu nähern. Wir würden kurz sagen: Vertrag ist gegenseitige erklärte Einwilligung mehrerer Personen, welche irgend ein Rechtsverhältniß betrifft. Eben so ist die gewöhnliche Erklärung der Gesellschaft, conjunctio plurium ad obtinendum eundem finem, — schwerlich hinreichend, die Societät von allen andern Verträgen zu unterscheiden. Kauf, Pacht und andre Contracte sind Verbindungen Mehrerer zu gewissen Zwecken. Das Wesen der Gesellschaft besteht aber in der Vereinigung — *unio* — mehrerer Personen. Diese wollen in Beziehung auf einen gewissen Zweck gleichsam ein Ganzes, eine moralische Einheit ausmachen. Dergleichen Einheit schränkt sich denn entweder nur auf die Verbindung bestimmter Individuen ein — wie dieß bey den gewöhnlichen Privatgesellschaften Statt findet, — oder nicht; sondern das Ganze bleibt immer eine und dieselbe moralische Person, ohne daß abgehende und wieder eintretende Individuen es ändern; — dort societas in specie talis; hier universitas personarum oder corpus.

Fr.

Arzneygelahrheit.

Journal der praktischen Heilkunde; herausgegeben von C. W. Hufeland. Vierter Band. Erstes, zweytes u. drittes Stück. 1797. 8. 1 Rl. 12 gr.

Dieß Journal erhält sich fortdauernd in seinem Werthe. Das Bedürfniß, das jeder praktische Arzt fühlt, mit den Entdeckungen der Zeitgenossen auch seinen Würkungskreis zu bereichern, aus Liebe zu seiner Kunst, oder aus Gefühl der Unzulänglichkeit mancher bisherigen Methode, verschafft einer Sammlung von kurzen Beobachtungen und Versuchen mehrere Leser, als große theoretische Werke finden, die einen gewissen Aufwand von Zeit und Mühe fordern. Sollte denn auch mancher Aufsatz von der Seite des Interesse und der Neuheit die Erwartung nicht ganz befriedigen, wie es die Art und Weise eines solchen Instituts unvermeidlich mit sich bringt: so ist es für viele Leser genug, an diesen oder jenen Satz in der praktischen Arzeneykunde erinnert zu werden,

um auf eine angenehme und nützliche Art die vorliegenden Stücke gelesen zu haben. Und für jüngere Aerzte giebt es wenige Werke, worin besser für sie gesorgt wäre. Die große Mannichfaltigkeit, in der sich die Erscheinungen am Krankenbette uns darstellen, verlangt stete Fortschritte in der Diagnostik, um die einfachen Thatsachen jedesmal nach ihrer eigentlichen Quelle mit Leichtigkeit zu ordnen. Nur auf dem Wege reiner Beobachtung gelangen wir dahin, durch fremde wohlgenützte Hülfe, wenn eigne Erfahrung uns noch fehlt.

Erstes Stück. I. Heilung eines mit heftigen Blutungen verbundenen schwammigten Auswuchses am Kopfe durch das Kosmesche oder Bernardsche Aetzmittel. Von Siebold. II. Ueber den alkalisirten Weinstein. Eine Empfehlung desselben in mehreren Krankheiten, von Hrn. Hildebrand, worunter seine angegebene große Würkung bey dem blinden Hämoroidalübel das meiste Interesse hat. Sie ist indessen schon aus einer andern Schrift des Verfassers bekannt. III. Ueber die trefflichen Würkungen eines neuen Mittels, des Calx antimonii sulphurata, und seine Anwendung. Die Fortsetzung eines Aufsatzes vom Herausgeber selbst. Eine Bereicherung der Arzneymittellehre, die ursprünglich von dem berühmten Hoffmann in Mainz herrühren soll; hier aber in ein neues Licht gesetzt wird. Der Gebrauch dieses Präparats, durch Erfahrungen bestätigt, in der Gicht, selbst der veralteten und erblichen, bey Verschleimungen, der Scrofelkrankheit und ihren Folgen, im chronischen Rheumatismus, und vorzüglich beym Herpes und venerischen Ueberresten; diese letztern mögen nun von dem modificirten Gift selbst, oder dem übermäßigen Gebrauche des Queckſilbers herrühren. Bey dieser Gelegenheit sagt der Verfasser über die Queckſilberkrankheit viel Schönes und Lehrreiches. Aeußerliche Anwendung des Mittels beym Nachtripper und weißem Fluß, überhaupt zur Verbesserung äußerlicher verdorbener Secretionen. IV. Beschreibung eines Faulfiebers, vom geheimen Hofrath Schäffer. Das Fieber war fast immer mit topischen Affectionen der Brust begleitet, und tödtete schnell. Nur Schweiße begleiteten die Besserung, und schienen also critisch zu seyn. Alle übrigen Ausleerungen schadeten sehr. Die Heilmethode war die in diesem Fall allgemein gebräuchliche reizendstärkende, und von gutem Erfolge. Nur im Anfange waren Brechmittel heilsam. V. Ueber die vortheilhafteste

Heil-

Heilart venerischer Bubonen. Von D. Schelle. Der Verfasser entscheidet nach seiner Erfahrung für die Eiterung. VI. Eine Beobachtung von der krampfstillenden Kraft des Zinkvitriols. Vom D. Ideler. VII. Bemerkungen über die Brownische Praxis. Von dem Herausgeber. Hier wird ein großer, für das Wohl der leidenden Menschheit höchst wichtiger Gegenstand abgehandelt, der es werth ist, von den Geweihten der Kunst, seinem ganzen Umfange nach, betrachtet zu werden. Noch sind die Stimmen getheilt, die Zeit, und ihre Begleiterinn, die Erfahrung, wird auch diesen Gegenstand berichtigen; so viel scheint jetzt schon ausgemacht zu seyn, daß der ächte Brownianismus in seiner völligen Ausdehnung vor dem Tribunal kaltblütiger Prüfung seinen Prozeß bereits verloren hat. Aber er zeigt uns einen Weg, auf dem wir hoffen können, der Wahrheit immer näher zu kommen. Das Brownische System ward zu einer Zeit bekannt, da deutsche Aerzte längst schon angefangen hatten, sich von den drückenden Fesseln der einseitigen Humoralpathologie zu befreyen, ohne jedoch das Gute der aus ihr gefolgerten praktischen Sätze zu verkennen. Kein Wunder also, daß nicht alle gleich in den Ton der uneingeschränkten Bewunderung einstimmten. Der große Einfluß, den es auf die Arzneykunde gehabt hat, und vermuthlich noch haben wird, dessen Allgemeinheit sich in mancher Rücksicht auch auf Aerzte erstreckt, die sonst dem schottischen Reformator keineswegs huldigen, macht eine genaue Revision doppelt wünschenswürdig. Und zu dieser wird hier ein Beytrag geliefert. Es versteht sich von selbst, daß der fade Spott, den gewisse Zeitschriften über Brown und seine Freunde so reichlich ausgegossen haben, hier ganz wegfällt; ein Hufeland schätzt das Talent zu sehr, fühlt dessen Werth selbst zu gut, um ihm auf eine unedle Art zu begegnen. Man fühlt die Wahrheit des Gesagten, wenn sich der Herausgeber über den Vortheil verbreitet, den die Freyheit des Geistes auch unsrer Kunst gewährt, und über den Schaden eines Zwangsystems, das die Fortschritte der Aerzte mächtig aufhalten, und ihrer Kraft nur einen geringen Spielraum erlauben würde. Einige Vorwürfe sind doch ungerecht, z. B. daß Browns System das Studium der Anatomie und Physik für unnütz erkläre, wogegen es von Andern bereits vertheidigt ist. Selbst Brown wähnte noch nicht alles geleistet zu haben, wie aus mehreren Stellen seines Werkes erhellt; er behauptet nur, daß seine Ideen am

Kran-

Krankenbette hinlänglich wären. Von diesem letztern bemüht sich Herr Hufeland die Nichtigkeit zu zeigen. Doch betreffen die gemachten Einwendungen mehr die Schwierigkeit der Ausübung, als daß sie die Falschheit der neuen Lehre, auch von der praktischen Seite betrachtet, in einem genug überzeugenden Lichte darstellen sollten. VIII. Kurze Nachrichten und medicinische Neuigkeiten. Unter ihnen eine schnelle schmerzstillende Würkung von der Verbindung eines Opiats mit dem Ol. expresso Hiosc., die das Opium für sich allein vorher nicht hatte leisten wollen.

Zweytes Stück. I. Beschreibung eines Faulfiebers. Fortsetzung. II. Praktische Bemerkungen über die beyden gewöhnlichen Gattungen des Magenkrampfs. Von Dr. Conradi. Die eine leitet der Verfasser von Schlaffheit und Atonie des Magens her, und die andre aus erhöhter Reizbarkeit, Empfindlichkeit der Magennerven. Bey Gelegenheit der letztern eine medicinische Anekdote. Ein junger Mensch, dem keine Arzeneyen helfen wollten, befreyte sich durch eine Ausschweifung im starken Getränk auf einmal von seinem Uebel, wenn es nämlich nachher nicht wieder zurückgekehrt ist. III. Beobachtung einer Röthelnepidemie. Von Dr. Fielitz. Das Fieber nahm oft einen nervösen Charakter an, und war dann leicht tödtlich. Es war jedesmal von einer entzündlichen Bräune begleitet, wie auch von einer leucophlegmatischen Geschwulst, entweder des ganzen Körpers, oder einiger Theile desselben, grade so, wie bey dem eigentlichen Scharlach, mit dem es auch oft vereinigt war. Leicht mögen beyde Krankheiten Modificationen einer und derselben Ansteckungsmaterie seyn. IV. Beobachtung und Heilung einer Wassersucht beyder Augäpfel. Von ebendemselben. Dieser Fall könnte zum Beweis der Würklichkeit des Hydrops inflammatorii dienen, so wie Frank zu eben dem Behuf das Erysipelas pusculosum anführt. V. Einige Bemerkungen über Saamenverlust, und dessen Behandlung. Von Hofrath Jördens. Wiederholte Beobachtungen haben den Verfasser überzeugt, daß auch ohne Erection ein Abgang der lebenschaffenden Feuchtigkeit möglich ist, und dieser Fall ist der schlimmere. VI. Glückliche Heilung eines Rasenden. Von ebendemselben. Ein Beytrag zu der Lehre von den Localkrankheiten. Die Wegnahme eines Glassplitters aus dem rechten Fuß hob schnell den ganzen Zufall. VII. Etwas zur

Dia-

Diagnose und Heilung der Hämorrhoiden. Von ebendemselben. Enthält außer dem Gewöhnlichen, und der Meinung, daß sich die Hämorrhoidalbeschwerden nach dem Mondsrichteten, die Erwähnung einer periodischen Arnaurosis, aus dieser nach den ältern Nosologen so reichhaltigen Quelle. VIII. Beytrag zur Geschichte der Anwendung der fixen Luft durch Inspiration in der Lungensucht. Von D. Mühry. Sie nützte in dem verzweifelten Falle einer vollendeten Phthisis pulmonalis nichts, bewürkte nicht einmal einige Linderung. IX. Etwas zur Einimpfung der Blattern nach eigner Erfahrung. Von Dr. Kortüm. Ein gutgeschriebener Aufsatz, der für Impfärzte, vieles Praktischnützliche enthält. Der Verfasser ist gegen die Einimpfung durch ein Blasenpflaster, der Herausgeber wendet diese Methode jetzt nur noch in einigen Fällen an, wie aus einer von ihm hinzugefügten Anmerkung erhellt. Auch wird hier auf einen Zustand der Schwäche bey Blattern noch mehr aufmerksam gemacht, der eine der gewöhnlichen Methode entgegengesezte Behandlung erfordert. X. Bemerkungen über die Brownsche Praxis. Fortsetzung. Nur zwey Bedingungen, sagt Brown, machen den Tod für jeden lebenden Organismus möglich, der Mangel des Reizes, oder die Vernichtung der Empfänglichkeit für ihn. Diesen Satz bestreitet Hr. Huseland, und führt zum Beweise die Vernichtung der zum Leben nöthigen Organe als unverkennbare Ursachen des Todes an, z. B. Destructionen der Lunge, und einen Tetanus des Herzens. Brown, der sonst in seinem Werk immer sehr richtig und genau zwischen Fehlern der organischen Masse, und krankhaften Veränderungen der Incitabilität oder Lebensfähigkeit unterscheidet, drückte sich hier zu allgemein aus. Doch könnte man auch annehmen, daß die Vernichtung gedachter Organe den Tod auf eine den Grundsätzen des Systems angemessene Art bewürkten. Jede Incitation eines Haupttheils ist Reitz für das Ganze, ist oft eine nothwendige Bedingung zum Leben für alle übrigen Theile, und wird schnell auf sie verbreitet, und das um so mehr, je größer der Vorrath von Incitabilität ist, mit dem jeder Theil ausgestattet ward, das heißt, je wichtigern Einfluß er auf die übrigen hat. Geschieht dieß plötzlich, auf eine erschütternde Art: so kann der damit nothwendig verbundene Reitz für alle übrigen Theile eine Erschöpfung der Incitabilität bewürken. Geschieht es aber nach und nach: so gesellen sich mehrentheils andere nachtheilige Umstände hinzu, die

noch

noch mehr einen Mangel gewohnter Reize hervorbringen, und das Leben erliegt, wie die Würkung verschwindet, wenn die Ursache aufhört. Einen Beweis davon giebt uns die eigentliche Lungensucht. Mit Recht wird ferner erwähnt, daß die einzige Verschiedenheit der Reize in gradu unstatthaft, ihre Verschiedenheit in modo nicht zu läugnen sey. Es giebt also Sätze, die nicht mit Brown, desto desser aber mit der Erfahrung übereinstimmen, und richtigere Heilanzeigen gewähren. Dahin rechnet Herr Huseland auch die Behauptung, daß Incitabilität jedesmal nur auf eine einfache Art verändert werden könne, die Krankheit also ganz sthenisch, oder ganz asthenisch seyn müsse. Dieser wichtige Punkt ist schon von mehreren geschätzten Schriftstellern bearbeitet, oder wird es noch werden. Wir können ihn also hier mit Stillschweigen übergehen. Ueber Wärme und Kälte sagt Herr Huseland viel Schönes, und verspricht uns noch mehr. Das sokratische Gespräch, in dem er sich und einen Freund der neuen Lehre redend einführt, gewährt eine sehr angenehme Unterhaltung. Nicht immer sind dem letztern jedoch die vorzüglichsten Gründe in den Mund gelegt. Treffend ist die Bemerkung, daß die Sensation, welche die Kälte hervorbringt, als Sinnesreiz betrachtet, sich auch für die innern Organe reizend beweisen könne. Unter den kurzen Nachrichten zeichnet sich die in England versuchte Heilung venerischer Geschwüre durch Salpetersäure aus, wie auch die des Diabetes durch flüchtiges Alkali, mit Schwefellebergas gesättigt, vor den übrigen aus.

Drittes Stück. Vermischte Bemerkungen von D. Kortum. Eine langwürige convulsivische Krankheit ward durch narkotische und einwickelnde Mittel geheilt; eine Mischung, die sich dem Verfasser auch in mehreren andern Fällen hülfreich erwiesen hat, der ihren demulcirenden Bestandtheilen den Erfolg meistens zueignet. In Aachen soll die Lungensucht selten seyn, oder doch bald merklich gelindert werden. Die warmen Bäder daselbst enthalten das hepatische Gas in großer Menge. Das gegen eine Lähmung eingeriebene oleum laurinum verursachte zu wiederholten Malen eine Rose im Gesicht. II. Etwas über die medicinische Pfuscherey. Enthält nicht viel, und hätte ohne Schaden wegbleiben können. III. Ueber ein epidemisches Lazarethfieber. Von D. Wendelstädt. Der Verfasser ist durch dasselbe in seiner Mei-

Meinung von der Wahrheit der hippokratischen Krisen bekräftigt geworden. Die bloße Verschiedenheit der Erklärungen unter den Aerzten hebt den für die Kunst so erfreulichen Satz nicht auf, daß alle gute Praktiker von jeher nur eine Methode hatten. Vielleicht können auch mehrere Wege zu einem und demselben Ziel führen, der eine nur kürzer und gefahrloser, wie der andere. IV. Siebenwöchentlicher Schlaf. Von ebendemselben. Beyspiele der Art sind selten. Der Verfasser führt noch mehrere aus ältern Schriftstellern an. In diesem Fall behielt der Kranke, wie er sich erholt hatte, eine merkliche Schwäche bey, die über ein Jahr dauerte. V. Geschichte einer Vergiftung durch geraspelte Krähenaugen. Von D. Consbruch. VI. Bemerkungen über den Nutzen des Opiums in der bösartigen Blatterkrankheit. Von D. Klees. Einige gut erzählte Krankengeschichten. VII. Zwey Wassersuchten aus entgegengesetzten Ursachen. Natürlich war auch die Heilung verschieden. Die eine verschwand auf einen einzigen Aderlaß, die andere auf stärkende Mittel. VIII. Geschichte einer venerischen Lungensucht. IX. Geschichte eines Falls, wo eine Mutter ihrem Kinde, noch vor der Geburt, das venerische Gift mitgetheilt zu haben scheint. Das Kind brachte einen Ausschlag mit auf die Welt, der dem äußerlichen Gebrauche des Sublimats wich; auch erhielt es Visceralklistire. Die Mutter bekam Knötchen an den Geburtstheilen, die sie vielleicht schon während der Entbindung hatte. X. Geschichte eines an einer Speckgeschwulst im Unterleibe verstorbenen Jünglings. XI. Einige Erfahrungen und Bemerkungen über die Cascarille und das Pfeffermünzkraut. Zwey vortreffliche Nervenmittel, hier aufs neue, und mit Recht gepriesen. XII. Ein Beytrag zu der Lehre von den Infarkten. XIII. Ueber die Ruhr, die im Jahr 1796 zu Cleve herrschte. Von Dr. Rademacher. Der beste Aufsatz in diesem Stück. Der Verfasser stellt seine Beobachtungen getreu dar, ohne sich in das Gebiet der Hypothesen zu verlieren. Nach seiner wohlgewählten Methode war vorzüglich das Opium hülfreich, das aber in starken Gaben angewandt ward. Laxiermittel schadeten ungemein. Der Verfasser scheint ein glücklicher, zuweilen aber etwas kühner Arzt zu seyn. Eine Gabe, von 3 Drachmen tinct. thebaic., in 24 Stunden verbraucht, verdient nur in sehr seltenen Fällen Nachahmung. Unter den kurzen Nachrichten ist ein Beytrag zu den Mitteln gegen den Keichhusten. Nähmlich

die Einreibung einer Auflösung des Brechweinsteins, mit spanischer Fliegentinktur, in der Magengegend.

Unter der fernern Aufsicht des berühmten Herausgebers kann es nicht fehlen, daß diese Zeitschrift fortfährt, durch ihre unterhaltende und lehrreiche Aufsätze, die Aufmerksamkeit der Aerzte zu erregen und zu verdienen.

Bd.

Joannis Gothofredi Brendelii, Professoris quondam in universitate Goettingensi celeberrimi, Praelectiones de coacis praenotionibus. Berolini, apud Himburg. MDCCXCVI.

Der Herausgeber, der sich seitdem noch ein andres Verdienst um Brendel erworben hat, erweckt durch diese niedliche Ausgabe ein neues dankbares Andenken an einen der berühmtesten ehemaligen Lehrer der Kunst. Bey dem forschenden und denkenden Geist, der jetzt so allgemein unter den Aerzten erwacht, ist es doppelt nothwendig, alte und neue Ideen und Systeme mit einander zu vergleichen, sie sorgfältig zu prüfen, um weder in der Annahme, noch der Verwerfung, zu voreilig zu seyn. Von dem Werke selbst brauchen wir hier nichts zu sagen. Der Werth des Brendelischen Commentars ist bekannt, und die hippokratischen Vorhersagungen haben die Aufmerksamkeit aller Zeiten für sich, sind als die Resultate einer reinen, nicht durch Vorurtheile getrübten, Beobachtung beständig schätzbar, und mit den übrigen Schriften des Lehrers von Cos, eines der ersten Denkmale, die uns das Alterthum von seiner wissenschaftlichen Cultur hinterlassen hat.

K.

Gesundheits-Katechismus, zum Gebrauche in den Schulen und dem häuslichen Unterrichte. Von Bernhard Christoph Faust, D. Mit vier Holzschnitten. Sechste und verbesserte Auflage. Leipzig. 1797.

Die

Die so schnell auf einander folgenden Auflagen beweisen den Eingang, den dieses kleine Werk, das dem Gemeingeist seinen Ursprung verdankt, seinem Zwecke gemäß, gefunden hat. Wir wünschen, daß es immer häufiger in die Hände der untern Volksklassen kommen möge, für die es bestimmt ist, und daß diese letztern immer mehr für das Gute empfänglich werden, das so viele würdige Männer in unsern philanthropischen Zeiten für sie geleistet haben. Wer unter den Lesern, die Hr. Faust sich gedacht hat, dieses Volksbuch mit Aufmerksamkeit durchzulesen im Stande ist, von dem hoffen wir auch, daß er die darin enthaltenen Vorschriften gehörig benützen werde. Und dieß würde, bey dem Eifer, den der würdige Verfasser für das Wohl der Menschheit hegt, für ihn die einzige und schönste Belohnung seiner Arbeit seyn.

Mi.

Beyträge zur ausübenden Arzeneywissenschaft, von D. Lebrecht Friedrich Christian Lentin. Erster Band. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. Mit drey Kupfern. Leipzig, bey Crusius. 1797.

Der Verfasser, der auf dem Wege, den Sydenham in seinen Schriften vorzeichnete, den Beyfall der praktischen Aerzte Deutschlands erhielt, erwirbt sich durch diesen neuen Abdruck seiner Beobachtungen ihre Dankbarkeit aufs neue. Bekanntlich ist die hier angegebene Diagnose und Heilung der häutigen Bräune vorzüglich wichtig. Eine Abhandlung über das verwandte millarische Asthma, so viel Schönes uns Wichmann auch schon über diese Krankheit gesagt hat, wird hoffentlich bald in einem neuen Bande nachfolgen. Der neu hinzugekommenen Bemerkungen sind zwar nur wenige, sie betreffen die Würksamkeit der Phosphorsäure in der Knochenfäule, den Nutzen der Fontanelle gegen das Schiefwerden, wie bey der Schwindsucht, und den Gesichtsschmerz. Mit dem Inhalt des übrigen brauchen wir unsre Leser nicht bekannt zu machen; auch ihre wiederholte Lectüre wird gleiches Interesse behalten, und neue Hochachtung für das praktische Talent des Verfassers erwecken.

Ernst Gottfried Baldingers neues Magazin für Aerzte. Achtzehnten Bandes sechstes Stück. Neunzehnten Bandes erstes, zweytes u. drittes Stück. Leipzig, bey Jacobäer. 1797.

Vorliegende Stücke enthalten manche interessante literarische Notitz, manche artige Anekdote; aber auch Lückenbüßer und ermüdende Wiederholungen in Menge. Im letzten Stück des achtzehnten Bandes finden sich kleine Aufsätze von Spiering, moralisch-philosophischen, theoretisch-philosophischen, und medicinisch-theoretischen Inhalts, wie der Verfasser sich ausdrückt. Es wird hier von den Erkenntnissen der Medicin a priori, von der Ansteckung, und anderen Materien; aber unbefriedigend und fragmentarisch gehandelt. Im neunzehnten Bande sind die Zusätze von Schweikhard und Hartog zu Ploucquets bekannten Werke für den Literator merkwürdig. Ferner findet sich ein Beytrag zu Zimmermanns künftiger Biographie, und die Ankündigung eines lateinisch-griechisch-medicinischen Wörterbuchs von D. Prev; beyde vom Herausgeber. Letztere wird mit vielen Lobeserhebungen begleitet, welches von einem solchen Freunde und Kenner der alten Literatur in unserm Fache zu erwarten stand, und das Werk zum Ankauf und Studium empfohlen, wie es auch eine Unternehmung der Art mit Recht verdient, falls sie der Erwartung entsprechen sollte.

Neues medicinisches und physisches Journal. Vom Geh. Rath Baldinger. Erstes u. zweytes Stück. Marburg, in der neuen akademischen Buchhandlung. 1797.

Plan und Zweck dieser neuen Zeitschrift sind aus der älteren bekannt, an deren Stelle sie tritt. Der unermüdete Fleiß, mit dem der Herausgeber fortfährt, sich der alten und neuen Literatur zu widmen, erhellt auch aus diesen Stücken, wie sein Eifer, anderen Aerzten zu einer ähnlichen Uebersicht zu verhelfen. Man findet hier kurze Anzeigen von Werken aus allen Fächern unsrer Kunst, auch von sogenannten Erholungsschriften. Die Manier, in der Hr. Baldinger hier arbeitet, entspricht den Forderungen, die er in der Vorrede an die Re-

cen-

censenten macht, und ist zu seiner Absicht hinlänglich. Das kleine Epigramm über Recensentenwesen, das in der Vorrede, als dahin passend, abgedruckt ist, stammt übrigens nicht von Bürger, sondern von Göthe her.

Neues Journal der Physik. Des Vierten Bandes zweytes und drittes Stück. Herausgegeben von D. Fr. Albr. Carl Gren, Professor zu Halle. Mit vier Kupfertafeln. Leipzig, bey Barth. 1797.

Die vorliegenden Hefte enthalten: 1. Nachricht von Watts neuesten Verbesserungen seiner Dampfmaschinen. Die Absicht hierbey war, die Kosten der Feuerung zu vermindern, also die Menge der Dämpfe, ohne jedoch die Würkung beträchtlich zu vermindern. Die Aenderungen selbst scheinen Rec. sehr zweckmäßig zu seyn. Die drey folgenden Nummern enthalten Nachrichten von kleinen tragbaren Brandsprützen, die van Marum erfand, und die damit angestellten Versuche. Aus ihnen ergab sich das Resultat, daß man das Brennen der auch am leichtesten entzündbaren Materien durch eine sehr geringe Quantität Wassers löschen könne, wenn es gut angewandt wird, eben sowohl, als durch eine größere Menge, sowohl von Wasser, als von jeder andern Feuchtigkeit, z. B. der bekannten schwedischen Löschungsfeuchtigkeit, die hier keine besondern Dienste leistete. 5. Schreiben des Hrn. Oberbergraths von Humboldt an den Hrn. van Moes in Brüssel, über den chemischen Proceß der Vitalität. Dieser treffliche Forscher, Günstling der Natur, und der Vertraute ihrer Würkungen, erzählt hier mehrere interessante Erfahrungen über einen reichhaltigen Gegenstand, dessen Untersuchung eine so wohlthätige Lieblingsidee unsers Zeitalters ist. Alkalia sind der stärkste Reiz auf die Nervenfaser, selbst mehr noch, als die origenirte Salzsäure. Wir müssen noch die Bemerkung anführen, daß es sich mit den Säuren, wie mit der Kälte verhalte, in Hinsicht ihrer Würkung auf den menschlichen Körper; die Nervenkraft wird unterdrückt, die der Muskeln aber erhöht, indem die Fasern verdichtet werden. 6. Auszug eines Briefes des Hrn. Fourcroi in Paris, an den Hrn. van Moes in Brüssel. Dieser große Chemiker warnt vor der übereilten Aufnahme chemischer Sätze in der Medicin, um beyden Wissenschaften nicht zu schaden. 7. Abhandlung über den relati-

ven Zusammenhang heter fester Körper. Von dem Hrn. Professor Schmidt in Gießen. 8. Versuche über die Expansivkraft des Dampfes von Wasser und Alkohol. 9. Ueber die Entstehung des Glaubersalzes in den Salzsoolen bey der Temperatur unter dem Gefrierpunkte, und über ein Mittel, die Salzsoolen von allen ihren zerfließlichen Salzen auf eine leichte und wohlfeile Weise zu befreyen. Vom Professor Gren. Ein Beytrag zu der Lehre von den doppelten Wahlverwandtschaften. 10. Nachricht von Fourcrois und Vauquelins Versuchen mit dem Knallsalze. 11. Auszug aus einer Abhandlung des Hrn. Benj. Prewost in Genf, über die Ausflusse riechender Körper, und über die Mittel, sie dem Gesichte bemerkbar zu machen. 12. Auszüge aus Briefen an den Herausgeber, physikalischen Inhalts. — Im zweyten Hefte sind zwey Abhandlungen von G. G. Schmidt über die Expansivkraft, dichte und latente Hitze des reinen Wasserdampfes bey verschiedenen Temperaturen, und über die Ausdehnung der trocknen und feuchten Luft durch die Wärme, und die Expansivkraft des mit Luft vermischten Wasserdampfes bey verschiedenen Temperaturen. In beyden ist der Gegenstand mit lehrreicher Ausführlichkeit abgehandelt. Die Grenzen unsrer Bibliothek erlauben uns also nicht, einen Auszug davon zu geben, oder unsre Bemerkungen hier mitzutheilen. Ohnehin hoffen wir, daß jeder Freund der Naturlehre die ganze Zeitschrift, und also auch diese Aufsätze, lesen und studieren werde.

Do.

Das Receptschreiben. Nach einem verbesserten Plan vorgetragen, und mit vielen zergliederten Exempeln praktisch erläutert, von D. Johann Clemens Tode, der Arzeneykunde öffentlichem Lehrer zu Copenhagen, und königlichem Hofmedicus. Vierter Theil. 1797. Fünfter und letzter Theil. Kopenhagen und Leipzig, bey Schubothe. 1798.

Der 4te Theil enthält den Beschluß der Arzneymittel für die innern Krankheiten. Im 5ten Theile sind die äußerlichen Mittel abgehandelt. Der Zweck des Verfassers, den er nie aus den Augen verlor, war praktische Brauchbarkeit, Vollständig-

ständigkeit, und möglichste Simplicität der zu gebenden Vorschriften; und würklich giebt seine Arbeit an innerer Güte keinem andern Werke dieser Art etwas nach. Freylich ist Schülern der Arzeneykunde ein gründliches Studium der Pharmacie in ihrem ganzen Umfange immer am meisten zu empfehlen, um, bey einiger Lektüre praktischer Schriften, die hier gelehrte Kunst, am besten und geschwindesten zu erlernen. Zu ihrer leichteren allgemeinen Uebersicht aber gewährt ein Buch, wie dieses, den Anfängern eine hinlängliche Hülfe. Es scheint, daß der Verfasser alle seine Vorlesungen in ähnlichen Arbeiten uns mittheilen wolle, ein Vorhaben, zu dem wir dem medicinischen Publikum Glück wünschen; so viele Lehrer dieß auch schon vor ihm gethan haben: so machen doch die Verbesserungen und Zusätze, welche die Arzneykunde von Zeit zu Zeit aufnimmt, ähnliche Unternehmungen nützlich und lobenswerth. Dem gegenwärtigen Theile ist ein Register über das ganze Werk angehängt, wodurch dessen praktische Brauchbarkeit noch vermehrt wird.

Hz.

John Howards, Wundarzts zu London, praktische Bemerkungen über die Lustseuche, und vorzüglich über den Tripper. Aus dem Englischen übersetzt von D. Christian Friedrich Michaelis, Arzt am Johannishospitale zu Leipzig. Dritter Theil. Leipzig bey Feind. 1798. 8.

Der thätige Uebersetzer liefert hier den Beschluß eines Werks, das kein unwichtiger Beytrag zu der Untersuchung einer Lehre ist, auf der, trotz den vereinten Bemühungen so vieler grossen Aerzte, in so mancher Rücksicht noch ein tiefes Dunkel ruht. Sie bietet ferner noch einen reichhaltigen Stoff zu Hypothesen und theoretischen Aufklärungsversuchen dar, die auch für die übrige Arzneykunde ergiebig seyn können, ohne dabey, wie so manche andre, einen nachtheiligen Einfluß auf die Praxis zu äußern; da wir uns mit dankbarer Zufriedenheit rühmen können, gegen die verheerenden Würkungen der venerischen Vergiftung ein würksames nicht zu bezweifelndes Heilmittel geprüft zu haben, dessen Anwendung auch sehr genau bestimmt ist. Zuerst handelt der gegenwärtige Theil

von dem bösartigen Tripper, in therapeutischer Hinsicht. Die Methoden von Sydenham, Börhave und Astouc werden angeführt. Sie dienen, und mit Recht, dem Verfasser zum Muster, seine eigene, mit einigen Abweichungen zu bestimmen. Nutzen des Blutlassens und der Purgiermittel bey heftiger Entzündung, deren gute Würkung jedoch nur von der durch sie bewürkten Ableitung erklärt wird, nicht von der Heilung der allgemeinen entzündlichen Diathese, die zuweilen den Tripper verschlimmert, oder von seiner Heftigkeit entsteht. Große Empfehlung des lauwarmen Bades, in der Verbindung mit Opium, eine Methode, die auch von deutschen Aerzten allgemein geschätzt wird. Ferner der Gebrauch des Queckſilbers, doch nur in der Periode, wo die entzündlichen Symptome bereits nachzulassen anfangen. Der Verfasser ist hier ungewiß, ob das Metall hier durch seine antivenerischen Kräfte würkt, oder nur, indem es eine gutartigere Absonderung des Schleims hervorbringt, so wie es bey bösartigen Abscessen den Eiter verbessert. Diese letzte Erfahrung bezieht sich auf die Würkung des Queckſilbers auf die festen Theile und Gefäße; durch diesen Reiz vermag es auch die Spannkraft derselben beym Tripper zu beleben, jenen Ausdruck im weiten Sinn genommen, wenn der Ausfluß nur noch aus Atonie fortdauert, worüber auch deutsche Aerzte Erfahrungen gemacht haben. Von den Einspritzungen wird weitläuftig gehandelt, und viel Gutes und Lehrreiches gesagt. Unter andern die Bemerkung, daß ihre Würkung, wenn sie aus zusammenziehenden Substanzen bestehen, sich auch auf die kleinen, oft nicht bemerkten Uranfänge der Schanker erstrecken könne, die zuweilen den Tripper begleiten, wodurch also leicht die Resorption des Gifts in die Blutmasse erfolgt. Gegen das kalte Bad wird bey dieser Gelegenheit auch gewarnt, bey gelinden Fällen sind Rec. indessen Erfahrungen bekannt, wo es nicht nur keinen Schaden that, sondern sogar würkliche und schnelle Linderung hervorbrachte. Hierauf geht der Verfasser zu andern venerischen Zufällen über. Von der Hernia humoralis, einer Krankheit, die in pathologischer Hinsicht noch nicht genug aufgehellt ist, das Bekannte und Gewöhnliche. Abscesse im Mittelfleisch; sie rühren, nach des Verfassers Meinung, meistens von einer anfangenden Stricktur der Harnröhre her. Von dieser letzten Krankheit wird weitläuftig gehandelt, der Nutzen der Bougies mit praktischen Beobachtungen bestätigt, die gewiß zu den wohlthätigsten

ften Heilmitteln gehören, welche die Wundarzneykunde aufzuweisen hat. Hierauf von der Verhärtung der Vorsteherdrüse und des Mittelfleisches. Wenn Merkurialia nichts leisten, werden die übrigen hier genannten auflösenden Mittel wenig ausrichten. Man muß hierbey die Würkung innerer Organe, den Reiz der Blutmasse und anderer Säfte vorzüglich mit in Anschlag bringen. Das Werk schließt mit einigen dankbaren Erinnerungen an Sydenham und Pott, zwey vortreffliche Männer der Vorzeit, die von ihren Landsleuten, wie von allen übrigen Aerzten, beständig geschätzt zu werden verdienen.

Bd.

Theater.

Bemerkungen über die theatralischen Grundübel, ihre Wirkungen und Folgen. Erste Lieferung. Mainz (Frankfurt am Mayn, bey Andreä) 1798. 27 und 58 S. 8. 6 M.

Darin hat der ungenannte Bemerker sehr Recht, daß in Deutschland über Theorie dramatischer Kunst mehr als irgendwo, vielleicht mehr als zuviel schon sey geschrieben worden; desto weniger hingegen den Versuch aushaltendes über die Grundpfeiler, worauf ein deutsches Theater sich stützen muß, wenn es mit Würde feststehen, und zur Veredlung des allgemeinen Geschmacks das seinige beytragen soll. Bey dieser Kenntniß also der radicalen Gebrechen, die dem Flor unsrer Bühnen so oft hinderlich sind, war doch zu erwarten, daß ihr Beobachter selbst bey der Klinge bleiben, nur ans Wesentliche sich halten, das Grundübel aber bis auf seinen Keim verfolgen würde. Statt dessen beginnt er mit der sehr erbaulich beantworteten Frage: Kann die Moralität der Schauspieler auch auf ihre Darstellung würken? Allerdings kann sie das, ohne deshalb es zu müssen; denn höchst selten nur sind die großen Schauspieler der Vorzeit sowohl als des In- und Auslands auch die bessern Menschen gewesen; und bleibt ein trefflicher Künstler ausserhalb seiner Sphäre noch achtungswerth: so ist das freilich recht schön; zu den Grundübeln aber des Theaterwesens gehört dieser Mangel an höherer Sittlich-

keit auf keine Weise. Man sieht, daß dem Beobachter hier nur das Bedürfniß kleiner Städte ins Auge fiel, wo ein sonst schon für unsittlich bekannter Gesell, oft genug auf der Bühne doppelt unleidlich werden, und eben dadurch die lehrreichste Rolle um ihre Würkung bringen mag. Wer kümmert in großen und volkreichen Städten sich um den Lebenswandel ihrer Komödianten? — Nicht viel genügeleistender sieht es im zweiten Abschnitt aus, wo der Verf. von Einrichtung eines Theaters spricht, und darunter Bezahlung des Personals, Oberaufsicht, Vertheilung der Rollen, innere Policey u. dgl. versteht. Ueberall soll die Sache durch Actien und Abonnement zu Stande kommen, die Actiennaire den Director und Unterdirector zu wählen berechtiget seyn, die strengste Sittlichkeit beobachtet, und durch Mäßigung in allen Punkten, der längst verkünstelte Geschmack des Publici wieder umgestimmt werden. Schade nur, daß es weder Actionnaire, noch Abonnenten; weder Direction, noch die Schauspieler selbst es sind, die den Ton angeben, sondern diese meist allerwärts in den einer Classe von Leuten sich fügen müssen, deren unser Reformator gar nicht erwähnt. Nur ein Pröbchen, wie leicht solcher das Ding sich macht! An neuen NB. guten Stücken, sagt er, kann es nicht fehlen; „denn viele Bühnen lassen sogar Meisterstücke unaufgeführt; weil der oder „die darin nicht brilliren können!“ — Ist dieses auch bisweilen der Fall: so geschieht das zuverläßig weit öfterer noch, weil eine nur sehr geringe Erfahrung dazu gehört, von diesem oder jenen sonst in der That gutem Stücke sogleich zu urtheilen, daß der jetzt herrschende Geschmack desselben schlechterdings nicht mehr empfänglich sey, und man für leere Wände seine Kunst aufbieten würde. Seit wenn überdieß nahm die Zahl neuer und guter Stücke denn so mächtig zu? Halbe Jahre streichen ja vorbey, ohne nur ein einziges hervorzubringen, das man in Jahr und Tag noch wieder spielen wird. Was für Wunderdinge man von der Direction eines Iffland sich zu versprechen habe, mag ein Beobachter der Berliner Buhne, wenn er Lust hat, untersuchen!

Ungerechnet, daß im dritten Abschnitt: Wie die Existenz (ein unschicklicher Ausdruck) der Schauspieler am besten zu sichern sey? ein Haufen Dinge vorkommen, die in frühere Abschnitte gehörten, und wirklich schon darin Platz fanden, sieht es auch hier mit der Heilung der Grundübel nicht weniger

ger

ger mißlich aus. Unstreitig muß die Aussicht in hülfloses Alter für den Schauspieler (der immer schlecht bezahlt wird, der Bühne doch lieber zu rechter Zeit noch entsagen, und wenn er gut bezahlt wird, auf kein Mitleid sollte rechnen dürfen!) die niederschlagenste von allen seyn. Fünf Procent also seines Gehalts hat dieser zur Pensionscasse beyzusteuern; drey Benefizvorstellungen aber fürs Institut müßten jährlich circa 4000 Gulden aufbringen, u. s. w. Er nenne den Ort uns doch, wo in Deutschland auf jede solcher Vorstellungen 1333⅓ Gulden, und das dreimal des Jahrs, zu bauen wäre! Zur Existenz eines Schauspielers wird hier auch Kritik gezogen. Um darin sich zu üben, soll jeder Schauspieler jährlich drey Charaktere zergliedern; drey gute fremde Bühnen hätten die Beurtheilung zu übernehmen; die den Preis davon trügen, müßten gedruckt, und der Ertrag zur Pensionscasse geschlagen werden: in Wahrheit ein Ertrag, womit es eben so unbedeutend, als mit den Charakteristiken selbst ausfallen dürfte! Freylich gehört unrichtige Aussprache zu den Fundamentalübeln; wer aber verlangt im Kapitel von gesicherter Existenz des Schauspielers eine Liste von Wörtern, die der ungeschickte Histrio mißhandelt? wie Bullen statt Buhlen, Feller statt Fehler, u. s. w. — Liefert der Ungenannte noch mehr Abschnitte: so wird er, um einigermaaßen Nutzen zu schaffen, ganz anders das Ding angreifen müssen. Auch ist sein Vortrag viel zu blumenreich, um belehrend zu bleiben; und der ausländischen Wörter, wo einheimische hingereicht hätten, giebt es in gar zu großer Menge. Unbestellte Champignons, vermuthlich ein bloßer Druckfehler, statt Champion; der aber gleichfalls zu entbehren war.

Fk.

Die Klausel. Ein Lustspiel in einem Akte von J. B. Tilly. Berlin, bey Felisch. 1798. 120 S. 8. 8 Gr.

Der neue Gutsherr. Ein Lustspiel in drey Akten; von Ebendemselben. Berlin, in Commission bey Maurer. 1799. IV und 196 S. 8. 14 Gr.

Das erste und kleinere Stück ist im Februar 1798 wirklich auf der Berliner Bühne dargestellt worden; mit welchem Erfolge,

folge, blieb dem Rec. unbekannt. Vermuthlich kam es zu dieser Auszeichnung durch den Umstand nur, sich als Nachspiel brauchen zu lassen; denn an dergleichen leiden unsre Theater noch immer Mangel. Der geringe Zeitraum, den solch ein kleines Stück umfassen darf, erlaubt meist nur flüchtige, sehr partielle Ansicht der Sitten, und dieß wieder ist vielleicht Ursach, daß manches Nachspiel, dem es sonst weder an Wahrheit und komischer Laune gebricht, dennoch nach kurzer Zeit schon unschmackhaft, oft unverständlich geworden; und welche Veränderung der Dinge hat auch unser Sittenkreis seit kaum zehn Jahren erst sich müssen gefallen lassen! Zu ihrer Ueberschrift kam die Klausel durch eine Art von Bourru bienfaisant, der die Hauptrolle spielt, überaus wohlthätig einer verarmten Familie sich annimmt, immer aber voraussetzt, daß die gutgeartete Tochter des Hauses auch seinem Erben, einem eben so braven Jungen, ihre Hand nicht versagen werde. Diese jedoch scheint anderwärts schon gebunden zu seyn, bis am Ende sich findet, daß eben dieser sein Neffe der begünstigte Liebhaber ist. An Verwickelung fehlt es dem kleinen Stücke gar nicht; eher hat es deren zu viel; und ein Hauptfehler bleibt es, daß trotz dem Bestreben des Autors seinen Geschöpfen Individualität zu verschaffen, die Farbengebung doch nicht hervorspringend und mannichfaltig genug, der Ausdruck aber oft unbeholfen, und eben daher dem leichten Gesprächston ganz zuwider ist.

Zur öffentlichen Aufführung dürft' es mit dem zweyten, etwas längerm Drama schwerlich kommen; weil der Verfasser von seiner Phantasie überwältigt, viel zu viel heteroklites hineingepfropft hat, als daß der Zuschauer Lust und Besonnenheit behalten kann, die Entwicklung des Wirrwarrs abzuwarten. In dem neuen Gutsherrn, den Cammerdiener des verstorbenen uns finden zu lassen, ist allerdings ein komischer, noch wenig benutzter Einfall; den unser Dramatiker aber bis zur Carricatur treibt; die endlich um desto ekelhafter wird, da die Gemahlinn des geadelten Parvenu als eben so überspannte Närrinn erscheint, die älteste Tochter nicht viel erträglicher, die jüngere ein äußerst empfindsames Geschöpf, und ihr Liebhaber, der Präceptor des Erbherrn und Sohn des Hofgärtners, mehr als Grandison ist. Man urtheile, ob von solch einer Zusammenfügung viel Gescheidtes sich erwarten, und der Gang des Geflechtes ohne Schwindel verfolgen

folgen lasse! Denn noch gesellen sich hierzu ein Graf, der kein Graf ist, untergeschobne Testamente, politische Rechenmeister, ungerechte Recensenten sogar, und weiß der Himmel was alles noch. Am Ende zeigt sich, daß der Hofgärtner und sein Sohn die rechtmäßigen Erben des Landgutes sind, und der Testamentsverfälscher noch von Glück zu sagen hat, wenn der grandisonnirende Hauslehrer die Tochter heirathen, und ihren Aeltern ein anständiges Auskommen lassen will. An einzelnen Zügen, die treffend und auch wohl neu sind, fehlt es diesem Stücke so wenig wie seinem Vorgänger; aber, wie schon gesagt, alles artet sehr geschwind zu einer Ueberladung aus, die jeden vernünftig bleibenden Zusammenhang unmöglich machen. Der schon am kleinern Stücke gerügte, viel zu gesuchte Ausdruck wird im längern noch weit auffallender; und ehe dieser, wie es scheint, noch Manches im Petto habende Dramatiker über einen so wesentlichen Punct aufs Reine gekommen seyn, und seine gar zu üppige Einbildungsfülle wird zügeln gelernt haben, ist etwas, die Kritik aushaltendes, von seiner Feder nicht zu erwarten.

36.

Der Heirathskontrast. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen von J. F. Wutstrack, Kammersecretär zu Bialystock in Neu-Ost-Preußen. Berlin, auf Kosten des Verfassers, und in Commission bey Maurer. 1798. 142 S. in 8. 10 M.

„Dieß Stück, sagt der Verf., ist eigentlich das erste von 6 Schauspielen, jedes in 5 Aufzügen, welche ein zusammenhängendes Familiengemälde, größtentheils guter Menschen, ausmachen“, und die hier, ehe die Arbeiten des Verfassers noch erschienen sind, schon im voraus namentlich genannt werden. Recens. ist völlig überzeugt, daß unser deutsches Theater durch Bearbeitung rührender und lehrreicher Familienscenen so wohl in Absicht der Kunst selbst, als in Absicht der Moralität, nicht wenig gewonnen hat, und daß es noch mehr dadurch gewinnen würde, wenn unsere bessern Dramatiker ihre Talente ganz dieser Art Schauspiele widmen wollten. Daß dieses nicht geschiehet, hat außer der Gewalt des Modegeschmacks noch mancherley andere Ursachen. Es gehört

hört ein nicht gemeines, und wir möchten sagen, — ein vollendetes Genie dazu, den Menschen in seiner eigenthümlichen Familiengestalt so zu zeichnen, daß er überall, selbst in den kleinsten Zügen des häuslichen Lebens, Interesse erregt, und durch leise Ueberraschungen seines Gemäldes, durch das Naive der Darstellung und der Begebenheiten Eindruck macht; es gehört tiefe Menschenkenntniß und ein sehr gebildeter Geschmack dazu, die Familienverhältnisse der handelnden Personen aus dem alltäglichen Leben derselben so herauszuheben, daß der Leser oder Zuschauer überall, selbst in dem gewöhnlichen Laufe der Dinge, etwas Neues, überall Haltung und Richtigkeit der Charaktere, überall den schönen und kräftigen Geist des Natürlichen, fern von allen Empfindungen der Langenweile, zu bemerken glaubt. Der unterrichtete Leser muß es fühlen, daß der Dichter mit dem häuslichen Leben und häuslichen Menschen durch eigene Erfahrungen aufs Genaueste bekannt ist, daß er dasselbe mit offenem Herzen, offenen Sinnen und einer freyen Laune beobachtet und mitempfunden hat, und daß endlich das Alltägliche selbst unter den schöpferischen Händen des Dichters etwas Großes, Geistiges, bisher noch nicht Bekanntes empfangen hat. Es scheint in der That, daß der Verf. Anlagen zu diesen großen Bedingungen besitzt, und sein erstes Stück ist als Probe nicht ganz übel gerathen. Es würde aber besser gerathen seyn, wenn manche sehr unbedeutende, langweilige Scene weggeblieben wäre. Der Fehler unserer Schauspieldichter, mit einer Menge Heirathsverbindungen ihre Stücke zu überladen, ist schon so oft lächerlich gemacht worden; und doch hat ihn der Verf nicht vermieden, grade als ob es keine andere Zeichnung häuslicher Freuden, als jene gäbe, und hiermit der Erfindungsgeist des Dramatikers erschöpft sey. Vielleicht bessert sich der Verf. hierin in der Folge, so wie seine Arbeiten dadurch mehr Interesse, mehr Lebhaftigkeit, mehr Abwechselung und mehr Uebereinstimmung mit der wirklichen Welt erlangen werden, wenn er fernerhin die guten Menschen mehr, als bisher geschehen ist, in Gesellschaft mit den nichtguten auftreten läßt. Die moralische Wiedergeburt des Lieutenants von Sternfeld ist aus der Luft gegriffen. Sein Charakter ist nicht bloß etwas leichtsinnig, wie in der Vorrede gesagt wird, sondern eher — boshaft, närrisch. Das Stück endigt sich mit folgender lehrreichen Stelle: „Jung bey Jung, und Alt bey Alt, und jeder bey seines Gleichen! Das pflegt gewöhnlich allenthal-

ben

ben die glücklichsten Ehen zu geben. Das bürgerliche Mädchen nehme keinen Edelmann; es sey denn ein edler Mann ohne Vorurtheil. Der Bürgerliche heirathe kein Fräulein, es sey denn, daß sie nicht an Weiberadel glaube. Der Alte heirathe kein junges Mädchen; sonst wird er zum Narren, und sie zur Nonne. Die Alte heirathe keinen Jüngling; sonst erstickt sie an der Eifersucht, und er verlernt seinen Catechismus, und dann Nota bene! bewahre doch der liebe Gott jedes christliche Ehepaar vor Hexen und Drachen, oder auf Deutsch, vor bösen Schwiegermüttern, und alten überjungferten Tanten! Wo die sich einnisteln, da treibt der Teufel nur sein Unwesen."

Vz.

Romane.

Gianetta Bonelli, oder die Sibariten. Ein romantisches Denkmal aus dem Mittelalter Italiens. In zwey Theilen. Prag, in der Poltschen Buchhandl. 1799. 206 und 183 S. 8. 1 Rl. 8 gr.

Unter der Zueignung an Herrn Meißner, den er seinen Lehrer nennt, unterschreibt sich der Verf. J. M. Konrad. Da Meusel ihn noch nicht in seiner Musterrolle des gelehrden Deutschlands hat: so scheint es, daß er hier zum erstenmal sich an das deutsche Schriftstellerheer anschließt. — Hätte der Verf. auch nicht seine tiefe Ehrfurcht vor Meißners poetischen Rhithmus (Rhythmus) und den Wohllaut der Diction desselben öffentlich geäußert: so würde doch jeder, der die Meißnerschen Schriften gelesen hat, leicht gefunden haben, daß Meißners Styl das Muster war, wornach er den seinigen spitzte. Es ist unläugbar, daß der Verf. Talente für eine sehr blühende Schreibart hat, und daß man in diesem Buche Stellen findet, die ohne Widerrede in ihrer Art schön sind; aber zu bedauern ist es, daß das Bestreben, seine Leser immer zwischen einem Blütenwald der Diction herum zu führen, den Verf. oft verführte, etwas für eine wohlriechende, oder das Auge entzückende Blume zu halten, und dafür zu geben, was doch nur eine taube Blüte war,

wo

wo es nicht gar eine Stinkblume ist. Rec. verkennt aus Gerechtigkeitsliebe gewiß nicht, was der Verf. schön und wahr zugleich gesagt hat; aber er gesteht auch, daß er fürchtet, der Verf. werde, wenn er ferner an dem Drechseln seiner Schreibart so viel Behagen findet, als er bey Verfertigung dieses Buches daran gefunden haben muß, Gefahr laufen, zwar viel künstliches Geklingel, aber desto weniger natürliche Schönheit sich zu eigen zu machen. Schon jetzt gränzt seine Schreibart ans Pretiöse und Affectirte, bald wird es Bombast werden. Rec. warnt den Verf. vor dieser Klippe, weil es wirklich Schade wäre, an ihm einen guten klassischen deutschen Schriftsteller, wozu er viele Anlagen hat, zu verlieren. Gewarnt muß der Verf. um so mehr werden, weil er schon jetzt sich herausnimmt, auch in der Orthographie auf eine Art zu affektiren, die durchaus nicht gebilliget werden kann und darf, auch schon längst von unsern besten deutschen Klassikern gerügt ist. Er schreibt z. B. Geschooß, rießen, Fantasie, Sistem, Fisiognomie (den griechischen Worten sollte man aus guten Gründen, die hier aufzuzählen, zu weitläuftig wäre, ihre ausländische etymologische Bildung und Physiognomie nur lassen. Zum Unglück ist der Verf. mit seiner Orthographie in diesem Stücke noch nicht einmal aufs Reine, denn warum schreibt er nicht auch Sfäre statt Sphäre?) Medizäer, Schicksaal, kwälender, Kwelle, Sklawinnen, Nerwen, festen für befestigen, u. a. m.

Die Leser finden übrigens hier eine Geschichte, worin eben so, wie in hundert andern deutschen Rittergeschichten, ein geheimer Bund, ein Vehmgericht, hier der Bund der Sibariten genannt, und nach Italien verpflanzt, die Hauptrolle spielen, worin zugleich die italiänischen politischen Faktionen jener Zeit mit verflochten sind. Wir kennen nun schon aus vielen Romanen, die das Zeichen der heiligen Vehme an der Stirne führten, alle die Cabalen, Machinationen und Greuel, die man mit Hülfe einer geheimen Gesellschaft figuriren lassen kann. Da kommt immer ganz unversehens aus irgend einem Dickicht, oder aus einer dunkeln Felsenhöle ein Schlag, der neue Verwirrungen erzeugt, und den Knoten enger zusammenzieht; aber immer ist auch ein Deus ex machina da, der ihn wieder löset; nur Schade, daß sich, trotz aller Kräfte solcher geheimen Gesellschafften, die Ereignisse und Wirkungen doch nicht recht fügen wollen; ein kaltblütiger

Leser

Leser stößt auf unübersteigliche Schwierigkeiten, über die freylich eine erhitzte Phantasie wegspringt. Auch hier ist das Ganze durch sehr schwache Fäden verbunden. Wir müssen übrigens dem Verf. das gerechte Zeugniß geben, daß der ganze Roman doch moralische Tendenz hat; eine lobenswerthe Eigenschaft, die hundert andere Romane von der Art nicht haben. Am Ende erhalten auch die geheimen Richter ihren verdienten Lohn, und der ganze Bund wird gewaltsam zersprengt.

Als einen Beweis unserer Gerechtigkeitsliebe geben wir hier noch einige Stellen, die uns sowohl wegen der Wahrheit der Gedanken, als wegen der Energie und Schönheit, womit sie gesagt sind, vorzüglich gefallen haben: — „Dieß (nämlich die Liebe und Achtung der Mitmenschen) ist der Triumph der Tugend. Der strahlende Schimmer, der sich von ihr ergießt, beseelt die schlummernden Keime des Guten, und weckt den reinsten Athem des Lebens zu einem fröhlichern, edlern Daseyn! — So schwimmt in den blauen Wogen des Himmels die glühende Frühlingssonne empor; ruft aus dem leblosen Saamen Bewegung und Leben, schließt den Kelch der Pflanze auf, und saugt am Abend den lieblichen Duft der Blumen und Früchte, die ihr nährender Strahl erzog! Auch Gianetta erndtete die Früchte ihrer Tugend u. s. w.“ — Welch ein edles, wohlthätiges, schönes und zugleich wahres Bild für einen sehr schönen edeln und wahren Grundsatz!) — „Ein majestätischer Strom, der unter dem Azur des Himmels, jetzt durch blumichten Rasen küssend und spielend dahin wallt, jetzt über schroffe Felsenspitzen murmelnd dahin rauscht, dann wieder die blühenden Gestade feyerlich langsam vorüberschleicht, ist uns das Bild des Lebens. Liebliche Bilder, süße Spiele der Freude blühen an den Ufern der jugendlichen Phantasie, unter Küssen, Scherzen und Lachen fliehen die rosichten Horen dahin, dann brausen die Fluthen des Lebens durch spitze schneidende Sorgen und fressenden Kummer, endlich gewinnt das Alter ein ruhiges Beet; aber kraftlos schleicht es die schönen Gestade vorüber und neidet die frühere Welle, welche seine Blumen geküßt.“ — Rec. glaubt, daß Stellen von der Art, deren noch mehrere anzuführen, er durch die Enge des Raums gehindert wird, ihre Wirkung nicht verfehlen werden; wohl aber jene, denen man das Gekünstelte, Zwangvolle und Geschrobene gleich auf den ersten Blick ansieht, z. B. „Himmlisches, heiliges

Gefühl der Liebe, reines Feuer eines reinen Herzens, Schöpfung einer bessern Welt, deine süßen seeligen Schauer, dein harmonisches Spiel lieblicher Ahndungen, deine entzückenden Wallungen, deine höhern edlern Triebe ketten unser Daseyn an den Kreis der Unendlichkeit; die ewigen Formen des Rechten und Schönen festen sich in unsern Herzen, wir schwingen uns über uns selbst in die höhere Sphäre geistiger Kräfte und die Sinnlichkeit mit ihrem precairen Schimmer, ihren Reizungen und Erschütterungen, ist uns nur eine todte Masse, die den Geist reinerer Verhältnisse, ahndender Hoheit und Größe belebt.“ —

Wer fühlt hier nicht, wie durch Ueberladung des Wortgeklingels, durch einen Schwall ästhetisch philosophischer Blumen, der in seiner Einfachheit wahre Gedanke verballhornt da steht. Man sieht dem ganzen Bilde die Mühe und die Kunst an, die der Zeichner darauf verwendete, und erkennt doch nichts darin, fühlt nichts, und weiß am Ende mit Mühe sich kaum zu sagen, was der Verf. sagen wollte. — Ueber einzelne verpuffte Ausdrücke, die des Verf. übermäßige Jagd nach schönen Werken und blendenden Bildern verzerrt hat — z. B. irgendwo in einer Stelle, die der Rec. nicht sogleich wieder auffinden kann, sagt er: „schon zirkelte in fröhlichen Kreisen die Mitternacht herbey“ — sagen wir nichts, um nicht für die engen Grenzen unserer Recension zu weitläuftig zu werden, da wir ohnehin theils unsern Tadel hinlänglich motivirt, theils uns schon tiefer eingelassen haben, als es die vorgeschriebenen Grenzen erlaubten. Doch die Hoffnung, durch unsere wohlgemeinten Erinnerungen einem dem Anscheine nach noch jungen talentvollen Schriftsteller nützlich zu werden, und ihn vor Abwegen gewarnt zu haben, denen er nahe ist, und wenn er diesen Warnungen Gehör giebt, Deutschland einen guten Schriftsteller für die Zukunft gerettet zu haben, wird diese Weitläuftigkeit entschuldigen.

Kh.

Therese, oder die unglückliche Tochter des Grafen von L**. Eine Geschichte unsers Jahrhunderts. Erster Theil. Magdeburg, bey Creutz. 1796. 318 Seiten. — Zweyter und letzter Theil. Ebendaselbst. 1796. 287 Seiten in 8. 2 Rt.

Des

Des Pachters Klemens Sohn, Karl, ist doch, wo nicht der erste, wenigstens der bedeutendere Held in dieser, so Gott will, seyn sollenden Geschichte dieses Jahrhunderts. Warum nicht ein paar Worte über die Art, wie dieser Charakter sich bildete? Der Vater, ein Pachter des Grafen Franz von L., vormals dessen Feldkumpan und Bedienter; der Sohn Karl auf dieser vom Schlosse entfernten Meyerey aufgewachsen — auf einmal Busenfreund und Begleiter des Grafen von E., auf dessen Reise nach England, und — am Ende des Drama's, der rechtschaffenste, selbstständigste und achtungswürdigste Minister und Freund des Königs Bruno. Es ist ja doch wohl nöthig, zu fragen: wodurch? und wie wurde er das? Der V. hat freylich noch so manche andere Frage unbeantwortet gelassen, und so manche Widersprüche gedichtet. Das ist noch eine Kleinigkeit, wenn sein Annalist die Grundlegung des Schlosses durch Ritter Hans von L. ein halbes Jahrhundert vor den Zeiten der Reformation, und doch auch unter der Regierung Maximilians des Ersten datirt; — eine Kleinigkeit, wenn er des Grafen Franzens Sohn, und Theresens Bruder Fritz, als einen Jüngling von guter edler Seele schildert, und doch 168 Seiten nachher, nachdem eine Räuberbande Schloß und Dorf rein ausgeplündert und zum Aschenhaufen verwandelt hatte, Vater Franz vor stummen Schrecken gestorben, und seine Schwester Therese verschwunden war — von ihm sagt:

„Fritz, der seit einem halben Jahre sich zum größten Wol„lüstling gebildet hatte, kam (er war Lieutenant unter „Bruno's Heldenarmee!) und verkaufte nach einiger Zeit, „ohne eine Thräne zu vergießen — ?!? — die Grafschaft „um ein Spottgeld, weil er von seinen Gläubigern, die die „Hälfte der Lösung an sich zogen, dazu angetrieben ward, „und gieng bey Nacht und Nebel davon, in ferne Länder."

Wie das Alles sich zum obigen Lobe reime? — Von dem Verf., der es mit Geschmack und Humanität zu vereinbaren weiß — fast jede Hauptperson der Eduardschen Räuberbande (sind hier wohl die Haup personen?) im grellesten Lichte zu zeichnen, der uns den wohlthätigen Vorhang vor ihrem Höllenrathe ungebeten gefälligst wegreißt, und uns mit den Einzelnheiten des Herzens, der Sprache, und der Werke von Buben bekannt macht, die so nirgendwo hausen — — von einem solchen Verf. dürfen wir keine Beantwortung erwarten. Schade, daß sein Buch doch noch immer für Manchen eine

angenehme Unterhaltung giebt! Wohin wird es doch am Ende mit dem Verstande und Herzen unsers lesenden Publikums kommen, wenn man fernerhin so mit Allem fürlieb nimmt, und die Büchermacher von der Bearbeitung sittlicher Zwecke so gefällig lossprícht.?

Liebe und Treue. Von Grosse. Erster Theil. Halle, bey Hendel. 1796. 295 Seiten. — Zweyter Theil. Ebendaselbst. 1797. 256 Seiten in 8.

Das Buch verdient gelesen zu werden. Graf K..e, eine der drey Hauptpersonen wird durch den ganzen zweyten Theil stets Baron genannt; warum? — das findet sich nicht. Nimmt man dieß, und die ermüdende Umständlichkeit in der Personenschilderung von Luisens Umgangszirkel im zweyten Theile des Buchs, so ist das beynahe Alles, was man gebessert sehen möchte. Gerade das aber, was hier an dieser Umständlichkeit Schuld ist, möchte man einem großen Trosse von Schriftstellern so gern wünschen; eine umfassende und tiefe Kenntniß des menschlichen Gemüths, der man hier im Buche so manche anziehende, erwärmende und rührende Auftritte und Entwickelungen verdankt. Des Grafen beyde Geliebte erscheinen in einem weit bessern Lichte, als der Graf selbst; und doch sollte man, nach der ersten Bekanntschaft mit ihm, weit mehr Festigkeit und Selbstständigkeit von ihm zu erwarten sich berechtigt glauben. Das aber müssen wir auf alle Weise dem Verfasser doch anheim geben, zu richten: — ob der Graf, nach seinem Charakter, durch Luise von H. — wenn wir gleich ihre Dazwischenkunft wegen der interessanten Maskerade und der edeln Waldscene am Ende gern sehen, sein Herz so lange vom rechten Wege hätte zurückhalten lassen sollen? ob er nicht selbst, vorausgesetzt, es sey das Alles nicht etwa Thatsache! — bey Ulriken hätte hartnäckiger beharren, oder vielmehr zu Josephen, nachdem Jene den harten edlen Kampf mit sich selbst bestanden hatte — sogleich zurückkehren sollen!? —

Eu.

Wanderungen und Schicksale des Pater Abilgard, von Fr. L. Lindner. Erstes Bändchen. Neue Aufla-

Auflage. Jena, bey Voigt. 1798. 224 S. 8.
Zweytes Bändchen. 162 S. 2 Rl. 2 gr.

Von der ersten Auflage weiß Rec. nichts; aber einer neuen Auflage, wenn anders dieses eine neue ist, war das Buch eben nicht werth. Diese beyden Bändchen bringen Abilgards Geschichte noch nicht zu Ende, und so läßt sich freylich über das Ganze und seine Theile nicht bestimmt urtheilen; aber was vor uns liegt, ist die Geschichte eines entlaufenen Augustinermönchs, dessen Empfindungen und Gefühle in der ihm ganz neuen Welt hier und da mit ziemlichem Glück: oft aber auch mit etwas zu viel sentimentalisch philosophischer Geschwätzigkeit geschildert werden. So viel sich bis jetzt einsehen läßt, ist der arme mit Welt und Menschen gänzlich unbekannte und daher sehr leicht zu täuschende Mönch in die Stricke einer, oder vielleicht auch mehrerer sich einander durchkreutzender geheimer Verbindungen gefallen, die ihn nach allen zwey und dreyßig Winden zerren. Was aus ihm werden soll, läßt sich bis jetzt noch nicht mit Gewißheit sagen; aber bekanntlich hat ein Romanschreiber sehr leichte Arbeit durch geheime Verbindungen Verwickelungen aller Art zu bewirken. und am Ende durch die Entwickelung des Knotens, durch Darstellung der geheimen Triebfedern, eine sehr alltägliche Sache dem Leser vor die Augen zu rücken. Im Ganzen drehen sich alle Romane dieser Gattung in einerley Ideenkreise herum, und gewöhnlich nehmen es Schriftsteller dieser Art mit der Regel des Wahrscheinlichen eben nicht sehr genau, wenn es nur Ueberraschungen und wunderbare Verwickelungen giebt. Eben so wenig darf man auf feste Haltung der Charaktere rechnen; denn sehr oft wird diese der vermeintlichen Energie des Wunderbaren aufgeopfert. Dieß ist auch hier der Fall mit einer gewissen Mathilde, die bald als eine sehr praktische Weltweise, bald als ein sehr sinnliches Mädchen, den armen Pater bald belehrt, bald täuscht, bald — mehr genießen läßt, als ein Mädchen von ihrer Erziehung und Bildung gethan haben sollte! Es wird dem Verf. in jedem Fall schwer werden, in das Ganze gehörige Consistenz zu bringen, und ohne diese bleibt es doch nur eine Laterna Magica mit vorüberschwebenden Bildern.

Fh.

1. Die Postkutsche, oder Schwärmereyen menschlicher Leidenschaften. Ein satyrisch-komischer Roman. Weißenfels und Leipzig, bey Severin und Comp. 1799. 356 S. 8. 1 Rl.

2. Carl Stösels Kinderjahre. Ein Roman aus der wirklichen Welt. Leipzig, bey Linke. 1798. 268 S. 8. 18 Gr.

3. Wanderungen der Sele (Sic!) Fum-Hoams. Morgenländische Geschichten von ihm selbst in sechs und vierzig Abenden erzählt. Marburg, in der neuen akadem. Buchhandl. 1799. — Auch unter dem Titel: Tausend und Eine Nacht, oder der blauen Bibliothek Fortsetzung. Marburg, u. s. w. 381 S. 8. 1 Rl.

Eine Postkutsche kommt in Nr. 1. nur auf dem Titel und auf dem ersten Blatte des Romans vor, dann hat sie mit dem ganzen Buche gar keinen Zusammenhang mehr. Zu Gegenständen seiner Satyre hat der Verf. Carricaturen gewählt, wie sie, Tollhäuser ausgenommen, schwerlich sonst im menschlichen Leben vorkommen. Ueber solche Gegenstände zu satyrisiren, ist leichte Arbeit; aber auch dieser leichten Arbeit ist der Verf. nicht gewachsen; seine Satyre ist sehr niedrig, sein Witz platt, seine Laune oft ekelhaft, und das Ganze äußerst langwierig. Am glücklichsten und natürlichsten stellt der Verf. den Gevatterschnack der Weiber dar; aber auch hier verliert er bald die Haltung. Mit einem Worte, das Buch ist keiner Kritik werth.

Carl Stösel ist zwar nur eines Schusters Sohn vom Dorfe, und die ganze Scene seiner Kinderjahre liegt in den niedern Ständen; aber der Verf. — laut der Vorrede Ignaz Schwarz — hat viele treffende wichtige Wahrheiten zur Verbesserung dieser Menschenclasse, wenn gleich mit etwas mehr Geschwätzigkeit als nöthig war, und mit etwas weniger Correctheit in Diction und Styl, als sich ein Schriftsteller erlauben sollte, gesagt. Er braucht z. B. fast durchaus das Wort für ganz falsch gegen die Grammatik; anderer Uncorrect-

rectheiten nicht zu gedenken, Rec. verzeiht ihm diese gern, weil er das Buch mit Interesse und Vergnügen und nicht ohne Belehrung gelesen hat; dergleichen Romane aber sind trotz der Schreibseligkeit unsrer Zeit doch nicht sehr häufig. Die vom Verf. gezeichneten Charaktere, zum Theil Carricaturen, sind doch treffend, nur hüte er sich in der Fortsetzung bey grotesken Schilderungen vor der Klippe, die ins Platte sinken läßt. Sein Räsonnement über Volksschulen und Erziehung überhaupt, über Kirchenmusik und Quacksalberey und andere für Menschen Glück interessante Materien, ist gewiß sehr wahr und richtig. Etwas concíser und correcter wird der Verf. durch die Fortsetzung mer ein nützliches und zugleich unterhaltendes Buch liefern; es fehlt ihm nicht an gesunder Urtheilungskraft und satyrischer Laune, aber sein Styl muß sich noch bessern.

Die morgenländischen Erzählungen Nr. 3 sind ungleich fader und geistleerer, als die bekannten alten morgenländischen Mährchen, die unter dem Namen Tausend und Eine Nacht so viele Leser in allen Sprachen erhalten haben. Nach des Uebersetzers eigner Angabe sind sie schon 1727 aus dem Französischen ins Deutsche übersetzt, und weil er sie, was aber Rec. eben nicht finden kann, nicht weniger anziehend als andere ihres gleichen fand, und weil seit jener Zeit keine neue Uebersetzung davon erschien: so theilte er sie von neuem in dieser Gestalt mit. Die Uebersetzung ist lesbar, wenn man nur auch sagen könnte: cui bono? Denn das bischen Moral, das hier und da zwischen dem geistlosen Geschwätz herumschwimmt, könnte doch wohl in einem gefälligern Gewande gepredigt werden, und die Sitten und Gebräuche des Morgenlandes daraus zu lernen, wie der Uebersetzer will, kann wohl sein Ernst nicht gewesen seyn. Verlohren hätten wir also nichts, wenn diese Märchen mit jener alten deutschen Uebersetzung von 1727 vergessen worden wären.

1. Die Milchbrüder Ferdinand und Ernst, oder Geschichte zweyer Freunde, aus den Papieren derselben gezogen von E. H. Z., dem Verfasser des zweyten und dritten Theils des Schillerschen Geistersehers. Zweyter Theil. Berlin und Stettin, bey Nicolai. 1798. 366 S. 22 K.

2. Boskowich der Ruwelier, Geschichte eines Nomaden und Gaudiebs. Zweyter und letzter Theil. Weißenfels und Leipzig, bey Severin und Comp. 1798. 352 S. 8. 20 K.

In Rücksicht beyder Bücher bezieht sich Rec. auf sein über die ersten Bände gefälltes Urtheil. Sie gehören nicht zu den schlechtern; lassen aber, wenn auch nicht dem bloß müßigen Leser, der bloß die Zeit zu tödten sucht, doch dem Kunstrichter noch manches zu wünschen übrig. Die Milchbrüder scheinen in diesem zweyten Theile durch die rascher schreitende Handlung an Interesse gewonnen zu haben; haben aber auch noch manche episodische Auswüchse, zu viel leere Declamation und müßige Stellen. Lauter Fehler, die, wie es uns scheint, mehr von dem Nichtgebrauch, als von dem Mangel der Talente des Verf. — von Eilfertigkeit, u. s. w. zeugen.

Der Verf. von Boskowich hat zwar, so gut er vielleicht konnte, die im ersten Theile eingeleiteten Verwickelungen nun gelöset; aber schwerlich zur Befriedigung seiner Leser. Dieser zweyte Theil hat überdem mehrere matte und langweilige Stellen als der erste Theil. Nach der Idee, die der Verf. bisher von der Geistesgegenwart und Circumspection des Raja erregt hatte, konnte man nicht erwarten, daß dieser Mann am Ende zwey so gemeine unbesonnene Streiche machen werde, einmal sich von den Oestereichern fangen und unter die Soldaten stecken, zweitens bey versuchter Desertion als Desertör wieder einbringen und aufhängen zu lassen. Es ist schwer dergleichen Mißgriffe zu verzeihen. Ueberhaupt scheint der Verf. mit Eile das Ende gesucht zu haben, und so entstanden einige Dementis im Charakter seines Helden.

Fh.

Botanik.

Flora europaea inchoata a *Joh. Jac. Römer*, M. D. *Fasciculus I. II.* et *III.* Nürnberg, aus der Raspeschen Handlung. 1797—98. in 8. 2 Rl. 4 K.

Jw

In einer ausführlichen Anzeige hat bereits Hr. D. Römer sich über die Absicht und den Plan seiner Europäischen Flora erklärt. Es sollen Copien und gute Abbildungen aus andern Pflanzenwerken mit neuen Zeichnungen verbunden werden. Von letztern sind im ersten Heft enthalten: Soldanella alpina, Centaurea caespitosa (nach Cyrillo), im zweyten Epimedium alpinum, im dritten Alyssum sinuatum; von erstern aus Smith's und Sowerby's English Botany: Cucubalus otites, Malaxis paludosa, Lathyrus Nissolia, Sagittaria sagittifolia, Ophrys mononbis, Ophrys Loeselii, Holosteum umbellatum, Hypericum elodes, Campanula hederacea, Dianthus deltoides, Trientalis europaea; aus Smith's Spicil. botan.: Cypripedium bulbosum, Saponaria lutea, Juncus filiformis, Lycoperdon phalloides; aus Curtis botanischem Magazin: Campanula carpatica; aus Jacquin's Miscellaneen: Valeriana supina, Vicia lathyroides, aus Jacquin's Icon. plant. rar.: Cortusa Matthioli; aus dem botanischen Magazin: Hydnum decipiens. — Beschreibungen und Synonyme sind mit vielem Fleiß aus obigen und andern Schriften zusammengetragen, zum Theil auch spätere Synonyme vom Verf. zu gesetzt worden.

Deutschlands Flora, in Abbildungen nach der Natur mit Beschreibungen. Von Jacob Sturm, Ehrenmitgliede der botanischen Gesellschaft in Regensburg. Erste Abtheilung 1. 2. 3tes Heft. 1797. 1798. Zweyte Abtheilung 1 Heft. Nürnberg, auf Kosten des Verfassers. in 12. 3 Rl.

Ganz artig ist der Gedanke bey dieser kleinen Flora in Abbildungen, und da der Verf. als Maler und Kupferstecher von Profession keine fremde Hülfe bedarf, so kann auch der Preiß sehr niedrig gehalten werden. In jedem Heft sind 16 Täfelchen von Pflanzen, wie sie Gelegenheit und Umstände dem Verf. zuführen, größtentheils, wenn schon verkleinert, doch nach der Natur leidlich vorgestellt und zergliedert. Der Verf. folgt als Grundlage der deutschen Flora des Hrn. Prof. Hoffmann, und wir wünschen, daß er dabey bleiben, und streng nur das liefern möge, was hier als deutsche Pflanze, zumal in der neuen zu erwartenden Ausgabe aufgenommen

ist. Dieß gilt auch von der zweyten Abtheilung mit welcher die Cryptogamisten anfangen. Nach und nach wird er sich vielleicht auf die feinern Charaktere einlaßen, und durch Mittheilung von seltenen und fernen Arten Abbildungen zu geben im Stande seyn. Zu den Beschreibungen, wenn dieß Werkchen Beyfall finden sollte, müßte ein eigentlicher Botaniker mitwirken.

Flora von Hildesheim, oder Beschreibung und Abbildung der im Fürstenthum Hildesheim wildwachsenden Pflanzen. Gesammelt und herausgegeben von Philipp Christian Wagner und Friedrich Gruber dem Jüngern. Erstes Zehend. 10 illuminirte Tafeln und drey Blätter Text in Fol. Hildesheim, gedruckt mit Schlegelschen Schriften. 1798. 2 Rl.

Rec. hat in der Zeit nichts weiter von der Fortsetzung dieser Flora gehört, woran wahrscheinlich die zweck- und geschmacklose Unternehmung selbst die Ursache ist. Von vorne an in einer Flora wieder mit ganz gemeinen und bekannten Pflanzen, wie Hyoscyamus niger, Caltha palustris, Lonicera xylosteum, Daphne Mezereum zu debütiren, ist nicht vortheilhaft. Ohnedieß fehlt es nicht an bessern Abbildungen davon.

Ed.

Salzburgische Flora, oder Beschreibung der im Erzstifte Salzburg wildwachsenden Pflanzen, nebst Angabe ihrer Wohnorte, Blüthezeiten, Dauer, Gestalt ꝛc. ihrer Anwendbarkeit in der Heilkunde und Haushaltungswissenschaft, und ihres Nutzens für Maler, Färber, Gärber, Bienenzieher, Förster und Landwirthe. — — Herausgegeben von Franz Anton von Braune, hochfürstl. Salzb. Hofkammer-Kanzelliſten ꝛc. Dritter Band.

Salz-

Salzburg, im Verlage der Mayrischen Buchhandlung. 1797. 1 Alph. 8 Bogen in 8. 1 Rf. 4 K.

Dieser dritte und letzte Band ist auf eben die Art und mit eben dem Fleiße als die beyden vorhergehenden (m. s. N. A. D. B. XXXVII. B. 2. St. 6tes Heft.) ausgearbeitet. Er enthält die Gewächse aus der letzten Classe des Linnéischen Sexual-Systems, oder die sogenannten Kryptogamisten, nebst einem Anhange von Nachträgen, Zusätzen, Berichtigungen und dem so nöthigen alphabetischen Register über die sämmtlichen, in dieser Flora aufgeführten und sehr gut beschriebenen Pflanzen. Ihrer sind nun überhaupt 1393 Arten, und also 467 mehr, als man in den Primitien der Salzburgischen Flora finden wird. Rec. zweifelt indessen nicht, daß die Anzahl noch auf 2000 Arten gebracht werden möchte, da von den pflanzenreichen Thälern und Höhen der ungeheuern Gebirgsketten des Salzburgischen Landes nur erst wenige ganz genau durchsucht sind, und allein von der Zeit an, daß der Erste Band dieser Flora die Presse verließ, bis zum völligen Abdruck des Dritten Bandes, noch über 100 Arten entdeckt, und als dort einheimisch gefunden wurden. Diese sind nun größtentheils hier schon in den Nachträgen mit aufgeführt, die wenigen ausgenommen, (Potamogeton lucens, Scorzonera *lanata*, Androsace *villosa*, Orchis ustulata, Asplenium viride, Monotropa Hypopithys, Erigeron *uniflorum* und Coronilla *montana*,) derer die Vorrede gedenkt. — Zu bedauern ist es übrigens, daß eine schreckliche Menge Druckfehler dieß Werk so entstellt, und es auf so äusserst schlechtem Papier gedruckt wurde.

Kf.

Vermischte Schriften.

Polygraphische Bibliothek der Deutschen, welche Originalaufsätze, Recensionen und Nachrichten enthält. Eine Zeitschrift, welche für Schriftsteller, Verleger, und andere Menschen ganz unentbehrlich ist.

Er-

Erstes Bändchen. Zeitz, bey Webel. 1798. VIII und 150 S. 8. Mit lateinischen Lettern. 12 gr.

Wer hier Witz und Kenntnisse, Einbildungskraft und anziehende Laune sucht, oder wohl gar erwartet, mit der Geissel des Satyrs solche Thorheiten und Ansprüche gezüchtigt zu sehn, die zum Tone des Tages geworden, deshalb nicht minder abgeschmackt und lächerlich sind: wer auf dergleichen ausgeht, wird früh genug das Buch wieder aus der Hand legen. Zwar weht darin vom Anfang bis zu Ende ein der Ironie ähnelnder Geist; der aber so leise sich hören läßt, und jeden Stein des Anstoßes so behutsam umgeht, daß man zuletzt gar nicht weiß, worüber der furchtsame Spaßvogel sich habe lustig machen wollen. Polygraphie, qua talis, ist so wenig ein Gegenstand der Satyre, daß nur ein hoher Grad von Unverschämtheit, nur sehr arge Mißgriffe des Vielschreibers hierzu Stoff liefern können. Deralgleichen aber werden hier nicht bemerklich gemacht; und kommen auch hier und da ein paar Namen von Männern zum Vorschein, die alle Messen etwas zu Markte bringen; so sind es doch keineswegs solche, die den Geist der Zeit verderben helfen; sondern von jener ganz unschädlichen Art, die man schreiben läßt, was sie wollen, und worüber man höchstens die Achsel zuckt. Diejenige Klasse von Buchmachern, die eben nicht viel, sondern nur vielerley sudeln, übergeht er ganz; und doch war es gerade sie, die wegen ihrer merklich zunehmenden Keckheit, dem Humoristen ungleich mehr Spielraum geöffnet hätte.

Das einzige, worin unser Verfasser es weit genug gebracht hat, ist eine Fertigkeit, um die der ächte Satyriker ihn schwerlich beneiden wird. Die Kunst nämlich zu amplificiren. Hier ein Beleg aus mehreren. In den Leipziger Anzeigen war irgendwo gesagt worden: „Aber, daß unsre Ue„bersetzer auch nur vom Stuhl aufstünden, um über etwas „sich zu unterrichten! Während man queer über die „Straße geht, kann man ja einen halben Bogen überse„tzen.“— Mehr braucht es nicht, um unsern Anti-Polygraph in eine so beredte Stimmung zu heben, daß er mit allen den Erklärungen, deren die unterstrichnen Worte fähig sind, einen beynahe ganzen Bogen anfüllt. Wer sieht nicht, daß wenn es auch einige Funken Witz darunter gäbe, diese von dem Rauche des zwecklosen Geschwätzes sogleich erstickt werden

den mußten? Um nichts erbaulicher oder anziehender sieht es mit seinen spaßhaften Recensionen aus, mit den Ankündigungen, Vorschlägen, Vorreden, Anfragen, und wie die Rubriken weiter heißen. Nirgend weiß er den längst abgenutzten Gegenständen eine neue Seite abzugewinnen, und zu was hilft sein Amplificationstalent, wenn es weiter nichts als lange Weile noch mehr auszudehnen versteht? Daß einem humoristischen Schriftsteller weit mehr Kenntnisse nöthig sind, als jedem andern, ist schon unzählige Mal gesagt worden. Desto widerlicher also, wenn man einen so trefflichen Mann, wie Conring den beißigen Autoren hier zugesellt findet, oder auf Sprachschnitzer stößt, wie bon en bonpoint, wo der Autor so leicht mit Corpulenz oder wohl beleibt weggekommen wäre! Daß dieser mit der griechischen und lateinischen Sprache besser bekannt ist, erhellt aus mehr als einer Stelle seines Buchs. Geomen, Ambullis, Olypographen u. dgl., statt Gnomen, Ampullis, Olygographen, sind daher nur der Unwissenheit des Setzers zuzuschreiben. Bey dem Allen urtheile man, was ein Olypograph für Verwirrung anrichten müsse, sobald aus dem Umstehenden nicht hervorgeht, daß Wenigschreiber darunter zu verstehen sind. Hätte seine Redseligkeit statt tausendmal schon gemachter Anspielungen auf Dinge, die gar keiner Anspielung mehr bedürfen, doch Setzern lieber und Correctoren den Text gelesen! als deren Oscitanz, oft auch radicale Unwissenheit dergestalt überhand nehmen, daß einem ehrlichen Manne bange werden muß, seine Papiere durch ihre Faust gehen zu sehen.

Die Bekanntschaft unsers Humoristen mit alten Sprachen wenigstens, ist so eben gerühmt worden. Noch anschaulichere Beweise davon giebt er am Schlusse des Werkchens, wo ein Paar Dutzend der stärksten Anti-Xenien in die Versart des Originals, und das treu genug lateinisch übersetzt worden; obgleich Rec. nicht dafür stehen will, daß Gradus ad Parnassum, oder Poetica maior Giessenlis überall die Prosodie regelrecht finden werden. Schade nur, daß Xenien sowohl als Anti-Xenien so gut schon als vergessen sind! — Mit einem Wort: von der Amplificationsgabe seines Verf. giebt das Buch, wo man es aufschlägt, unwiderleglichen Beweis. Da nun der Candidat des Predigtamts an sehr vielen Stellen durchschimmert: so wird dieser gewiß am besten thun, sein Talent Gegenständen und Hörsälen zu widmen,

wo

wo man nicht leicht deutlich und verständlich genug werden kann. Sodann würde die Aufschrift, Erstes Bändchen, nur ein polygraphischer Spaß mehr gewesen seyn.

Rw.

Handzeichnungen und Bruchstücke eines Naturmenschen. Ein poetisches, philosophisches, historisches und satyrisches Gemengsel. Berlin u. Leipzig, bey Maurer. 1798. XX und 186 S. 8. 12 Gr.

Von dieser ganzen Ueberschrift paßt auf den Inhalt des Buchs nichts weiter als das Wort Gemengsel. Ein Ignorant ist deshalb noch kein Naturmensch, und Gurkenmalerey plumper Faust kann schwerlich für Handzeichnung gelten. Bruchstücke von Naturmenschen sind überdieß ein sehr zweydeutiger Ausdruck, und gewiß oft genug eckelhafte Torso's. Von Poesie ist in der ganzen Sammlung gar nichts zu finden; der Autor müßte denn die beyden letzten sehr langen Briefe dafür ansehn, die er Gemälde der Sympathie betitelt, und mittelst sogenannter poetischer Prose herzbrechend darin siegwartisirt. Der philosophische Bestandtheil läuft auf ein Paar schlechtverdaute Collegienhefte oder andre Plünderungen hinaus, deren Quintessenz er unter der Aufschrift Gedanken eines praktischen Weisen ausruft, wo menschliche Denkkraft Exordium, und Preis der Aufklärung Epiphonem sind. Was er unter Historie versteht, mag der Himmel wissen. In Rußland will der Ehrenmann selber gewesen seyn; was er daraus aber mitgebracht hat, ist so unbedeutendes, abgedroschenes Zeug als nur immer möglich. Von Satyre vollends hat, wie sichs versteht, der Naturmensch gar keinen Begriff, und als Stachelschrift auszubieten, was in einem halben Dutzend höchst erbärmlicher Stadtmährchen uns hier vorgeschwatzt wird, ist in Wahrheit schwere Versündigung an Geschmack und Sittlichkeit. Alle diese sieben Sächelchen, oder non entia vielmehr, in einem Vortrage, der weder kalt noch warm, weder correct noch originell; sondern von jener kläglichen Mittelmäßigkeit ist, die weit mehr als Lächerlichfehlerhaftes ermüdet, und von der man dreist behaupten kann, daß unter zehn jetzt zum Vorschein kommenden Literarproducten ihrer sieben oder acht daran kränkeln; mehr oder weniger, das ist der ganze Unterschied.

Wozu

Wozu also die schon viel zu lange Beurtheilung eines Gemengsels, das ohne Umschweif mit dem Prädikat Schlecht abzufertigen war? Deshalb, weil der Mengsler irgendwo von einem zweyten, noch zu erwartenden Theile spricht, und im Vorberichte sogar von mehrern Bändchen! Ihn, wo möglich, von so heilloser Schreibsucht abzuziehen, waren ein Paar Motive nöthig; und da eine nicht zu verachtende Subscribentenzahl ihn und den Verleger für dießmal ziemlich gedeckt zu haben schien, hört es auf Unbarmherzigkeit zu seyn, wenn man ihm den Rückfall verleiden, und seinen Schriftstellertrag für die Zukunft schmälern will. Als Naturmenschen muß es ihm ohnedem doppelt leicht werden, durch jedes andere Werkzeug als Schreibmaterialien sich Brod zu verschaffen. Wer daher zu etwas Anderm ihn zu brauchen Lust hat, wird das Subject im Anhalt-Bernburgischen vermuthlich aufsuchen müssen; denn in der dasigen Residenz Ballenstädt hat die bey weitem größte Zahl von Unterzeichnern sich menschenfreundlich zusammengefunden.

Rosamundens Feierstunden. In Erzählungen, kleinen Romanen und Gedichten. Für Geist und Herz zur Unterhaltung. Miscuit utile dulci. Budißin und Leipz. bey Arnold. 1798. 188 S. 8. 12 Gr.

Der Titel lügt dießmal — ein seltener Fall! — wirklich nicht bey diesem Buche. Es gewährt allerdings für Geist und Herz Nahrung und Unterhaltung und verbindet das Nützliche mit dem Angenehmen. Findet man auch nicht blendenden Witz, tiefe Verwickelung und schaudervolle Scenen in den Erzählungen: so schildern sie doch mit Wahrheit, und haben alle irgend einen praktischen Nutzen, begründen irgend einen moralischen Grundsatz, und lehren Philosophie des Lebens in einem gefälligen Tone. Auch die Gedichte sind nicht ohne poetischen Werth. — Kurz! das Buch ist als eine leichte und nützliche Lektüre allen gebildeten Ständen zu empfehlen; ohngeachtet Rec. nicht blind gegen einige Flecken der Diction ist, die wahrscheinlich der letzten Feile entgiengen.

Tu.

Bilder-

Bildergallerie der Heimweh-Kranken. Ein Lesebuch für Leidende von Ulyss. von Salis dem ältern. Erstes Bändchen. Zürich, bey Orell, Füßli und Comp. 1798. XVI und 252 S. 8. 20 Gr.

Wer Stillings Heimweh kennt, weiß auch, was man sich unter Heimweh Kranken hier zu denken habe; und vor den Augen solcher Kranken stellt der Verf. eine Bildergallerie auf, d. h. er sucht ihnen durch mancherley Allegorien und Parabeln den Satz zu beweisen, daß Leiden unter die Beförderungsmittel sittlicher Vollkommenheit gehören. Der Gedanke ist nicht übel, und Rec. muß gestehen, daß er schon in diesem ersten Bändchen die Ausführung im Ganzen sehr zweckmäßig finde. Hin und wieder zwar wehet der Geist des Mysticismus; aber er wehet unter Blumen, welche größtentheils die lieblichsten Düfte verbreiten, und der Vf. weiß durch sein Darstellungstalent fast überall den Leser anzuziehen. Nur wäre zu wünschen, daß er in der Folge dieses Talent immer nur diesseits der Gränzen des Weinerlichen und des Schauderhaften üben möchte. Der Muth des Leidenden muß gespannt, nicht erschlafft oder gelähmt werden; aber eine excentrische Schilderung des Elends, (wie in der japanischen Geschichte unter der Rubrik: Ehe man zu Ehren kommt, muß man zuvor leiden) hat allemal den entgegengesetzten Erfolg. Wer nur Empfindungen aufzuregen sucht, vernachläßigt die Vernunft; und doch ist es nur diese, die den Menschen über das Gefühl des Leidens erheben kann. Je mehr der Verf. dieß übersehen wird, desto mehr wird er seines Zwecks verfehlen. Uebrigens müßte er sich auch noch einiger Provinzialismen (z. B. niederkauren, Verlurst, das Heimath, u. dgl.) enthalten, und seine Lieder, die sich meist weder durch Ton noch Gedanken empfehlen, mit größerer Sorgfalt ausfeilen.

Aud.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Sieben und vierzigsten Bandes Erstes Stück.

Drittes Heft.

Intelligenzblatt, No. 41. 1799.

Weltweisheit.

Ueber meine gelehrte Bildung, über meine Kenntniß der kritischen Philosophie, und meine Schriften dieselbe betreffend, und über die Herren Kant, J. B. Ehrhardt und Fichte. Von Friedrich Nicolai. Eine Beylage zu den neun Gesprächen zwischen Christian Wolf und einem Kantianer. Berlin und Stettin. 1799. 266 S. 20 gr.

Ein neues und kräftiges memento mori für die kritische Schule. Was an ihr sterblich ist, und dessen ist nicht wenig, wird wohl bald den Weg alles Sterblichen gehn; unbeschadet, wie sich von selbst versteht, den ewigen Wahrheiten, die sie mit andern Schulen gemein hat; und unbeschadet ihrem Verdienste um die Frage: woher weißt du das? die sie, wo nicht zuerst und allein, doch mehr als irgend eine Schule zur Sprache gebracht; obgleich, leider! bisher größtentheils sehr verworren und unvollständig beantwortet hat. Aber, „wenn die Sache nur von Grund aus untersucht wird: so „kann es jetzt nicht mehr fehlen, daß nicht ein Lehrgebäude, „wenn gleich nicht das Meinige (es ist Kant, der dieß sagt, „Proleg. S. 220) dadurch zu Stande komme, was ein „Vermächtniß für die Nachkommenschaft werden kann, dafür sie Ursache haben wird, dankbar zu seyn.“ Dieß unterschreibt Rec.; aber wie bald dieß Lehrgebäude zu Stande kommen werde, das ist eine andere Frage: es ist noch ge-

waltig viel Schutt, und, größtentheils kritischer Schutt wegzuräumen, ehe man nur ans Grundlegen denken darf; wobey übrigens einige Kantische Steine vortrefflich zu brauchen, ja unentbehrlich sind. Was die kritische Schule mit Einschluß ihres Stifters bisher that, war die Arbeit jener Babylonier, die einen Thurm bauen wollten, dessen Spitze bis an den Himmel reichen sollte: so daß sie, wie Bruno sagt, „statt vernehmlicher Worte babbelten, d. i., unver„ständlich redeten; welche darumb das Bauen unterlassen, „und ein jeder seinen Sack nimmet, und seinen Weg wan„delt.“

Zuerst legitimirt Herr N. sich ad causam. Kant und einige Kantianer thaten, als ob er über kritische Philosophie und was dahin gehört, gar nicht mitsprechen dürfe, vielleicht, S. 5, weil sie ihn für einen unzünftigen gelehrten Bönhasen, oder höchstens für einen Bel-Esprit ohne gründliche Studien ansahen. Aber ungeachtet er keine Universitäts-Erziehung genossen, beschäftigte er sich von der frühesten Jugend an, aus innerm Triebe, ernsthaft mit den Wissenschaften, und besonders mit der spekulativen Philosophie. Das sehr interessante Detail hiervon, findet sich S. 6 — 45. Herr N. gieng also nichts weniger als unvorbereitet an das Studium der kritischen Philosophie. An das Studium: denn er studirte, S. 64, die kritische Philosophie [illegible] zwölf Jahre lang, ehe er öffentlich ein Wort darüber sagte. Er prüfte alle Theile derselben mit ernstem Nachdenken, und mit Unparteylichkeit. Er hatte während dieser Zeit außerdem eine sehr vortheilhafte Gelegenheit, auch fast ununterbrochen durch mündliche Unterhaltung über viele Theile derselben seine Begriffe noch mehr zu entwickeln und zu läutern. Diese Gelegenheit verschafte ihm, S. 48, eine gelehrte Gesellschaft, worin verschiedene, sehr scharfsinnige Bekenner der kritischen Philosophie waren. Durch dieses anhaltende und mannichfaltige Studium, ward ihm allerdings in dem kritischen Systeme nach und nach vieles helle, was ihm vorher dunkel gewesen war, und er fand weiter keine Schwierigkeit alles zu verstehen. „Aber freylich, setzt er hinzu, mit dem besten „Willen, und durch das reifste Nachdenken, konnte ich mich „doch von der völligen Wahrheit und Konsequenz des Sy„stems, so sehr ich auch den darauf verwenderen Tiefsinn be„wunderte, im Ganzen nicht überzeugen. Je mehr durch

„nach-

„nachfolgende Schriften Herrn Kants sich das System ent„faltete, und besonders, je mehr es zum praktischen, zur „Moral, zur Anwendung auf die Sinnenwelt kam, desto „mehr vermehrten sich meine Zweifel, und desto mehr Wi„dersprüche glaubte ich zu finden. Daß sie keinesweges sehr „leicht aufzulösen sind, wie Herr K. vorgiebt, haben „mich die oftmaligen Erörterungen mit meinen kritischen „Freunden wohl gelehrt, und nicht wenige davon halte ich „noch jetzt für unauflöslich.“

Welcher Studierte hat mehr innern und äussern Beruf zu Beurtheilung der kritischen Philosophie aufzuweisen, als der unstudierte Nicolai? besonders wenn wir noch, wie wir müssen, die Gabe der Darstellung mit in Anschlag bringen, das helle Auge, den scharfen und gewandten Blick, dem kein Hirkocervus entgeht, den durchaus faßlichen Ausdruck, den leichten, freyen, lachenden Ton, vor dem die falsche Gravität zerrinnt.

Ridiculum acri
Fortius et melius magnas plerumque secat res.

Wenn die magna res, kritische Philosophie genannt, ehrlich seyn will: so muß sie bekennen, daß sie nirgends besser als hier und von diesem Messer secirt worden, so viel ernsthafte Männer sich auch an ihre Zergliederung gewagt haben.

Uebrigens war es Herrn N. (S. 70) nie in den Sinn gekommen, weder die kritische Philosophie zu verachten, noch sie widerlegen, noch weniger sie aus der deutschen Welt vertilgen zu wollen, wie man ihm irgendwo Schuld gab. „Nach meiner Art zu denken, setzt er hinzu, sind alle „spekulative Philosophien anzusehen als subjektive Vorstel„lungsarten von Dingen, welche wir nie objektiv wissen „können, und also gebe ich gern zu, daß diese Vorstellungs„art auch ihren Werth hat, nur nicht einen absoluten aus„schließenden Werth. Auch das Kantische Moralprincip „verachte ich wahrlich nicht — — es liegt unstreitig ein „Bewußtseyn in uns, daß wir unsere Pflicht thun müs„sen; das folgt schon aus dem Begriffe der Pflicht; daher „haben alle Philosophen gelehrt, daß die Neigungen der „Pflicht nachstehen müssen. Aber es ist und bleibt eine „falsche Voraussetzung, die um nichts besser wird, wenn sie

„Postulat der praktischen Vernunft heißt, daß ein kate-
„gorischer Imperativ in uns ertöne, der uns gebiete: un-
„sere Maximen zum Princip der Gesetzgebung für alle
„vernünftige Wesen, Menschen oder nicht, zu machen.
„Von diesem Satze ist die Rede, wenn man fragt, ob das
„Kantische Moralprincip absolut und allgemein gül-
„tig sey. — — Es ist ein leeres Wortspiel zu sagen, daß
„ein solcher Imperativ, wie ihn Herr K. ausspricht, ge-
„geben sey. Es ist falsch, daß dieser Imperativ ein Factum
„des Bewußtseyns eines jeden vernünftigen Menschen
„sey: so daß man ihn gar nicht beweisen dürfe; son-
„dern ihm, so unbegreiflich er nach Herrn K. selbst ist (Me-
„taphysik der Sitten, S. 128), dennoch nothwendig folgen
„müsse.“ — S. 52 bekennt Herr N. „mit Vergnügen,
„daß er sonderlich durch die Kritik der reinen Vernunft
„seine philosophischen Erkenntnisse sehr erweitert habe.“

Bey diesem Bewußtseyn der Anerkennung des Kanti-
schen Verdienstes mußte Herrn N. die Art verdriessen, wie
Kant sich gegen ihn benahm. S. 114: „Herr K. spricht mit
„mir, als mit einem völlig unwissenden Menschen. Ist dieß
„der Ton, der ihm gegen mich ansteht? Herr K. hat drey-
„ßig und mehr Jahre rühmlich verwendet, um ein Werk über
„die menschliche Vernunft zu endigen, worin die theoretische
„Philosophie aus einem ganz neuen Gesichtspunkte gezeigt
„wird. Niemand kann diesen Tiefsinn, diese Thätigkeit, dies-
„ses Ausdauern mehr bewundern, als ich. Aber ich darf mir
„auch bewußt seyn, daß ich seit dreyßig und mehr Jahren
„eifrig die Wahrheit gesucht, und sie nach allen meinen Kräf-
„ten befördert habe, und nicht ohne Erfolg, indem ich selbst
„die Wahrheit immer freymüthig heraus sagte, indem ich
„Vorurtheile, Heucheley und Aberglauben mit Muth an-
„griff, indem ich die Rechte der gesunden Vernunft beständig
„vertheidigte — — — und so darf ich wohl wissen, daß
„ich ein Wort mitsprechen, und allenfalls mit Zuversicht die
„edelsten und einsichtsvollsten deutschen Gelehrten fragen
„kann: ob es Herrn K. nicht gebührt hätte, mit mir in dem
„anständigen Tone zu sprechen, den ich gegen ihn nie ver-
„gaß; ob es diesem Mann wirklich zieme, mit mir in dem
„Tone der Zurechtweisung eines Professors gegen einen Stu-
„denten zu reden, dem er die ersten Anfangsgründe des Kol-
„legiums wiederholt, das dieser bey ihm gehört hat, und den

„er

„er dabey mit allerhand mürrischen Floskeln und Schimpf„worten abfertigt, weil der Herr Professor nicht bey guter „Laune sind, und der Jüngling doch sich selbst bescheiden „muß, kein Urtheil zu haben, sobald Se. Magnificenz und „Spektabilität reden. Dieß ist der Ton, welchen Herr K. „gegen mich annimmt, in allen seinen sechs Beschuldigun„gen: 1) der Unwissenheit; 2) der Buchmacherey; „3) daß ich mich zum Narren mache; 4) daß Gun„dibert verzerrt und verächtlich ist; 5) daß ich die „Gegenstände auf den Kopf stelle; 6) über Theorie „und Praxis. Ich will ihm nicht in seinem Tone ant„worten; aber in dem Tone, den ein Mann verdient, wel„cher unter seine Würde herabsinkt; und was mehr ist, ich „werde Gründe hinzuthun, woraus jeder Unparteyische sehen „wird, daß Herr K. verdient, daß ernsthaft und ohne Um„stände mit ihm gesprochen werde, damit er aus seinem von„vornigen Dünkel erwache, in welchen er durch sein Ver„dächtigmachen aller Vernunfturtheile, die sich auf Er„fahrung und Beobachtung gründen, sobald sie im ge„ringsten seinen von vornigen Voraussetzungen entge„gen stehen, sich selbst einwiegt, und ganz Deutschland gern „einwiegen möchte.“ — Der Verf. hält Wort, sowohl was den Ton, als was die Gründe anlangt. Er vollendet hier, was er im Gundibert, in der Vorrede zu den neun Gesprächen, und in andern Schriften begann; er setzt das Unstatthafte, das Schielende, das Erschlichene, das Widersinnige mancher Kantischen Behauptungen in ein sol„ches Licht, daß jeder Unbefangene sie für das erkennen muß, was sie sind. Rec. würde die Hauptpunkte hier im Auszuge mittheilen, wenn er nicht den Raum sparen müßte zu dem, was Herr M. über Herrn Fichte und dessen Appellation an das Publikum sagt.

„Dieser spitzfindige Sonderling, heißt es S. 196, hat „von allen Seiten das seltsamste Ansehen. Er ist ein scharf„sinniger Kopf; aber vor lauter Scharfsinn wird er stumpf, „wie ein allzudünnes Messer. Dabey ist er voll Leidenschaft „und Rechthaberey, und so wird er endlich vor großer Be„gierde der Einzige zu seyn, so gut wie gar nichts. Die tief„sinnige Seichtigkeit seiner Ichphilosophie, nebst den verwi„ckelten Grillen, wodurch er Konsequenz in diese Philosophie „bringen will; seine Heftigkeit und sein kraftloses Toben ge-

„gen jeden, der anders denkt als er; sein Dünkel, als wäre „er der Philosoph der Philosophen; das wilde Lobpreisen, „womit ihn seine Anhänger bis zur Lächerlichkeit beehren, „verbunden mit der Dunkelheit und Verwirrung seiner mei„sten Schriften — wodurch er dennoch sich vermißt, alle „andere philosophische Ideen auszurotten — welche „Finsterniß nur öfters von einem hellen Gedanken wie von „einem Blitze unterbrochen wird, worauf wieder dunkle „Spitzfindigkeit folgt.“ (Eine sehr treffende Schilderung) „Indeß, während ich diese Schrift herauszugeben im Begrif „war, geschah ein Vorfall, nach welchem man beynahe be„reuen möchte, etwas wider Herrn F. gesagt zu haben.“

Dieser Vorfall ist, wie man schon vermuthen wird, das Verbot des Fichte-Niethammerschen philosophischen Journals in zwey deutschen Ländern, wegen zweyer (im ersten Stück des J. 1798 abgedruckten) Aufsätze: der eine von Herrn Fichte, über den Grund unsers Glaubens an eine göttliche Weltregierung, und der andere vom Herrn Rektor Forberg in Saalfeld, betitelt: Entwickelung des Begriffs der Religion. In dem einen Verbot heißt es: wegen atheistischer Aeusserungen; in dem andern: wegen höchst anstößiger, gefährlicher und gemeinschädlicher Grundsätze *). „Ich erkenne gern, sagt Herr N. und „Rec. sagt es mit ihm, die Gewalt der Regierungen, und „bin weit entfernt irgend eine Vorsicht tadeln zu wollen, wel„che sie zum Besten ihres Landes anzuwenden nöthig finden. „Indeß scheint es mir doch, wo es bloß auf theoretische spe„kulative von vornige Philosophie ankömmt, welche so sehr „wenige Menschen lesen können und lesen mögen, müßten „die Grundsätze wirklich außerordentlich gemeinschädlich „seyn, um auch nur die einzelnen Stücke für verbietenswür„dig zu achten, worin die gedachten beyden Aufsätze stehen.“ — — S. 200: „Zwar klingt der Name Atheist schreck„lich im Ohre; aber billig sollte man sich nicht von einer „Benennung schrecken lassen. Kant wird von Niemand „für

*) In Churſachſen iſt, wie man aus dem allg. Litt. Anzeiger XXVI, 254 ſieht, nicht das ganze Journal, nicht einmal das ganze 1ſte und 2te Heft; ſondern nur die beyden anſtößigen Aufſätze ſind verboten worden.

„für einen Atheisten gehalten, und doch behauptet er laut, „daß wir die Existenz Gottes aus bloßen Begriffen nicht „erkennen können. — Ich meinerseits bin zwar Herrn „Kants Meinung von der Art, wie wir uns von dem Da„seyn einer Gottheit überzeugen können, gar nicht zugethan; „noch viel weniger kann ich mit Herrn Fichtens Vorstellungs„art übereinstimmen; aber ich kann doch auf keinerley Weise „einsehen, daß beyderley Arten von Vorstellungen an sich „eben gefährlich, noch weniger, daß sie gemeinschädlich „seyn sollten. Anstößig mögen sie seyn. Dieser Begriff ist „aber sehr relativ: es giebt ein gegebenes und ein genom„menes Aergerniß. — — Hr. Fichte sagt: „nach mir ist „die Beziehung der Gottheit auf uns als sittliche We„sen das unmittelbar Gegebene; ein besonderes Seyn dies„ser Gottheit wird gedacht, lediglich zufolge unsers endli„chen Vorstellens.“ Gesetzt, daß diese Begriffe nicht kon„sequent, nicht deutlich entwickelt wären: will man deßwe„gen Jemand für einen gefährlichen und gemeinschäd„lichen Menschen halten, weil er Trugschlüsse macht, und „etwa wildschwärmend in diesem Leben keine Heimath zu ha„ben glaubt; aber sich, so lange er hier lebt, an die Pflicht „halten will, die er in seinem Innersten aufgestellt glaubt, „die er — freylich durch einen seltsamen Sprung im Den„ken — seinen Gott nennt, den Regenten der übersinn„lichen Welt; dem er aber deßwegen die sinnliche Exi„stenz abspricht, weil er sich keinen Begriff von Existenz, „außer im Raume, machen kann, und weil er glaubt, Gott „sey eine unmittelbar gegebene Beziehung auf unser sitt„liches Wesen. — — Ueber dergleichen halbverstandene „Subtilitäten können die philosophischen Menschen oft sehr „grimmig an einander gerathen; aber so viel ich einsehe, „wird der Streit nicht so leicht dem Staate gefährlich wer„den. Also scheint es mir: ein guter Schriftsteller ist „Herr F. nicht; aber bey seiner Lehre kann er, in sofern „er bloß Schriftsteller ist, noch sehr wohl ein guter „Bürger seyn, ob er gleich ein sehr verwirrter Philosoph „ist.“

„Ich habe nie theoretische Atheisten für an sich schädlich „im Staate gehalten; am allerwenigsten scheint es mir, kann „man einen Mann wie Fichte, der auf die Beobachtung der

„Pflicht so strenge dringt, und die Pflicht seinen Gott „nennt, bloß wegen seiner Begriffe von Existenz und Raum, „für einen schlechten Bürger des Staats halten. Der prak„tische Atheist, welcher ohne Untersuchung von keinem Gott „etwas wissen will, und so lebt als wäre kein Gott, kann „leicht dem Staate sehr schädlich werden; und wider dergleichen ist doch kein Verbot. Der bloß theoretische Atheist „hat ein Verlangen nach der Idee eines höchsten Wesens, „nur kann er die Idee nicht finden. Ist dieser nicht schätzbarer, als jener? Ist er nicht wenn er seine Pflicht thut, „ein guter Bürger, welches jener nicht ist? Der ernsthaft „untersuchende Mensch sollte, meines Erachtens, dem Staate weither seyn, als der blindglaubende, auf bloße Autorität annehmende Mensch; denn jener entwickelt Geisteskräfte, welche indirekte dem Staate wenigstens zu gute kommen „können; dieser entwickelt nichts, ondern lebt im trägen „Hinbrüten. Der Untersuchende kann sich verirren — wohl „uns, wenn jeder von uns diese Ueberzeugung von sich selbst „hat; — aber derjenige, welcher einen Weg sucht, ist schätzbarer als der, welcher hingestreckt in seiner Faulheit „bleibt.“ —

„Muß man nun an demjenigen, welcher sich von dem „Wesen Gottes einen andern Begriff macht, immer die Red„lichkeit der Absicht ehren, muß man seine Verirrungen in „dem Laufe ernsthafter Untersuchung mit der Schwäche der „menschlichen Erkenntniß entschuldigen: so können wir ihn „nicht verdammen. Wenn wir doch, sobald uns die Neigung antreten sollte, einen Menschen, der über Gott anders denkt, wie wir, zu verdammen, unsere eigenen Begriffe von Gott genau untersuchen möchten, ob sie denn „auch gewiß so ganz absolut konsequent seyn möchten! „wenn wir doch nicht vergessen möchten, daß wir uns den „erhabenen Begriff Gott nicht ohne irgend eine Vermenschlichung, Versinnlichung lebhaft denken können! Sollten wir Jemand verdammen, weil er die Idee anders „vermenschlicht? — — Herr F. macht (in dem konfiscirten 2ten Stück seines Journals, S. 20) die Worte Schillers — das Erhabenste was ein Dichter über Gott sagen „kann — zu seinem Glaubensbekenntnisse:

Ein

Ein Gott iſt, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menſchliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume ſchwebt
Lebendig der höchſte Gedanke;
Und ob alles in ewigem Wechſel kreiſt,
Es beharret im Wechſel ein ruhiger Geiſt.

„Wer ſo denkt, den mag verdammen, wer will, ich kann „es nicht. Lehret er wirklich ſo, lebt er ſo, wie er lehrt, „nach Pflicht und Gewiſſen: ſo kann er ein guter Bürger des Staats ſeyn und bleiben.“

Wahrlich Herr Fichte kann vor den Gerichtshöfen des Staats keinen beſſern Defenſor finden, als eben dieſen Mann, der vor dem Richterſtuhl der geſunden Vernunft ſein ſcharfer Ankläger, und das mit Recht, wird.

Indeſſen weiß Rec. mit dieſer wackern Vertheidigung nicht ganz zu vereinigen, was er S. 223 — 242 lieſt. Der Verf. ſcheint Fichten, dem Profeſſor, nicht wollen zu gute kommen zu laſſen, was er zu Gunſten Fichtens, des Schriftſtellers, ſo bündig dargethan hat; er meint, S. 241 f., „jener könne „ſich nicht beklagen, wenn er von ſeiner Lehrſtelle diſpenſirt; „aber ihm Gehalt und bürgerliche Ehre gelaſſen würde, um „ein unbeſcholtenes Privatleben zu führen; denn das Wohl „der Jugend, der Pflanzſchule des Staats, verdiene vor „allem beherzigt zu werden.“ Das Wohl der Jugend, die, S. 223, noch nicht wiſſe, was rechts oder links iſt, glaubt der Verf. durch Fichtiſche Schriften, und noch mehr durch den mündlichen Vortrag deſſen, was ſolche Schriften enthalten, ſehr gefährdet; er meint, ihre geſunde Vernunft werde früh verkrüppelt. Rec. bekennt, daß er mehr Vertrauen zu einer jungen geſunden Vernunft habe. Ueberdieß hören die jungen Leute ja nicht bloß Fichten; ſondern auch andere Lehrer, und leſen nicht bloß ſeine, ſondern auch anderer Leute Schriften, z. B. die unſers Verfaſſers. Geſetzt aber, ſie leſen nichts als Fichtiſche Schriften: ſo ſieht Rec. nicht, wie unter dieſer Vorausſetzung der Verf. S. 242 wünſchen kann, „daß einem ſolchen Manne, nach ſeiner Diſpenſation vom „mündlichen Lehren, unbenommen bleibe, ſeine Ideen, ſo „viel er nur immer wolle, auszuſpinnen, und ſie nach Gefallen drucken zu laſſen, damit ſie nach Gelegenheit entwe„der widerlegt — wenn ſie noch ſo viel verdienen — oder

„ausgelacht würden.“ Wird die Gefahr des Lesens für die Jugend minder groß seyn, wenn ihr Lieblingsautor von seiner Lehrstelle dispensirt ist? Dispensirt ist nur ein höflicher Wort für abgesetzt; der abgesetzte Lehrer wird noch immer, und aus Mitleid wohl noch mehr, das Herz der Jugend haben, und sie wird, wenn sie seines mündlichen Unterrichts entbehren muß, seine Schriften um so gieriger lesen, also das Gift darin um so mehr einsaugen. Rec. redet in der Voraussetzung des Verf., daß Fichtische Schriften der Jugend so gefährlich sind; das er, wie gesagt, nicht glaubt. Boileau las mit Wuth, als Knabe, nichts als Verse und Romane, die damals nichts weniger als gut waren; die aber nichts an ihm verdarben. Ihn schützte sein gesunder Verstand, ihn schützte Horazens Satyre. Von dieser sagt er:

C'est elle qui m'ouvrant le chemin qu'il faut suivre,
M'inspira *dès quinze ans* la haine d'un sot livre.

Sein Biograph macht in Hinsicht jener Leserey die richtige Bemerkung: cela fait voir, qu'un esprit naturellement droit et solide se perfectionne par les mêmes choses, qui gâtent ordinairement les petits génies. Sollte es unter Fichtens Lesern und Zuhörern keine Boileaus geben? „Aber „die petits génies werden denn doch von ihm verdorben?“ Das heißt nach unserm Verf., S. 223, „nicht etwa, daß „ihre Seelen ewig verloren gehen möchten; sondern daß sie „durch solche leere Spitzfindigkeiten in dieser Welt, auf „welche ihre Belehrung und Erziehung gerichtet wer„den muß, Thoren werden.“ In dieser Welt: hier möchte Rec. mit Desdemonas Kammerfrau sagen: the world is a huge thing. Die Universität ist nicht die Welt, und wer dort ein Thor wird, bleibt es nicht nothwendig hier; am wenigsten bleibt es der metaphysische Thor; diesem weis die unmetaphysische Welt bald die fremden Federn auszurupfen; und fremde Federn sind es doch nur, womit die petits génies aufgezogen kommen. — Ueberhaupt macht sich unser Verf. eine unrichtige Vorstellung von Schülern und Studenten. Er meint, S. 234, daß unbedachtsame Prediger bey weitem nicht so viel Schaden thun können, als unbedachtsame Lehrer der Jugend auf Schulen und Universitäten. „Der Inhalt der Predigten, sagt er, wird von der unden-

„kens-

„kenden Menge sehr oft nicht beherzigt“ (so ist es gerade bey Schülern und Studenten: so ist es überall, wo man Menschen, jung oder alt, in Masse unterrichtet; es kann der Natur der Sache nach nicht anders seyn. Es giebt immer welche darunter, die überall nicht denken können oder mögen, viele die quoad hoc oder hunc oder nunc nicht dazu fähig sind. Der Lehrer ist ein Säemann. Angenommen — welches bey weitem nicht immer der Fall ist — daß er seine Kunst verstehe: so fällt doch von seinem Saamen, dieser sey nun gut oder schlecht, manches an den Weg, und wird vertreten, manches auf Stein, wo es nicht wurzeln kann, manches unter die Dornen, von denen es erstickt wird); „die „denkenden Zuhörer aber wissen den Werth der Gedanken in „Predigten zu würdigen.“ (Das wissen denkende Schüler und Studenten auch; und es giebt eben so viel denkende Schüler und Studenten, als denkende Männer, obgleich unter beyden nicht viele Denker, wie Locke, Leibniz, Lessing, u. s. w.) „Ganz anders ist es mit Schülern und „Studenten. Diese hören aufmerksam auf ihre Lehrer“ (wie wir eben gesehen haben), „nehmen ihre ganze Denkungsart „und auch ihre Fehler an; denn sie sind noch wie ein weiches „Wachs.“ Nun, dann sind sie das für den einen Lehrer und Schriftsteller so gut, wie für den andern; dann löscht der eine wieder aus, was der andere hineinschreibt; dann haften die Fehler und die Denkungsart des einen nicht mehr als die des andern in diesem Wachs; dann kann einer nicht die Denkungs- und Beurtheilungskraft der Studenten auf ihre ganze Lebenszeit verderben. Auch nimmt ein junger Mensch nie die ganze Denkungsart seiner Lehrer, nicht einmal seiner Erzieher an: das ist wegen seiner individuellen Natur sowohl, als wegen anderer, schon berührter Ursachen unmöglich. Und daß dem so sey, bestätigt die Erfahrung.

Es ist Herrn M. hier selbst begegnet, was er an andern mit Recht tadelt: er betrachtet die Sache nicht in concreto, sondern in abstracto; verläßt also in einer Erfahrungssache den sichern Weg der Erfahrung, wird apriorisch, und Verderbung der Jugend erscheint ihm durch den bloßen Begrif von der Imagination ausgemalt als ein fürchterliches Schreckbild. Man kann mutato nomine wörtlich auf ihn und sein Schreckbild anwenden, was er S. 249 zu Beherzigung

zigung anderer, in Hinsicht eines andern Schreckbildes, so lehrreich aus einander setzt. Hier ist ein Theil davon:

„Aber, wird man vielleicht sagen, die Meinungen von „Gott sind so wichtig, daß dabey ganz andere Maaßregeln „genommen werden müssen. Gott der Substanz nach läug„nen, die Existenz Gottes, außer der Vorstellung läug„nen, ist etwas gar zu schreckliches; dergleichen Meinungen „sind daher sogleich in der Geburt zu ersticken. — Dieß „glauben wirklich viel wohldenkende Personen, sonderlich „Geschäftsleute, welche von den Wirkungen und Folgen des „gelehrten Wesens und Treibens nicht unterrichtet genug sind, „und daher jedes Buch, wovon gesprochen wird, für bedeu„tend, und jede laut gesagte fremde Meinung für wichtig „in Hinsicht auf den Staat halten, es sey nun zum Nutzen „oder zum Schaden; weil es in der That Bücher und Mei„nungen geben kann, die in dieser Rücksicht wichtig sind. „Sie hoffen also oder fürchten dabey immer irgend etwas für „den Staat, dessen Wohlseyn ihnen am Herzen liegt.“

Herr N. ist mit diesen Männern einiger, als er glaubt. Sie fürchten für den Staat, er auch; er meint, was an der Jugend verdorben werde, das werde dem Staate verdorben, und daher müsse dieser zutreten, und die Jugend aus den Händen ihrer Verderber retten, müsse verhüten, daß die Jugend ihre Schriften lese; besonders aber ihren Vortrag höre. Jene nehmen aber auch die Erwachsenen in Schutz, wollen, daß die Fürsorge des Staats sich auf diese auch erstrecke: diese scheint er Preis zu geben. Scheint, sagt Rec.; denn wenn der V. S. 234 sagt: „Männer können „Schriften beurtheilen; aber für die Jugend muß auch der „Staat sorgen:“ so ist in diesem Männer eine — Rec. möchte sagen Kantische — Subreption. Können denn alle Männer alle Arten von Schriften beurtheilen? Mancher kann ja kaum beurtheilen, was zu seinem eigenen Fache gehört, vielweniger was in ein fremdes Fach einschlägt, am wenigsten was Kantisch-Fichtisch-kritisch-metaphysischer Art und Kunst ist. Ja, wenn alle Männer — Männer wären! aber es giebt ihrer ja so viel unmündige! Wenn nun der Staat für die unmündigen unter 25 Jahr sorgen soll: so ist nicht abzusehn, warum man die über 25 Jahr seiner Pflege entziehn, und dem Verderben Preis geben will.

will. — „Aber sie hören den Verderber nicht.“ Wohl wahr; aber sie lesen ihn doch. — „Seine Schriften werden „nicht bekannt, wenn sie nur nicht verboten werden.“ Aber das Verbot des mündlichen Lehrens wird die Aufmerksamkeit auf die Schriften lenken; besonders wenn der Verderber nach seiner Entlassung vom Lehrstuhl fortfahren darf zu schreiben, und wenn man fortfährt, ihn zu widerlegen. Seine Anhänger hören dann auch nicht auf ihn zu preisen: und so bleiben seine Schriften immer im Umlauf, und können ihr angebliches Gift sehr weit, dem Raum und der Zeit nach, verbreiten. Dieß wird um so mehr der Fall seyn, wenn diese Schriften, wie die Kantisch-Fichtischen, ein mystisches Ansehen haben. — Wenn also die Regierung sich überall um Schulgezänk bekümmern will, welches Rec. für sein Theil ihr gern erläßt: so scheint es uns ganz konsequent, wenn sie nicht bloß das Hören, sondern auch das Lesen dessen, was ihr anstößig ist, unmöglich zu machen sucht; wenn sie also den Verderber ihrer Jugend und ihrer Männer nicht bloß des Lehrstuhls, sondern auch des Schreibstuhls entsetzt. Ja Rec. könnte es nicht tadeln, wenn sie dabey strenger verführe, als unser menschenfreundlicher Verf. es wünscht. Er will, sie soll dem disponsirten Lehrer seinen Gehalt lassen. Das wäre ja Gnade, und Gnade gegen einen Verbrecher ist Ungnade gegen alle, die durch sein Verbrechen gelitten haben und noch leiden können. Und wie viele würden auf diese Gnade, wenn sie zur Regel würde, hin sündigen, würden anstößig lehren, um über kurz oder lang von dem mühsamen Lehren dispensirt zu werden, und ihre Pfründe Domherrnmäßig in Ruhe zu verzehren!

Unser Verf. läßt sich durch seinen Eifer für die gute Sache der Jugend und des Staats zu der auffallenden Vergleichung Fichtischer Lehrstunden mit pietistischen und schwärmerischen Konventikeln verleiten, und meint, da diese in den preußischen Staaten verboten sind: so könnten jene auch nicht geduldet werden, „damit nicht auf den Uni„versitäten, welche dem Unterrichte und der Erziehung der „künftigen Bürger des Staats gewidmet sind, die Lehr„stunden, wodurch der Verstand der Jugend soll entwickelt, „und mit nützlichen Kenntnissen geziert werden, zu Konven„tikeln ausarten, worin Absurditäten und Hirngespinn„ste, Eigendünkel und Hochmuth und Intoleranz ein„geprägt

„geprägt und fortgepflanzt werden.“ Wie wenig Lehrstunden würden übrig bleiben, wenn alle die, wo Absurditäten ꝛc. mitunter vorkommen, zu strafbaren Konventikeln sollten gestempelt werden!! Rec. fürchtet, die herrschenden Kirchen, diese Todfeindinnen aller Konventikel würden mit diesen die Strafen theilen müssen, vorausgesetzt nämlich, daß diese Kirchen nicht selbst die Richter wären. — Auch fürchtet er, daß die Konventikel der Pietisten und Schwärmer sich unserm Verf. in einer zu schrecklichen Gestalt dargestellt haben, indem er S. 231 geistlichen Hochmuth, Fanatismus, Intoleranz gegen anders Gesinnte, und Verkrüppelung des gesunden Menschenverstandes als das charakteristische solcher Religionsübungen ansieht. Wenn man über Menschen in Maße überall den Stab brechen dürfte: so verdienten gerade die allein seligmachenden privilegirten Kirchen alle diese Vorwürfe: aus ihrem Fanatism u. s. w. entstanden die Konventikel der anders Denkenden, mußten daraus entstehen. Was blieb z. B. in dem ehemaligen Frankreich den Protestanten anders übrig, als Konventikel halten? Sie fühlten das sehr menschliche Bedürfniß einer gemeinschaftlichen Gottesverehrung, und alle öffentliche Gottesverehrung war ihnen untersagt? In sofern man von einer Masse von Menschen sagen darf, daß sie geistlich hochmüthig, fanatisch, intolerant sey, und den gesunden Menschenverstand verkrüppele, treffen diese Vorwürfe die Unterdrücker, nicht die Unterdrückten. Das lehrt die Kirchengeschichte auf allen Blättern, das bezeugen die neuesten Erfahrungen unserer Tage. Auch liegt es in der Natur der Sache: wer ein Monopol hat, wem der weltliche Arm zu Gebote steht, der kann von seinem Fanatism u. s. w. Vortheil ziehen, und Hochmuth und Macht sind Bruder und Schwester: dem kirchlichen Bönhasen hingegen würde es, wie jedem andern Bönhasen, nicht nur schlecht kleiden, nicht nur nichts helfen; sondern recht übel bekommen, wenn er fanatisch, intolerant, hochmüthig seyn wollte; er dankt Gott, wenn er überall nicht bemerkt wird, wenn er wie ein Stiller im Lande leben darf. Auch schützt ihn seine durchgehends reinere moralische Gesinnung — die er wohl ebenfalls großentheils dem Druck, worin er lebt, verdanken mag — vor jenen Lastern. Es giebt Sekten, die von dieser Seite wahrhaft ehrwürdig sind, si les hommes pouvaient respecter la vertu sous des apparences ridicu-

les,

les, wie der lachende Voltär so ernsthaft als wahr von den Quäckern sagt. Diese Quäcker allein, die doch auch wohl zu den Schwärmern gehören, die doch auch Konventikel halten, wo sie nicht anders dürfen, diese Quäcker allein, sagen wir, widerlegen auf die bündigste Weise alles, was unser Verf. den Konventikeln der Pietisten und Schwärmer zur Last legt. Und Mirabeau hatte Unrecht, als er den Quäckern das Bürgerrecht in Frankreich versagte, weil sie nicht Theil am Kriege nahmen. Wollen sie gleich ihrem Nächsten keine Wunden schlagen: so ist doch Niemand bereiter als sie, und, als Sekte, geschickter als sie, Verwundete zu pflegen, und Kranken- Armen- Waisen- Zucht- und Tollhäusern, die der Krieg bevölkern hilft, vorzustehen. Dazu müssen ja auch Leute seyn.

Könnten also Fichtens Lehrstunden je Konventikel werden — was freylich erst nach seiner Dispensirung vom Lehrstuhl möglich wäre; nicht aber so lange er mit Genehmigung der Obern lehrt — so würden sie doch dadurch, daß man sie pietistische und schwärmerische Konventikel nennte, weder für die Jugend verderblich, noch für den Staat gefährlich werden. Pietisten und Schwärmer sind Schimpfnamen, wie Ketzer und ehemals Lutheraner, und Schimpfen ist nicht Beweisen, am wenigsten Schimpfen in Masse.

Rec. ist übrigens mit unserm Verf. darin einig, daß Herrn Fichtens spitzfindiger Begriff vom Wesen Gottes, an sich, bey weitem die am mindesten schädliche unter seinen sehr verwerflichen Lehren ist; er meint aber, daß auch die verwerflichsten dieser Lehren, gleichviel ob mündlich oder schriftlich vorgetragen, weder der Jugend noch dem Staate so gefährlich sind, als Herr N. glaubt. Wären sie es indessen: so müßten sie Herrn Fichten nicht nur seinen Lehrstuhl, sondern auch seine Schreibfreyheit kosten. Rec. hat seine Gründe bereits gegeben, obgleich nur so kurz, als es eine Recension verstattet.

Kz.

Ketzereyen aus allen Fächern des menschlichen Wissens alphabetisch geordnet, und jedem Wahrheitsfreunde gewidmet. Ein Taschenbuch zunächst für die Schlußjahre des philosophischen Jahrhunderts, aber auch 1801 noch beherzigungswerth. Erster Theil. Frankfurt am Main, in der Herrmannschen Buchhandlung. 1799. 18 Bog. 8. — Zweyter Theil. 15 Bog.

Auch mit dem Titel:

Taschenbuch für Denker und Denkerinnen auf das Jahr 1799. 1 Rl. 12 gr.

Der Verf., oder vielmehr Sammler dieses Taschenbuchs, erklärt sich in der Vorrede, daß diese Materialien zum Anbau der Vernunft, nach seiner Absicht, den Duldungsgeist nähren, durch Veranlassung neuer Ideen das Denken befördern, und den Freund des Witzigen und Scharfsinnigen unterhalten sollen. Er bestimmt daher diese Sammlung nicht für Gelehrte von Profession; sondern für denjenigen Theil des lesenden Publikums, welcher regen Durst nach Wahrheit empfindet, dessen Fortschreiten im Geistesanbau jedem Menschenfreund am Herzen liegt, und welcher vorzüglich an solchen Büchern Geschmack findet, die weder schaal und kraftlos sind, noch auch übergroße Anstrengung des Geistes erheischen. Diesem will er durch diese Sammlung ein Magazin von Ideen, die ihm interessant, und großen Theils neu seyn möchten, in die Hand geben. — Wir haben sowohl weder gegen diese Absicht, noch gegen die Ausführung derselben etwas einzuwenden. Nur müssen wir bemerken, daß wenn der Verf. sich schmeichelt, seine Arbeit werde der Vorwurf, der bisher immer den besten Werken dieser Art in den beliebtesten kritischen Blättern gemacht worden ist — „man finde „darin neben halbwahren, schielenden und bekannten Gedanken, auch manchen Stoff zum weitern Nachdenken über die „wichtigsten Erscheinungen und Gegenstände“ — nicht treffen: so mag er sich hierin aus übergroßer Liebe für sein Geisteskind wohl irren. Hätte er nur einen Augenblick überlegen wollen, daß dieser Vorwurf nothwendiger Weise alle

Samm-

Sammlungen dieser Art treffen müsse: so würde er sich einem so nothwendigen Schicksale auch gerne unterworfen haben. Alle Sammlungen dieser Art sind kurze Auszüge aus vorzüglichen Schriften über Gegenstände mancherley Art. Jeder Gegenstand aber hat mehr als eine Seite. Eine ganz wahre Erkenntniß desselben kann daher nur Statt finden, wenn er von allen Seiten gehörig betrachtet wird; dieß ist aber in wenigen Zeilen unmöglich, und es kann daher nicht fehlen, daß nicht Behauptungen über so vielseitige Gegenstände, in wenige Zeilen zusammen gepreßt, nicht selten bald nur halb wahr, bald schielend seyn sollten. Doch hindert dieß gar nicht, daß nicht gut gewählte Sammlungen der Art, worunter wir auch gegenwärtige zählen, reichen Stoff zum weitern Nachdenken enthalten sollten. Noch hätten wir gewünscht, daß es dem Verfasser gefällig gewesen wäre, am Ende jedes Artikels die Quelle anzugeben, aus der er geschöpft hat.

De.

Lehrbuch für den ersten Cursus der Philosophie, mit nächster Beziehung auf die Reinholdische Elementar-Philosophie, geschrieben von Carl Heinrich Ludwig Pölitz, Professor zu Dresden. Zweyte vermehrte Ausgabe. Leipzig und Gera, bey Heinsius. 1798. 410 Seiten. 8. 1 Rl. 6 gr.

Der Verf. berichtet in der Vorrede, daß er jetzt über die ersten Gründe der Philosophie, und deren Hauptsätze anders denkt, als im gegenwärtigen Werke gelehrt wird; daß er aber seine neue Ansicht der Dinge erst zur Reife gedeihen lassen wolle, ehe er sie ausführlich dem Publikum vortrage: daß er daher, um in dieser zweyten Ausgabe nicht alles umschmelzen zu müssen, hier noch den Grundsätzen Reinholds folge; und daß also hier in Rücksicht dieser die erste Ausgabe bloß wiederholt sey, einige, besonders literarische Zusätze, ausgenommen. Da die erste Ausgabe in dieser Bibliothek angezeigt ist: so glauben wir, um Raum zu nothwendigern

Werken zu gewinnen, weitere Bemerkungen jetzt nicht anbringen zu dürfen.

Bs.

Naturlehre.

Beschreibung unterschiedlicher Elektricitäts-Verdoppler von einer neuen Einrichtung, nebst einer Anzahl von Versuchen über verschiedene Gegenstände der Elektricitätslehre. Von M. G. C. Bohnenberger. Mit 5 Kupfertafeln. Tübingen, in der Cottaischen Buchhandlung. 1798. 18 B. 8. 1 Rl.

Der Verf. hat die Fortsetzung seiner erläuternden und berichtigenden Anmerkungen zu der Priestley'schen Geschichte der Elektricität aufgegeben, und nur noch einiges, was ihm von Erheblichkeit schien, hat er in der zweyten Abtheilung dieser Schrift noch beygebracht. Die erste Abtheilung enthält die Beschreibung des Elektricitäts-Verdopplers, sowohl nach der Einrichtung des ersten Erfinders, als nach den von dem Verf. darau gemachten Aenderungen. Der erste Erfinder ist Bennet. Dieses sehr nützliche Werkzeug, die unmerklichste Elektricität eines Körpers zu verstärken, und dadurch kenntlich zu machen, ist zwar nicht kostbar, und kann von Liebhabern gar leicht verfertigt werden; aber seine Einrichtung ist so zusammengesetzt und verwickelt, daß auch die ausführlichste Beschreibung davon, ohne beygefügte Zeichnung nicht verständlich seyn würde: wir müssen daher die Liebhaber, was die erste Einrichtung dieses Werkzeugs und einige daran gemachte Verbesserungen betrifft, auf die vierte Auflage von Cavallo's Abh. der theor. und prakt. Lehre von der Elektricität, wegen der von dem Verf. damit getroffenen Einrichtungen, auf dessen Beschreibung, und insonderheit auf den Zusatz S. 254 verweisen.

Die zweyte Abtheilung ist für die Anmerkungen zu der Priestley'schen Geschichte der Elektricität bestimmt, und liefert a) eine umständliche Untersuchung über das Verhält-

niß

niß einer Batterie zu der Maschine, mit welcher sie geladen werden soll; b) zahlreiche Versuche über das Blasen der metallenen Spitzen. Positive blasen stärker als negative. c) eine Untersuchung, ob es möglich sey vom Blitze getödtet zu werden, ohne von ihm berührt zu seyn. Der Verf. übergeht hier den Fall des schnellen und gewaltsamen Eindringens der Luft in die Lunge, und gründet die Möglichkeit einer Tödtung auf das mehrere oder wenigere Zurücktreten der elektrischen Materie aus dem Körper, und räth in dergleichen, zumal zweifelhaften Fällen, eine schnelle künstliche Elektrisirung nicht zu verabsäumen, und zeigt zugleich mehrere Verfahrungsarten dabey an. d) wie es zugehe, daß von mehrern hinter einander gehenden Personen immer eine um die andere vom Blitze getödtet werde? und daß, möchte de. Rec. noch hinzusetzen, der Blitz eben so sonderbar an der zuerst getroffenen nicht sogleich nach der Erde geht, was er doch an der letztern thun muß und auch thut. Etwas leichter hinter die Ursache der erstern Erscheinung zu kommen, dürfte wohl nicht überflüssig seyn, zu untersuchen, warum bey unsern künstlichen Blitzen jener Fall nicht eintrete. Nicht nur die Funken aus einem ersten Leiter; sondern auch die ausgeladenen Flaschen überspringen bekanntlich keins der Metallblättchen, die man, um den Funcken nach Belieben sichtbar zu leiten, in gehörigen Entfernungen hintereinander bringt. e) Versuche über die leitende Kraft des Wassers; f) dergleichen über die Seitenkraft elektrischer Explosionen; und g) über die Veränderungen, die ein elektrisirter metallischer Körper leidet, wenn er isolirt in ein elektrisirtes metallenes Gefäß, das gleichfalls isolirt ist, eingelassen wird; und endlich h) Mittel, die Wirkung der Glascylinder zu verstärken. Dritte Abtheilung. Etwas zur Belustigung. Da der Raum keine weiteren Auszüge erlaubt: so können wir die Liebhaber doch versichern, daß sie die von dem Verf. in dieser Abtheilung angegebenen Spielwerke eben so unterhaltend, als die Versuche in den vorhergehenden unterrichtend finden werden.

Praktische und gründliche Anweisung, auf eine leichte und wohlfeile Art gute Elektrisirmaschinen zu bauen, mit einem dazu neu erfundenen Reibe-

zeug; herausgegeben von Johann Christian Hoffmann. Mit zwey Kupfertafeln. Leipzig, bey Crusius. 1798. 4½ B. 8. 8 Gr.

Diese kleine Schrift kann für die von Nutzen seyn, die sich auf eine wohlfeile und einfache Art eine wirksame Maschine entweder selbst verfertigen, oder dieses Geschäft einem andern, nach ihrer Angabe, übertragen wollen. Die zu einer solchen Maschine gehörigen wesentlichen Stücke werden ihrem innern Werthe nach genau bestimmt, und ihre äussere Form ist nicht weniger verständlich beschrieben, und in reinlichen Figuren vorgestellt. Für die beste Masse zu Cylindern hält der Verf. das weiße, recht durchsichtige Glas, das steinicht ist, und dabey hell aussieht. Grünes und blaues Glas hält er nur alsdann für tauglich, wenn es anfänglich aus weißem, aber nachher erst gefärbtem Glase besteht: überhaupt ist Glas aus dem größten Theile Bley, und dem kleinsten Theile Laugensalze für elektrische Versuche das schicklichste. Die Verfahrungsarten, die Wirksamkeit des Glases zu erforschen, werden ausführlich angegeben. Die Cylinderform hält der Verf. mit Recht für die beste, und giebt zugleich eine Anweisung, die Cylinder auszulakiren. Hierauf folgt eine sehr umständliche Beschreibung der Einrichtung des Gestells; der Art, die Cylinder zu fassen; des Reibezeugs und der Einrichtung der Leiter, des positiven sowohl als des negativen; der Verfertigung des Amalgama; und endlich des Verfahrens, sich ohne großen Aufwand die erforderlichen metallenen Kugeln selbst zu gießen, so wie das Messing zu poliren. Das neu erfundene Reibzeug kann der Erwartung vollkommen entsprechen; aber doch scheint es dem Rec. ohne Noth zu umständlich, zu sperrig, und überhaupt dem guten Ansehen der Maschine sehr nachtheilig zu seyn. Ein dem Umfange des Cylinders angemessener Bogen von Metall könnte an seinen beyden Enden die zum Spannen des Tafets oder der Leinwand erforderlichen Walzen in sauber, glatt und ohne Ecken gearbeiteten Fassungen tragen, wodurch der äusserst sperrige Rahmen wegfiele. Würde, was der Rec. auch wünscht, dem metallenen Bogen die nöthige Elasticität gegeben: so fiele schon die bewegliche Walze weg, und bloß zwey steife Queerstäbe wären dann schon hinreichend. Der metallene Bogen würde, mittelst einer metallenen Hülse, auf

einen

einen isolirenden Fuß von Glas oder gebackenen Holze befestigt, der in dem Bodenstücke der Maschine sich vor- und rückwärts bewegen, und an jeder Stelle mittelst einer Stellschraube festhalten ließe. Durch diese ganz einfache Einrichtung kann der Druck des Reibers an den Cylinder nach Belieben verstärkt und vermindert werden. Statt des Taffets oder der gefirnißten Leinwand, deren isolirende Eigenschaft bey dieser Einrichtung ohnehin nicht mehr erforderlich ist, könnten, bey der angegebenen Elasticität des metallenen Bogens, bloß Drathkettchen (woran aber die Enden der Gelenke, um das Ein- und Ausfließen der elektrischen Materie zu hindern, einwärts gekehrt seyn müssen), oder gar Drathnetze gebraucht werden, u. s. w. Der Rec. hat seinen Gedanken etwas umständlich angegeben, bloß, um dem Wunsche des Verf. und vielleicht auch manches Liebhabers wenigstens doch einiges Genüge zu thun.

Ef.

Joann. Christoph. Ebermaier Osnabrug. Commentatio de lucis in corpus humanum vivum praeter visum efficacia. In certamine literario civium Acad. Georg. Aug. d. IV. Iun. 1797. praemio a Rege M. Britt. Aug. constituto ab illustri Medicorum ordine ornata. Gottingae, typis Dieterici. 75 pagg. 4. 8 Gr.

Diese Preisschrift hat bereits das Urtheil einer berühmten Fakultät für sich, und es wäre daher überflüssig, wenn wir etwas zu ihrem Lobe sagen wollten. Die Absicht bey diesen Aufgaben ist nicht, etwas Neues zu entdecken, oder den vorgelegten Gegenstand vollkommen zu ergründen; sondern den Fleiß der Studirenden rege zu erhalten, indem man ihnen Gelegenheit giebt, von ihren durch Collegien und eignes Lesen und Studiren eingesammelten Kenntnissen eine öffentliche Probe abzulegen. Man erwartet also auch nur das bereits Bekannte mit guter Ordnung, Beurtheilung und in einem guten Style vorgetragen. Herr E. hat seine Abhandlung in drey Abschnitte getheilt. In dem ersten spricht er von der höchst wahrscheinlichen Natur des Lichts,

und nimmt die Richterſche Hypotheſe darüber an; im zweyten handelt er von dem unmittelbaren und mittelbaren Einfluß des Lichts auf die Thiere; und im dritten kommt er auf den eigentlichen Gegenſtand der Frage, den Einfluß des Lichts auf den menſchlichen Körper, ohne Rückſicht auf das Geſicht. Den letztern theilt er in vier Kapitel: das erſte betrachtet die chemiſche Wirkung des Licht; das zweyte betrachtet die Wirkung deſſelben mit Rückſicht auf Phyſiologie; das dritte mit Rückſicht auf Pathologie, und das vierte mit Rückſicht auf Diätetik und Therapie. Ueberall zeigt der Verf. gute Einſicht, Bekanntſchaft mit ältern und neuern Hypotheſen und Beobachtungen, und viel Beleſenheit. Daß er gegen einen hartnäckigen Gegner viele ſeiner Sätze ſchwerlich würde behaupten können, iſt ihm nicht zur Laſt zu legen; denn in einer Sache, wie die vorliegende, iſt faſt alles bis jetzt problematiſch.

No.

Geſchichte.

Annalen der brittiſchen Geſchichte des Jahres 1795. Als eine Fortſetzung des Werks: England und Italien, von J. W. von Archenholz. Vierzehnter Band. Mit dem Bildniſſe des Großkanzlers Lord Loughborough. Tübingen, in der Cotta'ſchen Buchhandlung. 1797. 444 Seiten. 1 Rl. 12 Gr.

Funfzehnter Band. Mit Wilberforce Bildniß. 1797. 402 S. 1 Rl. 12 Gr.

Sechzehnter Band. Mit Thomas Erskine Bildniß. 1798. 388 S. 1 Rl. 12 Gr.

Wir verbinden die Anzeige dieſer drey Bände mit einander, da ſie zuſammen die Geſchichte des Jahres 1795 enthalten. Der erſte von ihnen begreift in zwey Abſchnitten die Geſchichte des Parlements und die Geſchichte der Regierung. Das Parlement verſammelte ſich ſchon den 30ſten Decem-

December 1794, weil die kritische Lage von Holland schleunige Maasregeln nothwendig machte. Es entstanden, wie gewöhnlich, gleich sehr heftige Debatten über die Rede des Königs, und die deßhalb vorgeschlagene Dankaddresse; der Hauptpunkt betraf wieder die Fortsetzung des Kriegs, den die Ministerialpartey für höchst nöthig und vortheilhaft; die Opposition hingegen für äußerst nachtheilig und gefährlich erklärte. Beyde Parteyen hatten indeß hier mehr Gelegenheit, ihre Rednerkünste zu üben, als daß in der Hauptsache etwas geändert worden wäre, und die Addresse wurde zuletzt unverändert genehmigt. Der König hatte dem Parlement von der Annahme der Krone von Corsika Nachricht gegeben; dieser Zuwachs der brittischen Macht wurde von der Hofpartey sehr herausgehoben, die Eroberung dieser Insel als ein redender Beweis von dem Glück der brittischen Waffen, und der Besitz derselben als eine wichtige Acquisition gepriesen. Die Gegenpartey aber sprach sehr geringschätzig davon. „Soll ich meinem Vaterlande, sagte der Graf von Guil„ford, wegen der Krone von Corsika Glück wünschen? Ich „sehe dazu gar keine Ursache; vielmehr betrachte ich die Ver„einigung dieser Insel mit dem brittischen Reiche als den un„glücklichsten Vorfall in diesem Kriege. Corsika wird eine „endlose Quelle von Ausgaben, Eifersucht, Unruhen und Ge„fahren seyn.“ — Und der Marquis von Lansdown, der in einer vortrefflichen Rede mächtig für den Frieden sprach, machte von dieser Insel, die nach dem Ausdruck der Minister das Kleinod in der brittischen Krone seyn sollte, eine elende Schilderung, wobey er unter andern bemerkte, daß ihre Unterhaltung der französischen Regierung jährlich 250,000 Ducaten gekostet hätte. „Dieß also,“ fuhr er fort, „ist die „unschätzbare Insel, der Stolz der Minister! Wäre es „nicht um diese nichtswürdige Eroberung gewesen: so hätten „wir die schönste aller je in England ausgerüsteten Flotten „zweckmäßig gebrauchen können; wir hätten unsern Handel „beschützen, unsre Küsten decken, die Industrie durch Zu„trauen befördern können, und statt jenes abscheulichen Ver„suchs, die Franzosen auszuhungern, hätten wir sie nach er„laubter Kriegsart durch Wegnahme ihrer Marine-Bedürf„nisse in Noth setzen, ihre Mittel zur Fortsetzung des Kriegs „schwächen, und dadurch viel Menschenblut ersparen können. „Freylich aber hätte man sodann nicht den Einfluß der Krone „durch ein halb Dutzend Sinecure-Stellen vermehren kön„nen,

„nen, um sie unter die Menschen zu vertheilen, die am meis„sten über die der Constitution drohende Gefahr schreien.“ — Die Minister müssen auch wohl am Ende selbst dieses Kleinod nicht für so kostbar gehalten haben, sonst würden sie unstreitig mehr Sorge dafür getragen haben, daß es nicht sobald wieder aus der Krone herausgefallen wäre. — Im Unterhause fand die Dankadresse ebenfalls großen Widerstand, weil nichts, was zum Frieden Hoffnung machte, darin vorkäme. Selbst des Ministers Freund, Mr. Wilberforce, widersetzte sich ihr in einer langen und nachdrücklichen Rede, worin er behauptete, daß man bey dem veränderten System in Frankreich (die Robespierre'sche Partey war nämlich gestürzt) keine Ursache habe an dem guten Fortgange ernstlicher Friedensunterhandlungen zu zweifeln, und daß man diese also je eher je lieber anfangen müsse. Diese Rede fand grossen Beyfall und starke Unterstützung; dagegen wurde sie auch von dem Kriegsminister Windham und von Pitt selbst bestritten. Aus der Rede des letztern, die voller Beredtsamkeit ist, sind hier einige Bruchstücke mitgetheilt. Zwey Hauptpunkte darin sind der vermeintliche Mangel an Hülfsmitteln bey den Franzosen, der sie bald in die Hände ihrer Feinde bringen müßte; und die Unsicherheit aller Unterhandlungen mit einer Regierung, der man so wenig trauen könnte. Was den ersten Punkt betrifft: so hat denn doch die Folge der Zeit gelehrt, daß der Minister mit den Hülfsquellen der Franzosen nicht recht bekannt war; den zweyten anlangend: so klingt er überhaupt im Munde eines Cabinetsministers, der doch weiß, was Politik ist, etwas sonderbar. — Mr. Fox beantwortete noch die Rede der Minister, und die ganze Sitzung dauerte bis um 4 Uhr des Morgens, wo denn 246 Stimmen auf Seiten der Minister, und nur 73 für die Gegenpartey waren. — Ein anderer wichtiger Gegenstand, der bald in Anregung gebracht wurde, betraf die Suspension der Habeas-Corpus-Acte, von der die Opposition verlangte, daß sie nunmehr beendigt werden, und die Acte wieder ihre volle Kraft erlangen möchte. Mr. Sheridan machte deßhalb den ersten Antrag, und bemühte sich in einer kraftvollen Rede zu zeigen, daß eigentlich nie ein Grund zu dieser Suspension vorhanden gewesen wäre; daß, wenn aber auch ein solcher Statt gefunden hätte, er wenigstens jetzt nicht mehr da wäre. Die Veranlassung dazu wäre eine angebliche Hochverrathsverschwörung gewesen; al-

lein

lein der Ausgang der deßhalb geführten Processe hätte die Richtigkeit dieses Vorwands erwiesen. Das Verfahren bey diesen Processen von Seiten der Regierung wurde von dem Redner strenge kritisirt. 8000 Pf. hätte die Krone angewandt, um 12 der größten Rechtsgelehrten, deren Talente man gefürchtet, zu bestechen, damit sie nicht den Beklagten dienen möchten; die Zeugen wären fast lauter von der Regierung abhängige Personen gewesen; und die erste Anklagerede hätte neun Stunden gedauert. „Wäre ich unter den „Geschwornen gewesen, sagte er: so würde dieser Umstand „allein mir von der Unschuld der Angeklagten eine starke „Vermuthung gegeben, und mich überzeugt haben, daß die „Sache nicht durch gültige Zeugnisse und konstitutionsmäßige „Grundsätze erwiesen werden könne. Was! Eine neun„stündige künstlich ausgearbeitete Rede ist erforderlich, um „das simple Faktum eines offenbaren Hochverraths bloß auf„zustellen? ein Verbrechen, das seiner Natur nach auch „den Einfältigsten klar seyn muß. — — Beym ersten Pro„ceß wurde eine Pike vorgezeigt; die man aber aus Schaam „gleich bey Seite legte. Man sprach von einer schrecklichen „Kriegsmaschine, um die Cavallerie zu lähmen; bey näher„er Untersuchung zeigte es sich, daß es der Fensterrahmen „eines Hauses in Sheffield war. Das abgestochene Lager „war eine Bodenkammer, das Arsenal bestand aus acht Flin„ten, und die Verschwörungskasse enthielt neun Pf. St. und „einen bösen Schilling. So waren die Kräfte, die man ge„gen die ganze Macht von Großbrittanien anwenden woll„te!“ — Mr. Sheridan berief sich noch auf das Urtheil der großen Rechtsgelehrten **Blackstone** und **Coke**, die die Suspension der Habeas-Corpus-Akte als eine Aufhebung der ganzen Constitution betrachtet, und eine Maaßregel genannt hätten, die nur durch die höchste Landesgefahr gerechtfertigt werden könnte. „Man zeige mir nun, fuhr er fort, „diese Landesgefahr! Wo ist der Hochverrath? Was sind „die Resultate der langwierigen Untersuchungen gewesen? „Was haben die Rechtsbeamten der Krone mit allen ihren „Zeugen und allen ihren Arbeiten bewiesen? Und dennoch „will man ganz ohne Ursache jene gewaltsame Maaßregel fort„setzen!“ — Diesem Redner stimmten noch andere der beredtesten Mitglieder der Opposition bey. Pitt antwortete nur kurz, aber entscheidend, und ohne im geringsten die starken Argumente von Mr. Sheridan zu berühren; es wären,

sagte er, noch immer die nämlichen Gründe zur Suspension, wie im Anfange, vorhanden; die Suspensionsakte mußte daher wieder erneuert werden; welches denn auch mit 185 Stimmen gegen 41 durchgesetzt wurde. — Nicht geringe Debatten veranlaßte der Antrag des Ministers, eine Geldanleihe von vier Millionen Pf. St. für den deutschen Kaiser zu bewilligen. Noch waren die 1,200,000 Pf. Subsidiengelder, die man dem Könige von Preußen gegeben hatte, ohne daß dieser, wie Sheridan sagte, den kleinsten Dienst dafür geleistet hätte, in frischem Andenken. Es traten daher mehrere Redner dagegen auf: der Marquis von Lansdown, die Grafen Guilford und Lauderdale; hingegen sprachen für den Antrag der Minister Grenville, der Graf von Mansfield, die Lords Hawkesbury und Aukland; und so gieng endlich die Addresse ohne Stimmensammeln durch. — In diesem Jahre wurde der berühmte Hastings'sche Prozeß beendigt, und der Beklagte bekanntlich losgesprochen. — Der Sonderbarkeit wegen wollen wir auch bemerken, daß man im Unterhause den Antrag zu einer Bill über die strengere Feyer des Sonntags machte. Da er von einem Mitgliede der Ministerialpartey herrührte: so fand er Unterstützung, und nur die nachdrücklichsten Gegenvorstellungen verhinderten, daß er nicht wirklich durchgieng. — Zu den ernstlichsten Debatten in dem Laufe dieses Jahres gehörten die über die Schulden des Prinzen von Wallis, von welchen der König verlangte, daß das Parlement sie übernehmen möchte. Schon im Jahr 1787 war dem Parlement ein ähnlicher Antrag geschehen, und auch ohne Schwierigkeiten angenommen worden; es war aber die Versicherung von Seiten des Königs damit verbunden gewesen, daß der Prinz in eine solche Lage gesetzt werden sollte, daß seine Finanzen nicht wieder in Unordnung geriethen, und das Haus mit einer ähnlichen Zumuthung beschwert werden dürfte. Gleichwohl beliefen sich seine Schulden jetzt, nach acht Jahren, wieder auf mehr als 600,000 Pf. St. Die jährlichen Einkünfte des Prinzen waren 60,000 Pf. ohne den Ertrag des Herzogthums Cornwall, der jährlich 13,000 Pf. ausmachte. Dieß, meinte Mr. Pitt, sey für den Glanz eines brittischen Thronerben nicht hinreichend. Der Großvater desselben hätte vor 50 Jahren, ohne den Ertrag von Cornwall, 100,000 Pf. reine Einkünfte gehabt; und eben so viel vor 80 Jahren Georg II. als Prinz Wallis. Da nun überdieß der Luxus

sich vermehrt hätte, und die Preise der Dinge gestiegen wären: so müßten nothwendig die Einkünfte des Prinzen beträchtlich erhöht werden. Er schlug darauf vor, sie auf 125,000 Pf. zu setzen, und hiervon auch die Schulden nach und nach zu bezahlen. — Nach vielem Hin- und Herreden kam es endlich dahin, daß dieser Vorschlag in Ansehung der Vermehrung der Einkünfte genehmigt, und die Schulden vom Parlement übernommen wurden. — Gegen das Ende der Sitzung erhoben sich wieder die Streitigkeiten über Krieg und Frieden. Mr. Wilberforce widersetzte sich von neuem seinem Freunde, dem Minister; gleichwohl aber wurde zuletzt der Krieg mit einer großen Stimmenmehrheit beschlossen.

Zweyter Abschnitt. Geschichte der Regierung. Auch dießmal nimmt die Erzählung der Kriegsvorfälle fast den ganzen Abschnitt ein, und die gedrängte Zusammenstellung der wichtigsten Ereignisse gewährt eine sehr interessante Uebersicht. Auf dem festen Lande waren die Engländer sehr unglücklich; ihre Truppen mußten sich nach der Eroberung von Holland ins Westphälische zurückziehen, wo sie endlich eingeschifft, und in einem sehr zerrütteten Zustande nach England zurückgebracht wurden. Das Betragen der Holländer gegen die Eroberer hatte den Bruch zwischen ihnen und England zur Folge; das holländische Eigenthum in den brittischen Häfen, das man zusammen auf 12 Millionen Pf. St. schätzte, wurde in Beschlag genommen, und auf die holländischen Besitzungen in andern Welttheilen Jagd gemacht. Die Wegnahme des Caps war eine der glücklichsten Prisen. Die Engländer machten verschiedene Versuche, eine Landung in Bretagne zu bewerkstelligen, und durch Unterstützung der Emigrirten und der Chouans von dieser Seite her ins Innere von Frankreich zu dringen; so groß aber auch die Zurüstungen waren, und so ungeheure Kosten man dazu anwandte, so glückte auch nicht ein einziger. Sie dienten nur dazu, den Franzosen eine ausnehmend reiche Beute zuzuführen, die Emigrirten von der Grundlosigkeit ihrer Hoffnungen, und ihre Beschützer von der Nichtigkeit ihrer Vorspiegelungen zu überzeugen. „Die Gefangenen selbst, heißt es hier, wur„den zum Theil von ihrer aristokratischen Krankheit geheilt, „da die Ueberwinder sie mit so viel Schonung behandelten, „herzliche Theilnahme an ihrem Unglück zeigten, und ihnen

„aller-

„allerhand kleine Dienste leisteten. Die republikanischen „Soldaten beeiferten sich auf dem Marsch um die Wette, sie „von diesem Mitleid zu überzeugen; sie wischten ihnen den „Schweiß vom Gesichte, gaben ihnen bey eigner Entbehrung „Erfrischungen und fehlende Kleidungsstücke vom Leibe, ja „nahmen selbst ihre Hüte vom Kopf, um sie solchen Gefan„genen zu geben, die die ihrigen verloren hatten. Hierzu „fügten sie die sanftesten Vorwürfe über ihren Entschluß, sich „mit Frankreichs Feinden zu verbinden, um ihr Vaterland „zu verheeren. Diese Männer, großentheils alte Officiere, „die gewohnt waren, die Republikaner wie eine Art von „Cannibalen zu betrachten, wurden durch dieß liebreiche Be„tragen so sehr gerührt, daß sie wie die Kinder weinten, und „ihre Verblendung verwünschten.“ Der Herausgeber setzt ausdrücklich hinzu, daß er diese und ähnliche Züge aus dem Munde eines Augenzeugen, des berühmten Rouget de Lisle hätte, der mit in Quiberon focht, und auch dabey verwundet wurde. — Ein Pendant zu diesem edelmüthigen Betragen der Franzosen gegen ihre Feinde ist das Benehmen der Engländer unter dem Commando des durch seine Unerschrockenheit und Geschicklichkeit berühmten Capitain Sir Sidney Smith gegen eine besiegte französische Corvette. „Diese hatte sich unter dem beständigen Kanonen„feuer der Engländer zwischen Felsen zurückgezogen, um zu „entkommen. Die See war sehr stürmisch, und der Ver„such äußerst gefährlich. Auch wurde das Kriegsschiff von „den Wellen an einen Felsen geworfen und umgestürzt. Noch „aber war das Schiff ganz, und die Rettung der Besatzung „möglich. Smith hörte sogleich mit Feuern auf, und ließ „Trotz des Sturms eiligst seine Boote aussetzen, die Men„schen aufzunehmen. Neune wurden dadurch von ihren Fein„den mit eigner Lebensgefahr gerettet; die übrigen hatten „sich bereits ihrer eigenen Boote bedient, und waren dem „Tode entgangen. Nur 20 Mann kamen dabey um, unter „denen der Kapitain selbst war. Das Schiff wurde, noch „ehe Smith sich entfernen konnte, von den Wellen an dem „Felsen zermalmet.“ — So wenig es den Engländern auf dem festen Lande gelingen wollte: so glücklich waren sie zur See; fast in allen, sowohl größern, als kleinen, Gefechten mußten die Franzosen den Kürzern ziehen, und noch nie hatte der Ruhm der Engländer zur See eine glänzendere Periode, als in diesem Kriege. Nur schlich sich gegen Ende dieses

ses Jahrs ein Geist des Ungehorsams und der Insubordination auf ihren Schiffen ein, der in dem folgenden Jahre in eine völlige Meuterey ausbrach. Auch wollte es ihnen in Westindien nicht glücken; in ihren eigenen Colonien daselbst herrschten die größten Unruhen, die von den Franzosen unterstützt und benutzt wurden; eine Flotte, die sie gegen Ende des Jahres hinschickten, wurde durch Sturm sehr übel zugerichtet, und hierbey hatten sie noch den Verdruß, daß durch den Frieden zwischen Spanien und Frankreich noch der spanische Antheil von Domingo an die Franzosen kam. — Merkwürdig ists, daß noch in diesem Jahre der König als Churfürst von Hannover eine Neutralität mit Frankreich eingieng, während er als König von England den Krieg aufs eifrigste fortsetzte. — Diesem Abschnitte sind einige wichtige statistische Nachrichten, die Staatseinkünfte betreffend, beygefügt.

Funfzehnter Band. Dritter Abschnitt. Geschichte der Nation. Erste Abtheilung: Colonien, Schifffahrt, Handel, Industrie. — In den ostindischen Besitzungen wurden zwar die Engländer im Anfange des Jahres von einigen benachbarten Fürsten verschiedentlich beunruhigt, und verloren sogar in einem hartnäckigen Gefechte über tausend Mann; allein zuletzt behielten sie doch die Oberhand. Sie wandten darauf ihre Waffen gegen die dortigen Besitzungen der Franzosen und Holländer, und nahmen besonders den letztern viele Plätze weg. Ueberhaupt verbesserte sich der Zustand der Compagnie, so daß der Minister Dundas ihn sehr blühend nannte, und ihre Einkünfte in diesem Jahre auf 1,412,249 Pf. St. mehr, als im vorhergehenden schätzte. Desto ungerechter war das Verfahren der Regierung gegen die Officiere der dortigen Truppen, die man nicht nach ihrem Alter und ihrer Dienstzeit fortrücken ließ; sondern denen man immer junge Leute aus England vorsetzte. „Ohne Rücksicht „auf Lokalkenntnisse, auf Landessprache, auf Kriegskunde „und Erfahrung, mußten die Besieger des Tippo Saib den „Jünglingen gehorchen, die mit königlichen Patenten ver„sehen aus Europa kamen.“ Es wurden hierüber die häufigsten und nachdrücklichsten Beschwerden beym Parlement geführt, bis endlich der Minister Dundas selbst eine Bill zur Abstellung dieser Ungerechtigkeit einbrachte. — In den westindischen Colonien gieng es nicht so gut, wie schon vorhin

hin bemerkt worden ist. In Jamaica brach nicht nur ein großes Feuer aus, das eine Menge der reichsten Magazine verzehrte; sondern man war hier auch fortwährend im Kriege mit den sogenannten Maroon-Negern, die in den Gebirgen hauseten, und von hier aus beständig Ausfälle thaten, die Plantagen und Wohnungen in Brand setzten, und Menschen mordeten. Zu diesen innern Unruhen kamen die Feindseligkeiten von Seiten der Franzosen. Der Herausgeber hat die Manifeste aufgenommen, die die französischen Commissarien in den dortigen Gegenden publicirten, und die ächte Denkmäler des französischen Sanscülottismus von der niedrigsten Art sind. — Die Colonie in der Hudsonsbay litt von den benachbarten Wilden. Hingegen kam die in Neu-Süd-Wallis oder Botany-Bay unter der weisen Administration von Mr. Grose empor. Der aus Schottland dahin verbannte Mr. Palmer macht in einem Briefe eine sehr vortheilhafte Beschreibung von diesem Lande. — „Ich unterstehe mich zu sagen, schreibt er, daß dieß Land bald die „Region des Ueberflusses seyn wird; es fehlt ihm nur allein „Tugend und Freyheit, um ein andres Amerika zu werden. „Die Natur hat hier mehr gethan, als dort. Nie sah ich „einen Erdraum, wo ein Mensch so geschwind durch den Acker„bau reich werden kann. — — Ich wünsche herzlich, daß „alle Armen in Großbrittannien die Regierung vermögen „könnten, sie hieher zu senden. — Für einen philosophischen „Geist ist es ein wundervolles, ergötzungsreiches Land.“ Am Ende des Jahres 1794 waren bereits 7000 Acker Land urbar gemacht, wovon 2000 Weitzen trugen. — Auch die Colonie in Sierra Leona erholte sich, nach der schweren Heimsuchung durch die Franzosen im Jahr 1794, bald wieder so sehr, daß ein Jahr nachher der ganze Vorfall fast so gut als vergessen war. — Die Schifffahrt der Engländer litt durch die Kapereyen außerordentlich. Diesem Uebel sollten die Convoyen steuern; meistens aber mußten die Kauffartheyschiffe so lange auf diesen Schutz warten, daß daraus ein anderer nicht viel geringerer Schaden entstand. Ein einziger französischer Kaper, der endlich durch eine englische Fregatte erobert wurde, hatte während dieses Krieges nicht weniger als 139 Schiffe und Fahrzeuge genommen. — Der auswärtige Handel wurde daher großentheils durch neutrale Schiffe betrieben, und verminderte sich beträchtlich. — In diesem Jahre kehrten der Capitain Vancouver und der Lieutenant

tenant Paget, jener im September, dieser im Oktober, von ihren Entdeckungsreisen zurück. Auch wurde der Capitain Hayes von Bengalen aus auf Entdeckungen in der Südsee geschickt. — Ob gleich es an baarem Gelde mangelte, so gieng doch die Ausfuhr des Goldes und Silbers theils für Rechnung der Regierung, theils für Privatpersonen beständig fort. Eine Fregatte mit Piastern beladen folgte der andern. „Ein einzelner Kaufmann exportirte am 29sten Sept. „in Stangen und Klumpen 1900 Unzen Gold, und 4988 „Unzen Silber.“ — Eine Anleihe von 18,000000 Pf. St., die Mr. Pitt in diesem Jahre machte, erregte großes Aufsehen, und zog dem Minister großen Tadel zu, weil die Nation durch die Eilfertigkeit, mit welcher er verfuhr, 1,800000 dabey verlor, die der Banquier, Mr. Boyd, profitirte. — Gegen das Ende dieses Jahres kam der Entwurf zu dem großen Handelscanal zu Stande. Der Zweck desselben geht dahin, durch die innere Schifffahrt eine Gemeinschaft zwischen den Häfen des Reichs und mehrern großen Landstädten zu errichten. — Einige sehr wichtige Erfindungen von dem Ritter John Dalrymple: 1) das Meerwasser ohne Feuer trinkbar zu machen; 2) Bier aus Hopfkuchen, die bequem transportirt werden können, zu brauen, wobey 90 Procent an den gewöhnlichen Bierkosten gewonnen würden; 3) Brodt aus Hefenpulver, mit Mehl vermischt, zu verfertigen, wobey man des Schiffszwiebacks entbehren könnte. Diese und noch einige andere nützliche Vorschläge wurden von der Admiralität gleichgültig angehört, und nicht weiter darauf geachtet. Eben so wenig Glück machte die Erfindung eines Schiffs von besonderer Bauart mit Segeln von Blech — so wie es überhaupt sehr schwer hält, bey der Marine irgend eine Verbesserung anzubringen, weil die Capitains wie die Matrosen zu den eigensinnigsten Leuten gehören, und gegen jede Neuerung eingenommen sind. — Die brittische Industrie zeigte sich auch in Erbauung eines neuen Bierfasses, das an Größe die berühmten Fässer zu Heidelberg und Königstein übertreffen soll; es faßt 20,000 Barrels Bier, deren Werth auf 30,000 Pf. St. berechnet wird.

Vierter Abschnitt. Zweyte Abtheilung. Nationalgeist. Der glückliche Ausgang der meisten Hochverrathsprocesse im vorigen Jahre erzeugte eine große Freude bey allen, die

die nicht unmittelbar zur Hofpartey gehörten, und denen die Sache der Freyheit nicht gleichgültig war. Ueberall wurden deßhalb Feste gefeyert, und es formirten sich Societäten, um für die unschuldig Leidenden die Proceßkosten zusammen zu bringen. Aus allen Theilen des Reichs liefen Beyträge dazu ein, und in kurzer Zeit stieg die Summe derselben auf 3000 Pf. Es ist ein schöner Zug in dem Charakter der englischen Nation, daß sich so leicht zur Unterstützung irgend einer guten Sache, oder zur Beförderung eines nützlichen Unternehmens eine Menge von Personen vereinigen, die ohne Rücksicht auf persönliches Interesse eine Liberalität beweisen, dergleichen man in keinem andern Lande in dem Grade findet. So bildete sich eine andere Gesellschaft unter dem Namen der **Freunde der Menschheit**, die sich der zahlreichen Gefangenen, die wegen ihrer politischen Meinungen eingekerkert waren, annahm. Vortrefflich sagte der Secretär dieser Gesellschaft in einem öffentlichen Aufrufe an alle Menschenfreunde: „Wenn man bedenkt, wie viel Unglückliche jetzt „für Meinungen, die sie dem Landeswohl angemessen hielten, im Gefängniß schmachten: so müssen wir gestehen, daß „eine so lange gedauerte Gleichgültigkeit bey ihrem Zustande „ein Schandfleck auf unsern Charakter seyn würde. Ihre „Grundsätze mögen nun gerecht oder irrig gewesen „seyn: so war doch ihr Bewegungsgrund wahrscheinlich das öffentliche Wohl, aber nicht ihr Privatnutzen, ꝛc.“ Das ist wahre Toleranz, das ist edel gedacht! — Eine sonderbare Societät war die **Bibelgesellschaft**, die sichs zum Zweck machte, die Matrosen und Soldaten durch Austheilung von Bibeln zur Gottesfurcht zu vermögen. — Aber nicht bloß politische oder religiöse Dinge waren es, die auf die Nation wirkten; sondern auch bey andern Veranlassungen zeigte sie sich von einer vortheilhaften Seite. Die große Theurung, die besonders für die untern Klassen so drückend war, weckte eine allgemeine Wohlthätigkeit. An vielen Orten wetteiferten die Reichen, die Armen zu unterstützen. „Mr. Harris, ein reicher Gärtner in „North-Town bey Bath, hatte eine Menge Weitzen; man „wollte ihm für das Buschel 17 Schillinge geben; er schlug „es aber aus, und verkaufte es den Armen für 8 Schillinge.“ — Am glänzendsten zeigte sich indessen der Geist der Nation in Verfechtung ihrer Ueberreste von Freyheit, da die Minister eine Bill ins Parlement brachten, die alle Volks-

ver-

versammlungen über 50 Personen stark, als dem Staate gefährlich, verbot. Das hieß in der That, das Wesen der Constitution angreifen, und die Rechte des Volks aufs schändlichste verletzen. „Die Unruhe und das Mißvergnügen des „Volks waren daher unbeschreiblich; auch regte sich alles, „was nicht dem Hofe verkauft, oder in Apathie versunken „war. Versammlungen wurden eiligst in der Hauptstadt und „in allen Gegenden Englands gehalten.“ — Die meiste Aufmerksamkeit erregte hierbey der Whigklub, der seine Versammlungen unter freyem Himmel hielt, um mit dem Volke gemeinschaftliche Sache zu machen. Es waren mehr als 200,000 Menschen gegenwärtig, vor denen Mr. Fox, der Herzog von Bedford, die Grafen von Derby und Lauderdale, Mr. Sheridan und andere auftraten, und die nachdrücklichsten Reden hielten, in denen sie ihnen die drohende Gefahr vor Augen stellten, und ihren Rath dabey ertheilten. Eine andere ähnliche Versammlung war noch viel zahlreicher. Von beyden wurden kraftvolle Addressen an das Parlement gegen die eingebrachten Bills verfertigt; allein diese waren, eben so wie die zahlreichen Addressen an den König wegen des Friedens, ohne Wirkung, und die Bills giengen durch. Die Ordnung und Ruhe, die bey jenen Versammlungen herrschte, verdient noch besonders gerühmt zu werden.

Fünfter Abschnitt. Geschichte der Nation. Dritte Abtheilung. Auch von diesem Abschnitte machen vornehmlich die Ereignisse und Handlungen, die auf den politischen Zustand der Nation Bezug haben, den Inhalt aus. Der Verf. ist der Meinung, daß die Nation in Absicht ihres politischen und moralischen Zustandes unbezweifelt im Sinken begriffen wäre. Und in der That, wer möchte behaupten, daß die Freyheit der Britten noch die nämliche wäre, die sie vor zwanzig Jahren war! Hat nicht jede Parlementssitzung die Macht der Minister vergrößert, und die Rechte des Volks geschmälert? Welcher Menschenfreund kann es ohne Unwillen ansehen, wenn die, die stets die Constitution im Munde führen, von Gesetzmäßigkeit sprechen, und geneigt sind, jeden des Aufruhrs und des Hochverraths zu verdammen, der sich ihrem Willen widersetzt, selbst diese Constitution aufs gröblichste verletzen, auf Gesetze und Rechte nicht achten, und an der Nation zu Verräthern werden, um sich und ihre Anhänger zu bereichern, und ihre Macht zu vergrößern! Und

muß eine Nation nicht tief gesunken seyn, die von wenigen Machthabern sich ein Recht nach dem andern nehmen läßt, und ihren Nacken unter das Joch des Despotismus beugt! Zwar fühlten die Engländer, wie sehr ihnen Unrecht geschehe; die zahlreichsten Versammlungen, deren vorhin gedacht worden ist, bewiesen, daß der Geist der Freyheit noch nicht ganz in ihrer Brust erstorben war; sie murrten laut gegen die Gewaltthätigkeit; aber sie hatten nicht Kraft genug, sich ihr mit Festigkeit zu widersetzen. — In Irrland trieben die Minister ihr System noch weiter; sie hielten es nicht der Mühe werth, auf die Beschwerden des Volks, zumal der Katholiken zu achten; sondern vermehrten eher die Bedrückungen, als daß sie ihnen abgeholfen hätten. Ja, als der Graf **Fitzwilliam**, der als Vicekönig hingeschickt war, durch seine Mäßigung und durch seine weisen Einrichtungen den guten Willen zeigte, das Uebel, unter dem das Volk seufzte, zu lindern, und dadurch sich die Liebe aller Irrländer erworben, und der Regierung die Herzen von Tausenden, die ihr vorher abgünstig waren, gewonnen hatte: so wurde er sogleich auf eine für ihn höchst ehrenrührige Weise zurückberufen. Er drang daher auf eine Untersuchung seiner Sache beym Parlement; aber umsonst. Die Irrländer waren durch dieses schändliche Verfahren höchst niedergeschlagen, und bis zur Verzweiflung gekränkt; daher auch bey Wiedereinführung des alten Systems Unruhen und Empörungen in allen Theilen der Insel entstanden, die bis jetzt noch nicht ganz gedämpft sind. Fürwahr man könnte das englische Ministerium mit einer Vormundschaft vergleichen, die das Beste ihrer Mündel zu besorgen vorgiebt, wenn sie diese um ihr Vermögen bringt, weil sie von dem Gelde einen übeln Gebrauch machen, und sich schaden könnten. — Ueberall waren die Spione der Regierung thätig, und alle Augenblicke wurden Leute beunruhigt, in ihrem Hausfrieden gestört und verhaftet, die friedlich ihrer Handthierung oblagen. So wurde ein Schreiner gefänglich eingezogen, weil er tausend von Piken verfertigt hätte; am Ende fand sichs, daß es — **Zeltstangen** waren, die ein Lieferant der Krone bey ihm bestellt hatte. Wer möchte aber ein System billigen, das Bürger gegen Bürger in Harnisch bringt, den Geist der Niederträchtigkeit weckt, und der Spionerey, der Bestechungen und anderer solcher Kniffe nicht entbehren kann! Eine solche Regierung kann nicht auf die Liebe der Unterthanen rechnen,

und

und muß ihre Stütze in der Armee suchen. Das fühlten die Truppen, und wurden übermüthig; bald riß ein Geist der Insubordination und Unordnung unter ihnen ein, von der man auch in Deutschland Proben gesehen hat; sie erlaubten sich eine Menge Excesse, plünderten die Bürger, schändeten ihre Weiber u. dergl., und man wagte es nicht, sie zu bestrafen; kaum daß man ein paarmal bey wirklichem Tumultuiren und Morden mit militärischer Strenge gegen die Rädelsführer verfuhr. Doch es ist traurig bey diesem Gemählde zu verweilen, und wir wenden uns davon weg. — Merkwürdiges Beyspiel einer Frau von 165 Jahren in einem Flecken der Grafschaft Cumberland, in welchem sich zu gleicher Zeit noch fünf alte Weiber befanden, von denen die jüngste 99 Jahre alt war. — In diesem Jahre starb der berühmte Manufakturist **Wedgewood**; ingleichen **Robert Bakewell**, der größte Landmann der je in Großbrittannien gelebt hat. Er hatte die Viehzucht so sehr verbessert, daß man ihm in den letzten Jahren für einen Bock auf einen einzigen Sommer **vierhundert Guineen** Miethgeld bezahlte; ja einer dieser Böcke brachte ihm im Jahre 1792 an Miethgeld **achthundert Guineen**, und in Verbindung mit den Vortheilen, die er außerdem noch des Eigners Heerde verschaffte, 1200 **Guineen** ein.

Sechster Abschnitt. Tribunalvorfälle. Die mannichfaltigen und merkwürdigen Beyspiele, die hier von der englischen Justizpflege gegeben werden, sind ein Beweis, daß diese im Ganzen genommen noch sehr achtungswerth ist. Was man auch gegen die buchstäbliche Auslegung der Gesetze sagen mag: so kommt doch so viel darauf an, aus welchem Gesichtspunkte der Obertichter, der den Vorsitz hat, das Verbrechen ansehen, und in welchem Lichte er es den Geschwornen darstellen will, daß er es sehr in seiner Gewalt hat, die Strenge der Gesetze zu mildern. Aus allem aber, was hier erzählt wird, sieht man, daß Menschlichkeit, Billigkeit und Gerechtigkeit meistens in diesen Tribunälen herrschen. Ein glänzendes Beyspiel von der letztern Tugend findet sich hier in dem Proceß eines Advocaten Mr. **Sermon** gegen einen **Lord, den Grafen von Abingdon**. Dieser hatte in einer Parlementsrede den Advokaten der Treulosigkeit und niederträchtiger Künste beschuldigt, und die Rede nachher selbst den Zeitungsschreibern zum Druck geschickt. Alle Advokaten

nahmen sich ihres gekränkten Mitgenossen an, der Graf wurde eines Criminalverbrechens angeklagt, und mußte persönlich im Gerichtshofe erscheinen, und seine Vertheidigung selbst führen, weil natürlich kein Advokat sie hatte übernehmen wollen. Er war so unbesonnen oder übermüthig, noch im Gerichtshofe ehrenrührige Ausdrücke gegen seinen Kläger zu gebrauchen: so daß der Oberrichter, Lord **Kenyon**, ein überhaupt sehr respektabler Mann, selbst erklärte: „Nichts kann „unanständiger seyn, als die heute von dem Verklagten aus„gestoßenen Reden. Ich weiß nicht, ob die Boßheit oder „die Thorheit dabey größer gewesen ist. Jetzt muß er per„sönlich in Verhaft genommen werden, um am letzten Tage „der Gerichtssitzung sein Urtheil zu empfangen.“ — An diesem Tage sprach der Graf aus einem andern Tone; er bezeugte seine Hochachtung gegen die Rechtsgelehrten, und bat sie wegen seiner Ausdrücke um Vergebung. Die Strafe aber, die gegen ihn erkannt wurde, war: 1) 100 Pf. dem Könige zu erlegen; 2) drey Monate Gefängniß in der Kingsbench; 3) mit 200 Pf. für sein künftiges gutes Betragen auf ein Jahr Gewähr zu leisten, und überdem noch 2 Bürgen zu stellen, deren jeder 100 Pf. Caution machen sollte. Die ganze Sentenz, die hier eingerückt ist, ist lesenswerth. Der Oberrichter **Ashurst** sagte darin unter andern: „Ein jeder, und besonders diejenigen, deren „Unterhalt von ihrem Charakter abhängt, haben ein Recht „auf den Schutz der Gesetze, und müssen gegen die Pfeile „der Verläumdung vertheidigt werden. Hierin kennt das „Gesetz keinen Unterschied zwischen dem Pair des „Reichs und dem Taglöhner. Die Richter im Tribunal „würden selbst höchst strafwürdig werden, einen solchen Un„terschied im geringsten anzuerkennen.“ — „Die Ehre und „Würde der Justiz muß aufrecht erhalten werden, und diejenigen, denen die Verwaltung der Gesetze übertragen ist, „müssen zeigen, daß vor ihnen kein Stand, Rang, noch „Ansehen der Person gilt.“ — Wie viel Tribunäle giebt es wohl, wo so gesprochen und gehandelt wird? — Was sich aber von der englischen Justizpflege rühmen läßt, gilt nicht von der irrländischen; diese ist an ganz andere, zum Theil härtere und unbilligere Gesetze gebunden, in ihren Gerichtshöfen scheint nicht die Menschlichkeit und Unparteylichkeit zu herrschen, die die englischen ehrwürdig macht, und manche ihrer Strafen haben etwas Grausames und Empörendes. So

war z. B. das Urtheil zweyer sogenannter Hochverräther folgendes: „Die Gefangenen sollen nach dem Richtplatz, wo „der Galgen ist, geschleppt, und dort am Halse aufgehangen „werden; bevor sie aber todt sind, sollen sie heruntergeschnitten, ihre Eingeweide ihnen lebendig aus dem Leibe herausgerissen, und vor ihren Augen verbrannt werden; sodann „ihre Köpfe vom Leibe getrennt, ihre Leiber in vier Theile getheilt, und beydes, sowohl Köpfe als Leiber, der Verfügung „des Königs überlassen werden."

Sechszehnter Band. Siebenter Abschnitt. Geschichte der Literatur. Die Art und Weise, wie dieser Abschnitt, der Herrn Hofr. Eschenburg zum Verf. hat, bearbeitet wird, ist schon aus der Anzeige der vorigen Bände bekannt. Man erhält hier keine eigentliche Uebersicht von dem Zustande der englischen Literatur, das heißt, es wird hier nicht gezeigt, in welchem Verhältnisse die verschiedenen Theile der Literatur von den Engländern bearbeitet wurden, welchen Theil sie am eifrigsten, und welchen sie mit dem meisten Glück behandelt; was sie für diese oder jene Wissenschaft besonders gethan, und was sie in Vergleich mit andern Nationen hierin geleistet haben ꝛc.; sondern man erhält nur kurze Notizen von den vorzüglichsten (und auch nicht bloß von diesen) in diesem Jahr erschienenen Schriften, wie man sie sich leicht durch Hülfe irgend eines englischen Journals verschaffen kann.

Der achte Abschnitt, die Geschichte der Kunst, fehlt dießmal wieder, weil theils die andern Abschnitte so reichhaltig ausgefallen waren, daß die Geschichte dieses Jahres drey Bände erforderte, theils mancherley Umstände den Verf. an die Bearbeitung verhinderten. Er verspricht dafür das Versäumte im nächsten Jahre ganz gewiß nachzuholen.

Neunter Abschnitt. Sittengeschichte. Erste Abtheilung; Tugenden und Laster; Eigenheiten; Verbrechen; Privatvorfälle; Provincialgebräuche. Der Verf. erklärt sich zuerst über die Aufschrift dieses Abschnittes; was er hier liefere, wäre freylich keine eigentliche Sittengeschichte; aber doch Beyträge dazu, die dem Geschichtschreiber wichtig, und dem Philosophen und Moralisten, wie jedem denkenden Leser nicht gleichgültig seyn können. Manches von dem, was hier erzählt wird, ist dem, was in dem vierten und fünften

Abschnitte vorkommt, ähnlich. So fängt er mit einigen Beyspielen von der ungemeinen Wohlthätigkeit einzelner Privatpersonen gegen Arme an, und dort führt er ähnliche Beyspiele von ganzen Gesellschaften an. Diese widerstreiten auch der hier gemachten Bemerkung, daß dergleichen edelmüthige Handlungen bey ganzen Gesellschaften immer seltener würden. Bey Staatskörpern und Corporationen mag es freylich anders seyn; allein was von diesen geschieht, wird gar zu leicht zu einem Gesetz, daher allerdings mehrere Vorsicht nöthig ist. — Rec. würde sich in Verlegenheit befinden, einzelne Erzählungen herauszuheben; sie sind schon mit Auswahl von dem Verf. aufgenommen, und keine darunter ganz uninteressant. Die Scene der meisten ist London, dieser große Schauplatz menschlicher Thorheiten, und diese machen auch den Gegenstand der meisten aus. Es ist erstaunend, auf wie mancherley Weise die Unwissenheit, Unvorsichtigkeit, Schwachheit, Eitelkeit dort der Klugheit, Schlauigkeit, Geschicklichkeit zinsbar werden muß. Davon finden sich hier viele Beyspiele. Zu den **Sonderbarkeiten**, dergleichen in einer brittischen Sittengeschichte nie fehlen können, gehört die Heyrath eines Hagestolzen von 107 Jahren mit einer Wittwe von 91 Jahren; der Wettlauf dreyer Greise, deren Alter zusammen 256 betrug. Das Ziel war eine englische Meile, und der älteste unter ihnen, 92 Jahr alt, erreichte es zuerst. Die Strafe, mit der ein Landmann seine zänkische Ehehälfte belegte: er befestigte ihr nämlich am Kopf eine Art von Maulkorb, woran ein scharfes Eisen war, das ihr gerade in den Mund gieng, und sie verhinderte, die Zunge zu bewegen; und mit diesem Kopfputze führte er sie öffentlich herum. — Dießmal sind auch viele Beyspiele von Diebstählen und Straßenräubereyen erzählt, und darunter auch ein paar von großmüthigen Räubern, die vornehmlich in England zu Hause sind; aber auch da schon immer seltner werden.

Zehnter Abschnitt. Sittengeschichte. Zweyte Abtheilung. Luxus; Belustigungen; Volksfeste. Ungeachtet des Krieges und der mannigfachen Noth, die er hervorbrachte, verminderte sich doch der Luxus nicht; sondern wurde vielmehr noch vergrößert. Die ungemeine Prachtliebe des Prinzen von Wallis trug nicht wenig dazu bey. Zu eben der Zeit, da im Parlement der Antrag wegen seiner

Schul-

Schulden geschehen sollte, mußten die Bedienten zu seiner bevorstehenden Vermählung neue Livreen erhalten, wovon jede hundert Guineen kostete, weil ihm die sonst gewöhnlichen, die nur halb so viel kosteten, nicht prächtig genug waren. Auch gab der König nicht lange nachher ein kostbares Fest, dergleichen man in dreyßig Jahren nicht am Hofe gesehen hatte, ob er sich gleich geweigert hatte, zur Tilgung der Schulden seines Sohnes etwas beyzutragen. Solche Beyspiele wirkten auf die, die sich dem Hofe gefällig bezeigen wollten. — — Seit der Vermählung des Prinzen vermehrte sich die Anzahl der Pairs überaus. Dieß giebt dem Verf. Veranlassung zu einer Bemerkung über den großen Kontrast zwischen den Sitten des jetzigen und des funfzehnten Jahrhunderts, wo man es einem Pair des Reichs zu einem großen Verbrechen angerechnet hatte, „daß er mit „Verachtung des Respekts, den ein Mensch dem andern schuldig ist, sich in seinem Garten, bey völliger Gesundheit, in „einem mit Stangen versehenen Tragsessel von zwey Wesen „seiner Gattung hätte herumtragen lassen.“ — Auch war die Anzahl der Modekrämer und solcherl Personen, die sich mit weiblichen Putz beschäftigen, bis auf 30,000 gestiegen, da es im Jahr 1763 noch nicht einen einzigen solchen Krämer (milliner) in ganz London gab. — Um die neue Pudertaxe lächerlich zu machen, ließen manche ihre Hunde, andere ihre Pferde pudern, und fuhren so durch die Strassen von London. Auf der andern Seite vereinigten sich viele Vornehme, sich die Haare abschneiden zu lassen, und ungepudert zu gehen. — An Schauspielen, Opern, und musikalischen Belustigungen bewiesen die Engländer fortwährend einen vorzüglichen Geschmack. Das Theater in Drury-Lane, das im vorhergehenden Jahre ein so prächtiges Schauspiel zur Feyer des großen Siegs vom 1sten Jun. gegeben hatte, zeichnete sich auch in diesem Jahre durch ein Ballet, Alexander der Große, aus, von dem selbst die Franzosen sagten, daß die Pariser Oper in ihren glänzendsten Zeiten nichts prachtvolleres gezeigt hätte. — Auf einem Theater benutzte man sogar die Anwesenheit zweyer amerikanischen Wilden, die ihre Waffenkünste zeigen mußten, mit gutem Erfolg, um die Neugier des Volks zu reizen, und den Zulauf zu vermehren. — Die Zeitumstände verschafften auch den politischen Vorlesungen von Thellwall großen Beyfall. — Um das Volk durch Feste zu unterhalten, und sein Elend da-

durch vergessen zu machen, suchte man allerhand Veranlassungen dazu hervor; vorzüglich mußten die Einweihungen der militärischen Fahnen dazu dienen. — Ein merkwürdiges Volksfest in Schottland ist ein musikalischer Wettstreit auf dem Dudelsack, und ein anderer im Tanzen auf den Absätzen.

Den Beschluß dieses Bandes machen „Brittische „Staatspapiere dem Parlement vorgelegt im Jahre „1794 und 1795.“ Diese sind: 1) der Traktat eines Vertheidigungsbündnisses zwischen Sr. Britt. Majest. und dem Deutschen Kaiser. 2) Ein ähnlicher Traktat zwischen Sr. Britt. Majest. und der Kaiserinn von Rußland. 3) Die Convention zwischen Sr. Britt. Majest. und dem Deutschen Kaiser vom 4ten May 1795. 4) Die Staatspapiere Korsika betreffend. 5) Die Staatspapiere Westindien betreffend. 6) Die Erklärung des Statthalters der vereinigten Niederlande. 7) Die Adresse der Officiere der bengalischen Armee an die Direktoren der ostindischen Compagnie in England. 8) Die Resultate der Parlementarischen Finanzuntersuchung der englisch-ostindischen Länder; aufgestellt am 17ten Jun. 1795.

Hh.

Germanias neueste Geschichte, und Lombardias Abschied von Germania und Klage über ihre Verläumder. Zwey Erzählungen. Mit einigen Anmerkungen über die Seidenstickerischen Schriften das Reichs-Staatsrecht Wälscher Nation betreffend. Ridentem dicere verum, quid vetat? Hor. Germanopolis. 1798. 4 B. 8. 6 Gr.

Ein Produkt der Laune eines Geschäftmannes, der diese Erzählungen schrieb, während er über die politischen Zeitumstände nachdachte. Er sieht es als ein Kind der Nacht, aber nicht als der Finsterniß an, das er seinem Freunde hinzugeben erlaubt; nie werde und könne es großes Glück bey dem Publiko machen. — Unser Erzähler wollte unterhalten, und wo möglich mitunter nützen. — Aber von einem seyn wollen-

linden Staatsrechtsschriftsteller erwarte das Publikum, daß er strenge Wahrheit, durchgedachte Sätze und Resultate von reifer Beurtheilung vorlege, nicht bloß Hypothesen, ungegründete Behauptungen, und kühne, falsch combinirte Vermuthungen. Lombardia führt Klage über den Herrn Doktor Seidensticker, und der Herausgeber sagt ihm im Namen eines ehrsamen deutschen Publikums einige Wahrheiten, die jeder deutsche Biedermann unterschreiben werde. Dieß ist der Inhalt der Vorrede.

Damit beginnt dann Germanias neueste Geschichte. Germania war in ihrer Jugend ein munteres und biederes Mädchen, das ihre einfache, zum Theil rohe Erziehung, ihr Glück und ihre Talente zu großen Dingen vorbereitete. In reifen Jahren vermählte sie sich mit dem Imperator der Römer; ihre Ehe war fruchtbar; sie fieng klein an, kam nach und nach zu großen Ehren, und brachte es so weit, daß ihre Familie für die erste in Europa gehalten wurde. Jeder Hausvater suchte mit ihr verschwägert zu seyn. Die edelsten Geschlechter der Dänen, Britten, Schweden sind mit ihr verwandt. Ihren Kindern gab sie eine gute Erziehung. Sie hielt streng auf häusliche Zucht. So wurden ihre Söhne stark, brav und fromm. Aus einigen wurden sogar Erz- und Bischöfe. Ihre Töchter wurden schön und liebenswürdig.

Wie ihre Kinder heranwuchsen, gab es unter ihnen Händel. Die gute Mutter wehrte ab, that was sie konnte; aber die schwächern Söhne wurden von den stärkern gedrückt; die Töchter unterlagen manchen Versuchungen. Einige entlaufen auch gänzlich dem älterlichen Hause, z. B. Helvetia, Hollandia, Germania, aus allzugroßer Liebe für ihren Gemahl und ihre geistlichen Söhne, besonders den römischen Pflegsohn, bekümmerte sich sehr oft um fremde Dinge, vernachlässigte ihr eignes Geschäft, zog sich unnöthige Processe zu, mußte große kostspielige Reisen machen, und veranlaßte Unordnungen zu Hause. Nach und nach ward die gute Frau alt und schwach. Einige der Söhne maaßten sich die Gewalt der Mutter an. Die Mutter schwieg zu Manchem. Sie war froh, ihr Hausregiment noch so fortführen zu können, daß ihre Kinder um sie her versammlete Theile Einer Familie blieben, und daß es zu keinem öffentlichen Bruche kam.

Es trat aber unerwartet eine neue Ordnung der Dinge ein. Gallia, Germaniens Nachbarinn, hob seit Jahrhunderten unter den andern Familien Europens, ihr Haupt stolz empor; erfuhr aber ein hartes Schicksal. Sie hatte sich zu wohl seyn lassen, gerieth darüber in Schulden und in Streit mit ihren Kindern. Diese empörten sich und kehrten die häusliche Ordnung um. Wer dem großen Haufen nicht folgte, war großer Gefahr ausgesetzt. Germania sah es mit Leidwesen an; ihre eigene Kinder aber wurden nicht mißhandelt, und ihre Rechte nicht gekränkt. Sobald aber das über seine Rechte wachende Germania, und die Fehde begann: so riefen beynahe alle Familien: Krieg der untreuen Gallia, die unsere Rechte verkennt, und aller Welt trotzt! Die Fehde ward angefangen, aber mit ungleichem Glücke und mit abwechselnden Eifer geführt. Borussia trat zuerst aus dem Bunde, und bot den Galliern eine freundschaftliche Hand. Ihr folgten Hispania und Hollandia, die Italiänerinn Sardinia, Hetruria und Neapolis, und bald auch einige von den Söhnen Germaniens im Hessen und Schwabenland. Fast überall siegten die Gallier zu Lande, und bekamen den Rücken frey. Sie rückten also überall vor, und zugleich erscholl auch die Trompete der Volksfreyheit. Man predigte die treffliche Lehre von Menschenrechten und Gleichheit, die den Königen und Reichen die Bauern und Bettler an die Seite setzte, und dem Krüppel und Dummkopf Rechte des Starken und Weisen giebt.

Von Germaniens Töchtern war Leodium die erste, die sich freywillig den neugallischen Freyheitsrittern in die Arme warf. Dieß kränkte zwar die gute Mutter; aber sie kannte die Leichtfertigkeit dieses Mädchens längst. Burgundiens Töchter folgten seit geraumer Zeit den Befehlen ihrer Großmutter mit Widerwillen. Brabant, Flandern, Hannonia, Geldria, Namurja waren Ex:coketten, die der guten Alten manchen üblen Streich spielten. — In der neuen Zeit brach sogar ihr Uebermuth in offenbare Widersetzlichkeit aus. Die neugallischen Ritter, denen die Mägdlein gefielen, nützten die Schwäche der Dirnen, und so sind sie jetzt in der Gewalt jener Fremden selbst wider ihren Willen. — Jetzt reut sie zwar die That, aber zu spät. Ihre neuen Freunde halten sie gefangen, und sie sind wie ihre Schwestern Luxemburgia und Limburgia — für Germania auf immer verloren.

ren. Lange vorher hatten altgallische Ritter Germanien die ältere Tochter Lotharingia geraubt, und die schöne Alsatia übergab die Mutter selbst auf Treu und Glauben als Gespons gallischen Händen, unter der Bedingung, sie und die Rechte der bey ihr wohnenden Germanier ungekränkt zu lassen.

Die wälsche Sabaudia, vermählt mit dem politisirenden Sardius, war, trotz ihrer Herkunft, längst Gallien ergeben. Sie liebte ihre Sprache und ihre Sitten. Kaum hatten sich ihr die Neugallier genähert, als ihre Hausgenossen mit ihnen Hand in Hand daher hüpften. Sabaudia fertigte flugs ihrem Gemahl einen Scheidebrief aus; der gute Ehehern Sardius, froh, durch Galliens Allmacht nicht alles zu verlieren, fügte sich wider Willen den Umständen, und überließ die untreue Sabaudia ihrem Schicksal, ohne nur einmal ihre germanische Mutter darum zu begrüßen, die freylich so wenig, als er, dieses Scheiden hindern konnte.

Noch war die germanische Stieftochter Lombardia im älterlichen Hause geblieben. Sie lebte ruhig unter Germaniens Schutz. Durch das Schicksal ihrer Schwestern gewitzigt, schien sie dieses Glück zu fühlen und zu genießen. Aber auf einmal ergriff auch ihre Töchter der Freyheitsschwindel. Sollen, sprachen sie zu sich, wir von einer alten, grauen Großstiefmutter am Gängelbande geführt ewig unmündig bleiben? — Plötzlich erschienen die neugallischen Ritter: danket der Vorsicht, riefen diese, daß euch die Augen aufgegangen sind, zerbrechet die Fesseln, seyd frey! Kaum war der Rath gegeben, als Lombardiens Töchter ihren Hauptschmuck nahmen, und ihn der Mutter vor die Füße warfen. Da habt ihr euren Tand! Wir sind zu alt, um länger unter eurer und Germaniens Vormundschaft zu stehen.

Aber, wie es bey dem Buhlen geht, der Rausch verlor sich, die Damen wollten sich aus den Armen der neuen Freunde losreißen. Allein man hielt sie fest. Zwar, gab sich die Großmutter Germania und die biedere Austria, sogar mit Leibes- und Lebensgefahr ihrer schönen Töchter Stiria, Carinthia, Carniola und Tyrolis, alle Mühe, sie aus den Händen ihrer Buhler frey zu machen, so waren doch alle Versuche vergeblich. Weinend sprach die Alte: Ist das der Lohn für meine Pflege? Kehret zurück, oder laßt mir wenigstens

stens die lieben Enkel in Mantua, die ihr mir gegen Galliens Zusage vorenthalter. Indessen giengen ihren Nachbarinnen Istria und Dalmatia die Augen auf. Beyde lebten schon längst in dem Hause der mißtrauischen Venetia, welche gegen beyde etwas grämlich gewesen war. Bey der Freyheitstrunkenen Venetia war es nicht mehr auszuhalten: die Mädchen mußten ihr entweder gehorchen, oder einen Zufluchtsort suchen. Sie zogen das Letzte vor. Es war natürlich, daß sie sich zu ihrer ältern Tochter Austria wandten, in deren Hause sich schon ihre Baasen befanden. Austria reichte ihnen freundlich die Hand. Gerührt fielen ihre neuen Töchter vor ihr auf die Knie. Segne uns, sagten sie, und laß uns unter deinem und Pannoniens Schutz ruhig und glücklich seyn. Wir werden uns bestreben, dir deinen Verlust so viel möglich durch Treue und Liebe zu ersetzen.

Nach ihrer Entfernung näherte sich Austria der ehrwürdigen Germania: du weißt, beste Mutter, sprach sie, wie sehr ich dich liebe. Die Neugallier haben dir deine Töchter verführt, und hätten dich bald von Haus und Hof verjagt. Aber ich habe für dich gestritten, und bin beschäftigt, mit Aufopferung eines Theils meines Erbguts dir einen rühmlichen Frieden zu bereiten. Ich freue mich, dir als Erstgebornen diesen Beweis meiner Treue und Liebe zu geben. Burgundias und Lombardias Töchter waren holde Mädchen, die mir am Herzen lagen. Das Schicksal hat sie uns entrissen. Man muß verschmerzen, was man entbehren muß. Die sonst alles umkehrenden Söhne Galliens haben versprochen, daß deine Hausintegrität bestehen soll. Wir können also noch von der Göttinn des Friedens eine erträgliche Wendung hoffen.

Germania wußte vor Rührung kaum zu antworten. Dank sey dir, sagte sie endlich schluchzend. — Sey deiner Geschwister Beyspiel, und bleibe die Stütze meines Alters. Der Verlust, den ich leide, ist groß, und geht mir nahe. Es schmerzt mich bis ins Innerste, in meinen alten Tagen solche traurigen Erfahrungen machen zu müssen. Mein Unglück ist das Werk ihrer Freyheitstrunkenen Söhne, die sogar zu Hause alles umgekehrt haben. Ich schätze mich noch glücklich, bey den Meinigen solche Anhänglichkeit gefunden zu haben. Mein Vertrauen ist jetzt in dich, liebe Austria, ge-

setzt.

setzt. Mache der Fehde mit den Galliern ein erträgliches Ende. Gieb mir dadurch die Ruhe wieder, deren mein Alter so sehr bedarf. Sey meine Fürsprecherinn bey den Neugalliern, und mache ihnen begreiflich, daß meine häusliche Existenz auch für ihre Existenz wichtig ist. Aber selten kommt ein Unglück allein. Die Gallier plagen Germania von aussen, ihre eigenen Söhne kränken sie von innen. — Inzwischen hoffen die Geschwister des ältesten Bruder Brennus noch immer, daß dieser sonst so biedere Bruder endlich ihren Wünschen entsprechen, und sich nicht nachsagen lassen werde, daß er den Tod der Mutter befördert habe.

Dieß ist die neueste Geschichte der guten Germania. Sie enthält die traurige Wahrheit, daß Germaniens Lage äußerst wankend ist, und daß sie sich dem Grabe nähert, wenn nicht ihr guter Genius Wunder thut. — Eure Existenz hängt von der Fortdauer der häuslichen Verfassung Germaniens ab. Wird diese zerstört: so fallet auch ihr, und werdet der Raub irgend eines Mächtigern. Glaubt den süßen Worten nicht, mit denen man euch die Idee behaglich zu machen sucht, daß die altmodische Regierung eurer Aeltern nicht mehr für euch passe, daß die germanische Hausverbindung zu ungleich sey, daß deren Erhaltung solidere Stützen, als den ohnmächtigen Willen einer alten Mutter erfordere, und daß darum die großen Söhne mächtiger werden, die kleinen aber sich unter deren Schutz begeben müßten. Noch eins, Germanier! Gebt denen kein Gehör, die euch eure Verfassung zu verleiden suchen, und sie darum zu ändern rathen, weil ihr nicht frey seyd. Auch die dieses sagen, täuschen euch, und wünschen euren Untergang. Ihr seyd frey genug, so frey, als es euer Wohl bedarf. Zu viel Freyheit blendet, und gränzt an Sclaverey. —

Nun folgt **Lombardiens Abschied von Germanien, und Klage über ihre Verläumder.** Lombardia erfährt ein hartes Schicksal. In Italien mißhandeln sie die Neufranken, und in Deutschland machen ihr germanische Schriftsteller Verdruß. Hier tritt bald ein komitragischer Erzähler gegen sie auf, bald behauptet ein Hyperpolitikus, daß die Familie Germaniens längst hätte suchen sollen, ihrer los zu werden. Daß das der guten Dame wehe thun mußte, ist natürlich. Sie soll daher kürzlich die Germanier in der Stille besucht, und eine Rede gehalten haben, die wir dem Publiko mit-

mitgetheilt gefunden haben. Lombardia verdient Mitleid, weil ihr Unrecht geschehen ist. Den Ort der Zusammenkunft nennen die Nachrichten nicht. Daß aber dieser Ort nicht der Sitz des deutschen Reichstags war, läßt sich schon mit Grund aus dem Tone schließen, der in den gehaltenen Reden herrscht. Ohnehin konnte Lombardia an dem Orte des germanischen Reichstags nie unter ihren Geschwistern erscheinen, da, wie uns die Geschichte lehrt, ihre germanischen Brüder ihr seit Jahrhunderten nicht mehr erlaubten, unter ihnen Sitz und Stimme zu nehmen, und sie so gleich sich der Gefahr würde ausgesetzt haben, abgewiesen zu werden.

Nun folgt Lombardiens Rede, welche keines Auszugs fähig ist; sondern selbst nachgelesen werden muß. Traurig stimmt sie an: „Ich bin jetzt ein verlassenes, mißhandeltes Weib. Von Austrias Hülfe kann ich nichts mehr erwarten: unsere gute Mutter Germania ist zu schwach.“ Die Rede schließt sich also: „Von unsern edlen Aeltern scheide ich mit Wehmuth. Ich habe ihre Gnade nie verkannt. Euer Band war mir werth, und sein Andenken wird mir immer heilig seyn. Lebet lange, und seyd glücklicher, als ich es bin.“

Als Lombardia ihre Rede geschlossen hatte, bezeigten die anwesenden Germanier (einige Familienglieder waren nicht erschienen, wahrscheinlich weil ihnen der Anblick Lombardiens Gewissensbisse verursacht haben würde) ihre Wehmuth über den Verlust der Schwester, und ihre Mißbilligung der Mißhandlungen, welche Lombardia sogar noch in dem Augenblicke der Trennung erfuhr. Einer von ihnen trat auf und hielt eine Rede, welche wir ebenfalls nachzulesen bitten müssen. Sie werden den Witz sehr wohl fühlen, und die Allegorie wird ihnen begreiflich genug seyn, wie viele Rücksicht auf die Schwester Austria genommen werde.

Zu weiterer Erläuterung der Sache aber kommen noch Zusätze des Herausgebers hinzu, durch welche über diese wichtige Materie viel Licht verbreitet wird. Es ist freylich wenige Hoffnung vorhanden, daß die in die Gewalt der Neugalliер gefallenen italiänischen Reichsprovinzen auch nur zum Theil an das Reich zurückgegeben werden dürften. Der Vf. aber versichert, daß nur der Drang, Lombardien beym Abschied noch Recht widerfahren zu lassen, ihn veranlasse, diese kleine Schrift neben die Trümmer der zerbrochenen lombar-

dischen Krone zu legen. Die Noten und Bemerkungen lassen sich angenehm lesen, und wir ziehen aus denselben nur einige aus. Es ist unläugbar, daß die Einkünfte des kaiserlichen Hofs aus der Lombardie ehemals sehr wichtig gewesen sind. Noch um die Mitte des XII. Jahrhunderts berechnete man sie auf 30,000 Pfund Silbers. Sie kamen aber in der Folge immer weiter herab. Man findet manche Belehrungen hiervon in dem Tesoro politico des Botero. Sehr wahr übrigens ist es, was S. 33 erinnert wird: „Zur Zeit der Römerzüge that man zu viel für Italien, in spätern Zeiten geschah zu wenig; darüber verlor Deutschland am Ende seine meisten Rechte in Italien.“

Am Ende stehen noch allgemeine Anmerkungen über die Schriften des Herrn Dr. Seidensticker. Es sey auffallend, heißt es, wie der Herr Dr. in seinen Schriften vom kaiserlichen Hofe spreche; er bestreite, verkenne und verkleinere dessen Rechte bey jeder Gelegenheit auf die gesuchteste Weise; wenn deutsche Reichsstände frey sprechen: so rechtfertige und entschuldige sie dabey ihr Verhältniß; was aber die freyen und ungeziemenden Reden eines Privatschriftstellers nicht entschuldige, der nichts als die Stimme und das Verhältniß eines gemeinen deutschen Reichsbürgers habe, und der den Respekt, den er dem Kaiserhof schuldig ist, nie aus den Augen setzen kann, ohne unartig und pflichtwidrig zu handeln. S. 38 Wenn nun gar, fährt der Verf. fort, ein solcher Schriftsteller nicht einmal hinlänglich von dem Gegenstand, worüber er schreibt, unterrichtet ist: so ist dieses in Wahrheit ahndungswürdig. Daß Herr S. von manchen Objekten und Fällen nicht recht belehrt war, das möchte auch Rec. nicht läugnen, wenn er auch gleich nicht die Freyheit sich nehmen würde, den Ausdruck S. 39 zu gebrauchen, daß das, was Herr S. von dem Reichslehenverhältniß der italiänischen Provinzen sagt, in manchen Stücken ein verworrenes und unverdautes Geschwätz ist. Uebrigens drückt sich der Verf. vollkommen richtig aus S. 40, und das, was er sagt, ist der Praxis gemäß; die reichshofräthlichen Grundsätze sind richtig erklärt. Wir finden hier urkundenmäßige Ausführungen und Erläuterungen gehässiger Vermuthungen, worüber Herr S. dem Reichshofrath gewagte, und nicht sehr billige Vorwürfe gemacht hat.

Wenn

Wenn also gleich Pregola innerhalb dem, dem sardinischen Hof zu Lehen gegebenen ehemaligen mayländischen Distrikt liegt: so hat die Belehnung solches der Landeshoheit nicht unterworfen. Man sehe das churböhmische Wahlvotum von 1790 von Pregola nach, im Wahlprotokoll II. S. 266.

Wenn ferner Herr S. die Strafgelder und fiscalischen Geldbußen unter die wichtigen Einkünfte des kaiserlichen Hofs rechnet, weil sie bisher in die kaiserliche Kammer gezahlt worden seyn, und jährlich eine große Summe betragen hätten: so versichert unser Verf. nach angestellter Erkundigung, daß dieser Artikel wenigstens in neueren Zeiten sehr unbedeutend war, und in den letzten vier Jahren nicht einmal zusammengenommen die Summe von 4000 Fl. betrug. — Gesetzt aber auch, die fiscalischen Gelder wären beträchtlicher gewesen: so zog in neuern Zeiten die kaiserliche Kammer solche nicht, da der kaiserliche Hof sie der Plenipotenz in Italien angewiesen hatte, um daraus ihre außerordentlichen Ausgaben zu bestreiten. Hierzu aber reichten solche nicht einmal zu, und es mußte daher aus Wien noch Geld nachgesandt werden, welches alles vollkommen wahr ist.

Daß der Reichshofrath die Ediktalcitation in die Wiener Zeitung einrücken läßt, wenn ein Marchese Karl Spinola in einen Concursproceß fällt, der instruirt werden muß, das ist ganz natürlich, und verdient mehr Lob, als Tadel. Den Herchenhahn scheint Herr S. nicht recht verstanden zu haben. S. 52. Die S. 25 vorkommende Abtheilung der Reichskanzley in die Hofkanzley, cancellaria iudicii aulici, und die geheime Hofkanzley, cancellaria secreta, kennt Niemand. Malblank schrieb dieß dem Herrn Hanzely nach; aber beyde haben Unrecht. Es ist nur Eine Reichskanzley, die den Namen der kaiserlichen geheimen Reichshofrathskanzley, cancellaria intima imperialis aulica führt, worin sowohl die gerichtlichen Ausfertigungen, als die Staats- und Gnadensachen des kaiserlichen Hofs besorgt werden. Davon ist der Reichsvicekanzler der Chef. Daher er auch alle Hauptexpeditionen nebst dem Kaiser unterzeichnet, während daß die gerichtlichen von einem Reichshofrathssecretär, und die Staats- und Gnadensachen von einem geheimen Reichsreferendarius mit unterzeichnet werden.

Was

Was die Plenipotenz betrifft, so ist es eben so falsch, daß der Churfürst von Mainz die Vergebung der Registratur- und Canzellistenstellen sich bey der kaiserlichen Plenipotenz sollte vorbehalten haben. Der Kaiser vergiebt und bezahlt alle Stellen bey derselben. Der kaiserliche Plenipotentiarius bekommt 9000 fl., der Reichsfiscal 3000 fl., der Secretär 1500 fl.; die geringern Personen haben einen verhältnißmäßigen Gehalt. Man rechnet die ganze Ausgabe auf 20,000 fl. und diese fiel bisher der kaiserlichen Kammer zur Last. Wie? soll dann ein deutscher Kaiser nach Herrn S. Meinung nicht den mindesten Vortheil von seiner Würde haben? Wie läßt sich so etwas gedenken?

Wenn er aber sogar läugnet, daß die österreichischen Kaiser ihre Besitzungen in Italien bisher noch von dem kaiserlichen Hofe zu Lehen genommen hätten: so behauptet unser Verf., er spreche gegen die Geschichte und gegen die Wahrheit. Das Haus Oesterreich hat bis jetzt die Lehensdependenz seiner lombardischen Besitzungen bey jeder kaiserlichen Regierungsänderung anerkannt. Die letzte feyerliche Lehennahme geschah zwar schon im Jahre 1728 vor dem Throne Carls VI., der sich selbst als Erzherzog von Oesterreich mit seinen Landen jenseits der Alpen belieh. In der Folge aber unterblieben diese feyerlichen Lehensnahmen des Hauses Oesterreich. Allein dieß geschah nicht um den Lehensnexus aufzuheben; sondern in Gemäßheit der kaiserlichen Wahlcapitulationen, welche den Kaisern freystellen, ob sie die ihnen selbst zustehenden Lehen ferner feyerlich empfangen, oder dem Reiche zu dessen Versicherung nur einen Revers ausstellen wollten. Es wurde daher bey jeder Regierungsänderung der kaiserlichen Reichshofkanzley ein von dem Kaiser als Herzog unterzeichneter Revers zugestellt, und Oesterreich zahlte wirklich Laudemien in einem Pauschquantum; und wenn dieß auch nicht geschehen wäre: so salarirte ja der Erzherzog von Oesterreich den kaiserlichen Reichshofrath.

Der Verf. versichert gegen Herrn Seidensticker, daß die kaiserliche Kammer in den letzten Jahren aus Italien gar nichts gezogen hat, während das Geld aus derselben nach Italien gieng, um die bey der kaiserlichen Plenipotenz angestellten kaiserlichen Beamten zu besolden. Andere Behauptungen und deren Widerlegungen übergehen wir.

Wir müssen übrigens auf das Buch unsers Vf. selbst hinweisen, um da nachzulesen, mit welchen Waffen Herr S. bestritten wird.

Ak.

Klassische, griech. und lat. Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

M. Tullii Ciceronis de Finibus Bonorum et Malorum libri quinque, ex recensione et cum notis *Jo. Henr. Bremii. Tom. I.* Turici, apud Gesnerum. 1798. 1 Alph. 12 Bog.

Dieser erste Band befaßt die drey ersten Bücher des genannten Ciceronischen Werks. Herr **Brem** hatte sich bereits durch eine Ausgabe des Ciceronischen Aufsatzes de fato als einen aufmerksamen und kritischen Leser der philosophischen Schriften des Cicero legitimirt; jetzt giebt er uns auch eine kritische Ausgabe der Bücher **vom höchsten Gute**, im Geschmack und der Manier der Bearbeitung des Buches von der Divination durch seinen Lehrer und Freund **Hottinger**; eine Frucht der durch fleißige Lektüre des Cicero erworbenen genauern Kenntniß des Styles desselben, welche, wenn man den Lambinus ausnimmt, fast allen vorigen Editoren und Auslegern jener Bücher, selbst dem Davisius und Thomas Bentley (der zwar die Kühnheit, aber bey weitem nicht den Scharfsinn des Richard Bentley besaß), abgieng. In der an Herrn **Wolf** gerichteten Vorrede giebt er die Gesetze und das verschiedene Verhältniß der Ausgaben alter Autoren nach ihrer Bestimmung für studierende Jünglinge oder für eigentliche Gelehrte bestimmt an; für welche letztere er die seinige bestimmt, ohne jedoch auf vollkommene Erfüllung jener Gesetze und Regeln Anspruch zu machen. Es lassen sich freylich noch mehrere Zwecke und Methoden bey der Herausgabe alter Autoren denken, als die vom Verf. angegebenen zweye, wie z. B. solche Ausgaben, die den ganzen, mit sorgfältigster Genauigkeit gesammelten, kritischen Apparat, oder solche, welche das Mark aller unter sich verschiedenen Erklärun-

rungen und Anmerkungen voriger Ausleger darlegen, jedoch ohne Wiederholung des von mehreren gesagten Einerley, wie das leider! bey den Ausgaben in usum Delphini und cum notis variorum der Fall ist; indessen wollen wir jetzt hierüber nicht streiten, sondern diese Bearbeitung einer der wichtigsten philosophischen Schriften des Alterthums blos nach Pflicht und Gebühr beschreiben, und sodann uns einige Erinnerungen erlauben, welche bloß die Absicht haben, fernere Forschung zu veranlassen. Den einzelnen Büchern ist eine ausführlichere Inhaltsanzeige, als die Ernestische Ausgabe aufzuweisen hat, vorgesetzt, worin der ganze Zusammenhang der Untersuchung angegeben, und der Gang der Gedanken verfolgt ist. Bey dieser Inhaltsanzeige sind die griechischen Quellen kürzlich, jedoch zum Theil mit den eigenen Worten der Schriftsteller angegeben, aus welchen Cicero geschöpft zu haben scheint. Der Text, welcher in der Ernestischen Ausgabe noch sehr fehlervoll erscheint, ist nicht nur mit kritischer Genauigkeit und Scharfsinn durch bessere Interpunktion, Correction und Auswahl der schicklichern Lesart von Fehlern gereinigt, sondern auch sehr korekt gedruckt; und in den untergesetzten Noten wird aus den allgemeinen Sprachgesetzen der Latinität oder aus dem besonderen Redegebrauch des Cicero Grund von der Verbesserung oder der Auswahl der bessern Lesart angegeben, so wie auch beyläufig andere Stellen Ciceronischer Bücher und anderer alten Schriftsteller berichtigt oder erklärt werden. Dieß alles ist mit vieler Kürze und Präcision geschehen, und was geleistet ist, hat meistens unsern ganzen Beyfall. Allein 1) zweifeln wir, ob die Gränzen einer für Gelehrte bestimmten Ausgabe so enge gezogen werden dürfen, daß alle, auch selbst kurze, historische Erläuterungen über Sitten, Gebräuche, Begebenheiten und Personen ganz ausgeschlossen bleiben. Die Gränze des Begriffs Gelehrter ist ja auch nicht so fest zu bestimmen: und wenn wir auch eigentliche Philologen von Profession darunter begreifen — wo ist denn der Philolog, dem Alles jener Art gleich gegenwärtig ist? Und wenn er erst zu mehreren Büchern seine Zuflucht nehmen soll — nun so brauchen wir ihm, wenn einmal seine expedite Lektüre oft gestört werden soll, allenfalls gar keine Noten zu schreiben, als solche, welche ein simples Variantenverzeichniß enthalten, damit er selbst prüfe und wähle. Kurz, diese einseitige Manier der Bearbeitung alter Autoren, und die wegwerfende Verachtung, mit welcher Herr Br. ge-

gen die commentarios perpetuos spricht, können wir nicht ganz billigen. 2) Meint Herr Br., durch eine vorgesetzte ausführliche Entwickelung des Gedankengangs werde die Sacherläuterung der einzelnen Stellen unnöthig gemacht. Hieran zweifeln wir ebenfalls. Denn entweder würde eine solche Inhaltsanzeige bey einem so schweren philosophischen Buche, als die Ciceronischen Bücher vom höchsten Gute sind, sehr weitläuftig ausfallen, und beynahe einer Periphrase des ganzen Werkes nahe kommen müssen; oder es werden noch immer mehrere Stellen übrig bleiben, in welchen die Ideen, Beweise oder Widerlegungen nach ihrem Gehalte, Gange, Zusammenhange und nach ihrer Bündigkeit entwickelt, beurtheilt und gewürdigt werden müssen. 3) Haben wir bemerkt, daß öfters Ausdrücke und Redensarten eine kurze Erläuterung nicht erhalten haben, deren sie auch selbst für den Sprachgelehrten, wenigstens für den Philosophen, der besonders diese Bücher ohne Anstoß lesen zu können wünschen muß, bedurft hätten. Zur vollen Verdeutlichung der philosophischen und ästhetischen Ausdrücke in Cicero's philosophischen und rhetorischen Schriften halten wir es insonderheit für nöthig, auch hin und wieder den bestimmten deutschen Ausdruck oder Terminus unserer Philosophen und Aesthetiker in den Noten, in Parenthesen, hinzuzufügen: ein Erforderniß, welches wir auch in den sonst so brauchbaren Lexicis der rhetorischen Terminologie der Alten vom jüngern Ernesti nicht erfüllt finden; dessen Erfüllung gleichwohl sehr verdienstlich gewesen seyn würde. 4) Dürfen wir noch eine Kleinigkeit hinzufügen: so ist es der Wunsch, daß die Noten mit Zahlen im Texte bezeichnet, die Angabe der Paragraphen neben der Angabe der Kapitel nicht vergessen, und besonders die Abweichungen vom Ernestischen Texte, wie in Wolfs Tusculanen, durchweg genau angegeben seyn möchten. Denn öfters ist weder die Abweichung vom Ernestischen Texte, noch der Grund der Abweichung angegeben. Ein vollständiger Index über die treffenden grammatischen und kritischen Bemerkungen der ganzen Ausgabe wird wohl ohne unser Erinnern dem beendigten Werke beygefügt werden. Einige Bemerkungen über einzelne Stellen mögen diese Anzeige beschließen. Das vielen anstößige quam legendi sunt 1, 2 ist gut erklärt und gerettet. Eben so 1, 3 eine treffliche Ausführung über factum als Substantiv durch Beysetzung eines Adjektivs. Aber die Vermuthung des Davisius,

sus, daß 1, 8, am Ende, die Worte a Graecis iisdem de rebus alia ratione compositis eingeschoben seyn, verdiente vielleicht noch eine nähere Beachtung. Sollte Cicero gesagt haben: ego legor de hac re? Sind sie dennoch ächt: so dürften sie vielleicht richtiger hinter dem Satze: quid est, cur nostri a nostris non legantur? stehen, wofür der Anfang des §. 6 quodsi nos non interpretum etc. spricht. S. 16 ist die Lesart des Manutius de off. 2, 14, 9: pro Sardis contra Albucium Iulius, gegen Grävius gut gerettet. — Sehr gründlich ist Ernesti wegen seiner engen Begriffe von der lateinischen consecutio temporum zu 1, 8 zurechtgewiesen, was unsern ganzen Beyfall hat. — 1, 16 wird unstreitig richtig so emendirt: sic iniustitia cuius in mente consedit, hoc ipso quod adest, turbulenta non potest non fieri. Die Correctionen des Davisius und anderer sind hier sehr gezwungen, und passen nicht so gut in den Zusammenhang. Richtiger würde vielleicht noch improbitas seyn (statt iniustitia), welches Cicero am Schlusse des Kapitels bey Wiederholung des Satzes gebraucht. — 1, 18 wird monstrosi mit Anderen ohne hinreichenden Grund in das schwächere und mit dem vorhergehenden difficiles synonymische morosi verändert. Im Sueton. de claris grammat. c. 15 kommt doch tropisch vor: *vita scriptisque* monstrosus. Ein ähnlicher Beysatz war hier nicht nöthig, da in der ganzen Stelle von moralischen Ungeheuern die Rede ist. Auch scheint dem maledici ein Wort folgen zu müssen, das einen höhern Grad von Immoralität anzeigt, als das morosi. — 1, 19 ist *ea scientia* richtig mit Guyetus auf die Physik des Epikur gezogen, obwohl gleich darauf Gegenstände als Inhalt derselben angegeben werden, welche eigentlich zur Dialektik gehören. Diesen anscheinenden Widerspruch löst folgende Stelle des Seneca epist. 89 auch besser, als die beyden von Herrn Br. angeführten Stellen aus Diogenes Laert. und Sextus Empir. Es heißt dort: Epicurei duas partes philosophiae putaverunt esse, naturalem atque moralem; rationalem removerunt. Deinde cum ipsis rebus cogerentur ambigua secernere, falsa sub specie veri latentia coarguere, ipsi quoque locum, quem *de iudicio et regula* appellant (κανονικον), alio nomine rationalem induxerunt, sed eum *accessionem esse naturalis partis* existimant. Bald darauf soll *sensus tollere* für iudicium sensuum, veritatem sensuum tollere eine absurde Auslegung

seyn, als müsse es heißen: *quod* qui tollunt, für *quos* qui tollunt; da doch gleich darauf *removere* sensus in eben dem Sinne folgt. Zudem hebt das *quod* die schöne Concinnität mit dem vorigen: qui si omnes veri erunt, auf. — Worte, welche Herr Br. für Glosseme hält, hat er öfters im Texte gelassen, aber in Klammern eingeschlossen; dagegen kommen aber auch Stellen vor, wo er Worte, welche höchst wahrscheinlich ausgefallen sind, ebenfalls im Texte in Klammern aufnimmt. Für beyde Fälle würden besser verschiedene Zeichen gewählt worden seyn. — 2, 6 wird ratione et via disputandi nach bloßer Conjektur im Texte in rationem et viam disputandi verändert, weil das vorhergehende continet einen Accusativ heische. Allein scientiam regiert ja alle drey Gerundia perspiciendi, iudicandi und disputandi. Der erste Satz geht auf die Kapitel der Logik de ideis et veri characteribus; der zweyte auf die Kapitel de iudicio et praedicamentis; der dritte auf die Syllogistik und methodische Disputirkunst. Nur durch solche Zurückführung auf die bestimmte Terminologie, sey es auch die neuere barbarische, erhalten die eleganter ausgedrückten Ideen und Umschreibungen der alten Philosophen, besonders des Cicero, der die griechische Terminologie oft vermeidet, und oft unglücklich übersetzt oder umschreibt, Klarheit und Deutlichkeit. — 2, 8 scheinen uns mit Gyphanius in Mureti epist. 2, 23, welchen Herr Br. nicht angeführt hat, die Wörter corinthium und aedificium Glosseme zu seyn, oder es kann vestis, argentum, aurum, locus ipse gestanden haben, so daß aus aurum (orum) und locus das monströse Wort odrilicium entstanden ist. Denn hier passen nach unserem Gefühle nur die Gattungen, nicht die species des bey Gastmahlen erforderlichen Luxus her, Teppiche, Silbergeräthe, und das schöne Speisezimmer selbst. — Der Anfang cap. 10 l. 2 ist glücklich und so geändert, wie ihn der Rec schon vordem in seinen Lectionen über dieß Buch geändert hatte. Eben so 3, 5 *a se diligendo* statt der Ernestischen vitiösen Lesart a se diligendi sui, und an mehrern andern Stellen. Hin und wieder scheinen uns freylich einige Flecken des Textes noch unbemerkt geblieben zu seyn, wiewohl deren nur wenige seyn dürften. So glauben wir z. B., daß 3, 7 in der Stelle, wo gesagt wird, daß der letzte Zweck der Arzneywissenschaft und Steuerkunde ganz ungeschickt mit dem letzten Zwecke der Weisheit oder moralischen Vollkommenheit (sapientia) verglichen

glichen werde, und hinzugefügt wird: sapientia enim et animi magnitudinem complectitur *et iustitiam*, ut omnia, quae homini accidant, infra se esse iudicet; — daß hier *et iustitiam* als ein zur folgenden Bestimmung unpassender pars honesti ausgestrichen werden müsse, oder daß wenigstens fortitudinem an jener Stelle ursprünglich gestanden habe; wiewohl wir erstere Vermuthung vorziehen. Sodann bemerken wir noch, daß sich Herr Br., bey seinem sonst richtigem Geschmacke, einigemal doch von dem Hange nicht frey erhalten hat, bey Bemerkung ähnlicher Gedanken in den Griechen, sogleich diese für den Spiegel zu halten, woraus der Römer die seinigen kopirt habe. So soll z. B. 2, 1 am Ende der Gedanke, man solle erst bey einer Untersuchung den Streitpunkt bestimmen, aus Plato's Phädrus seyn. Warum in aller Welt dieß? Herr Br. wird dem Rec., weil er ihn vielleicht aus Heyne's Schule glaubt, entgegnen: auch Heyne's Virgil ist nicht ohne solche Bemerkungen. Allein wäre der Rec. auch aus dieser Schule, wie er es nicht ist, würde er es darum nicht weniger als etwas Unwahres und Unnöthiges mißbilligen, bey oft ganz gewöhnlichen Gedanken und Bildern eines Menschen Quelle und Stelle ihres Entstehens bestimmt angeben zu wollen. Ungeachtet dieser Erinnerungen aber behaupten wir unser Urtheil, daß Herr Br. eine treffliche kritische Ausgabe dieser Bücher durch Hülfe seines Scharfsinns, seiner Belesenheit und gelehrten Sprachkunde geliefert habe, wie wir vordem an der Davisischen und Ernestischen bey weitem nicht hatten. Aber, wie bereits erinnert, es wird nun noch einer grammatischen, historischen und philosophischen Erläuterung des Einzelnen bedürfen, um es auch für andere Klassen von Gelehrten, als für bloße Philologen, recht brauchbar zu machen. Wenn man weis, daß ein Garve in früheren Jahren lange ohne genügliche Kenntniß der alten Sprachen, der Kritik und historischen Wissenschaften philosophirte, und daß er darüber noch spät klagte: so wird man die Nützlichkeit der mit gehöriger Urtheilskraft angelegten, und folglich nicht überfüllten commentarii perpetui, besonders so schwerer Bücher der Alten, für mehrere Gattungen von Gelehrten, und besonders für gelehrte Philosophen und Historiker, welche, außer den Philologen, die Alten wohl noch am meisten lesen, gern zugeben, und sie hier für nicht so überflüssig erklären, als Herr Br. in der vorgesetzten Epistel an Herrn

Wolf thut. Voß, Wolf und Heyne — jeder in seiner Art ist schätzbar. Voße's, Wolf's und Heyne's Manier in Bearbeitung der Alten — jede in ihrer Art ist brauchbar und trefflich. Es mögen daher die Koryphäen oder die Chöre, die von ihnen angeführt werden, mit Verkennung der diversen Vorzüge, sich einander verachten, bestricheln oder wohl gar schmähen: so scheint das jedem Unparteyischen dem einseitigen Stolze und der hohen Einbildung auf die ausschließende Wichtigkeit eigner Kunstgeschicklichkeit, welche in den Handwerkszünften herrscht, — einigermaassen zu ähneln. Daher sey Friede die Losung!

L.

M. Tullii Ciceronis opera philosophica. — *Volumen I.* Tusculanarum Disputationum libri quinque. — Ad optimas editiones recudi curavit, et selectam lectionis varietatem adiecit *A. M. Köl*, Philos. Dr. et Prof. Publ. in Acad. Wirceburg. Wirceburgi, sumtibus Editoris. 1798. 186 S. gr. 8. 9 gr.

Dieser Abdruck der Tuskulanischen Untersuchungen des Cicero ist nach der Wolfischen Recension gemacht. In dem ganzen Stücke, welches wir verglichen haben, fanden wir nur zwey kleine Abweichungen von dieser, nämlich 1, 8 ein nonne statt non, und in einer andern Stelle 1, 13 dens weggelassen, welches Wolf im Texte in Klammern eingeschlossen hat. Die Abweichung von der Ernestischen Ausgabe hätte billig sollen, nach Wolfs Vorgang, immer angegeben werden, welches zwar öfters, aber doch nicht durchweg gleichförmig geschehen ist. Auch würden wir rathen, in einer zu Vorlesungen bestimmten Ausgabe die varietas lectionis vollständiger, sammt den Conjekturen gelehrter Kritiker, auch den in den sogenannten libris criticis et philologicis zerstreuten, anzugeben. Denn nur hierdurch kann ein Gelehrter, welcher den Text nach der Wolfischen Recension abdrucken läßt, seiner Ausgabe einen besondern Werth verschaffen, und sich um Lehrer und Zuhörer verdient haben. Jedem Buche sind kürzere Argumente vorgesetzt, als in der Ernestischen

Aus-

Ausgabe befindlich sind, wodurch die Uebersicht erleichtert ist. Der Druck ist übrigens gut und korrekt, wie auch die geringe Anzahl der am Ende angehängten Druckfehler bezeugt. Begierig sind wir den Text zu sehen, den uns Herr Köl in den noch äusserst fehlerhaften Büchern de finibus bonorum et malorum geben wird. Hier wird der rechte Spielraum seyn, wo er sein kritisches und philosophisches Talent wird zeigen können.

Bz.

1. Des Titus Livius römische Geschichte übersetzt und erläutert von J. P. Ostertag. Neunter Band. Frankfurt am Main, bey Herrmann. 1798. 540 S. Zehnter Band. 521 S. 8. 1 Rl. 8 Gr.

2. P. Ovids Naso's fünf Trauerbücher mit erklärenden Anmerkungen von J. G. K. Schlüter, Doctor der Weltweisheit. Leipzig, bey Schwickert. 1798. 256 S. 8. 16 Gr.

Nr. 1. Livius Geschichte ist mit diesem zehnten Bande, dem die Fasti consulares, ein Register, Verbesserungen über alle zehn Theile, und eine kleine Nachlese zu den Anmerkungen über Livius Prodigien und Wunderzeichen beygefügt sind, geschlossen. Was die Arbeit betrifft: so ist sie hier und anderwärts schon so oft und vielfach gewürdigt worden, daß es zum Schlusse derselben keiner neuen Kritik bedarf. Wenn sie auch dem Ideale einer Uebersetzung des Livius nicht entspricht, so gebührt Herrn Ostertag doch gewiß das Lob, daß er sich demselben mehr, denn seine Vorgänger, genähert, und seinem Nachfolger die Aufstellung eines solchen erleichtert hat.

Nr. 2. Man ist es schon gewohnt von H. Schlütern, daß, weil ihn Niemand loben will, er sich jederzeit selbst lobt. Dieser liebenswürdigen Unverschämtheit ist er auch dießmal treu geblieben. „Meine Uebersetzung, sagt er, ist gewiß treu, ohne steif zu seyn, und so treu, daß ich mich,

da ich den Ovid fast auswendig kann, getraue, das Original, gienge es verloren, beynahe darnach herzustellen. Doch die Recensenten, setzt er hinzu, wollen auch reden, und Wir wollen sie hören.“ Wie? Herr Schlüter die Recensenten hören? Das wäre ja etwas ganz Neues. Daß er sie auszuschimpfen versteht, davon hat er Proben gegeben; daß er sie höre, oder gehört habe, davon ist dieses Werk der sprechendste Gegenbeweis. Es ist ganz so steif, so platt, so elend, kurz ganz so schlüterisch, wie die sämmtlichen, von ihm gemißhandelten Werke Ovids. Aber jedes an und um diesen Sünder verlorne Wort wäre Sünde. Lassen wir ihn seine Straße ziehen, auf die er iratis Diis und invita Minerva gerathen ist.

Eg.

D. *Aug. Christi. Borhek* — Apparatus ad Herodotum intelligendum et interpretandum. *Vol. V.* Apparatus criticus ad constituendam lectionis Herodoteae integritatem. Lemgoviae, in officina libraria Meyeriana. 1798. 350 Seiten. 8. 1 Rf.

Ueber diese Arbeit haben wir schon bey der Anzeige der vorigen Bände unser Urtheil gesagt. Da diese Arbeit sich in diesem Bande um nichts verbessert hat: so haben wir hier, um den Raum zu sparen, nichts weiter hinzufügen wollen, als daß dieser Band die aus Wesselings Ausgabe abgeschriebenen Noten über die achte und neunte Muse des Herodotus, über das Leben Homers, und über die Fragmente des Ctesias enthält. An Druckfehlern fehlt es auch hier nicht. Wir wollen nun sehen, was Herrn Borheks Feder weiter geben wird.

L.

Deut-

Deutsche Sprache.

Anweisung die deutsche Sprache auf eine leichte Art zu erlernen. Zum Selbstunterrichte, besonders für Frauenzimmer. Nebst einer ausführlichen Abhandlung über den richtigen Gebrauch des Dativs und Akkusativs, von Carl Daniel Belling. Mit einer Vorrede begleitet vom OCRath Teller. Berlin, bey Maurer. 1798. XXIV und 200 S. 8. 10 Gr.

Ein gutes Buch, und ein guter Titel! Aber ob beyde, Buch und Titel, für einander sich passen; ob beyde eines Verf. sind, oder ob bey dieser Ehestiftung ein Verwandter sich eingemischt hat, das stehe dahin. Herr B. verzeihe, daß der Titel schlechter wegkommt, als das Buch. Denn nur so viel vorausgesagt, das Buch ist wirklich gut und brauchbar, und der Herr Verf. zeigt sich darin nach Herrn OCR. Tellers ehrlichem und gültigem Zeugnisse als einen Sprachforscher von nicht gemeiner Art. Auch ist es mehr zum Selbstunterrichte, als zu einem Lehr- oder Schulbuche geeignet.

Aber wenn es auch nichts weiter seyn sollte, als eine gewöhnliche Grammatik oder Sprachlehre, wie der Titel schier vermuthen lassen soll: so wäre doch das Wort Sprachlehre hier nicht gut umgesetzt in eine Anweisung die (deutsche) Sprache zu erlernen. Denn aus einer Grammatik lernt man niemals die Sprache, und will sie nicht daraus erlernen; sondern die Formen und Regeln einer Sprache. Auch stehet es dahin, ob dieses Buch dazu geeignet sey, die Sprache oder die Formen und Regeln der Sprache auf eine leichte Art daraus zu erlernen. Und den möchte ich sehen, welcher dadurch nach des Verf. Wunsche das Studium unserer Landessprache allenfalls auch dem Ausländer etwas leichter machen könnte. Und nun vollends: „zum „Selbstunterrichte, besonders für Frauenzimmer!“ Wenn das kein vernutztes Aushängeschild des Verlages seyn soll: so wäre ich in Versuchung, es für Spott oder Satire auf unser männliches Geschlecht zu halten. Denn nur reife

zum

zum Denken geübte Jünglinge, oder auch Sprachforscher und Sprachlehrer werden das Buch mit Nutzen gebrauchen, und ihm Geschmack abgewinnen können. Denen ist es allerdings, als eine Bereicherung der philosophirenden und auf die deutsche Sprache insbesondere angewandten Grammatik zu empfehlen, welches vielleicht der Verf. aus Bescheidenheit sich nicht zu sagen getrauete.

Das Buch trägt überall das Gepräge des eignen Ideenganges und des scharfsinnigen Nachdenkens. Die eigentliche Anweisung zerfällt in eine **Einleitung** und in eine **Erläuterung**. Die **Einleitung** ist eine kurze philosophische Grammatik, oder Entwickelung der grammatischen Begriffe von den Redetheilen und ihren grammatischen Modificationen, und der dabey nöthigen Terminologien; ganz im Allgemeinen und auf jede gebildete Sprache anwendbar. Die **Erläuterung** beleget das alles mit Beyspielen, die nun bloß aus der deutschen Sprache entlehnt sind, und entwickelt zugleich hin und wieder die Eigenheiten unserer deutschen Redeformen; meistens mit einer Präcision und Bestimmtheit, welche befriediget. Nur selten ist der Verf. noch nicht zu der Deutlichkeit gediehen, welche er sich vorgesetzt hat; und dann scheint ihn die Bemühung verführt zu haben, alles, was sich in den Formen des Sprachgebrauches findet, auf bestimmte Regeln und innere Gründe zu reduciren. Ein Exempel wird dieß Urtheil rechtfertigen. Der Verf. anticipirt in der Einleitung, die eigentlich nur eine **reine**, noch keine **angewandte** Grammatik enthalten sollte, die Regel, wornach man zu unterscheiden habe, ob bey den deutschen Verbis neutris (stehende **Veränderungswörter** nennt er sie, indem er überall, wo es fehlt, sich seine Terminologie neu schaffet, jedoch auch die in der lateinischen Grammatik übliche hinter an bemerkt) das Wörtchen **sein** (seyn) oder **haben** als Hülfszeitwort zu gebrauchen sey. Die Regel die er hervorbringt, zwar nur mit einem **vielleicht** einführt, ist diese:

> „Wenn bey dem **stehenden** (intransitiven) Zeitwort an eine Bewegung, oder vielmehr, an eine allmälige Entstehung seines vollen Begriffs, wenigstens gedacht werden kann: so daß die durch das Zeitwort angezeigte Veränderung (in unserer Vorstellung) **nach und nach** ent-

entsteht: so muß sein zu Hülfe genommen werden. Läßt sich aber eine solche Bewegung nicht denken; sondern mehr ein gewisser Zustand, und ist die angezeigte Veränderung eines Dinges gleich ganz auf einmal da, (obgleich auch in unserer Vorstellung); oder, mit andern Worten: ist der Begriff gleich ganz und vollständig in unserer Seele, so nimmt man haben zu Hülfe."

Hier verwickelt sich und zwänget sich der Verf. aus oben bemerktem Grunde durch Subtilitäten, und den will ich loben, der darnach entscheiden kann, ob und warum es z. B. heissen müsse: ich bin gegangen, ich habe gesessen. Vergeblich sieht man sich auch in der Erläuterung nach einer Erläuterung dieser Regel um.

Die Abhandlung über den richtigen Gebrauch des Dativs und Accusativs bey einem Verbo (Verbum) geht von S. 117 bis zu Ende. Der Verf. glaubt, auch nach den Bemühungen des seligen Moriz nichts überflüssiges zu thun, weil selbst dieser große Mann (?) nicht lichtvoll genug ist, und seine Regeln nicht aus der Natur der Sache selbst genau entwickelt hat. Denn aus einem bloßen Verzeichnisse solcher Verben, die mit dem Dativ, und solcher die mit dem Accusativ stehen, könne man eben so wenig gewiß werden, weil dergleichen immer mangelhaft bleibe, und das Gedächtniß beschwere. Gleichwohl hat es sich der Verf. nicht entgehen lassen, dergleichen Verzeichnisse auch einzuschalten. Auf den Einwurf, daß mit solchen allgemeinen, aus der Natur der Sache selbst hergenommenen Regeln der Sprachgebrauch nicht immer bestehen könne, erwiedert er, daß der Sprachgebrauch, so lange die Sprache lebendig ist, eigentlich von denen ausgehen müsse, die über die Sprache nachdenken, nicht aber umgekehrt. Dem Herrn OCR. Teller ist eine kleine Vergessenheit begegnet, wenn er bey dieser Gelegenheit in der Vorrede saget: daß freylich, wer schon lateinisch oder französisch erlernt hätte, sich in den meisten Fällen würde leicht und ohne tieferes Nachdenken in diesen Gebrauch finden können, wenn er nur zurückdächte, ob es im lateinischen mihi oder me, im französischen me oder moi heißen müsse. Nur in dem Augenblicke dachte der Herr OCR. nicht daran, daß me und moi im französischen nicht zwey verschiedene Casus sind, sondern daß beyde, nur

in

in verschiedener Stellung, den Dativ und Accusativ ausdrücken.

Allein darin hat Herr T. vollkommen Recht, daß die von Herrn B. gegebenen Regeln eine eigene, den Anfangern verweigerte Denkkraft in der Anwendung auf einzelne Fälle erfordern möchten, und auch wohl Ausnahmen, nach dem einmal herrschend gewordenen Sprachgebrauche (penes quem, trotz aller Exception des Verf., est arbitrium loquendi), statt finden. Und diese Regeln möchten also, vornehmlich dem schönen Geschlechte, welchem Herr B. auch hier wieder gern seine Dienste widmen möchte, so willkommen nicht seyn, als er gutmüthig hoffet.

Denn man höre nur die beyden einzigen Regeln, die, wie er verlangt, man sich schlechterdings merken muß; wogegen, wie er verspricht, man gar nicht verstoßen kann, wenn man sich nur von dem zweifelhaften Zeitworte oder vielmehr von dessen Begriffe eine ganz genaue Vorstellung macht. Alles Uebrige ist ein Commentar zu diesen beyden Hauptregeln. Sie selbst sind folgende:

1) „Wird das Prädicat oder daß durch das Zeitwort Ausgesagte durch ein Transitiv bezeichnet: so steht das neugewirkte oder das in einen neuen Zustand versetzte Ding allemal im Accusativ. Dasjenige Ding aber, an welchem etwa das neugewirkte Ding sich zeigt, oder mit welchem das neugewirkte Ding und die Wirkung überhaupt in Beziehung steht, muß allemal im Dativ stehen." 2) „Wird aber dieß Prädikat entweder 1) durch ein Intransitiv oder 2) durch das Zeitwort sein oder werden und ein Umstands- oder Beschaffenheitswort bezeichnet: so steht, wenn noch eine Person oder ein als solche in der Sprache gedachtes Ding nach dem Verb (?) folgen soll (was aber gar nicht immer nothwendig ist), allemal diese Person oder dieß als Person gedachte Ding im Dativ."

Es kann nicht fehlen, daß ein Sprachlehrer es durch solche Regeln mit dem schönen Geschlechte verderben müsse, da kaum einer und der andere von dem nicht schönen Geschlechte sie richtig verstehen und leicht anwenden wird.

Prä-

Präpositionen nennt der Verf. **Verhältnißwörter**, und er hat sich ein besonderes Verdienst gemacht durch die scharfsinnige Unterscheidung dieser Verhältnißarten, nach welchen er ihre Bedeutung und die ihnen nöthigen Casus rangirt. Er nimmt aber folgende **fünf** Verhältnißarten an: 1) ein **Causalverhältniß**; 2) ein **Zeitverhältniß**; 3) ein **Raumverhältniß**; 4) ein (in Beziehung des Werthes eines Dinges) **Tauschverhältniß**; 5) ein **Modalitätsverhältniß**.

In der Vorrede sucht der Herr OCR. **Teller**, außer der vorgängigen Empfehlung des Verf. und seiner Arbeit, gelegentlich auch die möglichst zu verbreitende Einführung **der lateinischen Buchstaben in deutsche Schriften** zu empfehlen; noch darzu, da nur eben (sagt er) „einer unserer „verehrtesten Staatsmänner es **nicht unter seiner Würde** „geachtet hat, in einem von mehreren hiesigen Departements „verlangten Gutachten sie in Schutz zu nehmen“ u. s. w. Rec. gestehet, daß ihm der Ausdruck: **nicht unter seiner Würde achten**, hier in dieser Wendung an dem vortrefflichen T., der die Würde eines Gelehrten überall so männlich und brav zu behaupten wußte, etwas befremdete. Es ist ja wohl nie unter der Würde eines Staatsmannes, von Sachen Notiz zu nehmen, die zwischen Gelehrten verhandelt werden. Umgekehrt, es giebt so manchen preußischen Staats- und Geschäftsmännern eine größere Würde, daß sie die literärischen Angelegenheiten des Tages kennen und theilnehmend schätzen. Es soll nicht überall so mit Staats- und Geschäftsmännern der Fall seyn. Wenn nun aber sogar der Staatsminister in einer literarischen Frage, wie hier, ein politisches Gewicht für den gegenwärtigen preußischen Staat erblickt oder zu erblicken glaubet: so braucht man ihm das ja nicht als eine gnädige Herablassung anzurechnen.

Die Meinungen über diesen Vorschlag, wenigstens nach und nach die deutsche Druckschrift unter uns zu verdrängen, und in die lateinische umzusetzen, werden wohl getheilt seyn und bleiben. Wollte man sie **numeriren**: so erhält die lateinische Druckschrift keine Majorität. Will man sie aber **ponderiren**, so sind die beyden hauptsächlichsten Empfehlungsgründe, die vorzügliche Schönheit der lateinischen Buchstaben vor den Deutschen, und die Erleichterung für Ausländer, die unsre Sprache lernen und unsere Bücher lesen.

sen. Der erste Umstand, wenn er auch, doch nur in gewisser Maaße, zugegeben werden sollte, kommt bey einer totalen Veränderung einer Nationalgewohnheit oder eines Nationaleigenthums, wegen der anderweitigen Folgen dieser Veränderung, in keine sonderliche Betrachtung. Und in Absicht des zweyten Umstandes, dächte ich, wären wir uns selbst die Nächsten. Der Ausländer, die unsere Sprache kultiviren, sind wenige, und sie werden dazu durch Bedürfniß oder durch den Werth unserer Literatur bestimmt. Die Einladung durch das Abschaffen unserer Druckschrift ist unbedeutend für das Ganze. Dahingegen bürden wir uns und unsern sämmtlichen Nachkommen die Nothwendigkeit auf (in sofern doch nicht alle bisher deutschgedruckten Schriften lateinisch umgedruckt werden sollen oder können), entweder die nun in Abgang gekommene deutsche Schrift mit größerer Abneigung und Schwierigkeit auch zu lernen, was wir jetzt einzelnen ausländischen Individuen gutmüthig ersparen möchten, oder den großen deutschen Bücher- und Ideenvorrath aller ihrer früheren Generationen fast so gut wie ungelesen aufzugeben. Die Engländer und Holländer begonnen wenigstens den Tausch, ehe noch ihre literärische Cultur zu sonderlicher Höhe und Umfange gediehen war, wie es nun mit der unsrigen der Fall ist.

Und Rec. tritt denen bey, welche bekennen, daß bey Lichte die deutsche Schrift weniger die Augen angreife. Mag es nun der zu matt geschnittene Kegel der lateinischen Lettern machen, wie etwa in der Literaturzeitung; oder mag dazu auch das beytragen, daß zwar die lateinischen Lettern mehr in Form gerundet und geschliffen, aber dafür desto weniger für das Auge markirt sind: genug, er findet es so.

Kleines Wörterbuch, oder Erklärung solcher Wörter, die von dem gemeinen Manne oft gar nicht, oder ganz unrichtig verstanden werden. Ein Beytrag zum Schulunterrichte von Aug. Ephr. Jenichen, Prediger zu Hohennauen bey Rathenow. Leipzig, bey Crusius. 1798. 4 Bogen. gr. 8. 4 Gr.

Vor-

Vorläufig und beyläufig sey es gesagt: ein Prediger vor allen sollte sich klüglich enthalten, wie hier schon auf dem Titel geschiehet, besonders aber in seinen öffentlichen Belehrungen, etwas als für den gemeinen Mann gehöriges anzukündigen. Er scheucht ja sonst viele von seiner Belehrung zurück, die erst sich mit Hintansetzung ihrer Eigenliebe zu diesem nicht sonderlich ehrenvollen Prädikate herabwürdigen müßten. Natürlich haben wir wirklich einen gemeinen Mann; aber er läßt sich am wenigsten von seinem Prediger die Benennung gefallen, wenn er sie auch gutmüthig und bescheiden sich selbst beyzulegen, nicht scheuet; und der Ausdruck ist noch darzu viel zu schwankend und unbestimmt. Denn in den Augen der Vornehmeren, wenigstens der sehr gemeinen Männer unter ihnen, gehört ja auch der Prediger selbst zu den gemeinen Leuten. Will er aber die damit gemeinte Volksklasse bezeichnen: so giebt es ja andere weniger anstößige, und durch Verstattung von Ausnahme weniger das Ehrgefühl betastende Ausdrücke. Er nenne es: die Menge, den größern Haufen, den Unstudirten; und dann erst, sobald er etwas Unsittliches dabey als Charakter hinzugedacht haben will; aber dann auch mit Beseitigung alles Unterschiedes im Range, den Pöbel.

Herr J. glaubt, der Prediger könne in seinen Vorträgen viele Ausdrücke nicht umgehen, welche mancher Laye nicht versteht, und dabey sey es gut, in Dorfschulen von einem solchen Wörterbuche, wie das seinige, Gebrauch zu machen, um die Jugend daran zu gewöhnen. Alsdann könne auch sein Buch zugleich zu einem moralischen Unterrichte dienen, weil er seine Erklärungen meistens durch praktische Beyspiele erläutert habe. Diese Verbindung zweyer sehr verschiedener Absichten gedeihet selten, und hat auch hier nichts für sich. Ueberhaupt ein Schulbuch kann es nicht werden: denn Kindern müssen solche Ausdrücke gelegentlich, da wo sie in einem bestimmten Zusammenhange vorkommen, erläutert werden. Aber Schullehrer mögen es als ein Probestück brauchen können. Und auch dazu ist es fast zu mager, zu unvollständig, zu unlogisch.

Zum Belege und zur Probe diene hier der Buchstabe A. Es sind auf 5 Seiten folgende Ausdrücke erklärt:

Aberglaube (soll darin bestehn, daß man zu viel glaubet: eine Definition, die zu weit ist; sie paßt auf alle Art von Leichtgläubigkeit; ein überhaupt sehr dürftiger Artikel); abnehmen (für: urtheilen, erkennen); Absicht, absichtlich; absprechen; abzielen; abzwecken; Aergerniß; Affect (soll eine Gemüthsbewegung oder eine sinnliche Begierde seyn; also wäre Appetit oder Eßlust ein Affect); Anlage (bedeutet Fähigkeit: wer erklärt nun wieder dem so Sprachunkundigen, was Fähigkeit sey?); sich anmaaßen; anschaulich und anschauend; Anspruch; Anstrich; anzetteln; Aufklärung; aufopfern; Aufschluß; Auftritt; Augenmerk; ausbilden; Aussicht; Ausschweifung.

Zur Probe der Ausführung stehe hier der letzte Artikel:

„Ausschweifung, bed. 1. eine unordentliche, lasterhafte Handlung, besonders wenn man sich betrinkt, die Nacht hindurch schwärmt, Unzucht treibt. „Solche Ausschweifungen" (— dieß soll also der moralische Unterricht oder die Nutzanwendung seyn —) „zerstören die Gesundheit des Leibes und der Seele. 2. „bed. Ausschweifung eine Abweichung von der abzuhandelnden Sache. Wenn jemand in einer Rede auf „etwas kommt, das nicht eigentlich zu der Hauptsache „gehört, die er vorträgt: so ist das eine Ausschweifung; die aber oft sehr nützlich ist."

Was für ausschweifende Leute sind nicht oft unsre Schriftsteller und Journalisten!

Fwb.

P. Bernhard Stocker (s), Archivars und Bibliothekars an dem Benediktinerstifte zum heil. Kreuze in Donauwerd, diplomatische Erklärung altdeutscher Wörter vom 12ten bis in das 17te Jahrhundert. Donauwerd, bey Singer. 1798. 299 Seit. 8.

Eine

Eine diplomatiſche Erklärung iſt eigentlich eine Auslegung der Wörter durch Gegeneinanderhaltung des Zuſammenhangs, in welchem ein Wort in einer oder mehrern Urkunden vorkommt. Daß der Verf. ſeine Sprachunterſuchungen auf dieſem Wege unternommen habe, iſt nicht zu zweifeln, und erhellet aus dem Werkchen ſelbſt; allein da nirgends eine Urkunde, nirgends eine alte Schrift, worin die bemerkten alten Wörter vorkommen, angezeigt iſt: ſo müſſen wir ihm einſtweilen bloß auf ſein Wort hier glauben, daß das, was er uns giebt, diplomatiſche Erklärungen ſeyen. So wäre es z. B. wohl zu wünſchen, daß Herr S. angeführt hätte, wo er Agapemaid in der Bedeutung Beyſchläferinn, Auiſien, einmal im Jahre, Bibliothek, die heil. Schrift des A. und N. Teſtaments, Bund, Punkt, Cäſar, Thurmwächter, Deſchibrieren, als Erbe ausſtreichen, Ferch in den ſich widerſprechenden Bedeutungen Seele, Körper, Blut, Leben, Tod, durchnachtlichen, frey, beigen, haben, u. a. m. angetroffen habe. Bey der Kürze, deren ſich der Verf. nach ſeinem Plan befliſſigen wollte, hätte er billig lateiniſche und griechiſche in ihrer gewöhnlichen Bedeutung genommene Wörter, als Adept, Chirograph, Depoſition, Deſpot, Diplomatik, Diplomatiker, das noch dazu irrig erklärt iſt, u. dergl. m. Adam, und vorzüglich eine Menge ſolcher Wörter weglaſſen ſollen, die nie ganz veraltet, oder wenigſtens ſeit dreyßig bis funfzig Jahren, ſeit Haller und Klopſtock, wieder eingeführt worden ſind; z. B. Abndung, Allgemach, Alliami, Anbeginn, Anfang, Anger, Antlitz, Beginnen, Berüchtigt, es daucht, Fittich, Fladen, Flük, Froloken, Fronen, Gefilde, Geflügel, geflügelt, Gewäſche, Glaze, und noch unzählich viel andere. Manche kommen häufiger in einer andern Bedeutung vor, als in der angeführten, z. B. Ehrſchatz, das durch Geſchenk Trankgeld erklärt iſt, wird öfters ſtatt laudemium gebraucht. Bisweilen ſcheint uns die Erklärung unrichtig zu ſeyn. Fürſtſchilling z. B. heißt wohl nicht eine, wie ſich unſer der deutſchen Sprache nicht ſehr mächtige Verf. ausdrückt, einem Fürſten zu entrichten ſchuldige jährliche Abgabe: ſondern Steuer oder Abgabe von einem Hauſe; denn Fürſt bedeutet, wie kurz vorher auch richtig angegeben iſt, den Rauchfang, den Gipfel des Hauſes; das Wort iſt alſo eben ſo viel, als die öfters vorkommenden Benennungen Feuergeld, Rauchpfennig, Rauchſteuer.

Hier und da scheint sich Herr S. durch Druckfehler haben verleiten zu lassen, z. B. mit flechten Worten, das er unter F gesetzt hat, da es doch wohl da, wo er es gefunden hat, irrig statt mit schlechten Worten gesetzt ist. Gesellschaft leisten mag er auch gefunden haben; aber es war gleichfalls ein Druckfehler statt Geiselschaft leisten. Manchmal ist ein unbekanntes Wort durch ein noch unbekannteres erklärt, z. B. Güke durch Stanizl. Sollte Hauskummeter wirklich einen Hausmeister bedeuten? Rec. erinnert sich diesen Namen in Urkunden öfters statt Hauscommandeur (Hauscommenthur) oder Kommandeur in einem Deutschordenhause gefunden zu haben. — Dieser Bemerkungen ungeachtet verdient dennoch der Verf. seines Fleißes wegen Lob, und das Buch seiner Brauchbarkeit und Wohlfeilheit wegen Empfehlung. — Rec. hat sich eine Menge Wörter angestrichen, die er, mit hoher Vergünstigung der Wortschaumeister unsrer vaterländischen Sprache, zu freundlicher Aufnahme empfehlen möchte; hiervon nur einige: Aerßten, sich weigern (jemand hat rükarschen, eine treue Uebersetzung von reculer, vorgeschlagen; hier ist ein schon gebrauchtes, und, da seine unreine Abkunft etwas verhüllt ist, anständigeres Wort), Anfeilen, feil bieten, Angstmann, ein Schergе, Anstieren, stierisch ins Gesicht sehen, Argwilligen, bösen Gemüthes seyn, Dünnen, dünner werden, Entsinnt, der Sinne beraubt, Ehrwürdigen, zu Würden erheben, Fromkeitler, ein Gleisner, Heerleiter, Hauptmann (oder lieber statt General en Chef), Fürbtrechtig oder besser Vorträchtig, der zu besserm Wohlstand, zu höhern Ehren zu gelangen sich bestrebt, Haarhaube, Perücke, u. s. w.

Gm.

Erziehungsschriften.

Anweisung für Schullehrer auf dem Lande zu pflichtmäßiger Verwaltung ihres Amts, von Theodor Gotthold Thienemann. Leipzig, bey Crusius. 1798. 162 S. 8. 12 Gr.

Gleich

Gleich in der Vorrede finden wir eine Vertheidigung der alten, in manchen Schulen eingeführten Schulbücher. Sie werden mit einer schlechten Feder verglichen, womit es eine größere Kunst ist, gut zu schreiben, als mit einer guten. Aber kein Mensch wird sich beym Schreiben mit einer schlechten Feder quälen, wenn er eine bessere haben kann. Es mag freylich die Klugheit erfordern, an manchen Orten noch die alten Schulbücher, die alten Fabeln mit dem Kükerükü, und die alten unsinnigen Evangelienbücher beyzubehalten. Allein so lange der Schullehrer noch diese Bücher erklären und lehren soll, und keine bessere und zweckmäßigere Schulbücher wählen darf: so lange wird wahrlich aus der Verbesserung der Schulen nicht viel Kluges herauskommen.

Der Titel dieses Buchs sollte heißen: Anleitung für einen Lehrer, wornach er die Schullehrer auf dem Lande zu ihrem Amte vorbereiten kann. Denn die Schullehrer können die kurze gedrängte Schreibart in lauter Paragraphen, fast ohne alle hinzugefügte Exempel, nicht verstehen. S. 11 heißt es: die Kinder sollen nichts lesen, was sie nicht verstehen; und doch sollen sie, nach dem Verf., die Bibel lesen. Man wird also hier eine große Auswahl treffen, oder das Lesen alle Augenblicke mit Erklärungen unterbrechen müssen. Die Kinder sollten also nicht eher in der Bibel lesen, als bis sie aus andern Büchern, welche sie verstehen, erst ganz fertig haben lesen lernen. Ueberhaupt gehört die hier gegebene Anweisung zum Lesenlehren gar nicht für Landschullehrer, wornach sie ihre Kinder sollen lesen lehren; denn diese werden die Regeln, wie man mit Nachdruck lesen, einer jeden Sylbe, einem jeden Worte seinen rechten Ton, Werth und Haltung geben soll, niemals begreifen. Und es ist auch diese gar zu große Regelmäßigkeit im Lesen für sie nicht nöthig. S. 31 wird unter den Lehren des Christenthums, die ein Lehrer seinen Kindern vortragen soll, auch die kirchliche Lehre von dem ursprünglichen Verderben der Menschen genannt. Rec. ist der Meinung, daß man Kindern von diesem ursprünglichen Verderben, in sofern es eine angeborne Neigung zum Bösen seyn soll, gar nichts sage, weil sie damit nachher, wenn sie erwachsen sind, alle ihre böse Thaten zu entschuldigen pflegen und glauben, daß nicht sie, sondern das natürliche Verderben an ihrer Bosheit schuld sind. Ein solches angebornes Verderben ist ja aber auch allen vernünf-

tigen Begriffen von der Güte und Gerechtigkeit Gottes zuwider. Eine angeborne Sinnlichkeit, die nothwendig zum Menschen gehöret, bringt der Mensch wohl mit auf die Welt, die in der Kindheit freylich oft übel genug geleitet, und bey allen Menschen in der unverständigen Jugendzeit sehr stark wird; die wir aber nachher durch Vernunft beherrschen können, und die uns Jesus beherrschen gelehrt hat. Nach S. 32 soll in den mehresten Lehren des christlichen Glaubens, entweder die Wahrheit, die darin enthalten ist, nicht begriffen; oder der Grund, warum es mit ihr so bewandt ist, nicht eingesehen werden können. Und darum nun soll man bey Kindern auf das blose Glauben dringen. Was soll denn ein solches Christenthum dem Menschen nützen, wenn er die Wahrheit selbst und den Grund, warum es wahr ist, nicht begreifen kann? Paulus fordert ja selbst, daß die Christen bereit seyn sollen zur Verantwortung gegen jedermann, der Grund fordert der Hoffnung, die in uns ist. Gott behüte alle Kinder und alle Menschen vor einem so unverständigen, unbegreiflichen Christenthum. S. 87 sollen die Kinder auch unterrichtet werden von der Taufe und dem Abendmahle, als wundersamen Mitteln, tugendhafte Gesinnungen zu erwecken. Das klingt zu gewaltig orthodox. Was für wundersame Wirkungen mag doch wohl der Verf. von der Taufe und dem Abendmahl erwarten, wenn die moralischen durch eigene Schuld verhindert werden? Noch eine schöne Stelle über den Tod Jesu finden wir S. 37: „die Versicherung, welche der Tod Jesu in sich schließt, daß Gott dem Fehlenden, aber auf dem Wege der Besserung begriffenen Menschen Barmherzigkeit wiederfahren lassen, und die an ihm noch rückständigen Mängel auf eine, die Einsichten des Menschen übersteigende Weise ergänzen könne und wolle, kann kaum als unentbehrlich genug vorgestellt werden.“ Also Gott wird wunderbarer Weise mir die noch fehlende Tugend schenken, und die noch zu hebenden Mängel abschaffen und ergänzen, ohne daß ich nöthig habe, etwas dabey zu thun. Eine schöne Lehre, die den trägen Christen schon zum Fleiß in der Heiligung ermuntern kann. S. 39 kommt der Verf. wieder etwas auf den rechten Weg. Der Lehrer, sagt er, soll die unbegreiflichen Lehren nur den Worten nach bekannt machen, ohne sie zu erklären (?); er soll auch bey solchen Lehren, die keinen Einfluß aufs Leben haben, nicht lange verweilen. Er lasse solche Lehren lieber gar im Unterrichte weg.

Denn

Denn Jesu Lehre ist nur Wahrheit zur Gottseligkeit. Nach S. 94 sollen die Kinder von allen Lehren Grund angeben können, um dem Unglauben zu begegnen, und nach S. 32 waren die meisten Lehren und die Gründe ihrer Wahrheit unbegreiflich, und sollten bloß geglaubt werden.

Die ganze Anleitung ist gar nicht dazu geeignet, Schullehrer zu unterrichten, wie sie ihr Amt, in Absicht des Unterrichts in der Religion, verwalten sollen. Schon der Landprediger würde sehr unrecht thun, wenn er von der Religion das alles lehren wollte, was hier als nothwendig angegeben wird: was soll nun der arme Schulmeister damit anfangen, um Landkinder zu unterrichten? Es ist übrigens in dieser Anleitung nichts ausgelassen worden, was den ganzen Dienst des Landschullehrers und alle seine Geschäfte in und außer der Schule betrifft. Und es ist nicht zu läugnen, daß mancherley gute Anweisungen vorkommen, die, wenn sie befolgt werden, dem Schullehrer zu einer nützlichen Führung seines Amts dienlich werden können. Nur ist es ganz nothwendig, daß ein verständiger Lehrer diese hier gegebenen Regeln den Schullehrern erkläre, und mit den nöthigen Beyspielen erläutere, weil sie sonst denselben zum Theil ganz unverständlich und unbrauchbar seyn würden.

Bh.

Der Landschullehrer. Herausgegeben von Christoph Ferdinand Moser, Pfarrer zu Herbrechtingen, und M. Christian Friedrich Wittich, Pfarrer zu Wittershausen. Ersten Bandes viertes Stück. Ulm, in der Wohlerschen Buchhandlung. 1798. 7 Bog. 8. 8 gr.

Dieses Stück enthält folgende Aufsätze. 1) Zwey Reden, gehalten bey der Schulmeisterskonferenz in Hundersingen, den 9ten November 1797, von M. Wittich, Pfarrer. 2) Erste Sammlung vermischter Fragen an Kinder zur Uebung im Nachdenken, als ein Zwischengeschäft, von Herrn Völter. Wir finden diese Uebungen ganz zweckmäßig. 3) Herzliche Ermahnungen eines Landpredigers an die Schüler seines

Orts, von verschiedenem Inhalte. Von Herrn Pfr. M. Wittich. Wir wünschten, daß in diesen Ermahnungen der Ton weniger frömmlend, und die Begriffe aufgeklärter wären. Nur ein paar Zeilen zur Rechtfertigung dieses Wunsches, S. 280: „Du bist durch Jesu Blut zu seinem Eigenthum erkauft, und also nicht dein eigner Herr. Nimm nun das zu Herzen, mein Kind! Und da du durch Muthwillen, Ungehorsam, Eigensinn und Jugendlüste vermuthlich schon aus deiner Taufgnade herausgefallen bist: so kehre wieder um, und gieb deinem getreuen Schöpfer, Erlöser und Tröster dein Herz, Leib und Seele, und alles, was du hast, aufs neue hin.“ Wenn der Verf. über den Inhalt dieser Zeilen nicht unfähige Kinder sokratisch befragen wollte: so würde er bald einsehen, daß in dieser Ermahnung Ausdrücke vorkommen, welche Kinder nicht verstehen, und die vielleicht wohl im theologischen System, aber nicht in der Religion, einen verständigen und fruchtbaren Sinn haben. 4) Einige Poesien für Kinder auf dem Lande, von Herrn Pfr. M. Wittich. 5) Bitte eines Schullehrers an alle gute Katecheten Wirtembergs, von Herrn Völter. Diese gerechte Bitte verlangt eine katechetische Erklärung der lehrreichsten und wichtigsten Lieder des neuen Wirtembergischen Gesangbuchs. 6) Vorschläge, das Lesen leicht und richtig zu lehren, von Herrn Pfr und Professor Schmid in Ulm. Diese Vorschläge finden wir der Natur des ersten Unterrichts ganz angemessen: auch sind sie, wie uns der Verf. versichert, durch die Erfahrung erprobt. 7) Einige Bemerkungen für angehende Orgelspieler. Aus Georg Friedrich Wolfs, hochgräfl. Stolberg-Stolbergischen Kapellmeisters, Unterricht im Klavierspielen, ausgezogen von Herrn Völter. 8) Ein Beyspiel von kollegialischer Unterstützung in der Schulzucht, von Herrn Völter. Nachahmungswürdig. 9) Historische Nachrichten. Die zwote Preisfrage für die deutschen Schullehrer im Herzogthum Wirtemberg, welche von dem herzoglichen Synodus zur Beantwortung vorgelegt wurde, war: **Welches sind die sichersten Mittel, durch welche eine vernünftige und zweckmäßige Schulzucht bewirkt werden kann?** Ein und sechzig Preisschriften liefen hierüber ein, wovon die erste Prämie von fünf Dukaten, Herr **Gottlieb Heinrich Laib** von Holzgerlingen, der Zeit Privatlehrer und Gehülfe eines Schriftstellers in Strasburg, erhielt. Die zweyte von drey Dukaten wurde dem Herrn Jakob

Frie-

Friedrich Freisinger, Knabenschulmeister in Waiblingen zuerkannt; und die dritte von zwey Dukaten erhielt Herr Johann Matthäus Gneiting, Schulmeister in Zell in der Göppinger Diöcese. Für das Jahr 1798 ist die ausgesetzte Preisfrage: Wie lernt der Lehrer seine Schüler kennen, um einen jeden nach seiner individuellen Beschaffenheit im Unterrichte und in der Zucht zweckmäßig behandeln zu können? — Markgräflich Badische Verordnung wegen der Sontagsschulen. — Herzoglich Wirtembergische General-Synodal-Verordnungen das Schulwesen betreffend, vom 25sten März 1798, vorzüglich wegen der Schulmeisters-Wittwenkassen, und der Schulmeisterskonferenzen. — Nachricht von einer am 20sten September 1798 unter der Direktion des Herrn Pfr. Mosers zu Herbrechtingen abgehaltenen Landschullehrerkonferenz. 10) Schulanekdoten, von Herrn Völter. — Diese Anzeige mag unsere Leser hinlänglich überzeugen, daß der Landschullehrer auf der angetretenen Bahn unverrückt fortgehe, und sich mit jedem neuen Stück um das deutsche Schul- und Erziehungswesen verdienter mache.

Anweisung zur guten Kinderzucht für den Bürger und Landmann. Von P. Kolumban Reiß, des V. öster. Benedictinerstifts St. Trupert Kapitularen und wirklichem Pfarrer in Krotzingen. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg, bey Rieger. 1799. 18 Bog. 8.

Diese Anweisung zur guten Kinderzucht besteht dem größten Theile nach aus einer Anweisung zum Religionsunterricht für Kinder; obgleich hin und wieder auch auf die Kinderzucht überhaupt, und nicht bloß auf den Theil derselben, den Religionsunterricht, Rücksicht genommen ist. Wir finden diese Anweisung ganz zweckmäßig, und wünschen nur, daß sie auch von denen, für welche sie geschrieben ist, benutzt werden möge.

De.

1. Materialien für den Unterricht in den allgemein nothwendigen Kenntnissen, von G. Suhr. Erster Band zweyte Abtheilung. Anatomisch-physiologische Kenntniß des Menschenkörpers. Lübeck und Leipzig, bey Bohn. 1797. XXXXIV u. 303 S. 1 Rf.

Auch unter dem Titel:

Anatomisch-physiologische Kenntniß des Menschenkörpers, von G. Suhr. Zweyte Abtheilung. Zum Unterrichte für nicht studierte Lehrer und Erzieher der Jugend.

2. Musterzeichnungen, zur Uebung für die Jugend in Bürgerschulen. Gezeichnet von G. J. Vieth, gestochen unter D. Bergers Aufsicht, herausgeg. von C. P. Funke. Drittes Heft. Berlin, bey Voß. 1797. 14 M.

Der Inhalt von Nr. 1. ist VI. Nervensystem. Das Gehirn; das verlängerte Mark; das Rückenmark und die nervenkrankhaften Erscheinungen an diesen Theilen. VII. Aeusserer Sinn; seine verschiedenen Arten und organischen Verrichtungen. A. Objektive Sinnesarten. 1) Das Fühlen. 2) Das Gesicht. Krankhafte Erscheinungen an den zum Organ des Gesichts gehörigen Theilen. 3) Das Gehör, das Hören. Krankhafte Erscheinungen an den Theilen des Gehörorgans. B. Subjektive Sinnesarten. 4) Das Schmecken, der Geschmack. Krankhafte Erscheinungen an den Theilen des Geschmackorgans. 5) Das Riechen, der Geruch. Krankhafte Erscheinungen an den Theilen des Geruchorgans.

Ob die Eintheilung in objektive und subjektive Sinnesarten zulässig, nöthig und nützlich sey, ließe sich wohl bezweifeln. Der Verf. versteht unter objektiven Sinnesarten diejenigen, wo die Anschauung überwiegend ist; unter subjektiven hingegen die, in welchen die Empfindung das Uebergewicht behält. — Uebrigens bezieht sich Rec. auf seine An-

Anzeige der ersten Abtheilung. — In der Vorrede vertheidigt sich der Verf. gegen die Beurtheilung seiner Schrift in der Jenaer A. L. Z. Die Kritik sowohl als die Antikritik sind Muster, wie Wahrheit suchende Männer streiten müssen.

Nr. 2. Dieses Heft liefert auf sechs Tafeln die Aufrisse, Grundrisse, Profile u. s. w. einer Montgolfiere, einer Windmühle, einer Schiffmühle, eines sogenannten Herrnhuterofens, und eines Stuhls im jetzigen Geschmack. Es ist sehr zu wünschen, daß dieses nützliche Unternehmen ungehinderten Fortgang habe.

Kz.

Lesematerialien zum Gebrauch für Schulen. Zweytes Bändchen. Leipzig, bey Fleischer d. jüng. 1797. 196 S. 8. 16 gr.

Die Einrichtung dieses zweyten Bändchens der Lesematerialien, worin der Herausgeber fortfährt, mannichfaltigen Stoff für die Unterhaltung und Geistesbildung der Jugend zu sammeln, ist dieselbe wie in dem ersten Bändchen, welches in dieser Bibliothek (XXXI. Bds 1. St. S. 253) recensiret worden. Man findet hier: des Herrn von Saussüre Reise auf den Montblanc; einen aus dem chemischen Wörterbuche des Herrn Maquer ausgehobenen Artikel über die Verbrennlichkeit des Diamanten; eine Naturgeschichte der Eulen, des Uhu und der Katze; der Hirtenknabe; Tobias Witt; Solon und Krösus; seltene Gewissenhaftigkeit; die belohnte Ehrlichkeit; Großmuth und kindliche Liebe; Anekdoten, achtzehn an der Zahl; Fabeln, nämlich der Rangstreit der Thiere in vier Fabeln; die Eiche und das Schwein; der Esel und das Jagdpferd; der Wolf auf dem Todtbette, u. a. m. Den Beschluß macht als Anhang eine Sammlung von sechzehn Gedichten.

Gegen die Wahl der Aufsätze in dieser Sammlung ließe sich vorzüglich dieses erinnern: daß Erzählungen aus der Naturgeschichte, so wie sie hier vorgetragen worden sind, für junge Leute, welche schon in Aufsätzen wie z. B. des Herrn von Saussüre Reise auf den Montblanc, und Maquer über die

die Verbrennlichkeit des Diamanten belehrende Unterhaltungen finden, und daran Interesse nehmen können, viel zu langweilig und ermüdend seyn dürften. Da auch Erzählungen der Art, wie z. B. der Hirtenknabe, fast in allen jugendlichen Unterhaltungsschriften und beynahe in allen zum Unterrichte in der französischen und englischen Sprache bestimmten Chrestomathien vorkommen: so hätten hier wohl andere dafür aufgenommen werden mögen, die minder allgemein bekannt sind. Durch mehr Rücksicht auf eine paßlichere Wahl der Aufsätze würde der Herausgeber bey der Fortsetzung dieser Arbeit gewiß seine gute Absicht besser erreicht sehen. Auch müßte sich diese Auswahl auf die etwa mitzutheilenden Anekdoten, Fabeln und Gedichte vorzüglich mit erstrecken; denn jene haben zum Theil kärglichen Reiz und geringen Werth, und unter diesen sind die meisten fast in allen Kinderschriften zu finden.

V.

Kleine Vorschriften zum Gebrauch für Anfänger im Schreiben. Breslau, Hirschberg, Lissa in Südpreussen, bey Korn dem ält. 1798. 17 Querquartblätter.

Vorschriften zum Schönschreiben in deutscher, lateinischer, französischer, griechischer und hebräischer Sprache. Ebendaselbst. 1798. 17 Querquartblätter.

Rec. hat schon bey andern ähnlichen Gelegenheiten in der N. A. D. B. bemerkt, daß unsere meisten Kalligraphen weder von dem Schönen noch Zweckmäßigen immer die gehörigen Begriffe haben. Durchaus nicht alles, was in lange Winkel und Buchten ausläuft, ist kalligraphisch schön, und nicht alles für diesen oder jenen Lehrling passend, was künstlich gezogen, mühsam gebildet, und schattirt ist. Mögen auch gleich diese kleinern sowohl, als größern Musterschriften etwas ins Auge fallen: so werden sie doch, genau untersucht, wohl schwerlich auf Schönheit, ja nicht einmal durchaus auf Regelmäßigkeit Anspruch machen können. Jener sind z. B.

die

die allzulangen Winkel und Erdzungen in den großen Buchstaben A, B, C, E, H, T, die altväterischen M, N, die allzuweit unter die Linie herabgezogenen b u. d. g. entgegen. Gegen kalligraphische Regelmäßigkeit aber ist das auf der Linie nicht verbundene und also kein n bildende f, so wie das b, welches auch am Ende, als stünde es in der Mitte des Worts, von unten wieder bis auf die Linie heraufgezogen wird, und sich also nicht mit einem kleinen Bogen in einem Punkte endigt. In allen diesen Stücken ist noch immer die Weberische Vorschrift musterhaft, obgleich sie schon zu einer Zeit herauskam, wo man über kalligraphische Schönheit noch nicht so zu philosophiren gewohnt war; sondern den gothischen Geschmack in der graphischen Kunst noch für Schönheit hielt. Die Köppelschen Vorschriften zeigen schon weit mehr von kalligraphischer Aesthetik.

Auch die in der zweyten Sammlung aufgestellte Kanzleyschrift kann wegen der in den n, m, r allzuhäufig angebrachten Ecken; besonders aber wegen der abscheulichen Ringelschwänze, die meistens von den r, y, b, ch, ß herabhängen, nicht auf eigentliche Schönheit Anspruch machen. Und dann wozu hier die mühsame Fraktur? Diese braucht man höchstens noch in unsern Kanzleyen, und auch dort nur selten. Für den größten Theil unserer Jugend ist sie wahrlich ganz überflüssig. Wenn sich unsere Schreibkünstler vor der Herausgabe ihrer Werke doch nur erst bey erfahrenen Erziehern Rath holen möchten, wenn sie sogar als griechische und hebräische Kalligraphen auftreten wollen, damit sie nicht in Gefahr geriethen, z. E. dem Vau die Gestalt des Dalet zu geben. In der griechischen Schrift müssen durchaus alle Schnörkel und Schneckenläufe wegfallen, wenn dieselbe schön seyn soll. Die neue Göschensche griechische Schrift kann jeden griechischen Kunstschreiber durch das Anschauen hierüber belehren.

Hlr.

Kriegswissenschaft.

Mélanges Militaires, Littéraires et Sentimentaires. *Tome V.*; contenant les Mémoires sur les Campagnes

pagnes faites en Hongrie, au Service de l' Empereur, par le Comte de Bussy Rabutin etc. avec des Notes. MDCCXCV. A mon refuge sur le Leopoldberg près de Vienne, et se vend à Dresde, chez les frères Walther. 159 S. *T. VI—VII.* 160, 226 S. *T. X.* 129 S. kl. 8. 1 Rl. 4 Gr.

Im fünften Theile der Mélanges u. s. w. errichtet der Prinz von Ligne dem Grafen Bussy-Rabutin, einem Kriegsmanne, der sich zu Ende des vorigen, und zu Anfange des jetzigen Jahrhunderts in den kaiserlichen Armeen, durch Tapferkeit und Einsicht, vorzüglich auszeichnete, und den man mit dem gleichen Namen führenden, kriechenden Höflinge Ludwigs XIV. nicht verwechseln muß, — ein ehrenvolles Denkmal. Der erlauchte Verf. hat die Materialien zu diesen Memoirs aus der Bibliothek des Fürsten Joseph Wenzel von Lichtenstein erhalten. Sie enthalten indessen keine eigentlichen Aufklärungen über die Geschichte der Kriege, welche das Haus Oesterreich in den damaligen Zeiten geführt hat; und werden überhaupt nur demjenigen Leser einigen Nutzen gewähren, der die Kriegsgeschichte zu Ende des vorigen, und zu Anfange des jetzigen Jahrhunderts völlig inne hat, weil nur ein solcher Leser im Stande seyn wird, die Begebenheiten, welchen der Graf von Bussy-Rabutin beygewohnt hat, in die chronologische Ordnung der Dinge, in welche sie gehören, einrücken zu lassen, und mithin beständig, während der Lektüre, ein vollständiges Bild vor den Augen zu haben. Für minder unterrichtete Leser werden diese Memoirs wenig Nutzen haben. Denn diese werden — wenn sie das Buch durchgelesen — einzelne, leicht zu vergessende Facta im Kopfe haben, die ihrem Geiste keinen Stoff zum Nachdenken übrig lassen. — Mit Vergnügen liest man die hier und da eingestreuten Noten des Prinzen von Ligne, weil man in diesen überall den Geist dieses Mannes findet.

Der 5te Theil der Schriften des Prinzen von Ligne enthält: 1) Mémoires sur la guerre des Turcs depuis 1736 jusqu'en 1739, vom welchem Aufsatze der Herr Vf. selbst sagt, daß er ihn auf der Reise von Petersburg zu der im Felde gegen die Türken stehenden russischen Armee verfer-

tiget

tiget habe. Nun weiß man, daß man bey dergleichen Gelegenheiten mit großer Geschwindigkeit und Flüchtigkeit zu reisen pflegt.

2) Mémoires sur les deux Maréchaux de Lascy, Vater und Sohn; wovon man das, was letztern, den k. k. Feldmarschall Gr. von Lascy betrifft, in dem ersten Band der militärischen Monatsschrift findet, welche in den J. 1785, 1786 und 1787 bey Unger in Berlin erschienen, durch den Marsch preußischer Truppen nach Holland, wobey sich der Herausgeber, der damalige Hauptmann von Maßenbach, befand, unterbrochen und seit der Zeit nicht mehr fortgesetzt worden ist. M. s. in dem ersten Stück dieser Monatsschrift das Schreiben eines österreichischen Officiers an einen seiner Freunde in sächsischen Diensten, u. s. w., S. 42.

3) Mémoire sur le Roi de Prusse, Fréderic II. — Die Verehrer des großen Königes kennen diese Denkschrift aus dem zweyten Heft der von Herrn Friedrich Nikolai herausgegebenen Anekdoten u. s. w.

Der 7te Theil enthält die allgemein bekannte Instruktion, welche König Friedrich II. seinen Husaren-Officiers bey dem Ausbruch des Krieges 1778 ertheilte, und welche Instruktion man in der Säbeltasche eines gefangenen preußischen Husaren-Officiers gefunden haben will. — Ferner enthält dieser Band eine Sammlung von Briefen, welche der Prinz von Ligne, während seines Aufenthalts bey der russischen Armee im Jahre 1788 an einen seiner Freunde geschrieben, und in welchen man, wie im sechsten Briefe, taktische Vorschläge findet, wie man sich in einem Kriege mit den Türken besser, als in den jetzt üblichen Quarre's bewegen könne. Wir müssen indessen diese Vorschläge dahin gestellt seyn lassen, weil man sich, ohne Figuren, darüber nicht deutlich erklären kann.

Der achte und neunte Theil dieser Mélanges u. s. w. gehört nicht in das Fach eines militärischen Recensenten. Denn diese beyde Theile enthalten Coup d' oeil sur Beloeil et sur une grande partie des Jardins de l' Europe.

Der 10te Theil enthält eine Rede über den Soldatenstand; ein Gespräch im Reiche der Todten, worin Heinrich der IV., Ludwig der XIV. und andere große und kleine Herren auftreten; eine Leichenrede; eine Anrede an die Soldaten

daten eines Wallonischen Regiments, und mehrere Briefe, Denkschriften und Prophezeyhungen; die aber alle nicht in die Sphäre eines militärischen Recensenten gehören. Die Rede über den Soldatenstand ist aus der Feder des Herrn Verf. geflossen, als er noch Jüngling war; und ein sehr mittelmäßiges Produkt. In dem Gespräche im Reiche der Todten sprechen König Heinrich und Ludwig XIV. so mit einander, wie öfters in Dorfschenken Leute von der niedrigsten Geburt sich auszudrücken pflegen. Der Großvater schimpft weidlich auf den Enkel loß.

Der eilfte Theil, welcher Briefe an die engelschöne Eulalia enthält; der zwölfte und dreyzehnte Theil dieser Mélanges, welche der erlauchte Verf. Mes écarts ou ma Tête en liberté, et mélange ou essai *très négligé* de plusieurs genres de poëlies selbst zu benennen beliebt hat, — gehören nicht in unsern Kram. Pdz.

Beschreibung der Festung Mantua und gedrängte Erzählung der daselbst vorgefallenen kriegerischen Ereignisse bis zur Uebergabe an die Franken. Zweyte vermehrte Auflage. Frankfurt am Main. (Ohne Jahreszahl.) In der Behrensschen Buchh. 15 S. 4. 9 K.

Die erste Auflage dieses Werkchens ist uns nicht zu Gesicht gekommen. Wir können also nicht sagen, um wieviel diese zweyte Auflage ist vermehrt worden. Es befinden sich bey dieser Auflage:

1) Der Grundriß der Stadt und Festung Mantua.

2) Die Gegend von Mantua, mit dem Grundrisse auf einer Platte.

3) Eine Ansicht von Mantua gegen Nordosten. — Alle drey sehr mittelmäßig. — Daß man in dieser Schrift keine militärischen Raisonnements über die wichtigen Beziehungen dieser Festung finde, versteht sich von selbst. Uebrigens wiederholt sie das niedliche Mährchen von Buonaparte's Gespräch mit dem österreichischen General auf dem Schlachtfelde bey Rivoli, während dessen die französische Kavallerie den österreichischen linken Flügel umgangen haben soll. — Was doch die Leutchen sich für einen Begriff von einem Gefechte — von einer Schlacht — machen mögen! Js.

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Sieben und vierzigsten Bandes Erstes Stück.

Viertes Heft.

Intelligenzblatt, No. 42. 1799.

Geschichte.

K. E. Mangelsdorff's, der Geschichte, Beredtsamkeit und Dichtkunst öffentl. ordentl. Professors an der Königl. Universität zu Königsberg in Preussen, Hausbedarf aus der allgemeinen Geschichte der alten Welt, für seine Kinder und für andere von zwölf bis funfzehn Jahren, allenfalls auch etwas darüber. Dritter Theil. Halle und Leipzig, bey Ruff, 1796. 386 S. 8. Nebst einer Wiederholungstafel des fünften Zeitraums, auf einem Foliobogen. — Vierter Theil. 1797. 356 S. Nebst einer Wiederholungstafel des sechsten Zeitraums, auf ½ Bogen. — Fünfter Theil. 1797. mit dem Bildniß des Verfassers, 226 S. Nebst anderthalb Bogen Tabelle. 3 Rf.

K. E. Mangelsdorff's — kleiner Hausbedarf aus der allgemeinen Geschichte der alten Welt. Ein Lehr- und Lesebuch zum allerunbedenklichsten Schul- und Familiengebrauch, für Kinder von zwölf bis funfzehn Jahren; ein dem angegebenen Zwecke gemäß bearbeiteter Auszug aus desselben Verfas-

sers größerm gleichnahmigen Buche. Halle und Leipzig, bey Ruff. 1797. 396 S. 8. 1 Rf. 4 gr.

Mit dem fünften Theil hat der Verf. das größere Werk geschlossen, indem er mit dem Jahr 476 zum Ende seiner sechsten Periode der alten Weltgeschichte gekommen ist. Manche Leser dürften vielleicht denken, daß fünf solche Theile über die alte Welt für Kinder eine zu reichliche Nahrung wären; allein sie müssen bedenken, daß es mehr als eine Art von Hausbedarf giebt; auch hat Hr. M. allerdings ein nützliches und angenehmes Buch geschrieben. Im dritten Theil beschreibt er die Geschichte des fünften Zeitraums vom J. 3838 — 3983. Daß römische Staats- und Kriegsgeschichte hier den größten Platz einnehme, versteht sich von selbst; doch ist auch die Sitten- und Gelehrtengeschichte dieser Nation keineswegs aus der Acht gelassen worden. Die unterhaltende Manier des Verf. ist schon aus den ersten Theilen bekannt; bey diesen wollen wir nur einige Beyspiele und Stellen, wo wir etwas zu bemerken finden, mittheilen. Ueberhaupt vermissen wir immer noch eine auf jeder Seite fortgehende und bestimmt bey einzelnen Begebenheiten angegebene Zeitrechnung, so wie auch damit verbundene Inhaltsanzeigen: zweyerley für Kinder unentbehrliche Leitfaden: denn bisweilen eine chronologische Anmerkung anzubringen, hilft wenig. S. 6 wird das heutige Portugal gleichbedeutend mit dem Lande der Lusitaner gebraucht; allein Lusitanien begriff theils mehr, theils weniger als das jetzige Portugal. Die Stelle S. 72. „Marius hatte den sehr klugen Einfall, am 17. Tage seines siebenten Consulats sich zu Tode zu sauffen," ist ein verunglückter Scherz, wie es noch andere in diesem Buche giebt; wo auch hin und wieder zu niedrige Ausdrücke vorkommen; z. B. S. 338. das neugebohrne Kind mit sammt dem Bade auf die Straße werfen; S. 359. Horaz sey ein bis zum Nagel am Finger abgeschliffener Hofmann gewesen, u. dgl. m.. S. 305 ist in der Anmerkung der große Schreibfehler stehen geblieben: Tacitus habe zu Ende des zweyten Jahrhunderts gelebt. Auf der folgenden Seite schreibt der Verf. als die Römer Germanien kennen lernten, habe man daselbst nur wenige Städte, und diese in den Rheingegenden gefunden. Gleichwohl

sagt

sagt Tacitus hundert Jahre später, daß die Germanier keine Städte hätten; gleichwohl weiß man gewiß, daß die Städte am Rhein durch kleine Festungen, welche die Römer anlegten, durch die Cantonirungsquartiere ihrer Legionen, und durch ihre Colonien entstanden sind. S. 330 fg. läßt sich der Verfasser in eine kleine Untersuchung ein, ob die Sitten durch die Schauspiele gewinnen, und bleibt am Ende darüber zweifelhaft. Allein er hat die Sache weder vollständig noch unpartheyisch genug vorgestellt; und so war es besser, nichts davon zu sagen. Wir sind überzeugt, daß die verführerischen Reizungen in der wirklichen Welt gefährlicher sind, als in der theatralischen; haben auch mehrere Jünglinge von unbescholtenen Sitten gekannt, welche leidenschaftliche Freunde der Schaubühne waren. Auch hier steht, wie gewöhnlich, (S. 332) das Zeitalter Augusts heiße deßwegen das goldene der römischen Literatur, weil er und Mäcenas die schönen Wissenschaften begünstigt hätten; als wenn es schöne Wissenschaften gäbe; oder als wenn er und sein Staatsbedienter etwas Wichtiges zur Bildung der großen Dichter ihrer Zeit beygetragen hätten, und er nicht vielmehr durch sie ohne sein eigentliches Verdienst verewigt worden wäre. Ob es seine Absicht gewesen sey, wie hinzu gesetzt wird, die Geistesstärke der Römer dadurch zu schwächen, daß er ihre Phantasie und ihr Gefühl im feinsten Genusse schwelgen ließ; daran kann wohl noch gezweifelt werden. Was S. 336 fg. zur Schilderung und Empfehlung vom Cicero gesagt wird, ist sehr zweckmäßig gerathen. Auch die Beantwortung der Frage (S. 339): an welchen Zeichen erkenne ich Dichterberuf? wird ihre gute Wirkung thun. Um den Lucretius zu charakterisiren, wird S. 341 fg. seine bekannte Stelle vom Epicur und seine Schilderung der Pest in einer metrischen Uebersetzung mitgetheilt. Aehnliche Proben werden von Horazens Gedichten gegeben. Zuletzt (S. 379) kommt der Verf. auf den Ursprung der christlichen Religion. Ihr Stifter, sagt er, ist jener Judenknabe, dessen Geburt er eben erzählt hat. Ein affektirter Ausdruck, der schon darum unschicklich ist, weil ein Knabe nie Stifter einer Religion seyn kann. Was über die Gewissens- und Glaubensfreyheit folgt, ist recht gut; nur müssen wir bey der in unsern Zeiten oft gar emphatisch vorgetragenen Behauptung, Gott werde einst den Menschen nicht fragen, was er gemeint und geglaubt, sondern was er gethan habe, bemerken; daß dieses

nur mit der Einschränkung wahr sey: **nicht allein was er geglaubt; sondern noch weit mehr, was er gethan habe**; denn wahrhaftig unser Glaube hat doch oft unbeschreiblichen Einfluß auf Herz und Leben; abergläubische Begriffe von der Gottheit verfälschen die ganze praktische Religion; wenn sie vermieden oder verbessert werden konnten: so ist doch der Mensch dafür gewiß verantwortlich. Uebrigens gehört es freylich jetzt zur philosophisch theologischen Mode, an Statt daß ehemals Dogmatik alles in allem war, nunmehr von nichts als Moral zu sprechen, und den Glauben nur dem gemeinen Christen hinzuschieben. Wie viel das Christenthum dadurch gewinnen werde, oder schon gewonnen habe, läßt sich leicht bestimmen. Wir übergehen, was der Verf. S. 381 halbwahres und übertriebenes, für ein solches Buch eben nicht mit Ueberlegung, hingeworfen hat, z. B. „die Jüdische Bibel oder das alte Testament kann nur derjenige Vater seinen Kindern lesen lassen, der vor der Zeit Reinheit der Seele und Keuschheit des Körpers zerstören will," u. dgl. m. Daß nach S. 252 nicht wenige Leser einen höhern Werth auf die **Georgica** setzen, als auf die Aeneis, kann wohl seyn; es hätte aber auch hinzugesetzt werden sollen: ob aus poetischen, oder bloß aus praktischen Gründen? Unsern Humanisten empfehlen wir noch die Stelle S. 349 zur Beherzigung: „Man braucht kein Rigorist zu seyn, um eine Ausgabe des **Catull, Tibull, Properz**, so wie des Sueton, in usum iuventutis, für Tollheit zu nehmen."

Der **vierte Theil** enthält die Geschichte der sechsten Periode bis zum Ende der Regierung des ältern **Theodosius**. Nachdem die römische Geschichte bis zum Tode des **Nero** fortgeführt worden, wird S. 68 fg. die Entstehung der christlichen Religion beschrieben. Vorher geht eine ziemlich faßliche Vorstellung über die Aechtheit der Schriften des N. Test.; doch möchte auch einiges darinne, z. B. was von den verschiedenen Lesearten in jenen Schriften, von dem Streite der Christen über die Erklärung der Weissagungen, welche sie in sich fassen, u. dgl. m. gesagt wird, gar nicht für die Competenz von Kindern seyn. Hierauf wird das Leben Jesu erzählt; der **über alle Vorstellung verschiedenen Meinungen der Christen** über den Sinn einzelner Ausdrücke und Sätze in den genannten Schriften gedacht; und den Kindern eingeprägt, daß sie darüber einst eine Meinung annehmen können, wel-

welche ſie wollen; auch werden ihnen einige Bemerkungen darüber mitgetheilt, ſo wie ſie dem Verf. einfielen, S. 26 fg. Dieſe betreffen nun theils die Quellen dieſer Uneinigkeit, theils eine Anzahl ſolcher Streitfragen unter den Chriſten; z. B. was bedeutet Sohn Gottes von J. Chriſto gebraucht? war Jeſus, als er nach 6 Stunden vom Kreuze abgenommen ward, buchſtäblich todt? ſtand er im buchſtäblichen Sinne von den Todten auf? ſtarb er als Opfer göttlicher Juſtiz für und an Statt des ganzen Menſchengeſchlechts, welches durch Adams Sündenfall den Tod verdient gehabt habe? u. dgl. m. Wir glauben nicht, daß die Vorlegung ſolcher Fragen den Fähigkeiten oder den Bedürfniſſen der Kinder angemeſſen ſey; frühzeitige unnütze Zweifel können ſie wohl hervorbringen Die weſentlichen Pflichten des Chriſtenthums werden nicht übel zuſammengefaßt. Auch S. 278 fg. S. 292 fg. finden wir wieder viel von den ſubtilen Streitigkeiten über Chriſtum und die Dreyeinigkeit, das hierher nicht gehörte; aber es war dem Verf. nur darum zu thun, ſie verächtlich und lächerlich zu machen. Für Kinder?

Eben dieſen luſtigen Ton bey kirchlichen Angelegenheiten trifft man auch im fünften Theil an, und die Begierde, ſie recht komiſch abzubilden, verleitet den Verf. wohl gar, über die Wahrheit hinauszuſpazieren, wie S. 398, wo fälſchlich vorgegeben wird, daß die Trullaniſche Synode ſchlechtweg einen jeden, der ſein Haar kräuſelte, excommunicirt habe. Oft gefällt ſich auch der Verf. in derben Ausdrücken; verfällt aber darüber in plumpe, oder gar in Schimpfwörter; vor welchen man doch die Kinder am meiſten verwahren muß. So wirft er auf der einzigen S. 213 mit Tölpeln, Eſeln und Schurken um ſich. Die politiſche Geſchichte iſt durchgängig mit mehr Mäßigung abgefaßt. Uebrigens hat der Vf. noch die arabiſche und türkiſche Geſchichte beygefügt; ob ſie gleich in dieſen Zeitraum nicht gehört.

Von dem kleinen Hausbedarf brauchen wir zu dem, was deſſen Titel verſpricht, nichts hinzuzuſetzen: denn es iſt geleiſtet. Es wird nichts darinne gelehrt, ſagt der Verf., was gegen geſunden Menſchenverſtand, gegen geltende politiſche und geglaubte kirchliche Meinungen anſtößig wäre. Auch iſt es nicht bloß ein trockener Auszug; ſondern beſchäftigt das Nachdenken mit unverkennbarer Geſchicklichkeit.

Ef.

Geschichte der wichtigsten Revolutionen in der römischen Republik, von ihrer ersten Gründung an bis auf die neuesten Zeiten. Mit beständiger Rücksicht auf die neuesten Revolutionen. Erstes Bändchen. Weissenfels und Leipzig, bey Severin und Comp. 1798. 160 S. 8. 10 K.

In der gegenwärtigen Zeit, wo bey den gewaltigen und vielfachen Erschütterungen im neuen Rom, über deren Erfolg sich freylich noch nichts sagen läßt, das Auge des Beobachters auf diesen klassischen Boden, der die erhabenen Trümmern einer Vorzeit noch trägt, deren hohe Würde wenigstens dem Namen nach wieder hergestellt wird, geheftet ist, war der Gedanke des Verf. nicht verwerflich, an die großen Vorgänge und Veränderungen, die das alte Rom einst erlitt, zu erinnern, concentrirte Berichte darüber besonders solchen Lesern, die weniger vertraut sind mit der Geschichte des Alterthums, vorzulegen, und passende Parallelen zwischen jenen Ereignissen und den Begebenheiten unserer Tage zu ziehen. Die folgenden kurzen Darstellungen sind in diesem Bande mit erläuternden historischen Bemerkungen begleitet, und ganz gut vorgetragen. 1) Brutus oder die Vertreibung der Könige. Die Vergleichspunkte mit der Abschaffung des Königthums in Frankreich sind kurz berichtet. 2) Sicinius Bellutus. Wahl der Tribunen zur Bewachung der Rechte des Volks gegen die Usurpationen der Patricier. 3) Spurius Cassius. Geschichte des Ursprungs des legis agrariae. 4) Appius Claudius (wäre passender, Virginius, zu überschreiben). Geschichte des Sturzes der Decemvirn; mit einer treffenden Parallele des Decemvirats mit dem französischen Wohlfahrtsausschuß unter Robespierre. — 5) Licinius Stolo erster plebejischer Consul. — Am ausgeführtesten und reichhaltigsten ist das letzte Fragment: Geschichte der beyden Gruchen. Auch zu dem Fall dieser beyden edlen Brüder würden sich in der franz. Revol. auffallende Gegenbilder, besonders unter Robespierre's Dictatur, finden lassen.

Vf.

John

John Gast's, Archidiaconus zu Glandelagh, Geschichte von Griechenland, seit Alexanders des Macedoniers Thronbesteigung bis zur endlichen Unterjochung durch die Römer. In acht Büchern. Aus dem Englischen übersetzt. Leipzig, in der Weidmannischen Buchhandlung. 1798. 2 Alph. 6 Bog. gr. 8. 2 Rt. 8 Gr.

Wir haben in den letzten Jahrzehenden von England aus mehrere Bearbeitungen der Geschichte des ältern Griechenlandes erhalten. Die von Goldsmith und Gillies sind auch unter uns durch gute Uebersetzungen vortheilhaft bekannt; ein größeres Werk von Mitford wird von den englischen Kunstrichtern sehr günstig beurtheilt; und die gegenwärtige Arbeit von Dr. Gast ist schon im Englischen ziemlich lange, im J. 1782, in einem Quartbande, herausgekommen. Sie betrifft indeß, wie sich schon aus dem Titel ergiebt, nur einen Theil der griechischen Geschichte, nämlich die Periode der Abnahme und des Verfalls der Staaten Griechenlands; aber freylich einen sehr merkwürdigen und thatenreichen Zeitraum. Er theilt die ganze griechische Geschichte in fünf Abschnitte, von welchen der vierte von der Thronbesteigung Alexanders des Großen bis zur ersten Einmischung der Römer in die Angelegenheiten Griechenlands geht, und der fünfte das niederschlagende Gemälde des rettungslos verfallenden Griechenlands endigt, und die mannichfaltigen Entwürfe offenbarer Feindseligkeit und verstellter Treulosigkeit darstellt, mit welchen die Römer dieß so berühmte Volk zu unterjochen und zur Knechtschaft zu gewöhnen suchten. Nur diese beyden letztern Perioden machen den Gegenstand dieses Werks aus; und man kann den Fleiß des Verf. in der Sammlung und Bearbeitung seines reichhaltigen Stoffs nicht verkennen. Nur als Geschichtsforscher scheint er zuweilen zu leichtgläubig zu seyn, wenn er z. B. in der Geschichte Alexanders die zum Theil offenbar romanhaften Erzählungen des Curtius mit zu nachsichtiger Treuherzigkeit aufnimmt. Auch ist der Scharfsinn nicht tief eindringend, mit welchem er zuweilen Betrachtungen über die Begebenheiten anstellt. Gewöhnlich aber werden doch die benutzten Quellen nachgewiesen; und wer diese kennt, wird auch leicht die daraus geschöpften Nachrich-

ten zu würdigen wissen. — Die Uebersetzung scheint im Ganzen gut und fleißig gearbeitet zu seyn, so viel sich aus der Vergleichung einiger Stellen mit dem Original urtheilen läßt. Einige Unrichtigkeiten sind uns indeß doch vorgekommen. Z. B. S. 34 steht: „Ptolemäus, der Sohn des Lagus, der Alexandern begleitete, erzählt, u. s. f.“ Der Leser muß glauben, dieser Ptolemäus sey ein Geschichtschreiber; aber im Englischen steht: *declared*, er erklärte, er berichtete damals, nämlich dem Alexander. — S. 35 sind die Worte: hardly stopping for refreshment, durch: fast ohne aufzuathmen gegeben. Sie sagen aber, Darius habe auf seiner eiligen Flucht kaum irgendwo angehalten, um Erfrischungen zu nehmen.

Jtz.

Allgemeine Geschichte der berühmtesten Königreiche und Freystaaten in und außerhalb Europa. Zweyte Abtheilung: Die vereinigten nordamerikanischen Provinzen. Erstes Bändchen. Leipzig, in der Wolfischen Buchhandlung. 1798. 18⅝ Bog. 12. 1 Rl.

Enthält die kurzgefaßte Geschichte der obigen Länder bis zu dem im J. 1763 unterzeichneten Pariser Frieden, nebst der Skizze ihres Zustandes unmittelbar nach dieser Epoche, und ist übrigens mit seinen Vorgängern von einerley Werthe. Eben der, überhaupt genommen, gute, lesbare, aber hier und da mit Uncorrectheit und Provincialismen gewässerte Vortrag; eben das unbequeme Fortlaufen der Erzählung ohne Abtheilungen oder Marginalien, wie in den vorigen Bändchen. So liest man z. B. wenigst, Bedingniß, Officiers, Kommissärs, und dergl. mehr, für: wenigstens, Bedingung, Officiere, Kommissarien ꝛc.; ein ganzes Land wird ein Ort genennet; von einer Provinz, die eine beträchtliche Anzahl neuer Kolonisten erhielt, heißt es: sie erlitt einen großen Zuwachs von neuen Pflanzörtern; Colombo soll 1492 einige Inseln des südlichen Amerika entdeckt haben. — Hält etwa der Verf. solche und ähnliche Verstoße für zu unbedeutend,

tend, so irret er. Sie müssen vermieden werden, wenn der löbliche Zweck, durch diese Miniaturgeschichten die Romanleserey, wo nicht zu verdrängen — denn das möchte wohl eine hypothetische Unmöglichkeit bleiben — doch zu vermindern, erreicht werden soll. Auch ist eine sorgfältigere Correctur zu empfehlen, damit Ungelehrte, für welche das Werk eigentlich berechnet ist, durch unrichtig gedruckte Namen oder Angaben, wie hier z. B. Ralegh, Poscataqua, 1654 als Cromwell's Todesjahr, statt: Raleigh, Piscataqua, 1658 — nicht irre gemacht werden. Uebrigens scheint der Verf. einen zu hohen Begriff von den vereinigten amerikanischen Staaten zu haben, wenn er behauptet, daß kaum jemals ein Staat so viel Anlage hatte, „ganz Europa von sich abhängig zu machen, oder wohl gar unter seine Herrschaft zu beugen, als (wie) die vereinigten nordamerikanischen Provinzen." Damit hat es gute Wege.

Di.

Geschichte von Frankreich, von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten. Aus dem Englischen des Wilhelm Beckford's übersetzt. Die Geschichte der Revolution von einem Pariser Augenzeugen bis zum Tode Ludwig's des XVI nach dem Englischen Originale erweitert, berichtiget und bis zum allgemeinen Friedensschluß mit den Franken unpartheyisch fortgeführt. Vierter Band. Von Ludwig des XIV Thronbesteigung bis zum Tode Ludwig des XV. Leipzig, bey Gräff. 1798. 1 Alph. 4½ Bog. 8. 1 Rth. 4 gr.

Ein Historienbuch für Leser gewöhnlichen Schlags, die das Hauptwesen der Geschichte in Beschreibung der Kriege setzen, die folglich gegen die Darstellung der Friedenskünste und der Staatsverfassung gleichgültig sind, und denen an Beweisen dessen, was sie lesen, nichts gelegen ist! Solche finden keinen Anstoß, wenn sie z. B. S. 67 sehen, die Provinz Holland allein habe, ums J. 1670, 3 Millionen Einwohner gehabt;

wenn sie S. 78 Bois : le : Duc st. Herzogenbusch, oder S. 242 einen Baron von Arsch st. Harsch, und zwar zweymal, erblicken, oder wenn S. 404 des Treffens bey Collin zwischen den Oestreichern und Preußen im J. 1757 so erwähnt wird, daß man glauben muß, es wäre bey Prag vorgefallen. Doch, aus S. 406 erhellet, daß es der Verf. in der That nicht besser wußte. Die Fehler und Laster der beyden Könige von Frankreich, deren langwierige Regierungsgeschichte in diesem Bande vorgetragen wird, sind nur obenhin berührt. Doch was hat Hr. Beckford nicht obenhin berührt!

Lebensbeschreibung des Theodor Agrippa d'Aubigné, Stallmeister (s) von Heinrich dem Vierten, von ihm selbst an seine Kinder geschrieben. Aus dem Französischen übersetzt. Tübingen, bey Heerbrandt, 1798. 1 Alph. kl. 8. 1 Rl.

Nichts mehr und nichts weniger als die in demselben Verlage 1780 erschienenen Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Theodor u. s. w.; bloß mit einem neuen Titelblatt. Zum Glück wird dieser an sich unerlaubte Kniff an einem Buche ausgeübt, das, nach dem richtigen Ausspruch eines andern Recensenten in unserer Bibliothek (B. 48 S. 212), unendlich mehr Vergnügen und Nutzen gewährt, als alle empfindelnde Romane. Der Uebersetzer, den unser Hr. Kollege nicht kannte, ist der ehrwürdige Greis, Hr. Regierungsrath Huber in Stuttgard.

Hb.

Annalen der Brittischen Geschichte des Jahrs 1794. Als eine Fortsetzung des Werks England und Italien von J. W. von Archenholz. Dreyzehnter Band. Mit dem Bildnisse des Staatsministers Dundas. Tübingen, in der Cottaischen Buchhandlung. 1796. 549 Seiten. 8. 1 Rl. 12 K.

Auch

Auch unter dem Titel:

Annalen der Brittischen Geschichte vom Anfange der Kriegsepoche im Jahr 1793. Vierter Band.

Durch einen Zufall hat sich die Anzeige dieses Bandes, der mit dem vorhergehenden (s. 28 Bd. 1 St.) die Geschichte des Jahrs 1794 begreift, verspätigt; indessen glauben wir, daß es den Lesern angenehmer seyn wird, wenn wir sie noch in der Kürze nachholen, als wenn wir sie ganz übergehen; zumal da dieser Band weniger politische Ereignisse, als besondere die englische Nation betreffende Vorfälle enthält, und es hier überhaupt nicht auf Neuigkeiten abgesehen ist.

Er fängt mit dem fünften Abschnitt an, und dieser macht die dritte Abtheilung der Geschichte der Nation aus. Der Zustand der Nation war seit der Aufhebung der Habeas-Corpus-Acte, und bey dem fortdauernden System der Minister, die Macht des Königs und ihre eigene auf Kosten der Freyheit des Volks immer mehr zu vergrößern, verbunden mit der ungeheuren Schuldenlast und der fast unerschwinglichen Menge von Abgaben, in der That bedauernswerth. „Ein verderblicher Krieg, — heißt es hier; ein sehr „beschränkter Handel; eine beständig gehäufte, alle Verhält„nisse übersteigende Nationalschuld; immer mehr drückende „Taxen; eine überhandnehmende Theurung der nöthigsten „Lebensbedürfnisse; eine von Jahr zu Jahr sinkende Frey„heit; hunderttausende von Bürgern im Kampf mit der Re„gierung; die Verbreitung Jakobinischer Grundsätze; unbe„gränzte Hoffnungen der Armen, und große Besorgnisse der „Reichen — das war die Lage der Engländer von Innen" ꝛc. Das System der Minister hat sich auch jetzt noch nicht geändert; man weiß, wie alle Bemühungen des Volks eine Reform darin, so wie in dem Personale des Ministeriums selbst zu bewirken, vergeblich gewesen sind, und noch ist das Ende des Schauspiels nicht da; noch ist es zweifelhaft, ob der Ausgang ihr Verfahren rechtfertigen, wenigstens entschuldigen, oder anklagen wird. Er mag indessen seyn, wie er will: so ist es immer tadelnswerth und ein Beweis von Schwäche, daß man die wirkliche oder verstellte Furcht so weit trieb, daß man auf alle politischen Aeußerungen, die an Privatorten und in Privatgesellschaften geschahen, lauerte, und wenn sich

ih-

ihnen irgend ein verdächtiger Sinn unterschieben ließ, die Urheber anklagte, verfolgte ꝛc.; daß man überall Spione ausstellte, und so einen Geist des Mißtrauens verbreitete, der die gesellschaftlichen Bande nothwendig schwächen, und Uneinigkeit und Unruhe befördern mußte. Unedel war es, wenn die Regierung sich selbst solche Dinge erlaubte, als ihr hier Schuld gegeben werden, nämlich die Verfertigung falscher Assignate zu begünstigen. — In Irland, das im Anfange des Jahres beruhigt schien, brachen die Unruhen bald wieder los; es kam hier und da zwischen beyden Religionspartheyen zu Gewaltthätigkeiten, die durch die Vorkehrungen der Regierung immer nur auf kurze Zeit gehemmt wurden. Wie wenig zweckmäßig die Maaßregeln waren, die man bey diesem unglücklichen Lande befolgte, beweist die Höhe, zu denen die Unruhen hier nach der Zeit gestiegen sind. — Merkwürdig ist der Proceß des Schusters Hardy, den die aus mehrern tausend Mitgliedern bestehende correspondirende Gesellschaft, seiner Rechtschaffenheit und Geschicklichkeit wegen, zum Sekretär erwählt hatte. Die Minister ließen ihn in Verhaft nehmen, scharf exäminiren und in den Tower setzen. Die ganze Nation interessirte sich für den Proceß, und es war eine allgemeine Freude, als der Beklagte losgesprochen wurde. Er stattete darauf in einer Addresse ans Publikum seinen Dank für diese Theilnahme öffentlich ab. Der herzliche, biedre und ungekünstelte Ton, in dem diese abgefaßt ist, hat sie werth gemacht, hier ganz mitgetheilt zu werden. — Je weniger aber die Bemühungen einzelner Patrioten und ganzer Gesellschaften, dem Despotismus der Minister entgegenzuarbeiten, fruchteten, desto häufiger wurden die Auswanderungen. Diese stiegen auf einen so hohen Grad, daß der Schaden, der daraus für England entsteht, nicht zu berechnen ist. „Reiche Fabrikanten, Künstler, Arbeiter, „Landleute, Dürftige, die kein Brodt hatten, Jünglinge, „die nicht Soldaten werden wollten, wohlhabende Pächter, „mißvergnügte Patrioten, kurz, Menschen aller Art wander„ten aus, verließen ihr unglückliches Vaterland, und zerstreue„ten sich in alle Länder; die meisten aber giengen nach Ame„rika.“ Unter diesen verdient besonders Priestley erwähnt zu werden, der der fanatischen Wuth des Pöbels in Birmingham weichen mußte. — Bey solchen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß man in diesem Lande mehr, als in irgend einem andern, an dem Schicksal eines Reiches Antheil

nahm.

nahm, das in diesem Jahr der Uebermacht seiner Nachbarn hatte unterliegen müssen, und aus der Reihe der Staaten vertilgt wurde. „Für Kosciusko's glücklichen Erfolg waren alle Wünsche; alle Herzen schlugen für ihn, und auf „sein Wohl wurde mehr in England, als in Polen selbst getrunken. Der Tag, wo die Nachricht von seiner Niederlage und Gefangennehmung in London ankam, war daher „ein wahrer Trauertag. Nie machte hier ein fremdes Unglück einen so tiefen Eindruck.“ — Die Besorgniß eines Tumults in London, dergleichen in mehreren Städten ausgebrochen waren, machte, daß sich ein Corps von Bürgern und Gentlemen, zur Beschützung des Eigenthums, formirte. Man benutzte aber auch die Gefahr, in der die Stadt wegen äusserer und innerer Feinde schweben sollte, zur Errichtung einer neuen Stadtmiliz, die eine neue Stütze der ministeriellen Gewalt wurde. — Indeß mußte eine erdichtete Verschwörung zur Ermordung des Königs dazu dienen, die Gemüther in Schrecken zu setzen, und die gewaltsamen Maaßregeln zu beschönigen. — In dieses Jahr fällt die geheime Verbindung des Prinzen August mit Lady Murray zu Rom, die der König wieder aufheben ließ; dagegen wurde die Vermählung des Prinzen von Wallis mit der Prinzessin von Braunschweig für das folgende Jahr beschlossen. — Bey einem schrecklichen Brande in London, wobey 630 Häuser ein Raub der Flammen wurden, blieb das Haus eines Quakers, um welches rund umher das Feuer wüthete, ganz unversehrt; nicht einmal eine Fensterscheibe gieng entzwey. Diese Unverletzbarkeit verdankte es einer eigenen Bauart, und besondern Einrichtung, die schon vor 20 Jahren durch öffentliche Versuche in Londou bewährt, aber, sonderbar genug! noch wenig angewandt worden wäre. Eine solche Erfindung verdiente doch eine nähere Bekanntmachung und größere Aufmerksamkeit. — Als ein Nationalverlust wird der Tod des ehemaligen Großkanzlers, Graf Camden, ingleichen des Ritters Jones in Calcuta, des Baumeisters James Adams, des Geschichtschreibers Gibbon und des Major Houghton angeführt. Der letztre kam bekanntlich im Dienst der afrikanischen Gesellschaft, man weiß nicht recht wie, ums Leben.

Sechster Abschnitt. Tribunalvorfälle. Dieser Abschnitt wird theils durch die charakteristischen Züge, die er

von

von der englischen Justizpflege liefert, theils durch die Menge merkwürdiger Processe, die er erzählt, höchst interessant. Mit Vergnügen bemerkt man, wie schonend sich das Tribunal gegen die Gefangenen beweist, wie sehr es die Menschheit in ihnen achtet, und wie kostbar ihm das Leben eines Menschen scheint. Das Verfahren desselben in den meisten Fällen ist ein Beweis, daß die Sitten noch nicht so allgemein verderbt, und die Constitution noch nicht so sehr verschlimmert ist, als man insgemein behauptet. Die meisten der hier erzählten Processe waren von der Regierung wegen Hochverrath geführt worden, und die meisten und wichtigsten davon hat die Regierung verloren. Es gehörte dahin der schon oben gedachte Proceß gegen den Schuster Hardy, wo die Anklagerede des Generaladvocaten neun Stunden dauerte, und die Jury in neun Tagen nicht auseinander gehen durfte. Erskine und Gibbs waren die vornehmsten Sachwalter des Beklagten. Die Rede des erstern dauerte sechs Stunden, und wurde für ein Meisterstück der Beredtsamkeit gehalten. Auch die Rede des andern zeichnete sich aus. Die wichtigsten Fragen über das, was der Constitution gemäß, was brittisch-recht, oder was gesetzwidrig sey, wurden hierbey verhandelt; die Vertheidiger beriefen sich zum Theil auf parlementarische Beschlüsse, welche dieselben Aeußerungen enthielten, um derentwillen man jetzt die Angeklagten verurtheilen wollte. Daher nahm auch die ganze Nation so großen Antheil an diesen Processen, weil es nicht bloß auf das Leben oder den Tod weniger Personen, sondern auf Erhaltung oder Vernichtung der Freyheit überhaupt ankam. Daher war der Jubel so laut und so allgemein, als die Geschwornen ihr: *Nicht schuldig* aussprachen. Im Triumph wurde der Beklagte von dem freudetrunkenen Volke durch die Stadt, und vor dem königlichen Pallaste vorbey gezogen, und so stark war die Achtung dieses großen Haufens für den Geretteten, und so groß ihre Mäßigung, daß, da sie ihn an Ort und Stelle gebracht hatten, und er sie ruhig auseinander zu gehen bat, sie sich in wenigen Minuten, und ohne Unordnung zerstreueten. — Nicht minder wichtig war der Proceß gegen Horne Took, und nicht geringer die öffentliche Theilnahme, die ihm bewiesen wurde. „Took hatte den Minister Pitt, desgleichen die Herzoge von Portland und Richmond als Zeugen „citiren lassen. Diese Großen des Reichs konnten, trotz al„ler ihrer Macht, dem Gesetz nicht ausweichen, und hat„ten

„ten daher in der Nähe von Newgate Zimmer gemiethet, „um sogleich, wenn es nöthig wäre, abgerufen zu werden.“ Zu welchen Dingen die Kläger der Krone ihre Zuflucht nahmen, um ihre nichtswürdigen Beschuldigungen zu unterstützen, kann man daraus abnehmen, daß unter andern ein gewisser Woodfall, ehemals Redakteur der Morning Chronicle, Took's Handschrift bezeugen sollte oder wollte, die er vor neunzehn Jahren einmal gesehen hatte. Der Proceß hatte eine ganze Woche gedauert, und als die Geschwornen nun abtraten, um ihr Endurtheil zu fällen: so blieben sie nur 10 Minuten abwesend, und sprachen auch diesen Beklagten, so wie Hardy, los. Die Folge von dem Ausgange dieser beyden Processe war, daß der Generaladvokat seine Klage gegen die übrigen des Hochverraths Angeklagten, gegen die er noch weniger aufzubringen im Stande war, von selbst zurücknahm. — Unter den vielen andern hier erzählten Processen von geringerer Wichtigkeit wird es nicht unschicklich seyn, den eines gekränkten Autors gegen seinen Recensenten zu erwähnen. Ein gewisser Swinton hatte eine Reisebeschreibung herausgegeben, die anfangs guten Absatz fand; aber nach einer bittern Recension im Critical-Review, worin es unter andern hieß, daß die Reise auf der Stube gemacht zu seyn schiene, wenig gekauft wurde. Der Verf. hielt seinen Charakter für beleidigt, seinen Recensenten daher für einen boshaften, hämischen Menschen — die gewöhnliche Meinung getadelter Autoren — und verklagte ihn. Der berühmte Adair war sein Sachwalter, und es wurde umständlich bewiesen, daß Mr. Swinton die Reise wirklich gemacht hatte. Mr. Lawrence aber vertheidigte den Kunstrichter; er wußte eine Menge Stellen aus der Reisebeschreibung anzuführen, die zu satirischen Bemerkungen Anlaß gaben, und sich zum Theil als ächter Nonsens zeigten, wodurch der Gerichtshof in einem beständigen Lachen erhalten und in gute Laune versetzt wurde. „Der Kunstrichter, sagte Mr. Law„rence, habe nur seine Pflicht gethan, und es schien, daß „mehrere schlechte Schriftsteller diesen Proceß angezettelt hät„ten, um ihre elenden Schriften, der Kritik zum Trotz, in „der Welt gangbar zu machen.“ — Der Erfolg war, daß die Jury auf der Stelle den Kläger abwies, und noch obendrein in die Proceßkosten verurtheilte!! — Da ist eine Antikritik bey uns wohlfeiler. —

Sie-

Siebenter Abschnitt. **Geschichte der Literatur** (vom Hofr. Eschenburg) — enthält eine kurze Kritik der vornehmsten in diesem Zeitraume erschienenen Schriften. Hr. H. E. tadelt es, daß der Geschmack an der Politik und der Hang zu politisiren in England wie in Frankreich und in Deutschland jetzt so überhand genommen hätte, daß die politischen Schriften alle andre Gattungen fast verdrängten und verdunkelten. Indessen muß man auch gestehen, daß der Gegenstand für den Menschen und besonders für den Bürger wichtiger als irgend ein anderer ist, und es verdient daher vielmehr alles Lob, daß die Aufmerksamkeit der Menschen darauf endlich so groß geworden ist. — Dem Werke von Sullivan: a View of Nature, ertheilt Hr. E. große Lobsprüche. Es ist nach der Zeit durch Hebenstreits treffliche Bearbeitung auch unter uns bekannter geworden; allein obgleich Hr. H. die 6 Bände des Originals auf einen zusammengezogen, und viele Berichtigungen beygefügt hat: so bleibt es noch immer ein weitschweifiges Werk, das vieles nicht zum Zwecke gehöriges enthält, und von dem man sich schwerlich die Wirkung versprechen kann, die Herr E. von ihm erwartet.

Den achten Abschnitt, der der Geschichte der Kunst gewidmet ist, hat der Herausgeber bis zum nächsten Jahrgange verspart, weil Hr. Hofr. Eschenburg, der auch von diesem die Bearbeitung besorgt, die darzu erforderlichen Beyträge und Nachrichten aus England nicht so geschwind erhalten konnte.

Neunter Abschnitt. **Sittengeschichte. Erste Abtheilung.** Diese Abtheilung enthält meistens Erzählungen von moralischen Handlungen, theils guten, theils schlechten. Indessen sind der letztern ungleich mehrere als der erstern, und das Gemälde, das aus der Verbindung der einzelnen hier gesammelten Züge entsteht, gewährt keinen erfreulichen Anblick. Daher klagt der Herausgeber gleich im Eingange über die unverkennbar zunehmende Verderbtheit der Sitten in England. „Sehr selten, sagt er, sind jetzt in England große Tu„genden, die in der Geschichte einer Nation Erwähnung „verdienen. — Desto reichlichern Stoff aber liefern hier die „wachsenden Laster, die sich im Einzelnen, so wie auch in „großen Massen zeigen.“ Um nicht ungerecht zu seyn, muß man freylich hierbey denken — was auch der Herausgeber selbst

selbst bemerkt — daß die wahrhaft guten Handlungen im Stillen geschehen, und nicht öffentlich bekannt werden. Die Quellen, aus denen hier geschöpft ist, sind doch vorzüglich öffentliche Blätter, Verhandlungen der Gerichtshöfe, u. dergl., worin der Natur der Sache nach mehr auffallende, als gute; mehr strafbare, als löbliche Ereignisse und Handlungen vorkommen müssen. Manches aber von dem, was hier erzählt wird, scheint allerdings ein Beweis zu seyn, daß die Zeiten in gewissen Stücken sich verschlimmert haben. So wird bemerkt, daß die **Bestechungskünste** fast mit jedem Jahre weiter getrieben und den Gesetzen zum Trotz immer mehr in Ausübung gebracht worden sind. Man findet hier eine merkwürdige Skale der deßhalb seit 100 Jahren gemachten Gesetze. „Zur Zeit der englischen Revolution im Jahr 1688 „enthielt der brittische Codex 14 Gesetze gegen die Bestechungen. Als 12 Jahr nachher Wilhelm III. starb, waren deren 26 vorhanden. Beym Tode seiner Thronfolgerinn Anna zählte man 35; beym Tode Georg I 37; beym „Tode Georg II 49; und jetzt im Jahr 1794 war die Anzahl dieser gegen die Bestechungen gerichteten Gesetze bis auf „65 gestiegen.“ — *Nitimur in vetitum.* — Eine andere Bemerkung betrifft die große Menge der Advokaten in England. „Man fand zufällig im Parlementsarchiv eine „Bittschrift vom Jahr 1445, worin sich die versammelten „Gemeinden der beyden Grafschaften Norfolk und Suffolk „beklagten, daß die Anzahl ihrer Advokaten, anstatt der sonstigen 6 in jeder Grafschaft, sich bis auf 24 vermehrt hätte, „**wodurch wegen der vielen Processe die sittliche Ruhe „unter den Einwohnern sehr unterbrochen worden** „wäre. Der Gegenstand der Petition war daher, daß das „Parlement die Anzahl der dortigen Advokaten bestimmen „möchte, und zwar 6 für Norfolk, 6 für Suffolk und 2 für „die Stadt Norwich, mit der angehängten Clausel, daß, „wer außer diesen noch Advokatengeschäfte treiben würde, „um 20 Schilling (damals eine ansehnliche Summe) gestraft werden sollte. Das Gesuch wurde vom Parlement „bewilligt. Die Advokaten aber fanden bald Mittel, das Gesetz auf eine ihnen vortheilhafte Weise auszulegen, und ihre „Zahl zu vermehren, so daß diese Grafschaften, die vor vierthalbhundert Jahren sich über 24 Advokaten als eine unterdrückende Zahl beschwerten, jetzt im Jahr 1794 jede „mehr als sechshundert derselben zählten.“ — Ein Ein-

wohner von Wallis, dem die Zunft der Advokaten verhaßt war, äußerte in seinem Testament noch ausdrücklich den Wunsch, daß er gern 500 Pf. aussetzen wollte, wenn es möglich wäre, daß dafür alle Advokaten in seiner Nachbarschaft aufgehängt würden; „denn ich betheure, setzt er hinzu, daß „nicht ein einziger ehrlicher Kerl darunter zu finden ist.“

Zehnter Abschnitt. Sittengeschichte. Zweyte Abtheilung: Luxus, Belustigungen, Volksfeste. Der Herausgeber bemerkt sehr richtig, daß es sich mit dem Wachsthum des Luxus, wie mit dem Wachsthume im Pflanzenreiche verhalte: „die immer zunehmende Größe entgeht unsern „Augen; nur nach einiger Zeit, nur durch Zusammenstellung „vieler einzelnen Züge, durch Vergleichungen und Bemü„hungen werden wir auf die geschehene Vergrößerung und „auf deren Maaß aufmerksam gemacht.“ — Es läßt sich daher die Zu- oder Abnahme nicht mit jedem Jahr bestimmt angeben, und wir getrauen uns nicht, aus dem, was hier erzählt wird, die Bilanz zwischen diesem und dem vorhergehenden Jahre, in Rücksicht auf den Luxus und die Volksbelustigungen, zu ziehen. Eben so wenig wollen wir aus der Menge von Thatsachen, Vorfällen und Unternehmungen, die hier angeführt werden, einzelne Stücke herausheben, theils, weil keines besonders hervorsticht, theils, weil nur die Betrachtung des Ganzen, nicht einzelner Bruchstücke, zu einem richtigen Urtheil führen kann. Allenfalls wollen wir bemerken, daß man auf das Schauspiel viele Kosten und Kunst verwendete. Das neue Theater in Drury-Lane wurde in diesem Jahre eingeweiht, und nicht lange nach dessen Eröffnung ein prächtiges Schauspiel zur Feyer des grossen Sieges des Admirals Howe über die Franzosen gegeben. „Es war ein Nationaltriumph auf der Bühne, und auf dies„sen großen Gesichtspunkt hatte man mit dem besten Erfolg „hingearbeitet. Die Engländer betrachteten auch dieses „Schauspiel als die Krone aller ihrer bisher gesehenen pracht„vollen Nachstücke; denn alle Künste: Poesie, Musik, Male„rey, Tanz, Feuerwerke und Maschinerien, waren hier im „hohen Grade zu einem gemeinschaftlichen Zweck sehr glück„lich vereinigt. — — Die Zuschauer geriethen in ein an„genehmes Erstaunen, als das ganze große Theater in eine „See mit wirklichem Wasser verwandelt wurde, und sie beyde „Flotten vor sich sahen. Die Schiffe waren gar nicht klein „und wie gewöhnlich von Pappwerk gemacht, die nur einige

„An-

„Augenblicke durch den Prospekt vergnügten; sondern es wa„ren sehr große, künstlich ausgearbeitete Modelle derjenigen „Schiffe, die sie vorstellten, und die hier nach allen Regeln „der Nautik manövrirten; und was noch merkwürdiger war: „so wurden auch die Manövres dieses Tages genau nachge„ahmt. Man sah also die ganze Seeschlacht mit allen ihren „Schrecken von Anfang bis zu Ende. Es wurden Linien „formirt, und die Schiffe segelten dann gegen einander nach „den durch Signale vorgeschriebenen Richtungen. Das Feuer „war fürchterlich. Schiffe wurden entmastet, andre stür„mend erstiegen, erobert, oder sie sanken: alles so wie es in „der wahren Schlacht geschehen war, und dieß mit einer so „kunstvollen Täuschung, die alles Theatralische hinter sich „ließ, und die man, bey der Darstellung solcher großen Ge„genstände, bis dahin auf einer Bühne nicht für möglich ge„halten hatte.“

Am Ende hat Herr v. A. den merkwürdigen Freundschafts- Handels- und Schifffahrtstractat zwischen Sr. brittischen Majestät und den vereinigten Staaten von Amerika wörtlich verdeutscht beygefügt.

Hh.

Erdbeschreibung, Reisebeschreibung und Statistik.

Kosmopolitische Wanderungen durch Preussen, Liefland, Kurland, Litthauen ꝛc. in den Jahren 1795 bis 1797. In Briefen an einen Freund. Erstes Händchen. Germanien. 1798. 1 Rl. 8 K.

Die mehresten Reisebeschreibungen durch Preußen sind einseitig. Reisende, die aus Deutschland nach Rußland giengen, oder von da zurückkehrten, durchflogen das Land, sammelten Nachrichten von jedem, der ihnen aufstieß; oder lernten bloß die wichtigsten Städte durch einen kurzen Aufenthalt, und die Gegend, durch welche die Poststraße führt, kennen.

Daher ist Preußen im Auslande lange nicht so bekannt, als man es von einem so nahe an Deutschland liegenden Lande erwarten sollte. — Mehrere Reisebeschreibungen lieferten uns die Nachrichten über Preußen aus ihrem Studierzimmer, ohne daß ihr Fuß jemals Preußen betrat. Und jetzt erscheint ein Kosmopolit, der uns versichert, daß sein Vater in Saalfeld wohnte. Seiner Reise durch Preußen wird nicht einmal ein Druckort vorgesetzt; sondern das geheimnißvolle Germanien soll uns recht viel wichtige Nachrichten, Aufschlüße und freymüthige Urtheile ahnen lassen; wenigstens sollen wir uns doch wohl unter dem Kosmopoliten einen unbefangenen Mann denken, der uns Wahrheit berichtet, und das Land wenigstens selbst durchreiste. Er verspricht uns mehrere Theile. Damit also niemand durch den Ankauf eines voluminösen Werks getäuscht werde: so verdient dieses erste Bändchen um so genauer geprüft zu werden.

Das Ermeland, dieser wenig bekannte Theil Preußens, dessen Beschreibung einen Brief füllt, mag hier zur Probe dienen. Wir wollen zuerst die Reiseroute des Verf. genau untersuchen. Er gieng von preußisch Holland bis Heilsberg, ungefähr 10 Meilen; von da nach der heiligen Linde, ungefähr 6 Meilen; von hier kömmt er nach Mühlhausen, welches 2 Meilen von preußisch Holland liegt; und auf ähnliche Weise macht er Seitenwege, welches zu verrathen scheint, daß er wenigstens mit den geraden Landstraßen in Preußen nicht recht bekannt gewesen seyn müsse — ein Fehler, der ihm um so eher zu verzeihen ist, weil er so Manches in Preußen auf seine eigenthümliche Weise fand. So stand er z. B. voller Rührung bey dem Grabe von Luthers Tochter, im Städtchen Mühlhausen, obgleich diese Frau in einer 14 Meilen weiten Entfernung begraben liegt, nämlich in dem Dorfe Mühlhausen, welches dem Feldmarschall von Kalkstein gehört, und auf der Poststraße nach Bartenstein 3 Meilen hinter Königsberg liegt. Auch die Wahrheit seiner Urtheile ist eben so treffend: Er hörte in Heilsberg auf der Kanzel erzählen, daß der heil. Adalbert beym Durchschwimmen der Weichsel seinen Kopf ins Maul genommen habe, ein Geschichtchen, wovon Rec. ebenfalls hörte, nur mit dem Unterschiede, daß es ihm etwa vor 30 Jahren, als Probe von einer alten abgeschmackten katholischen Predigt mitgetheilt wurde. Wie human aber der Verf. urtheile, erfährt man bey der nämlichen

chen Gelegenheit, wo er den heiligen Adalbert einen Hallunken schimpft. Daß Adalbert ein unruhiger Mann und ein Schwärmer war, lehrt uns die Geschichte; daß aber Adalbert niemanden Leides that; wo er beleidigt ward, lieber davon gieng, als Rache suchte; sein Erzbisthum Prag verließ, um durch Bekehrung der ungläubigen Preußen ein seiner Ueberzeugung nach gutes Werk zu stiften — diese Thatsachen, welche den Adalbert wenigstens als guten Menschen schildern, scheint der Kosmopolit in der Eilfertigkeit nicht erwogen zu haben. Seine statistischen Notizen verrathen eben so viel Eilfertigkeit. Daß am Ufer des frischen Hafes im Ermelande viele Seehunde gefangen werden, war dem Rec. eine Neuigkeit. Wahrscheinlich verwechselt der Kosmopolit solche mit den Stören, deren er gar nicht gedenkt, obgleich ihr Fang, besonders bey Tolkemit, nicht ganz unbeträchtlich ist. Daß im Ermelande viel Obst und Hanf gebauet werde, verdient schon deßhalb keiner Erwähnung, weil beyde Artikel dort nicht häufiger als im angränzenden Preußen, und ungleich weniger, als in manchen Gegenden desselben gewonnen werden. Das frische Haf, welches bey Tiegenhof, und nicht nach der Angabe des Kosmopoliten bey Elbing, welches er beständig Elbingen schreibt, seinen Anfang nimmt, würde er wahrscheinlich nicht für einen Meerbusen der Ostsee erklärt haben, sobald es ihm nur eingefallen wäre, daß dieser Landsee nicht gesalzenes, sondern süsses Wasser führt. Er würde bey einiger Aufmerksamkeit gefunden haben, daß der Bischof von Ermeland nicht für den ersten Geistlichen in den preußischen Landen gelten könnte, weil der Erzbischof zu Gnesen in Südpreußen sich sowohl durch sein Primat als durch seine Einkünfte über ihn auszeichnet. Daß der ermländische Bischof zwey Drittel, das Domcapitel ein Drittel von den Landeseinkünften gezogen habe, kann durch nichts erwiesen werden; sondern sie hatten abgesonderte Domainen, woraus ihre Einkünfte flossen. Die Leibeigenschaft der ermländischen Bauern, die der Verf. so hart schildert, war von dieser Qualität der ostpreußischen in nichts verschieden. Bloß der Grundsatz, die Luft macht eigen, und das Recht des Besthaupts erhielten sich im Ermelande länger als in Ostpreußen. Auch die Nachricht, daß alle Bauern kein Eigenthum besaßen, ist grundfalsch. Es gab große Dörfer, worin die Bauern völliges Eigenthum der Grundstücke hatten, und eine bestimmte Abgabe in Gelde, und einige Naturalien an den Bischof entrichteten. So hatte

das Dorf Ambrogen bey Bischburg keine andere Abgabe, als daß jeder Bauer eine bestimmte Zahl Bienenstöcke halten, und dem Bischof die Hälfte des Honigs abgeben mußte. Es giebt beynahe kein ansehnlich Dorf im Ermelande, worin nicht ein Schulz, in manchen auch 2 Freyschulzen und noch mehrere bauerliche Einsassen, die man Freymanner nennt, ihre Grundstücke erb- und eigenthumlich besitzen. Die Lage dieser bäuerlichen Einsassen hat sich seit der preußischen Besitznehmung gegen die Erzahlung des Verf. verschlimmert; denn weil sie zu bischöflicher Zeit bey Besitzveränderungen nach einer gewissen alten Taxe eine Abgabe erlegen mußten, die verhaltnißmäßig gering war, sind sie jetzt dem Laudemium unterworfen worden, ob sie gleich nie Erbpächter waren. Man wußte vormals nichts von bischöflichen Tafelgeldern, die 67,000 Thaler betragen hätten; sondern die sämmtlichen bischöflichen Einkünfte betrugen 100,000 Thaler, und bey reicher Erndte und hierdurch vermehrtem Ertrage der damals administrirten Domainen in manchem Jahre auch wohl 20,000 Thaler mehr. Daß der König von Polen, wenn die Stelle des Bischofs erledigt war, vier Domherrn dem Capitel vorschlug, um einen daraus zu wählen, hat der Rec. in keinem Werke über Geschichte oder Staatsrecht Preußens gefunden. Das Capitel besaß freye Wahl, bis der König von Polen sich das Recht zur Vergebung des Bisthums zueignete. Seit dieser Zeit beobachtete das Domcapitel nur noch einige Formalitäten. So legte, als der vorige Bischof von Krasicki vom Könige von Polen zum Bischofe ernannt wurde, damit er doch dem Scheine nach ex gremio capituli wäre, ein Domherr seine Stelle nieder, die nun Graf Krasicki übernahm, und nachdem er hierdurch einige Tage lang ermländischer Domherr gewesen war, von der bischöflichen Würde Besitz nahm. Ermland gehört nicht, wie der Kosmopolit erzählt, in allen Justizsachen bloß unter die ostpreußische Regierung zu Königsberg; sondern dieß ist die zweyte Instanz, weil die Processe in erster Instanz vor dem fürstlich-ermländischen Landvoigteygericht zu Heilsberg entschieden werden.

In der heiligen Linde, erzählt uns der Verf., das silberne Wunderbild, welches ehemals an einer Linde befestigt gewesen, stehe in der Kirche; allein das hölzerne Wunderbild, welches an der Linde befestigt war, ist verlohren. Die Kirche hat große architektonische Fehler; das Kloster ist ein-

ge-

gewöhnliches Gebäude; die Kirchenschätze sind, in Vergleich zu denen anderer Wallfahrtsorte, nur gering; der Ablaß ist nicht jährlich zwey-, sondern nur einmal. Es giebt hier gar keine Mönche, sondern das Kloster wird von einigen Weltgeistlichen bewohnt; folglich ist jede Nachricht, die der Verf. von diesem Orte giebt, eine Unrichtigkeit. Daß die Wasserleitung des Copernikus zu Frauenburg in mehreren Gegenden Europa's zum Muster angenommen wurde, ist dem Rec., der doch auch manche Gegenden Europa's durchreiste, unbekannt. Wenn die Ruinen zu Frauenburg nicht trügen: so war sie der noch jetzt zu Graudenz bestehenden Wasserleitung völlig gleich. Das Wasser wird in der letztern durch ein Druckwerk 75 Fuß hoch getrieben, und sie ist dem Vorgeben nach gleichfalls von Copernikus angelegt worden.

Braunsberg soll viele Manufacturisten enthalten, und mit dort verfertigten Wollen- und Leinenwaaren einen grossen Handel treiben. Laut der Ausfuhrliste des vorigen Jahres bestanden die Ausfuhrartikel aus Masten, Flachs, Leinsaamen, Getreide, Federn, Borsten, Pferdehaar, Garn und Leinwand. Diese letztern Artikel waren nicht in Braunsberg verfertigt, sondern aus dem ganzen Ermelande dahin gebracht worden. Der Werth der Einfuhr betrug im vorigen Jahre 400,000 Thlr., der Werth der Ausfuhr 1,000,000 Thlr. Wenn folglich aus einer Stadt, wie Braunsberg, die Ausfuhr der Landesprodukte, die aus der benachbarten Gegend dahin kommen, den Werth der Einfuhr in einem Jahre um 600,000 Thlr. übersteigt: so können doch wohl unmöglich die Menschen, die so viel Produkte gewinnen, so fürchterlich faul seyn, als sie der Kosmopolit beschreibt. Wenigstens hegte man bis auf ihn hier in Preußen die Meinung, daß sich die deutschen Einwohner des Ermelandes durch Fleiß und Arbeitsamkeit auszeichneten. Das päpstliche Alumnat, dessen der Verf. zu Braunsberg gedenkt, ist erloschen.

Dieses sind die Berichtigungen, die Rec. bey einem einzigen Briefe anzugeben weiß. Jeder wird also von selbst urtheilen können, was er vom Ganzen zu erwarten habe. Der Vortrag ist nicht ganz schlecht, wenn er auch zuweilen in Deklamation und in Kraftsprache übergeht. Auch sind zum Nutzen und Frommen empfindsamer Leser ein Paar kleine Romane, der eine von einem katholischen Geistlichen, der an-

dre von einem Emigrirten aus den Rheingegenden eingeschaltet, und Theaterfreunde mögen sich an der sehr weitläufigen Beschreibung des Königsbergschen Theaters erbauen.

Qp.

Kurzgefaßte Beschreibung der Residenzstadt Prag — verfaßt von Jaroslaus Schaller, der frommen Schulen ꝛc. mit 7 Kupfertafeln. Prag, 1798. 168 S. 8. 12 Gr.

In der ganz kurzen Vorrede nennt der Verf. sein Werkchen einen Auszug einer größern Beschreibung Praas, in IV Oktavbänden (die Rec. noch zur Zeit unbekannt ist), sonderlich für Durchreisende. Da Prag in vier Viertheile, welche auch manchmal Städte genannt werden, eingetheilt ist: so betrachtet der Verf. zuerst den Hradschin, dann die kleine Seite, hernach die Altstadt, und endlich die Neustadt, und zwar so, daß von jeder wieder zuerst die Kirchen, dann die andern Gebäude u. s. w. beschrieben werden. Das Ganze ist angenehm und nützlich zu lesen, zumal da das Aeußere dasselbe sehr empfiehlt, wenn auch an diesem bey jeder Seite der Custos, und der Kolumnentitel ermangelt. Aber noch angenehmer wäre das Buch, wenn der Verf. nicht schriebe, er habe mit Fleiß den historischen Fach anstatt Theil zusammengezogen, diese oder jene Kirche sey rasirt worden, anstatt geschleift oder niedergerissen, und was dergleichen undeutsche Wörter mehr sind. Auch noch nützlicher würde es seyn, wenn manches nur etwas mehr ausgeführt wäre (z. B. bey Bibliotheken nicht bloß die Anzahl der Bände dastünde), und wenn nicht die überall sichtbare Eile der Verfertigung so manche gar leicht zu vermeidende Fehler veranlaßt hätte. So nennt der Verf. z. B. S. 12 und sonst den berühmten böhmischen Heiligen Johann Nepomuck, von Nepomuck, da doch das von, wie Koiko in seiner vortrefflichen Geschichte der Kirchenversammlung zu Kostnitz angemerkt hat, hier ein Fehler ist, weil Nepomuck im Böhmischen so viel heißt, als einer, der von Pomuck gebürtig ist. Die Gebeine der H. Norberts sind nicht, wie S. 18 steht, heimlich, sondern sehr öffentlich zu Magdeburg

burg abgeholt worden, weßfalls die fortgesetzte Häberlinische Reichsgeschichte, XXV Band, S. 516 nachgesehen werden kann. S. 35 hätte er den alten, in gedachter Reichsgesch. im XXIV Band, S. 186 ausführlich widerlegten Irrthum, da der 1618 in den Schloßgraben geworfene Sekretär, Fabricius, noch Platter von einigen genennt wird, nicht nachschreiben sollen. Der Kaiser, der 1660 das große Crucifix nach S. 79 errichten lassen, kann nicht Ferd. der III. seyn, sondern es war Leopold der I., u. d. g., welches alles jedoch Kleinigkeiten sind, die bey einer neuen Auflage leicht verbessert werden können. Bey solcher aber muß der Verf. insonderheit auf die Namen der Mahler Acht geben, die er immer, bey jedem Kabinet, dessen er erwähnt, in großer Anzahl, aber sehr irrig, anführt. So heißt z. B. Lukas Kranach bald Granach, bald Grana. Cyrus Ferrit heißt Cirofero, Solimena Solimarr, Karl Maratti bald Morati, bald Morats, u. s. w. Alsdann wird er auch bey S. 137, wo der Juden-Privilegien erwähnt wird, die denselben neuerlich von K. Franz dem II. geschenkte Freyheiten in einen Auszug, den sie ihres merkwürdigen Inhalts wegen wohl verdienen, zu bringen nicht vergessen. Zum Beschluß bemerkt Rec. noch für Liebhaber der Toleranz, daß auch die Augsburgische Konfessionsverwandten eine Kirche in Prag haben; aber nicht die ehemals von ihnen neu aufgeführte, sogenannte Salvatorskirche, als welche seit dem Pragischen Sieg 1620 die Kirche u. l. Frau vom Sieg heißt, sondern die von denselben unter Joseph dem Reformator erkaufte S. Michaelskirche in der Neustadt, S. 152.

Albrecht Christoph Kaiser (s) Versuch einer kurzen Beschreibung von Regensburg. Regensburg. 1797. XVI und 112 S. 8. 8 M.

Herr Kaiser, fürstlich Taxischer Bibliothekar, hat durch diese Beschreibung eine, jedem Reisenden, der in jene Gegenden kommt, angenehme und nützliche Arbeit unternommen. Sie betrachtet Regensburg 1) als Reichsstadt 2) als Sitz des Reichstags, und 3) als Wohnort des Hochstifts, und anderer geistlichen Stifter. Sie läßt sich gut lesen, außer daß der ausländischen unnöthigen Wörter, wie Diners, anstatt Gast-

mähler, Tableaux anstatt Gemählde, u. s. w. sehr viele sind, und daß alles was den fürstlich Taxischen Hof betrifft, sogar die Sattelkammer, hochfürstlich heißt. Eines Auszugs ist ein solches Buch nicht fähig; also hebt Rec. einiges Merkwürdige aus, um zur Lesung dieses Büchleins Lust zu machen. Die Anzahl der bürgerlichen Häuser ist 1087, und der Fremden 200, welche letztere alle nicht unter der Stadtgerichtsbarkeit stehen. Nach S. 13 dürfen dort nur 2 katholische Bürger seyn, so wie auch nach S. 43 die Reformirten daselbst, welche ihre Zusammenkünfte bey dem kasselschen Gesandten haben, weder kaufen noch trauen dürfen; so daß es also mit der Toleranz noch sehr schlecht stehet. Die Juden, deren nur ganz wenige da sind, müssen gar ihre Todten ins Pappenheimische schleppen. Was S. 24 von den besonderen Privilegien der Regenspurger in Ansehung der Testamente stehet, ist merkwürdig. Die Schifffahrt ist, nach S. 29, sehr eingeschränkt, aller kaiserlichen Freyheitsbriefe ungeachtet; da die Stadt an Oesterreich und Bayern gar zu mächtige Nachbarn hat. Letzteres gehet in seinen Bedrückungen so weit, daß es sogar nach S. 60 die Stadt zwingt, die Todten von Stadt am Hof in ihre Gottesäcker aufzunehmen. Nach S. 46 ist ein Münzhaus daselbst; wo aber nur Kupferheller geprägt werden. Die gleich nachher folgende Nachricht von der bereits vor 650 Jahren erbaueten und noch immer der Zeit trotzenden steinernen Brücke über die Donau ist besonders merkwürdig. S. 50 wird man, aber gewiß auf keine angenehme Art, überrascht, wenn man lieset, daß am Hof eines deutschen Fürsten, des von Taxis, die Haushaltung durch ein Comité économique besorgt wird. Vermuthlich haben die vielen französischen Ausgewanderten, welche seit 6 Jahren so häufig am taxischen Hof sich aufhalten, und von denen der Verf. vielleicht mit Fleiß kein Wörtchen sagt, diese auffallende Benennung verursacht. Nach S. 71 leben die Jesuiten daselbst noch ganz in ihrer Gemeinschaft, unter dem Namen Pauliner, und stehen den katholischen höhern Schulen vor. Nach S. 75 ist die herrliche Palmische Bibliothek daselbst unzugänglich, d. i. verschlossen, wie solches Rec. leider vor einigen Jahren selbst erfahren hat. Thäte der zu Wien beständig ohne Bibliothek lebende Besitzer derselben nicht besser, sie zu verkaufen, damit das Geld dafür seinen Kindern, und ihr Gebrauch den Gelehrten zu Gute käme? Nach S. 81 ist der Adel dort noch sehr steif gegen Bürgerliche, wovon er

doch

doch vollends in den jetzigen Zeiten zurückkommen sollte. Anziehend, aber zu weitläufig für die Gränzen einer Recension ist die Beschreibung der bürgerlichen Hochzeiten, oder sogenannten Guldenmahle. Daß ein Register den Beschluß des Buchs macht, giebt demselben vor mehreren dieser Art einen merklichen Vorzug.

Cs.

Versuch einer Beschreibung der Regierungs-Verfassung in der Reichsstadt Nürnberg; mit historischen Erläuterungen. Weimar, im Verlage des Industriecomptoirs. 1798. 10 Bogen. gr. 8. 12 M.

Als Rec. diese Bogen erblickte, kam es ihm gleich vor, als wenn er sie schon irgendwo gelesen hätte. Bald besann er sich, daß dieß im Höckischen, in demselben Verlag erschienenen Magazin der Staatswirthschaft und Statistik geschehen sey. Und so fand sich's auch. Die 4te und 5te Nummer jenes Magazins, das sich nur Ein Jahr hindurch erhalten konnte, sind größtentheils damit angefüllt. Man sieht, daß gleich beym Druck desselben eine Parthie Exemplarien unter einem besondern Titel abgezogen worden sind. Billig hätte dieß, aus leicht begreiflichen Beweggründen, angezeigt werden sollen. Uebrigens verdiente dieser Aufsatz allerdings diesen besondern Abdruck. Er wurde, gleich bey seiner ersten Erscheinung, wegen seines lehrreichen Inhalts, mit gebührendem Beyfall aufgenommen.

Wk.

Topographisch-Statistische Nachrichten von Niederhessen. Herausgegeben von J. C. Martin. Dritter Band zweytes Heft. Cassel, bey Griesbach. 1798. 140 S. 8. 10 M.

1) Abschnitt: Von dem Amt Wolfhagen überhaupt. 2) Spe-

Specielle Beschreibung der dazu gehörigen Dörfer. 3) Von dem Amt Baune überhaupt, darin befindlichen Habichtsbergen, Waldung, Steinkohlenwerk. 4) Von den Schöppenstühlen Niederzwern, Altenbaune, Ritte, Neuemühle, Grünebaum, Wirthshaus die Baune. 5) Dollwigsches Gericht Schaumburg: Hof, Breitenbach, Elmshagen, großen Hof zu Martinhagen, Schloß Schaumburg.

Cb.

Gelehrtengeschichte.

Neues Journal für Literatur und Kunstgeschichte. Von C. G. von Murr. Erster Theil. 396 S. 8. Mit Kupfertafeln. 1 Rl. 12 Gr.

Herr von M. ist ein Mann, dem es an Bekanntschaft mit in- und ausländischer Erudition, an Kenntniß alter und neuer Sprachen, an Einsicht in Kunstsachen und Curiosa gar nicht fehlt. Sein bereits 1789 mit dem XVII. Bändchen geschlossenes Journal ähnlichen Inhalts, wird daher in den Museis der Literatoren und Kunstfreunde immer sich behaupten; gesetzt auch, daß der reine Geschmack nicht überall seine Rechnung fände, und es darin Manches zu sichten, noch viel genauer zu erörtern, oder als gar zu kleinlich ganz auszumerzen gäbe; denn von je her hat überhäuftes Material die Förderung des Baues wohl eben so oft gestört, als der Mangel an solchem. Wodurch ferner das ältere Journal offenbar einen Theil seiner Brauchbarkeit verliehrt, ist der Umstand, ohne gutes Hauptregister, bis itzt wenigstens, geblieben zu seyn. Zeitgenossen freylich, die dergleichen Werke theilweise zum Vorschein kommen sehen, und meist auf der Stelle benutzen, können Hülfsmittel zur Noth entbehren; wo aber nimmt bey noch immer anhäufendem Beytrage dieser Art, nach zehn Jahren nur, auch der geduldigste Forscher die Zeit her, siebzehn solche Abtheilungen auf Gerathewohl zu durchlaufen? denn selbst die Inhaltsanzeigen der einzelnen Stücke sind viel zu allgemein, als daß in tausend Fällen dieser Fingerzeig hinreichte. Billig sollte jeder Schriftsteller, dem es nicht bloß um's Honorar,

rar, sondern auch um Belehrung der Folgezeit zu thun ist, kein Mittel unangewandt lassen, den Gebrauch seiner Arbeit auf lange hin zu sichern; und sieht er die Beendigung derselben nicht sicher voraus, lieber dem Erzeugnisse sogleich eine bequemere Form zu verschaffen suchen!

Daß Herr von M. seit dem Jahre 89 kein müßiger Zuschauer geblieben, ist bekannt. Seiner übrigen Thätigkeit unbeschadet, hat eben dieser lange Zwischenraum ihn doch in Stand gesetzt, den ersten Band seines neuen Journals desto reichlicher auszustatten; und wirklich hat dieser der Bestandtheile so viel und mancherley, daß bey der auch unsre Blätter längst drückenden Platzenge Rec. kaum mehr thun kann, als was ihn am meisten anzog auszuheben; da dem Autor denn noch immer die Hoffnung bleibt, daß andre Beurtheiler auch Anderes werden hervorzuziehen wissen. Mathematische Literatur macht den Anfang, und dieß mit einigen Nachrichten von dem berühmten Ragusaner Boscowich, den Herr von M. gleichfalls unter seinen zahlreichen Correspondenten zählte. Auch Rec. hat zu Paris vor mehr als zwanzig Jahren die Bekanntschaft desselben gemacht, und einen eben so feinen und dienstfertigen, als gelehrten Mann an ihm gefunden, dem es um Verbreitung nützlicher Kenntnisse auf's redlichste zu thun war. Da hier der Conspect seiner sämmtlichen Werke eingerückt wird, die in fünf Bänden zu Bassano gedruckt werden sollten: so hätte man billig auch die Anzeige erwartet, ob, wenn, und wo der Abdruck zu Stande gekommen? denn besagte Ankündigung ward von Bosc. 1784 eingeschikt, dieser aber starb schon im Anfange des Jahres 87; der zu fertigenden Kupfertafeln gab es viel; und bekanntlich geht es in Italien mit typographischen Unternehmungen nicht so schnell, wie bey uns zu. Die hierauf folgenden Briefe mathematischen Inhalts handeln hauptsächlich von dem Calculo situs, womit Leibnitz anhaltend sich beschäftiget zu haben scheint. Dieß zu erhärten, werden mehrere Stellen aus Briefen von, an, und über L. beygebracht, die Herrn von M. wieder auf seine alte Klage zurückführen, daß von der wahren Beschaffenheit des Leibnitzischen Nachlasses noch immer keine befriedigende Nachricht zu erhalten sey. Fänden völlig oder größtentheils ausgearbeitete Stücke sich noch darunter: so wäre solch eine Saumseligkeit allerdings höchst tadelnswerth; diesem Daseyn aber so gut als fer-

tiger

tiger Aufsätze hat man von Hannover aus mehr als einmal widersprochen; und auf den Umstand nimmt Herr von M. gar keine Rücksicht, daß Alles und Jedes, was ein großer Mann etwa handschriftlich hinterläßt, der Neugier des Publikums, oder eigennütziger Speculation Preis geben zu wollen, doch sehr arge Versündigung gegen das Andenken desselben seyn würde. Auch über die Erfindung des Differentialcalculs wird unter Anderm (längst schon Bekanntem) ein nicht unerheblicher Brief Chr. Wolf's an M. G. Hansch, aus Halle 1718 datiert, hier ex avtographo zum ersten Mahl abgedruckt. Wegen der übrigen bis S. 54. mitgetheilten Briefe muß Rec. um so mehr an das Journal selbst verweisen, da durch Bekanntmachung der meisten ihr Herausgeber nur für erst unser Erwarten rege machen zu wollen scheint, und man dem Wichtigern also noch entgegen sieht. — Unter der Aufschrift: Chirographa virorum celebrium a me delineata, folgt die Erklärung des ersten Kupferblatts, welches Proben der Handschrift Oecolampadii enthält: aus einem Briefe von 1524 an Pirkheimer, den Schwärmer Denk betreffend. Sodann die sieben ersten Zeilen aus dem zu Basel am 12ten Febr. 1536 gefertigten Testamente des Erasmus; beyde lateinisch. Eben diesen letzten Willen des unvergeßlichen Mannes bekommt man hier auch in extenso zu lesen; wie leicht zu erachten, oft schon abgedruckt, und noch unlängst in den Epistolis Erasmi ad Amerbachium, Basel, 1779.

Nummer III liefert von S. 58 — 86 einen lateinisch geschriebenen Conspectum aller Ausgaben einzelner sowohl als gesammelter Schriften des berüchtigten Heinr Corn. Agrippa von Nettesheim. Da Herr von M. 36 Jahre hindurch nach dergleichen sich umgesehen, und die meisten wirklich aufgetrieben hat: so ist allerdings eine Liste davon erwachsen, wie man bisher noch nicht besaß, und die dem Liebhaber gute Dienste thun wird. Rec., der mit Erwerb eines halben Dutzend der seltensten Ausgaben sich begnügte, fand z. B. unter denen von der Declamatio de Inc. & Van scientiarum doch eine, die der langen Nachforschung des Nürnberger Literators entwischt war, und daher auf kurze Notiz Anspruch machen darf. Sie ist ein treuer Nachdruck der in Deutschland gleichfalls nur wenig bekannten Pariser Edition von 1531, mensis Februarii. Diese war nämlich von der dasigen

Geist-

Geistlichkeit zum Feuer verdammt worden; und dieß nöthigte vermuthlich den Nachdrucker, ohne alle Zeit- Orts- und Namensangabe, ja sogar ohne alle die Copie kenntlich machende Verzierung, sie unter die Presse zu schicken. Kein Zweifel, daß solches in Frankreich selbst geschehen; denn nicht nur aus diesem Lande hat Rec. die Ausgabe mitgebracht, sondern das Titelblatt enthält auch die Namen zweyer ehemaligen Besitzer, die beyde Franzosen waren; der eine nämlich Paul Beraud, kein ganz unbekannt gebliebner Historiker, und der andre Petrus *Costeus*, Rupellensis Medicus. In eben diesem Rochelle, oder da herum, mag der Nachdruck auch wohl seyn veranstaltet worden; weil man in der Nähe von Paris so was schwerlich gewagt hätte, und den Novatoren in Religionssachen ein solcher Testis veritatis doch sehr willkommen blieb. Der Nachdruck übrigens ist, wie natürlich, ganz uncastriert, und ebenfalls in Octav; hat aber, weil gröbere römische Lettern gebraucht wurden, statt der 159 Blätter des Originals, deren 224, und alle Marginalglossen desselben; denn ein Paar fehlende sind vermuthlich nur aus Oscitanz des Setzers überhüpft worden. Da die Pariser Ausgabe nach der ersten von allen, der Antwerpner nämlich von 1530, gefertigt ward, so fehlt ihr auch die Eintheilung in Kapitel u. s. w., was Herr von M. in seiner Notiz anzugeben aus der Acht ließ; und hierin richtet der beschriebene Nachdruck sich eben so genau nach dem Pariser Vorbilde. Da er sonst mit guter starker Schrift, und ziemlich correct abgedruckt ist: so mag er leicht unter die vorzüglichen Ausgaben des bald zu sehr gelobten, bald zu tief herabgewürdigten Buches gehören. Ein neuer Beleg übrigens, wie schwer es hält, auch nur über einen einzigen, noch dazu oft schon behandelten Gegenstand es zu derjenigen Sicherheit und Uebersicht zu bringen, die der löbliche Zweck des geduldigen Bibliologen sind! Denn höchst wahrscheinlich ist dieser Nachdruck sans lieu ni date eben derjenige, der im Catalog des Duc de la Vallière Nummer 1393 aufgeführt steht, ohne daß der Abbé Rive oder De Bure anzugeben gewußt, was es damit eigentlich für Bewandtniß habe; und eben so wenig Herr von M., als der S. 69. seines Conspectus auch nur Muthmaaßungen hegt, die durch vorstehende Notiz beseitiget werden.

Unter der Aufschrift: **Lateinische Literatur**, giebt Nummer IV. von **vier Pergamenblättern** in Kleinfolio Nachricht, deren

ren zwey ersten Stellen aus dem Priscian handschriftlich enthalten, das dritte aus einem noch unbekannten lateinischen Redner, und das letzte aus dem Livius. Vermuthlich sind alle vier Blätter aus der innern Seite alter Einbände gerettet, als woran noch oft genug sich Reste von dergleichen Membranen verschwendet finden. Man erkläre die Jagd auf solche Reliquien ja nicht geradezu für Mikrologie! denn wie mancher uralte Codex ist, im XVIten und XVIIten Jahrhundert so heillosem Mißbrauche beym Buchbinder, in Deutschland besonders, aufgeopfert worden. Rec., der nur spät erst aufmerksam wurde, fand doch wirklich schon ein halbes Dutzend Blätter, Bruchstücke aus so altdeutschen Dichtern darbietend, als unsre Literatur nur immer aufzuweisen hat. Ein Beweis zugleich, daß es mit Kenntniß und Tact für so was ehedem noch viel kläglicher als jetzt aussah; denn nunmehr verirrt eine durch Alterthum ausgezeichnete Handschrift, oder auch nur weil sie auf Pergamen geschrieben ist, sich doch schwerlich bis zum Buchbinder und Goldblattschläger, ohne von irgend einem Kenner oder Neugierigen unterwegs aufgegriffen zu werden. Ein mit Sachkunde gefertigtes Verzeichniß solcher ihrem Untergang entrißner merkwürdiger Fragmente, wäre gar nichts unnützes, und führte gewiß zu mancher sehr unerwarteten Aufklärung, und wohl zu Entdeckungen selbst. Einen guten Anfang machte man in den 1787 zu Kopenhagen, aus der reichen Büchersammlung des Herrn von Suhm entlehnten Symbolis etc., wo mehr als ein auf diese Art gesichertes Bruchstück altdeutscher Sprache sich vorfindet, und den Literatoren immer willkommen bleiben wird. — — In Hinsicht auf die unter den Rubriken Sinesische, Hebräische, Arabische und Slavonische Literatur, von Nummer V bis VIII im Marr'schen Journal enthaltenen Beyträge, muß Rec. schon deshalb auf Berichterstattung Verzicht thun, weil alles das seine Unterabtheilungen hat, und diese wieder mit so viel Anekdoten, auch wohl Persönlichkeiten, Rückweisern auf Artikel des ältern Journals, Briefauszügen, und Abschweifungen, deren man sich gar nicht versah, durchwebt sind, daß Auswahl des Wichtigsten keine leichte Sache, und doch am Ende nur Eingriff in die Rechte des Kenners seyn würde, als dem allein zusteht, über das, was beym ersten Blick Andern unerheblich däucht, seine Meinung zu äußern. Auf dergleichen scheinbare Kleinigkeiten stößt man nun freylich von

Zeit

Zeit zu Zeit, und war um so weniger darauf gefaßt, weil auch Herr von M. das Nil admirari! zum Motto seines neuen Unternehmens ausdrücklich erkoren hatte. Dem ungeachtet versäumt er nirgend von der großen Nation, vom großen Bonaparte, von großen Anstalten zu sprechen; worunter doch schwerlich der Raub jener, freylich auch großen vier gegossenen Pferde zu rechnen ist, die vorher auf der Markuskirche in Venedig standen, und, wie Herr von M. sich ausdrückt, im Junius 98 zu Paris anlangten. Noch übereilter schreibt er in seinen neuesten Nachrichten aus China, die übrigens von dasigen Historikern, Missionsanstalten, u. s. w. manch brauchbares erzählen, daß es der Sohn des Kaisers Kien-Long gewesen sey, der die englische Gesandschaft auf eine feine Art mit langer Nase abgefertiget habe. Sehr mögl. daß der französische Missionar und Exjesuit Poisson den ersten Rathgeber des jetzigen Kaisers in Europäischen Angelegenheiten spielt; aber eine ganz unerhörte, und in sich selbst höchstunwahrscheinliche Neuigkeit bleibt es, daß seit dem eben dieser Pater einen wichtigen Handelstraktat mit der Neufranken-Republik zu Stande gebracht habe; als wovon unsre besten Statistiker noch schlechterdings nichts wissen. Desto sicherer wird man hoffentlich auf die Sprachkenntnisse des Hrn von Murr in Chinesischer Literatur bauen, und z. B. allerhand Curiosa von einem Japanischen Wörterbuche sich versprechen können, wozu seine Freunde, die Jesuiten in Pecking, ihm Hoffnung gemacht haben. Im XIten Theile des ältern Journals stand die lateinische Uebersetzung eines Briefes des Bischofs zu Nanking, Gottfr. von Laimbkehofen, an seinen Ordensbruder Oliveira in Lissabon, Beichtvater der Königinn. Hier eben dieser eilf Seiten füllende Brief des Jesuiten in portugiesischer Sprache; daß also, wie man sieht, auch für Literatur dieses Landes im Vorbeygehen ist gesorgt worden. Unter der Rubrik: Arabische Literatur, nehmen die gelehrten Briefe des Hofr. Tychsen sich aus: so wie seine Erklärung der zweyten Kupfertafel, eine der 127 Perlmuschelschalen darstellend, die aus dem Schutt einer zerstörten Moschee der Perser am Caucasus unlängst gegraben worden, und in deren innerer Seite arabische Schrift und Ziffern mit unzüchtigen Symbolen untermischt gestochen stehen; daß also die ganze Manipulation auf abergläubischen Liebestrank, den man aus dergleichen Muscheln vermuthlich genoß hinzudeuten scheint. Wenn der Leser erfährt, daß die Rubrik Slawo-

nischer Literatur mit Briefen von Hrn. Penzel (ohne Zweifel aus Krakau; ihr Datum wird nirgend angegeben) und von Hrn. Franz Floriantschitsch, Geistlichem zu Klagenfurt, 1785, angefüllt ist: so wird solcher eben dadurch über Inhalt, Ton und Tendenz ihrer Beyträge schon zum voraus unterrichtet; der wenigstens des Erstern; denn der Klagenfurter Correspondent erzählt nur von örtlichen Alterthümern.

Mit Nummer IX kommt wieder an unsern trefflichen Leibnitz die Reihe, und das mit XX von ihm an Gisbert Cuper zwischen 1702 und 1713 aus verschiednen Plätzen lateinisch geschriebnen, oft ziemlich langen Briefen, die Herr von M. durch Gefälligkeit des seel. Schläger aus den in der Herzoglich Gothaischen Bibliothek aufbewahrten Autographis abschriftlich mitgetheilt erhielt. Alterthümer aller Art, Sprachkunde, nicht selten gelehrte und politische Neuigkeiten sind der Gegenstand dieser Sendschreiben; denn mit Mathematik oder Philosophie läßt unser Polyhistor den sonst von ihm sehr geschätzten holländischen Philologen unbehelligt; schwerlich aber giebt es ein einziges darunter, woraus nicht manches noch jetzt brauchbare zu lernen wäre. Weniger anziehend, obgleich auch nicht ohne lehrreiche Winke, sind die vier an E. S. Cyprian in Gotha gerichteten ungleich kürzern Briefe, worunter ein schon im Jenner 1702 geschriebener, aber erst zu Ende Julii abgegangener sich findet; weil er unter seinen Papieren sich versteckt gehabt; was allein schon anzeigt, daß wenigstens damals, denn Rec. will Cyprian's Verdiensten gar nichts entziehen, es L. mit diesem Briefwechsel kein rechter Ernst gewesen. Bereits S. 23 erzählt Herr von M. daß er über hundert epistolas inedicas des großen Mannes, theils im Original, theils in sichern Abschriften besitze, die nach und nach seinem neuen Journal einverleibt werden sollen. Auch will er das chronologische Verzeichniß aller Leibnitzischen Briefe von 1663 bis 1716 abdrucken lassen: ein gewiß beyfallswerther Entschluß! wenn nämlich das Vorzüglichste des Inhalts auch nicht ganz unberührt bleibt. Damals gehörte unter die Quaesita per epistolam noch die Bereicherung der Wissenschaft selbst, und Mittheilung des durch Fortschritt Gewonnenen, da in unserm egoistischen Zeitraume hingegen solche meist in Benevolenzcaptation, groben Eigennutz wohl gar und hinterlistige Nebenabsichten leider! ausgeartet sind. Durch die bloße Chro-

nologie

nologie Leibnitzischer Briefe würde freylich auch manches literarhistorische Datum sich schon berichtigen lassen; ein aber, wenn gleich noch so wortsparsamer Sachenindex dem Literaturfreunde doch viel wesentlichern Dienst leisten.

Der zweyte Hauptabschnitt des Bandes handelt von Kunstsachen; umspannt für dießmal aber nur drey Bogen, wovon die Hälfte mit Geschichte des Gusses großer Bildsäulen aus Bronze, neuerer sowohl als älterer Zeit, sich beschäftiget, und wie natürlich in so engem Raume nur wenig davon sagen kann; wie denn z. B. der vor 30 Jahren kaum von dem Franzosen Balle zu Kopenhagen geformten und gegossenen Ritterstatur Friedrichs des V, eines der herrlichsten Werke dieser Art, hier gar nicht erwähnt wird; da es zu Beschreibung derselben doch eben so gute, wo nicht bessere Vorarbeiten gab, als zu der von Falconet's Werke in Petersburg. Die unter Nummer II befindliche Uebersicht jetziger Mahler und Kupferstecher in Spanien hätte sich unter einer bescheidnern Aufschrift ankündigen sollen; weil das Blättchen ja nur einige, dem Herrn von M. bekannt gewordene Künstler namhaft macht; Madrid aber deren unlängst weit mehr noch aufzuweisen hatte. III. Verbesserung einiger argen Fehler in der Mannheimer Lebensgeschichte Albrecht Dürers, muß dem Kunstfreunde willkommen seyn. — Gar nicht in der Inhaltsanzeige aufgeführt (ein neuer Beleg, wie sehr Murrischen Schriften genauere Hauptregister nöthig sind!) ist die Liste 25 uralter, überaus merkwürdiger italiänischer Kupferstiche; wofür Rec. wenigstens dem Beschreiber vielen Dank weiß. Unter der Rubrik Recensionen macht die Empfehlung der weitschichtigen Kupferstecherkunst ꝛc. des Herrn Gütle, Nürnberg, 1795. gr. 8. und die Berichtigung einiger Versehen desselben doch wirklich dieses Werk um nichts besser; da hingegen die Beyschlag'schen Programmen über Nördlingens Kunstgeschichte einem so belesenen Manne wie Herr von M. zu einer umsichtsreichern Anzeige wohl hätten Stoff geben können. — Noch ist den künftigen Theilen des doch hauptsächlich literarischen Journals, wo so viel auf Genauigkeit ankommt, ein correcterer Abdruck zu wünschen; und ob anderthalb Thaler Conventionsgeldes für ein so mäßiges Bändchen nicht fast zu viel sey, bleibt auch die Frage. Der ernstlich wißbegierige Lesefreund ist in der Regel der Aermere; und wie bekannt sind

es keinesweges Bücher dieser Art, die man in Leihbibliotheken suchen darf.

Fk.

Altdeutsche Gedichte in Rom, oder fortgesetzte Nachrichten von Heidelbergischen Handschriften in der Vatikanischen Bibliothek, von Friedrich Adelung. Nebst einer Vorrede vom Hofr. Adelung über Handschriften von altdeutschen Gedichten in der churfürstlichen Bibliothek zu Dresden. Königsberg, bey Nicolovius. 1799. XXXIV und 332 Seiten. 8. Mit lateinischen Lettern. 1 Rf. 4 Gr.

Der erste Versuch des Hrn. A., von jetziger Beschaffenheit der nach Rom gerathnen Ueberbleibsel altdeutscher Dichtkunst uns endlich sichere Nachricht zu verschaffen, ist im XXXIsten Bande der A. D. Bibl. mit allem dem Beyfall angezeigt worden, worauf die Geduld des Mannes doppelten Anspruch zu machen hatte: nicht nur, weil sie eine für Deutschlands Literargeschichte sehr erhebliche Lücke wirklich auszufüllen anfieng; sondern dem mühsamen Geschäft sich auch in einem Zeitraume unterzog, der Nachforschungen dieser Art gar nicht günstig ist, und wo die Zahl derer, die solch eine Arbeit zu schätzen wissen, aus leicht begreiflicher Ursach von Tage zu Tage kleiner wird. In erwähntem Prodromo war außer nomenklatorischer Uebersicht des Ganzen nur an vier Bestandtheile des wiedergeöffneten Schatzes erst die Reihe gekommen, und Rec. muß deßhalb an seiner Zeit davon abgestatteten Bericht den Liebhaber verweisen. In vorliegender Fortsetzung des lehrreich Angefangnen werden ihrer mehr als ein halbes Hundert mit mehr oder weniger Umständlichkeit beschrieben, einzelne Stellen ausgehoben, und überall Anfang und Ende der Codicum zum Behuf derer mitgetheilt, die ähnliche Copien besitzen, oder solche vergleichen können. Den sämmtlichen Ertrag hat Hr. A. ganz schicklich unter vier Hauptrubriken gestellt, die nämlich der Heldengedichte, der Gedichte moralischen Inhalts, der Erzählungen, und endlich vermischter Gedichte und Lieder.

So

So beschränkt der Raum unserer Blätter auch geworden seyn mag, die Liste wenigstens der Ritter- Helden- und Lehrgedichte ist jeder Leser hier zu erwarten berechtigt, weil dieser Theil des poetischen Gebiets von den Reimern der Vorzeit doch am fleißigsten besucht worden, und die Versuche derselben, schon ihrer Dickleibigkeit wegen, sich noch am längsten, und in mancherley Abschriften erhalten haben. Solcher Epopäen also, wenn sie anders diesen Namen verdienen, werden hier ein Dutzend vorgeführt; nämlich: Titurell, Lohengrin, Alexander der Große, Malagis, Reinalt, Karl der Große, Tristrand, Wilhelm von Oranien, König Artus, Ogier von Dänemark, Aeneas, und Herzog Friedrich von Schwaben. Von genauer Beschreibung eines in der Wolfenbüttler Bibliothek handschriftlich aufbewahrten und ziemlich alten Exemplars eben dieses Fr. von Schwaben hat auch Bragur unlängst den Anfang geliefert. Rec. erwähnt dieses Umstandes deshalb, weil eine Zeitschrift wie die ebengenannte, der rechte Ort zu seyn scheint, wo Literatoren dieses Fachs ihre Notizen niederzulegen haben. Woran mag es sich stoßen, daß von der Fortsetzung derselben seit Jahr und Tag nichts weiter zu hören ist? da ihr Verleger doch mehr als einmal sehr patriotisch versichert hat, auf jeden Gewinnst Verzicht thun, und nur mit Sicherung der Druckkosten sich begnügen zu wollen. Bliebe solch ein Erbieten dennoch ohne Unterstützung: so wäre freylich an denjenigen Vorrath von Materialien und ihre Sichtung nicht weiter zu denken, ohne die eine Geschichte unsrer ältern Dichtkunst sich gar nicht erwarten läßt! — Uebrigens finden unter obengenannten Ritterbüchern sich einige, wovon Herr A. im Vatikan mehr als eine Abschrift antraf; vom Titurell nämlich drey; von der noch wenig bekannten Geschichte des Malagiss deren zwey, so wie vom König Artus. In der einen Copie desselben, auf erst 1477 beschriebenem Papier, wird Hartmann von Aue als Verfasser des ungleich ältern Originals angegeben; ein, wie Herr A. meint, bisher ganz unbekannt gebliebener Umstand. Die zweyte, auch eine König Artus betreffende Handschrift auf Pergamen, konnte Herr A. nur wenige Minuten lang benutzen, sagt also bloß, daß ihm solche ungemein alt geschienen, in Octavformat sey, und 88 Blätter enthalte. Da ihr Pergamen schon meist braun geworden, und vom Zahne der Zeit häufig durchlöchert ist: so kann sie vielleicht für das älteste aller hier beschriebnen Ueberbleibsel gelten;

denn so weit aus den gelieferten Notizen sich schließen läßt, reicht doch keine dieser Handschriften über das vierzehnte Seculum, höchstens den Schluß des dreyzehnten hinaus. Was nun jedes der nunmehr weit kenntlicher gemachten Heldengedichte betrifft: so gäbe es allerdings noch immer einzelne Bemerkungen und Nachträge beyzubringen; wovon die meisten jedoch eine Umständlichkeit fordern würden, deren, wie gesagt, unsre Bibl. längst nicht mehr empfänglich ist. Ueberdieß sind viele darunter, die dem Herrn A. selbst gewiß nicht entgangen wären, wenn dieser aus Oertern uns seinen schätzbaren Beytrag hätte mittheilen können, die zu literarischer Umsicht im schon gedruckt Vorgearbeiteten nicht so äußerst unbequem sich fanden, wie Rom und Petersburg. Aus letztem Platz datiert die Vorrede; und dieser Aufenthalt allein war hinreichend, noch weit mehr Omissorum halber, als dem Buche etwa Schuld zu geben sind, Nachsicht zu verlangen.

Unter den acht größern Gedichten moralischen Inhalts finden sich der welsche Gast in dreyerley Handschriften, und der Renner in zwey Kopien. Nicht unbekannter waren bisher geblieben der Freydank, und des Dominikanermönchs Jac. von Cessolis allegorische Erklärung des Schachspiels; hier eine poetische Uebersetzung derselben, die Herr A. dem Konr. von Ammenhusen, auch einem Pfaffen, zuschreibt, der zu Stein am Rhein um 1337 lebte. Desto weniger wußte man bis jetzt von den vier andern; einem Aristoteles nämlich; einem aus dem Latein des Alanus von Ryssel durch Heinr. von der Neustadt (bekannt aus andern um 1400 zu Wien gefertigten Reimereien) übersetzten Gedichte über unsers Herrn Zukunft; einem Lucidarius oder Lucidarinus; und endlich einem Gedichte physiognomischen und medicinischen Inhalts, von unbekannter Hand, und geringem poetischen Werth, weshalb Rec. nichts anders thun kann, als an Herrn A. selbst zu verweisen. Eben diese Bewandniß hat es mit darauf folgender Rubrik der Erzählungen; wovon hier vier Autoren kenntlicher gemacht werden. Von der biblischen, auch wohl hineingemengter oder angehängten profanen Geschichte, in klägliche Verse gebracht, zum Theil auch in unsern Tagen noch abgedruckt, giebt es in der Vatikana (denn noch hat man nicht gehört, daß die Neufranzen auch daran sich vergriffen hätten) zweyerley Handschriften, die mit einander

nichts

nichts gemein haben, als den Ungeschmack, und bloß für gereimte Chroniken gelten können. Die drey andern Artikel sind: eine von Thomas Prischuh aus Augsburg im Jahr 1418 versifizierte Geschichte der Costnitzer Kirchenversammlung; zwey Abschriften einer schwerlich schon bekannt gewordenen Erzählung Conrads von Wirzburg vom Kaiser Otto mit dem Barte; und das Mährchen eines Ungenannten von der verkannten Unschuld einer französischen Königinn und ihrer Rettung. — Da die **vierte** Hauptabtheilung, von Gedichten und Liedern vermischten Inhalts Bericht erstattend, es mit **vierzehn** Codicibus und Codiculis zu thun hat: so ergiebt sich von selbst, daß an genügeleistenden Auszug auf keine Weise zu denken sey. Religiöse und profane Gegenstände, Moral und Minne, Fabeln, Schwänke, Räthsel, Denksprüche u. s. w. theilen sich in den Vorrath, und Freunde sowohl des Minnelieds, als etwannige Liebhaber der Meistersängerey, werden hier um so mehr ihre Rechnung finden, da Herr A., wenn es der Mühe nur irgend werth war, und so viel der Raum vergönnte, auch Proben dieser Dichtungsarten auszog. Ein paar Minnelieder ausgenommen, die durch sanfteres Gefühl sogleich dafür sich ankündigen, scheint doch nur Weniges aus sehr entferntem Alter zu seyn; und in Rücksicht auf Namen ihrer Verfasser und chronologische Data, giebt es für Literargeschichte hier auch nur selten Ausbeute.

Einen sehr erheblichen Zuwachs aber erhielt der verdienstliche Beytrag des Neffen durch die schon auf dem Titelblatt ihren Inhalt angebende Vorrede seines gelehrten, um deutsche Sprachkunde hochverdienten Oheims. Schon ehedem hatte der Dresdner Bibliothek es an handschriftlichen Merkwürdigkeiten altdeutscher Dichtkunst nicht gefehlt, und in der Folge vermehrte die Gottschedische Sammlung den Reichthum dieses Fachs. Trotz des Undanks seiner Zeitgenossen, hatte G. ein nicht kurzes Leben hindurch, ohne Kosten und Mühe zu scheuen, sich nach solchen Seltenheiten umgesehen, Manches in zum Theil sehr alten Abschriften sich wirklich verschafft, und viel andres zu seinem Gebrauch sorgfältig copieren lassen. Hierzu füge man noch den Umstand, daß Hofr. A., der in Kenntnissen dieser Art, wegen ihres unmittelbaren Bezugs auf Sprachkunde selbst, längst wie zu Hause ist, ebenfalls keine Gelegenheit versäumt hat, sein eignes Museum mit Abschrif-

ten und Ueberbleibseln von dergleichen zu bereichern, und jeder Vaterlandsfreund wird gewiß mit Rec. den Wunsch theilen, daß der so thätige Mann möge Wort halten, und sein am Ende der Vorrede niedergelegtes Versprechen erfüllen können! Hier nämlich macht er sich anheischig, sogleich nach Vollendung der neuen (ihrem Schlusse wirklich schon nahen) Ausgabe seines deutschen Wörterbuchs, an Ausarbeitung einer Geschichte deutscher Sprache und Literatur zu gehen, die dann auch von hierauf sich beziehenden Handschriften der Dresdner Bibliothek umständlicher handeln soll. Eben dieser höchstangenehmen Aussicht wegen, hielt Rec. es für überflüßig, vom Inhalte der Vorrede nähern Bericht zu erstatten, als der wegen Mangel an Raum doch nur sehr trocken ausfallen würde. Nur so viel sey noch erwähnet, daß die aus Gottscheds Sammlung herrührenden Artikel ein vorgesetztes Sternchen zum Kennzeichen haben; was schon deshalb nöthig war, weil Gottsched selbst, in der Folge die Hamburgischen Unterhaltungen, und auch wohl andre Schriften, wo man dergleichen gar nicht sucht, Manches bereits beschrieben, und ohne dieses Unterscheidungszeichen für jetzt wenigstens neue Verwirrung entstanden wäre. Daß laut S. XI. das Ringkische Exemplar von oben erwähntem Rittergedichte Friedrich der Schwabe in Glasey's Besitz übergegangen, scheint dem Verfasser der Notiz in Bragur unbekannt geblieben zu seyn. Wohin aber ist solches nachher gekommen? denn Gottscheds Copie ist doch nur eine Abschrift eben dieses Exemplars.

R.

Staatswissenschaft.

Fürstenspiegel. Berlin, bey Unger. 1798. 308 S. 1 Rf. Mit dem Motto:

Drey Lehren faß' ein Herrscher wohl ins Herz:
Die eine: daß er über Menschen herrscht;
Die andre: daß er nach Gesetzen herrscht;
Die dritte: daß er nicht auf immer herrscht.

Agathon nach Voß.

Ein

Ein reiner, treuer, ſchöner Spiegel! „Die Abſicht bey „nachſtehenden Aufſätzen iſt (ſo heißt es in der Vorrede): jun„gen Prinzen, und beſonders ſolchen, die zum Regieren „beſtimmt ſind, manche eben ihnen nützliche Wahrheit zu ſa„gen; nicht, wie gewöhnlich, in Bildern, als wodurch der „Vortrag zwar feiner, aber zugleich auch unkräftiger wird; ſon„dern mit aller der Offenheit, die ſich ein Erzieher zur Pflicht „machen würde, wenn nicht dieſen die Furcht vor Anden„kungen bände.“

„Iſt der Ton in manchen dieſer Aufſätze ſpottend oder „ſelbſt bitter, ſo hat ihn wahrlich weder Muthwillen noch „Galle dazu gemacht; bloß die Wirkung, die der Aufſatz „beiielte, hat ihn ſo vorgeſchrieben. Durch zu beſcheidene „Verſchleierung wird keine Scham, und durch zu furchtſame „Schonung wird kein Abſcheu erregt.“

„Die einzige pflichtmäßige Schonung war die: Bey„ſpiele von Fehlern und Laſtern nicht aus der Mitwelt, ſon„dern aus einer ſchon entfernten Vorwelt zu nehmen.“

Wenn doch alle Fürſtenlehrer ſo ihre Pflicht kennten und — thäten! ſo Freymüthigkeit und Klugheit ſich einander unter die Arme greifen ließen! und ſo die Gabe der Darſtellung hätten!

Es ſind der Aufſätze drey und dreyßig. Sie haben folgende Ueberſchriften: Krieger-Ehre. Fürſten-Wohlluſt. Verſchwendung. Freundſchaft. Wahrheit. Anſtand. Empfehlungen. Spiel. Aufwand. Redlichkeit. Jagd. Feinheit. Offenheit. Denkfreyheit. Witz. National-Ehre. Culturgrad. Vergeltung. Geſchichte. Widerruf. Faſſung. Menſchenwürdigung. Vertrauen. Jugendfleiß. Zeitvertreibe. Müſſiggang. Schmeicheley. Nachruhm. Sittenwerth. Vorſicht. Beſcheidenheit. Rache. Sicherheit.

Ein Schriftſteller, beſonders ein lehrender, muß immer auf Leſer rechnen, die es ſelbſt mit ſolchen Büchern die zunächſt für ſie geſchrieben ſind, machen, wie der Redner Antonius beym Cicero de oratore II 59. es mit hiſtoriſchen Schriften machte: *non* ego *utilitatem aliquam* ad dicendum aucupans horum libros, ſed *delectationis cauſa*, *cum eſt otium*, legere ſoleo. Ein Schriftſteller verſteht ſeine Kunſt,

wenn er solche Leser zu fesseln und es einem fühlbar zu machen weiß, was sie ihm verdanken, so daß sie mit Antonius sagen: ut, cum in sole ambulem, etiamsi aliam ob causam ambulem, fit natura tamen, ut colorer: hic, cum istos libros studiosius legerim, sentio orationem (dafür kann der Leser des moralischen Schriftstellers sagen vitam) meam illorum tactu quasi colorari. Der Verfasser des Fürstenspiegels darf sich vor hundert andern diese Wirkung auf seine Leser versprechen; denn er gleicht ganz denen, die den Antonius kolorirten. Man höre nur, wie dieser sie beschreibt: sed ne latius hoc vobis patere videatur, haec duntaxat in Graecis intelligo, *quae ipsi, qui scripserunt, voluerunt a vulgo intelligi.* In *philosophos vestros* si quando incidi, deceptus indicibus librorum, quod sunt fere inscripti de rebus notis et illustribus, de virtute, de justitia, de honestate, de voluptate, *verbum prorsus nullum intelligo: ita sunt angustis et concisis disputationibus illigati!* poetas omnino, quasi alia quadam lingua locutos, non conor attingere; cum *his* me, ut dixi, oblecto, qui res gestas, aut qui orationes scripserunt suas, aut *qui ita loquuntur, ut videantur voluisse nobis, qui non sumus eruditissimi, esse familiares.*

Als Probe, wie zweckmäßig der Verfasser jedesmal die Form seines Stoffs, die Einkleidung seiner Gedanken zu wählen weiß, wie er so simpliciter et splendide, sine ulla serie disputationum, et sine jejuna concertatione verborum schreibt, welches oben gedachter Antonius von einem fordert, der sich will hören lassen über Gegenstände, quae pertinent ad usum civium, morem hominum, quae versantur in consuetudine vitae, in ratione reipublicae, in hac societate civili, in sensu hominum communi, in natura, in moribus — als Probe dieser seltenen Gaben mögen folgende Auszüge dienen:

Bescheidenheit. „Es ist schön, einen Mann zu erblicken, der in niedrigerm Stande geboren, von Glücksgütern entblößt, vielleicht durch Schicksale herunter gekommen, dennoch auf Ehre hält, Verachtung und Unterdrückung nicht duldet, seinen Antheil an den allgemeinen Menschenrechten behauptet, und ohne thörichten Hochmuth, der für ihn ein unnatürlicher, also größerer Fehler wäre, sich in keiner seiner Handlungen wegwirft.“

„Es

„Es ist noch schöner, einen Edeln zu finden, der durch Geburt oder durch Verdienste emporgehoben, mit Reichthum, mit glänzenden Vorzügen begabt, von allen diesen Vorzügen bescheidenen Gebrauch macht, auf keinen seiner Mitmenschen verachtend herabblickt, keinen durch sein Ansehen beschränkt, und ohne sich wegzuwerfen, welches wieder für ihn ein unnatürlicher, also größerer Fehler wäre, überall, wo nicht besondere Verhältnisse eintreten, sich dem Aermern und dem Niedrigern gleichsetzt. — — —

— — — — — — — — — —

„Die schönste Wirkung thut Bescheidenheit an einem aufblühenden fürstlichen Jüngling; nicht, weil überhaupt der Reiz der Jugend jeden Ausdruck von Güte anziehender und einnehmender macht, oder weil gerade diesem Alter, wo der Mensch noch so wenig ist und Alles erst werden soll, Bescheidenheit so vorzüglich ziemt, oder weil wir den Verstand und die Mäßigung, die sich in dieser Tugend ankündigen, eher vom reifern, als vom jugendlichen Alter erwartet hätten; sondern vor Allem: weil wir dabey in die Zukunft so erfreuliche Blicke werfen; weil wir urtheilen, daß der mit so hohen Rechten geborne und mit diesen Rechten so wenig sich brüstende Jüngling schon den Werth des Verdienstes kennen muß, und daß er, unzufrieden mit Vorzügen, die ihm ein blindes Schicksal zuwarf, alle seine Kräfte aufbieten wird, sich wesentlichere, höhere Vorzüge zu erringen. Wenn er bey Hoffesten so gerne und doch so blöde sich den großen verdienstvollen Männern naht, die ihr Vaterland und ihr Zeitalter verherrlicht haben; wenn er durch aufmerksames stilles Zuhören bey ihren Reden, durch schamhafte Verlegenheit bey ihren Ehrfurchtsbezeigungen, durch jeden ihm möglichen Ausdruck seiner innigen Achtung, das Mißverhältniß scheint gut machen zu wollen, daß Greise sich vor einem Jüngling beugen, und diejenigen Ehrfurcht beweisen, die mit so vielem Rechte Ehrfurcht zu fordern hätten: welche große, herzerhebende Hoffnung muß das geben! Dieser Jüngling, sagen wir dann uns selbst, wird seiner Hoheit nicht eher froh werden können, als bis er gestrebt hat, ihrer würdig zu seyn; er wird das Verdienst, das er so sehr in andern ehrt, in sich selbst hinüberpflanzen, wird das Vergnügen der Menschheit, der Stolz seines Vaterlandes, die Liebe und die Bewunderung der Nachwelt werden. Und wenn dann noch Entfernung

nung von allen eiteln Vergnügungen hinzukommt, Widerwille gegen alles, was Pracht heißt, was Aufsehen macht, edle Gleichsetzung in jedem Verhältniß, wo nicht der Prinz unter Unterthanen, wo nur der Mensch unter Mitmenschen erscheint, hohe Achtung für das Urtheil aller Guten und Edeln, und was mit dieser Achtung verbunden ist, Fleiß, Anständigkeit, Ordnung, untadelhafte Sittenreinheit — —

„Doch genug dieser Züge! Das Gemählde will Bildniß werden, und die Schmeicheley sey, bis auf den schwächsten Schimmer, von diesen Blättern entfernt! Lieber ins Innere des Herzens die Freude zurückgerufen, daß ein so schöner Fürsten-Charakter nicht Traum blieb; daß alle Welt Zeuge ist, wie trefflich, als Mann, Einer der Gekrönten Europens seinem Volke Wort hält, dem er, als Jüngling durch seinen Ernst, seine stille Bescheidenheit, seine fast beyspiellose Sitteneinfalt so gerechte Erwartungen gab!“

Wohl dem Gekrönten, der ein solches Lob aus einer solchen Feder erwirbt: er bedarf keiner Eroberungen, um vor der Mitwelt und Nachwelt zu glänzen.

Vergeltung. „Bey dem steten, oft schrecklichen Wechsel der Dinge können Personen vom höchsten Ansehen in den Fall kommen, daß sie des Erbarmens der niedrigsten bedürfen. Wohl dann denen, die selbst in den Tagen ihres Glücks Erbarmen geübt haben: sie werden die guten Folgen davon in den Tagen ihres Unglücks empfinden.“

„Was in unsern Zeiten geschehen ist, wovon, nur wenige Jahre zurück, noch niemand die Ahnung hatte, bedarf keiner Erwähnung. Man weiß, daß auch von dem rohsten, ergrimmtesten Pöbel, mitten in der wildesten Wuth des Aufruhrs, Unterschiede gemacht wurden, die ihren Grund in einer dankbaren Erinnerung des Vergangenen hatten. Die ältere Geschichte hat uns ähnliche Beyspiele hinterlassen.“ Von diesen Beyspielen werden nun einige erzählt.

Geschichte. „Die Geschichte ist für Könige eine treffliche Lehrerinn; die aber so unglücklich ist, etwas unachtsame Schüler zu haben. Würden wir sonst die ehemaligen Fehler mit den ehemaligen Folgen immer zurückkommen sehen? Würden so oft neue Beyspiele zur Warnung dienen, wenn die Warnung älterer Beyspiele gefruchtet hätte?“

„Kö-

„Könige! ruft so laut die Geschichte, wagt es nicht, gegen den herrschenden Geist eurer Zeit anzukämpfen; er ist durch eine Folge von Jahrhunderten eben so unwidertreiblich herbeygeführt, als es durch die periodischen Umwälzungen des Himmels die Jahreszeiten sind: es ist gleich thöricht, diese oder jenen zurückhalten zu wollen; und das geringste Uebel, was für euch daraus erwachsen kann, ist, daß man an euren Einsichten zweifelt. — Könige! laßt endlich ab von dem Wahne, als ob ihr durch stete Erweiterung eurer Grenzen immer mächtiger würdet; der gedrungene, saftreiche Staatskörper ist stärker, als der aufgedunsene, entnervte; und wollt ihr mächtiger werden: so sorgt für Thätigkeit, Sparsamkeit, Sitten, Gemeingeist. — Könige! verlaßt euch nie gegen eine einfache, gediegene Macht, auf eine vielfache, zusammengestückte: Cabale, Ungehorsam, Eifersucht, Neid drohen euch mit Zerrüttung eurer durchdachtesten Plane, und am Ende werdet ihr nicht, wie ihr wolltet, Provinzen gewonnen, aber Provinzen verloren haben. — Könige! verhütet, wenn immer möglich, daß nicht auswärtiger Krieg mit innerer Unruhe zusammentreffe; besänftigt die Gemüther durch Herstellung der alten Ordnung, ehe ihr euch in den Krieg wagt; sucht und sichert den Frieden, ehe ihr gefahrvolle innere Umwälzungen unternehmt; denn Faulstoff in den Eingeweiden des Staats, und äußere Wunden dazu drohen den Tod. — Alles dieses, und wie viel mehr! ruft so laut die Geschichte; ihre Lehrlinge hören, aber dringen nicht in den Sinn ihrer Reden; oder wenn sie ja etwas fassen: so verlieren sie's wieder im Taumel der Ehrsucht, aus deren Zauberkelch sie nicht satt werden, sich zu berauschen. — —

Müssiggang. „Ein einfältiger Reichsstädter sah in X. den Landesherrn mit einem äußerstsauren Gesichte und einer Eile vorbeyjagen, daß die Pferde stürzen mochten. — „Lieber Gott! fragte er einen Einwohner des Orts, der ihn herumführte, was muß er vorhaben, der Herr?"

„Er? — Er ist müde, auf seinem Schloß in der Stadt zu gähnen, und fährt nun hin, um draußen in seinem Belvedere zu gähnen."

„Das wär' es Alles?" fragte der Reichsstädter erstaunt.

„Das

„Das ist's rein Alles. Er jagt immer die Pferde todt, um zu rechter Zeit an einem Ort zu seyn, wo er nichts zu thun hat."

„Aber ich bitte Sie, Freund, wenn der Herr auch auf seinen jährlichen weitern Reisen ins Bad und auf die Messe so ganz entsetzlich fährt —"

„Anders niemals."

„Da müßten ja, dächt' ich, ihm ganze Ställe voll Pferde fallen."

„Ihm wohl nicht, aber den Unterthanen."

„Hm! — Und er hätte wirklich nichts zu versäumen?"

„Nichts in der Welt."

„Man sollte aber doch glauben, bey den mancherley Regierungsgeschäften — —"

„Die besorgen die Räthe."

„Und bey der ansehnlichen Armee, die er hält — —"

„Die besorgen die Generale."

„Und bey der vorfallenden vielen Correspondenz — —"

„Die besorgen die Secretäre."

„Hm! hm! — Aber sehen Sie doch! sehen Sie! Da ist er schon die ganze lange Straße hinunter; da ist er schon draußen vor dem Thore auf der Höhe. Man sollte glauben, alles Geschirr müßte reißen. — Und daß der gute Herr nicht vor Schwindel vom Sitz fällt!"

„Das hat nichts auf sich. Er hat feste Gehirnnerven."

„Je nun — er nutzt sie eben nicht ab. — Aber auf jenen weitern Reisen, mein Freund, da bekommen doch wohl die Unterthanen etwas, wenn ihnen die Pferde fallen?"

„Versteht sich. Etwas für ihre Pferde, und auch wohl etwas für sich."

„Nun, das ist denn doch gnädig. Auch etwas für sich?"

„Prügel." — —

„Ob Gespräche dieser Art, ganz so hämisch und bitter, unter den Geringern wirklich vorfallen? ist nicht die Frage. Es wäre zu wünschen, daß Fürsten ihre Unterthanen belauschen, oder daß sie Blicke bis in ihr Innerstes werfen könnten; sie würden finden, daß sie nur allzuhäufig von ihnen verachtet, und oft dann am meisten verachtet werden, wenn sie am meisten vor ihnen zu glänzen wähnen. Der Grund die-

dieser Verachtung ist immer erkannter Mangel an Einsicht, an Wohlwollen, an Sitten, an Arbeitsliebe."

Der Verfasser sagt am Schluß der Vorrede, man würde mit Recht diesen Versuchen vorwerfen, daß sie mehr den Gedanken zu einem Buche geben, als das Buch selbst. Der Meinung ist Recensent nicht: ein Buch braucht ja nicht nothwendig aus vielen Alphabeten zu bestehn; und ein Buch wie dieses muß, denke ich, bey seiner ersten Erscheinung nicht zu groß seyn, um nicht abzuschrecken, nicht den Ausruf zu veranlassen: un grand livre un grand mal. Uebrigens stimmt Rec. dem Verf. bey, wenn dieser hinzusetzt: „Noch weit „mehr Gegenstände hätten können behandelt, und von denen, „die vorkommen, hätte so viel mehreres gesagt werden können;" und freut sich der Hoffnung, die der Verf. macht, dieß mehrere nachzuholen: „wenn die hier gelieferten Aufsätze Beyfall finden," fügt er hinzu. Nun, so tief werden wir ja nicht gesunken seyn, daß diese Bedingung unerfüllt bliebe.

Rb.

Vorschlag, dem öffentlichen Eide im Staate mehr Zuverläßigkeit zu geben. Nebst Sätzen aus der praktischen Philosophie, welche an der Universität zu Salzburg, unter dem Vorsitze des öffentlichen Lehrers Aemilian Müller, Benediktiners aus dem Stifte Rott, zur öffentlichen Vertheidigung aufstellt Hieronymus Graf von Ueberacker von Salzburg, hochfürstlicher Edelknab. Den 23 Erndtemonat. Salzburg, gedruckt bey Duyla, Hof- und Akademischen Buchdrucker und Buchhändler. 1798. 4 Bog. 8. 4 Gr.

Daß es dieser kleinen Abhandlung an Bestimmtheit im Ausdruck, und an Gründlichkeit im Vortrag mangele, bemerken wir nicht, um den Vf. von der schriftstellerischen Laufbahn, die er hier angetreten hat, abzuschrecken; sondern um ihn zu erinnern, daß die Forderungen an einen Schriftsteller strenger sind, als die Forderungen eines Gönners, dem man eine

Probe

Probe von der Anwendung der Universitätsjahre vorlegt. Die vorliegende Abhandlung zerfällt in drey Abschnitte. Der erste soll darthun, daß der öffentliche Eid im Staate eine nothwendige Anstalt sey. Unter die unentbehrlichen Eide zählt der Vf. den gerichtlichen Eid, den Amtseid, und den Huldigungseid. Die Unentbehrlichkeit dieser Eide hätte aber billig streng bewiesen werden sollen. Der zweyte Abschnitt soll darthun, daß der bisher übliche Eid das nicht mehr leiste, was der Zweck desselben, nämlich hinlängliche Sicherheit, fordere. Der Beweis hiervon ist, weil der Staat gar nicht mehr versichert seyn könne, daß alle seine Glieder das Daseyn, die Allwissenheit und die Strafgerechtigkeit Gottes glauben, worauf sich doch der bisher übliche Eid gründe. Der dritte Abschnitt untersucht, wie das Mangelhafte des bißher üblichen Eides zu ergänzen, oder, was an seine Stelle zu setzen sey? — Der Bestimmungsgrund, bemerkt der Vf., bey dem bisher üblichen Eide sey nicht allgemein gültig, und nicht allgemein wirksam, und schlägt daher vor, eine Bedingung in den Eid aufzunehmen, die jene beyden Eigenschaften in sich schließt. Diese findet er in der Idee des Rechts, als der Grundlage des Staats, und schlägt daher folgende Eidesformel vor: **Ich schwöre hier** (vor dem gerechten und heiligen Gott als Christ) **und vor Gericht als Staatsbürger im Angesichte dieser hier stehenden Mitbürger, in denen ich die gesammte Bürgerschaft ehre, daß ich die ohnedieß heilige Wahrheit um so mehr des Rechts willen**, als der Grundlage unsrer Verfassung und unseres Wohlseyns, **richtig bekennen werde.** Dabey will er, daß der Eid in Gegenwart zweyer Mitbürger als Zeugen, und nach vorangegänger zweckmäßiger Erinnerung, daß die Rechtlichkeit, ohne welche kein Staat bestehen kann, eine gewissenhafte Aussage, oder Angelobung schlechthin fordere, abgelegt werde. Der Meineid soll also mit dem Verlust des Bürgerrechts, und mit der Ausschließung aus dem Staate bestraft werden. Bey diesem Vorschlag fällt nun schon von selbst auf, daß, wenn dieser Eid wirksamer seyn soll, als der bisherige, erfordert werde; daß die Bürger die Idee des Rechts achten, und von der Unentbehrlichkeit der Rechtlichkeit zur Erhaltung des Staats vollkommen überzeugt sind. Wir zweifeln aber sehr, daß man dieß nur so geradehin voraussetzen dürfe; sondern halten vielmehr dafür, daß sich diese Ueberzeugung bey dem größten Theile der Bürger

ger eines Staats noch in weit geringerm Grade antreffen laſſe, als die Ueberzeugung von dem Daſeyn, der Allwiſſenheit und der Strafgerechtigkeit Gottes. Und wenn auch, welches freylich gar ſehr zu wünſchen iſt, in Zukunft bey dem Unterrichte der Jugend, auf die hier eintretenden Ideen vorzüglich Rückſicht genommen wird: ſo zweifeln wir doch an der Wirkſamkeit der vorgeſchlagenen Abänderung ſo lange, als ſo viele Erfahrungen des Gegentheils die hier geforderte Ueberzeugung wieder ſchwächen. Daß aber dem Eide, der eine bürgerliche Angelegenheit iſt, und um bürgerlicher Zwecke willen gefordert und abgelegt wird, auch neben der religiöſen eine bürgerliche Sanktion untergelegt werde ſcheint uns allerdings billig, und wenn der erforderliche Unterricht bey der Jugend hinzukommt, und dabey die Rechtlichkeit, als die unentbehrliche Bedingung jeder guten Staatsverwaltung immer ſichtbarer wird, auch wirkſam. Ob aber jemals die religiöſe Sanktion des Eides ganz wegfallen könne, zweifeln wir ſehr, und ſo lange, bis wir überzeugt ſind, daß die Idee des Rechts diejenige ausgebreitete Wirkſamkeit erlangt habe, die die religiöſe Sanktion überflüßig machen würde. Wobey noch zu bemerken iſt, daß ein ſolcher Grad der Wirkſamkeit der Idee des Rechts, ohne religiöſe Ueberzeugungen vielleicht ganz unmöglich iſt. — Ueber die angehängten Sätze aus der praktiſchen Philoſophie wollen wir mit dem Vf. nicht rechten.

De.

Patriotiſche Winke eines Sachſen über das jetzt übliche Holzſtehlen. 1798. 36 S. 8. 3 Gr.

Das Holzſtehlen iſt, wie man aus dieſer kleinen Schrift erſieht, in Thüringen auf einen ſo hohen Grad geſtiegen, daß Alte und Junge, Manns- und Weibsperſonen ein beſtändiges Gewerbe damit treiben, und weil ſie damit mehr erwerben können, als mit ehrlichen Beſchäftigungen, ohne übermäßiges Tagelohn, ſich zu keiner andern Arbeit mehr verſtehen wollen; außerdem aber in Verſchwendung und andere moraliſche Fehler gerathen, ja ſogar die zügelloſeſten Exceſſe gegen Forſtbediente und obrigkeitliche Perſonen begehen. Wer ſieht nicht, daß daraus wenn das Holzſtehlen

länger fortdauert, die traurigsten Folgen entstehen müssen? Der patriotische Schriftsteller stellt das alles sehr lebhaft und überzeugend dar; zeigt einige Ursachen des überhand nehmenden Uebels an, und thut denn auch zweckmäßige Vorschläge, wie ihm Einhalt gethan werden möge. Seine Vorschläge nennt er indessen aus Bescheidenheit nur Winke, weil er der Obrigkeit nicht vorgreifen will. Da nun das schändliche Holzstehlen auch in andern Ländern, hauptsächlich in den holzreichen Gegenden, mehr oder minder, ausgeübt wird; im Ganzen eben dieselben Ursachen daran schuld sind, und eben dieselben Gegenmittel wirksam werden könnten: so paßt diese kleine lesenswerthe Schrift nicht nur für Sachsen, sondern für alle Gegenden, wo ähnliche Klagen geführt und ähnliche Vorsichtsregeln nothwendig werden. Wenn doch Forstdepartements vorzüglich darauf achten wollten; denn es ist wohl nicht zu läugnen, daß in manchem Lande mangelhafte Forstverordnungen und fehlerhafte Forstverwaltungen — vielleicht hauptsächlich die Pfandgelder, welche von dem Defraudanten dem Forstbedienten zufallen, weßwegen es hier und da systematisch angelegt zu seyn scheint, daß das Holzstehlen unter der Hand begünstigt wird, um diese Art von Einkünften fortdaurend zu machen — das Uebel unterhalten und verewigen. Wollte man nun überall dafür sorgen, daß Jedermann auf eine billige und rechtmäßige Art seinen Holzbedarf erhalten könnte, und daß die Forstbedienten sichere Gehaltsvermehrungen erhielten: so könnte gegen die Holzdefraudationen zweckmäßiger und strenger verfahren, und somit dem eben so schändlichen als verderblichen Gewerbe ein Ende gemacht werden.

Bt.

Handlungswissenschaft.

Neu eröffnete Akademie der Kaufleute, oder encyklopädisches Kaufmannslexicon alles Wissenswerthen und Gemeinnützigen in den weiten Gebieten der Handlungswissenschaft und Handelskunde überhaupt; u. s. w. Vormals herausgegeben von Prof. Carl Günther Ludovici, und nun für das

Bedürfniß jetziger Zeiten durchaus umgearbeitet von Johann Christian Schedel. Dritter Theil. Leipzig, bey Breitkopf und Härtel. 1798. 3 Alphabet, ½ Bog., oder 2218 gespalt. S. gr. 8. 4 Rf.

Hr. Sch fährt fort, mit eben der Sorgfalt seinen schon (i. N. A. D. Bib. 40 Bd. 2. St. S. 528 — 548) näher beleuchteten Plan, bey der neuen Ausgabe des beliebten Ludovicischen Kaufmanns Lexicon, auch in dem vorliegenden dritten Theile in eben der Art zu befolgen, wie er ihn mit vielem rühmlichen Fleiße, bey Erscheinung des 1 und 2ten Th. bereits seinen Lesern dargestellt hat. Wir wollen also nur anzeigen, was wir darinn in einigen Artikeln vermissen.

S. 27 — 30 Galläpfel. (Der Name ist wohl ursprünglich deutsch, wiewohl Vossius, Martini und andre ihn aus dem Griechischen und Lateinischen ableiten wollen. Von der deutschen Benennung dieses Natur-Produkts scheinen die Franzosen, Italiäner, Engländer, Schweden, Holländer, und mehrere europäische Völker den Namen desselben abgeleitet zu haben. Schon bey den Alten wurden die syrischen Galläpfel für die besten gehalten. S. *Plin* l. XVI sect. 6. P. II. p. 5. u. p. 387. ed. *Hard.* vergl. Beckmann's Waarenk. 1r. Bd. S. 363 — 384.) S. 81 fehlt der Art. Garn, türkisches, ein Name, der zwar bekanntlich dem rothen baumwollenen Garn, das aus der Levante nach Deutschland verführet; aber auch häufig dem Kamelgarn aus Angora und Beybazar beygelegt wird. Letztere Benennung kommt in den Preis-Couranten von Livorno, Nizza, Marseille und mehreren Handelsplätzen am mittelländischen Meere vor. Vielleicht nimmt Hr. Sch. Gelegenheit, selbiges unter Türkisches Garn im 5ten Bande anzubringen. Die *Gens d' Affaires* haben sich in Frankreich mit der Revolution verloren, wie wohl nicht zu läugnen ist, daß Plackereyen anderer Art, wobey Willkür und Interesse gewiß nicht vergessen wird, sich dagegen eingeschlichen haben. Nur führen sie den alten Namen nicht; es verdient daher dieser Artikel S. 186. fg. so wie in Savary ausgestrichen zu werden. — Beym Art. Gewicht, S. 295 — 311, hätte

nothwendig des neuen franzöſ. Gewichts: Myriagramme, und deſſelben Verhältniß gegen die vornehmſten, hier genannten europäiſchen Handelsplätze beſtimmt werden ſollen, ſtatt das bisher in Frankreich übliche Gewicht noch beyzubehalten. Das franzöſiſche Directorium hält im ganzen Umfange der Mutterrepublik ſehr ſtrenge darauf, das Gewicht aller Orten nach der neuen National-Norm einzurichten; und Recenſent hat ſelbſt einen ſtrengen mathematiſchen Calkül für die Gewichte und Maaße ſeines Wohnorts und des dazu gehörigen Arrondiſſements, auf höhere Veranlaſſung anfertigen, und bey der weitern Behörde einreichen müſſen, um die Decimal-Eintheilung dieſes Gegenſtandes einführen zu helfen. Ein fruchtbarer Nachtrag zum Artikel Frankreich im 2ten Theil, worinn das neue Gewicht und Maaßverhältniß der Franzoſen zu dem übrigen Europa angebracht würde, würde einen außerordentlichen Dienſt leiſten. Denn was Hr. Gerhardt in der 8ten verbeſſerten Ausg. des Nelkenbrecherischen Taſchenbuchs nur beyläufig angeführt hat, iſt nur Bruchſtück, das keiner beſondern Empfehlung bedarf, am wenigſten dazu geeignet iſt, weſentliche und allgemeine Dienſte zu leiſten. — Im Art. Glas, S. 344 — 354, der ſonſt ſehr gut ausgearbeitet iſt, kommt nichts von der Geſchichte dieſes Gegenſtandes, nicht einmal die Literatur vom Glaſe vor. — Bey den vielen oſt- und weſtindiſchen Ueberſchriften iſt zu häufig der gewiß nicht immer ſichere Führer Raynal gebraucht; dem Vf. ſtanden weit zuverläßigere Hülfsmittel zu Dienſte. — Dem Art. Gummi, S. 564 — 570, fehlt es an techniſcher und phyſiologiſcher Vollſtändigkeit, ohne dabey Rückſicht auf Geſchichte zu nehmen. Beckmann's Waarenk. 1r Bd. S. 145 — 180 hätte hier ein treffliches Hülfsmittel abgeben können. Die Preiſe dieſes Handlungsgegenſtandes konnten aus einer der neueſten Hamburger Preis-Couranten weit genauer und richtiger, als nach irgend einem Buche angegeben werden. — Eine Menge geographiſcher Art. wimmeln bisweilen von Unrichtigkeiten; wir wollen z. B. Hagen, S. 621. fg., anführen. Hier heißt es: die Stadt ſey von unfruchtbaren Bergen umgeben; ihre Einwohner ernährten ſich von der Handlung (von welcher?) und den Tuchmanufakturen. Letzteres iſt wahr; und iſt dieſer Erwerbszweig vorzüglich in den Händen der Herren Moll, und Gebrüder Schürmann; aber der Haupthandel beſteht in Stahl- und Eiſen-Waaren aller

Art,

Art, die hierselbst und in der ganzen umliegenden Gegend in Menge verfertigt werden, und sowohl nach Holland und Frankreich, als vorzüglich nach der Ostsee und nach Rußland gehen. Endlich bringen zwar die Berge um Hagen keinen Wein, noch weniger Weizen und Roggen; wohl aber eine Menge hochstämmiges Buchen- und Eichen-Holz hervor, das so wohl zum Nutzen der Einwohner und der benachbarten Gemarker und Elberfelder zu Brettern, Diehlen, ꝛc. geschnitten und verführet, als zum Verkohlen, zum Behuf der Hammerwerke, sehr häufig verbraucht wird. Büsching sagt dieß zwar nicht; dagegen aber Weddingen's Westph. Magaz. an vielen Orten, welches Hr. Sch., bey den Westphäl. Handelsstädten, wovon noch wenig oder gar keine Topographien vorhanden sind, als eine ganz zuverläßige Quelle hätte gebrauchen können und müßen; anderer erheblicherer Art. der Art nicht zu gedenken. — Der Art. Hamburg, S. 656—722, ist dagegen ganz vortrefflich gerathen; es sind aber auch die besten Hülfsmittel benutzt worden. Indessen hätten wir gewünscht, Hr. Sch. hätte sich dabey auch der Büscheschen Schrift: Ueber die Freyheit Hamburgs ꝛc. an den Congreß zu Rastadt gerichtet, bedienen können: Manches würde dadurch noch bereichert und berichtiget worden seyn. Besonders würden die neuesten Nachrichten von dem ansehnlich erweiterten Bankverkehr der Stadt Hamburg, seit 1793 bis in den Decbr. 1797 merklich gewonnen haben. Letztere Schrift erschien erst im Januar 1798; vielleicht also zu spät für die fernerweite Bearbeitung dieses Abschnitts. — Im Art. Handlungsdiener, S. 778 — 783, hätte bey Citirung der Literatur, auf Bergbaus Encykl. der Handlungswiss. 1r Bd. S. 357 — 363, woselbst viele hierher gehörige Notizen vorkommen, Rücksicht genommen werden können, indem an letztern Orte Nachrichten enthalten sind, die man hier ungern vermißt. Ueberhaupt dürfte Hr Schedel, bey der neuen rühmlichen Bearbeitung des Ludoviciſchen Werks, alle nur mögliche Vollständigkeit und Brauchbarkeit anzuwenden, nicht ermangeln. — Hanf, S. 865 — 880; sehr gut bearbeitet; jedoch vermissen wir darin die Chinesische Hanfpflanze, Orotolaria juncea genannt (s. Philosoph. transact. Vol. 64. p. 36.), aus der in Hindostan Seile, Netze, Packleinen, und zuletzt Papier gemacht wird, und welche Pflanze man gerade so wie bey uns den Hanf bauet. Von der ökonomischen Gesellschaft in London ist sie oft em-

vfohlen worden. Havarey, S. 925 — 938.; recht gut; nur hätten wir das, aus dem wohlinstruirten Schiffer (ältester Ausg. von 1747.) entlehnte Formular zu einem Havareybriefe, S. 933, mit einer weit schicklichern, auf die Vervollkommnung der deutschen Sprache besser eingerichteten Vorschrift, die man in Bergbausens Encykl. der Handlungswiss. 1r Bd. S. 309 sq. antrifft, verwechselt gewünscht. Zwar hat Hr. Schedel, zur Abkürzung dieses Artikels, auf die zweckmäßige Dispache in Bergbauß. dopp. Buchhalter — verwiesen; aber Hr. Bergbaus hat dieselbe weit zweckmäßiger geliefert in gedachter Encykl. a. a. O. S. 312 sq., auf welche mit mehreren Rechte hätte Rücksicht genommen werden sollen. — Der Art. Helfenbein, S. 991 — 998, hätte in E. im 2ten Th. Art. Elfenbein, angebracht werden können, weil bekanntlich letzteres Produkt von Elephantenzähnen kommt. Dieser an sich wichtige Gegenstand des Handels hat hier in der Beschreibung uns wenig befriedigt. (Im vorigen Jahrhundert nannte man den Elephanten in Deutschland: Helfanz; daher noch die niedersächsische Benennung Helfenbein; andre gelehrtere Ableitungen dieses Namens, in Wachters Glossario &c. I. p. 94. Von der eigenthümlichen Schwere des Elfenbeins gegen Zähne anderer Thiere hat schon Müsschenbruk Verhältnisse angegeben in Introd. ad phil. nat. p. 556. Daß die Engländer zu Gerate Elephantenzähne aus Mozambique und der Ostküste von Afrika theurer bezahlen, als die, welche ihnen dort aus andern Gegenden angeboten werden, zeigt *Stevens* guide to the East-India trade, p. 138. Lond. 1766. fol. — Von dem Preise des Elfenbeins auf europäischen Märkten kommt nicht das Mindeste vor; hier hätten doch Hamburger, Londener, Amsterdamer und andre Preis-Couranten, besonders auch, wie in mehr anderer Rücksicht, die treffliche Abhandlung des Hrn. Hofr. Beckmann's vom Elfenbein in dessen Waarenk. 1r Bd. S. 299 — 349 mit vielem Nutzen gebraucht werden können.) Zu Herborist, S. 1012 ein Kräuterhändler mit getrockneten botanischen Pflanzen, stand die Abhandlung in Beckmanns Gesch. der Erfind. 4r Bd. S. 212 — 233 als das neueste, hier gar nicht angeführte Hülfsmittel zu Gebote. — In der Beschreibung des Holländischen Handels, S. 1082 — 1120, hätte mehr auf die neuen Vorfälle Rücksicht genommen werden müssen. Wie sehr der holländ. Handel, seit der Revolution v. 19 Januar

1795 abgenommen, und im Decbr. 1798 bis auf eine unbedeutende Kleinigkeit herabgesunken ist, beweisen die Begebenheiten und Nachrichten der neuern Zeit, die aber hier wenig benutzt worden sind. **Versteinertes Holz**, S. 1145 fg. (Hier konnten die interessanten Nachrichten aus **Bergbaus** Gesch. der Schifffahrtskunde 2r Bd. S. 142 gebraucht werden.) — Beym Art. **Honor**, S. 1159, hätte die Vermuthung des Hrn. von **Martens**, über das Alter der **Acceptation aus Freundschaft** oder Gefälligkeit gegen den Aussteller oder Indossenten des Wechsels, in dessen **Vers. einer hist. Entwick. des wahr. Ursp. des Wechselr.** 1ste Abth. S. 72. angeführt und geprüft, auch sonstige neue Hülfsmittel über diesen Gegenstand der Wechselordnungen, woran es uns doch gar nicht fehlt, statt der Thomaßischen Dissertation v. J. 1715 benutzt werden sollen. Im Art. **Indossiren**, S. 1305 — 1315, wird zwar der **Preuß. Wechselordnung**, nicht aber der neuern Verordnungen gedacht, die in den Preuß. Staaten zur nähern Festsetzung der Erfoderniße eines Wechsel-Indossaments seit dem erschienen sind, wovon das Decret d. d. Berlin v. 15. Octobr. 1763, und das Rescript vom 24. April 1770 in der **neu. Edict. Samml.** 3r Bd. S. 293, u. 4r Bd. S. 7443 fg. vergl. **das allgem. Landr. f. d. Preuß. Staat.** 2r Th. VIII. Tit. §. 805 — 844, und für besondre Fälle des Indossaments die **Entscheidung der Königl. Gesetz-Commission v. 11. Novbr. 1796, auf die Anfrage der Breslau. Ober-Amts Reg.** v. 10 Septbr. 1796, in **Kleins** Annalen — zum Beyspiele angeführt werden. (Ein merkwürdiger Aufsatz für das **Wechselrecht** findet sich über das **Indossament *pro cura***, über die Verwechselung des Eigenthums und Mandatenrechts bey Wechseln, in den **Frankfurter Meß-Anzeigen**, oder **Journ. der Landes-Industrie für Kaufl., Fabrikanten**, ꝛc. 1s Heft; S. 29. fg. Frkf. a. d. O. 1798. 8. — Das einzige, was an diesem sonst sehr trefflichen Aufsatze mangelt, ist dieses, daß der Vorfall nicht ganz vollständig erzählt ist. Ueberdem kann auch die Bedeutung der Worte: ut retro, deren sich die Kaufleute bey Wechseln, die an dem Orte und Tage der Ausstellung indossirt werden, erlauben, mancherley Fragen veranlassen, deren Erklärungen und Aufschlüsse rechtliche Gutachten erfordern würden. Doch dieß nur beyläufig angemerkt.) — **Der Indult**, S. 1325 fg., ist im Wesentlichen

aus Bergbaus Encykl. der Handlungswiss. 1r Bd. S. 427, ohne ihn zu nennen, entlehnt. — Im Art. Ingwer, S. 1330—1334, kommen mitunter Unrichtigkeiten vor, die Beweise geben, wie wenig Kritik bisweilen Hr. Schedel zur Bearbeitung seines Gegenstandes mitbringt. Den Tadel gegen Hr Hofr. Beckmann, den Hr. Sched. vielleicht zu oberflächlich gelesen haben mag, wollen wir noch hingehen lassen, weil Hr. B. sich vielleicht auf die von ihm nicht angeführte Stelle aus dem neu. Schaupl. der Nat. zu sehr verlassen haben mag, und das, was Hr. Sch. deshalb zu seiner Vertheidigung beybringt, gegründet ist. Aber wenn Hr. Sch S. 1333 sagt: „Nach Hrn. Berg-Com. Rosenthal hat man (hier wird nicht angezeigt, wo Hr. R. einen Irrthum begehen soll!) auch blauen Ingwer — (wo denn? fragt Hr. Sched.) Der Engl. Ingwer soll weniger gut, als der andre seyn. (Hier werden 3 !!! gemacht.) Alles das weiß der Kaufmann besser, als es ihm der technologische Sammler sagen kann." (So weit Hrn. Sch. angeführte eigene Worte.) Aber Hr. Sch. erlaube uns, hier der Wahrheit das Wort zu reden, und einen offenbaren Irrthum zu rügen, der in Unwissenheit ausartet. Gesetzt Hr. Sch. habe blauen Ingwer nie gesehen: setzt das voraus, daß es keinen giebt? Die erste beste Preis-Courante hätte ihn hiervon überzeugen können, ohne einmal zur Naturgeschichte seine Zuflucht zu nehmen; und damit wir Hrn. Sch. mit vollständigen Documenten zum Beweise seines Unrechts überführen, berufen wir uns auf drey originale allgemeine Preis-Couranten: Cours der Koopmanschappen tot Amsterdam van d. 16 July 1794; auch 31 Aug. u. 7 Novbr. 1795 (neuere haben wir gerade nicht bey der Hand), in welchen im 4 Abschnitt mit der Ueberschrift: No. 4. *Kruidenieryen*, by de 100 Pf; in der ersten Abtheilung zur linken, Lin. 10. v. o. steht: Blaauwe Gember Gl. 55. — in der zweyten Abtheil. zur Rechten a. a. O. dito witgeschrapte Gl. (also letzterer kein Preis) — Bedürfen wir mehrerer Zeugnisse? Wer hat also recht: der Kaufmann, oder der technologische Sammler? — der Compilator, oder der kritische Gelehrte? — Hr. Sch. oder Hr Ros.? — Intelligenz-Anstalt, S. 1341 — 1343. (Vom Alter dieser Anstalt kommt hier wenig vor. Wäre Hr. Sch ein kritischer Forscher alter Sprachen: so hätte er hier Gelegenheit gehabt, die Erzählung des Lucians vom Philosoph Demonax zu prü-

prüfen: ob in Athen, wo man verlorne Sachen durch öffentliche Zettel bekannt machte, auch Intelligenzblätter waren geschrieben (nicht gedruckt) worden? — Hr. Sch. scheint die Berlinischen Intell. Bl. v. J. 1727 mit zu den ältesten zu rechnen; aber er hätte aus Beckmann's Gesch. der Erfind. 4r Bd. 2s St. S. 306 — 309 lernen können: daß man dergl. öffentl. Blätter in Hamburg schon im J. 1724, in Hanau 1725., und in Hanover 1732 wöchentlich auszugeben den Anfang gemacht habe.) — Der Art. Kaufmannschaft, S. 1695 — 1704, hat in der Ausführung vieles gemein mit Bergbausens Encykl. der Handlungswiss. 2r Bd. S. 10 — 29; und doch ist dieses gründlichen Hülfsmittels, das uns, wenigstens für diesen Gegenstand, ungleich besser, als dieser Artikel des Hrn. Sch. gefallen hat, in der zu Ende derselben, S. 1704, angeführten Literatur, nicht gedacht worden. Dieses ist in mehr andern Artikeln der Fall, wie wir theils schon angemerkt haben, theils im Art. Lagerbuch, S. 1034; — Leihhaus, Leihbank, S. 2155 — 2157; Leibrente, S. 2158. u. m. a. nicht geschehen ist. — Mehr wollen wir nicht ausheben; nur dieses noch ersuchend anmerken: daß Hr. Sch., nach seiner bisher gewöhnlichen Art, doch endlich einmal anfangen möge, die von ihm gelegentlich citirt werdende Literatur in eine bessere Ordnung zu bringen, wenigstens die erheblichsten Schriften chronologisch anzuführen, und nicht alles durch einander zu werfen, wie der sonst, an sich nicht ungeschickte Verf., hier und in seinem Handb. der Lit. für Kaufl. leider beobachtet hat.

Tz.

Allgemeines Chronikon für Handlung, Künste, Fabriken und Manufacturen überhaupt; oder Bibliothek des Wissenswürdigen, Nützlichen und Neuen in vorgedachten Gebieten. Herausgegeben von Johann Christ. Schedel. Erster Band. Drittes Heft. Ronneburg und Leipzig, bey Schumann. 13¼ B.

In diesem Hefte sind folgende Aufsätze: 1) Tabellen und Nachrichten für Kaufleute, die mit Nordamerika Geschäfte trei-

treiben wollen, wie auch für die, welche nach England handeln. Diese Tabellen, welche der Verf. oder der Verleger für so wichtig gehalten, daß er sie auch unter einem besondern Titel:

Praktische Tabellen und Nachrichten für Kaufleute u. s. w., wie oben,

abdrucken lassen, sind nichts weiter als Uebersetzungen von Preiscouranten, von London vom 15 Januar 1793, und von Philadelphia vom Januar 1794, nebst einigen andern Nachrichten die Gefälle betreffend, bey denen sich der Verf. nicht die geringste Mühe gegeben hat, sie zu erläutern. Der Kaufmann, der ohne weitere Kenntnisse sich nur darnach richten, und mit Nordamerika Geschäfte anfangen wollte, würde dabey schlecht fahren, oder verlegen seyn, wie er seine Berechnungen machen sollte. Was nutzen überhaupt verjährte Preiszettel zu Spekulationen? und wie soll der Kaufmann die Dollars berechnen, wenn ihm nicht gesagt wird, was in einer jeden Provinz ihr Werth ist? Z. B. in Baltimore gelten sie 7 ½ ß. Pensylv. Cours., in Charlestown 4 ½ ß., in Virginia 5. Eben so wenig findet sich einige Anzeige, was auf diejenigen Waaren, die von fremden Orten eingebracht werden, z. B. Caffee, Piment, rohen Zucker u. s. w. bey ihrer Wiederausfuhr für ein Rückzoll vergütet wird. Es läßt sich also aus diesen Tabellen wenig Nutzen schöpfen. 2) Historische Uebersicht des innern und auswärtigen Handels in Frankreich, von Carl dem Großen an, bis zum Anfange des 16ten Jahrhunderts. Fortsetzung des 5. Aufsatzes im 2. Heft. 3) Beytrag zur Kenntniß der Eisenbleche, ihrer Fabrikatur und des Handels mit dieser Waare; ein guter Aufsatz. 4) Data zur Kenntniß des Meinicker Weins. 5) Ueber die Manufakturen zu Oberleutensdorf in Böhmen. 6) Notitzen von Rotherham und Sheffield. 7) Zur richtigern Kenntniß der Hausenblase dienliche Nachricht. 8) Darstellung der Industrie zu Starkenbach in Böhmen. 9) Nachricht von den wichtigen Eisenwerken zu Aschau und Bergen in Oberbaiern und Neuburg. 10) Kleine Reise von Lerici im Genuesischen nach Nizza, vor der französischen Revolution. Diese sieben Aufsätze sind für den Kaufmann brauchbar, nur hätten die Quellen angezeigt werden können, um daraus die Zuverlässigkeit der Nachrichten zu beurtheilen. 11) Ueber die Handels-Balance. 12) Getreidehandel und Getreidesperre.

Die

Diese beyden Aufsätze sind unbedeutend, und wahrscheinlich aus dem Französischen übersetzt. Ersterer ist in der Mitte abgebrochen, ohne eine Fortsetzung zu versprechen. 13) Nachricht von den Eisenwerken zu Bodenwöhr in Pfalzbaiern. 14) Ueber die Civiljustizverfassung in Oestreich. 15) Notizen betreffend den Bernstein in Ostpreußen, und die daraus bereiteten Handelsartikel. 16) Neueste Nachrichten von dem Zustande des Handlung- und Fabrikwesens von Rumburg in Böhmen. Auch diese Nachrichten sind nicht ohne Interesse, falls sie zuverläßig sind. Anzeigen von zwey mittelmäßigen Büchern beschließen dieses Heft. Schlüßlich wiederholt Rec. den bey Anzeige der ersten beyden Hefte, in dieser Bibliothek 37 B. S. 260. geäußerten Wunsch, daß der Herausgeber seine Quellen nennen möge.

Ahz.

Meine Erfahrungen (,) oder etwas Ausführliches über die Beschaffenheit, (die) Behandlung, (den) Zweck und Nutzen der Wechsel, nebst Erklärungen der jetzt noch gebräuchlichen kaufmännischen Kunstausdrücke (;) nach allgemeinen Handelsgrundsätzen bearbeitet von F. H. W. Ihring, Verfasser des praktischen Kaufmannes. Berlin, auf Kosten des Verfassers gedruckt. 1799. XVIII. und 31 Bogen Text in 4. 1 Rl. 16 Gr.

Immer ist es löblich, wenn Jemand in die Wissenschaft, die er lehren und andern davon Unterricht ertheilen will, Erfahrungen mitbringt, wodurch für das Publikum ein wesentlicher Gewinn entspringt, der in scientifischer Hinsicht nicht anders als mit Dank aufgenommen werden kann. Haben dergleichen Erfahrungen manche gewandte Lehrer und Verfasser dieser oder jener Schrift, in ihren wissenschaftlichen Vortrag zur Beförderung und Aufklärung der menschlichen Wißbegierde zu verweben gewußt: so nahm das unterrichtet seyn wollende Publikum dergleichen Erfahrungen mit Vergnügen auf, wie dieß mit den beliebten Büschischen Schriften für die Handlung der Fall war, und seyn konnte.

Ob

Ob aber dieses für die Erfahrungen des Hrn. J. ebenfalls der Fall seyn wird? ist eine andre Frage, die wir, nach unsern Einsichten, nicht gern bejahen möchten. Denn der wirklich prahlerische Zusatz auf dem Titel: Verf. des praktischen Kaufmanns, giebt ein genügsames Selbstbewußtseyn zu erkennen, das ihn von der allgemeinen Brauchbarkeit und anerkannten Gemeinnützigkeit des ersten Produkts des Hrn J. gleichsam überzeugt. Hätte indessen der Verf. unser Urtheil von seinem Buche in der A. D. Bibl. 49r Bd. 1s St. S. 255—260, und mehr andre kritische Anzeigen, die dem Rec. davon zu Gesichte gekommen sind, mit seiner in der Vorrede gerühmten Aufforderung verglichen: so würde er sich schwerlich, als ein Mann von Ehrgefühl, haben überreden können, mit der Vollendung und Erscheinung dieser hier gelieferten Erfahrungen, die er erst in folgendem Jahre (1800) zu liefern gedachte, zu übereilen. Hätten wir damals bey der Beurtheilung von unsers Verf. praktischem Kaufmanne manches Erhebliche zu erinnern: so würden unsre gegenwärtigen Bemerkungen über die Erfahrungen des Hrn. J. um so beträchtlicher werden, wenn wir die Absicht hätten, die vorliegende Schrift, nach ihrem anmaaßlichen, fast in Unbescheidenheit übergehenden Titel, nach ihrem eigentlichen Werthe zu beurtheilen. Denn alles, was der Verf. hier für seine eigenen Erfahrungen ausgiebt, findet man in hundert Lehrbüchern und lexikographischen Werken der Handlungswissenschaft neuerer Zeiten, zum Theil weit besser und gründlicher vorgetragen. Lebte Hr. J. im Zeitalter des Vielschreibers Marperg, und hätte dann die vorliegende Schrift das Gepräge eigener Erfahrungen: so würde dieses Buch, das überdem dem einsichtsvollen Kön. Preuß. Staats-Minister und Chef des Preuß. Cammerwesens von Struensee gewidmet ist, Epoche gemacht haben. Aber am Ende des XVIIIten Jahrhunderts, wo so viel Gründliches über das Wechselwesen gesagt und geschrieben worden; — wo Deutsche und Ausländer, mit dem rühmlichsten Erfolge, eine Materie abgehandelt haben, die der kaufmännische Verkehr, seit mehr als drey Jahrhunderten, wissenschaftlich zergliederte, und wo man die Bemühungen eines Dupuy de la Serre, Thomas de Bleville, l' Espine und Lelong, Sinapius, Ronde, Völliger, Behrens, von Martens, und besonders die Werke des alles erschöpfenden Büsch's darüber zum vollständigen Unterrichte

vor

vor ſich hat: — da bedarf es gewiß keiner Erfahrungen wie die gegenwärtigen, in denen wir im mindeſten nichts Neues; wohl aber das meiſte in vielen andern Lehrbüchern vom Wechſelweſen weit beſſer und vollſtändiger antreffen. Denn alles, was S. 1 — 24 über Wechſel (ſollte eigentlich heißen: über das Wechſelweſen, — oder wie der grammatiſch untichtig geſchriebene Titel des Buchs ſagt: Ueber die Beſchaffenheit — — — der Wechſel ꝛc.), die vorkommenden Perſonen bey einem Wechſel; von den Pflichten des Traſſenten, Remittenten, Präſentanten, Endoſſanten (Indoſſenten) und Acceptanten; und S. 25 — 33 wegen Formulare von Wechſelbriefen; S. 34 — 37 über Theile eines Wechſelbriefes, ſo wie S. 37 — 72 von Wechſelgeſchäften überhaupt vorkommt, iſt, ſeiner Brauchbarkeit unbeſchadet, von andern weit gründlicher und vollſtändiger vorgetragen worden. Jetzt folgen, ohne deshalb im Buche ſelbſt eine erforderliche ſyſtematiſche Unterabtheilung, oder einen neuen Abſchnitt zu veranlaſſen, S. 71 — 150, die verſprochenen Erklärungen der Kunſtausdrücke (?), als §. 32. Agio; §. 33. Accreditiren; §. 34. Apoint; §. 35. Aſſigniren; §. 36 Armateurs; §. 37 — 39. Aſſekuranz; Aſſekuranzprämie u. Reaſſekuranz; u. ſ. w. — Der letzte Art. §. 111. iſt Everführerlohn (Ueberbringerlohn), wobey nicht immer an eine alphabetiſche Ordnung gedacht wird. S. 89 hat die Note unſern Beyfall. — Was S. 151 — 209 von der Beſchreibung der Münz- und Wechſelverhältniſſe in den vornehmſten Handelsſtädten Europens vorkommt, kann man im Nelkenbrecher, Gerhard, Hermann, und mehrern Hülfsmitteln der Art, weit umſtändlicher antreffen. Zu was ſoll die hier auf 3⅛ Bogen wörtlich abgedruckte erneuerte Preuß. Wechſelordn. v. 30. Januar 1751 nutzen und frommen? Eben ſo gut, wie dieſe, gehörte dann auch der Abſchnitt aus dem allgem. Preuß. Landr. 2r Th. VIII. Tit. §§. 713 — 1249, und die ſo wohl in der Preuß. Edicten-Samml., als auch in Klein's, Eiſenberg's und Stengel's Annalen der Preuß. Geſetzgebung hierher, um den Erfahrungen des Hrn. J. noch einen deſto größern Umfang zu geben. — Doch wir dürfen nicht länger von einem Werke ſprechen, das in manchem Betrachte Marperger's Erfahrungen weit übertrifft, — gegen Büſch und andre Neuern aber merklich noch zurückſteht.

„Da-

„Damit endlich Niemand befürchten dürfte, in der „Folge durch unächte Exemplare (dieser Erfahrungen) ge„täuscht zu werden: so hat der Verf. jedes Exemplar dieser „ersten Auflage, ohne Ausnahme, mit eigenhändiger Un„terschrift und mit einem dazu verfertigten Signet be„zeichnet.“

Mo.

Ch. Klügels erklärte Courszettel der vornehmsten Handelsstädte in Europa, nebst andern in die Wechselgeschäfte einschlagenden Nachrichten, und Vergleichung des Gewichts und Ellenmaßes der europäischen Hauptstädte. Eilfte durchaus verbesserte Auflage. Mit einem Auszug des wesentlichsten der hochobrigkeitlich autorisirten Wechselordnung der Stadt St. Gallen. St. Gallen bey Huber und Comp. 1798. 1½ B. 8. 12 gr.

Wenn ein Buch 11 Auflagen erlebt: so ist wohl nicht zu zweifeln, daß es die Dienste, die es zu leisten verspricht, erfüllen muß. Rec. will ihm auch seine Brauchbarkeit nicht absprechen; ist aber überzeugt, daß ein jeder, der auf einen hohen Preis nicht sieht, um weit besser thut, sich Nelkenbrecher, Gerhard oder Kruse anzuschaffen. Von der Verbesserung dieser Auflage können wir nicht urtheilen, da wir keine Gelegenheit haben, sie mit den vorigen zu vergleichen; daß aber der Verbesserer wenig Kenntnisse gehabt hat, davon will Rec. nur eine Stelle anführen. Bey Amsterdam heißt es: das Banco-Geld ist 4. p. c. m. o. w. besser als courant, da es doch schon seit einigen Jahren schlechter ist. Bey Paris ist von den neuen Münzänderungen und Rechnungsarten nichts gesagt. Muß man nicht glauben, daß die alten Auflagen ohne Untersuchung und Verbesserung abgedruckt sind, das doch bey einem Buche, das sich in gewissen Gegenden sehr in Credit gesetzt haben muß, unumgänglich nöthig wäre?

Vermischte Schriften.

Fortgesetzte sokratische Gespräche, zur Einleitung und Erklärung des Bahrdtischen Katechismus der natürlichen Religion. Ein Beytrag zur Beförderung eines vorurtheilfreyen Nachdenkens der Vernünftigen und Gebildeten, ohne Unterschied des Geschlechts, des Alters und des Standes.

Auch unter dem besondern Titel:

Sokratische Gespräche über die natürlichen und künstlichen Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft. Vom Verfasser der sokratischen Gespräche über Bahrdts Katechismus der natürlichen Religion. Halle, in der Rengerschen Buchhandlung. 1796. 1 Alphab. 6 Bogen in 8. 1 Rl. 8 Gr.

Rec. hat die sokratischen Gespräche, von welchen diese Schrift die Fortsetzung seyn soll, nicht selbst gelesen; sondern kennt sie bloß aus der im neunzehnten Bande dieser Bibl. S. 96 befindlichen Recension eines andern Mitarbeiters. In derselben wird D. Bahrdt für den Verf. angegeben. Daß er es auch von dieser Fortsetzung sey, ist uns um so unwahrscheinlicher, da dieser Nachlaß sonst wohl früher erschienen seyn möchte, obwohl übrigens die Bahrdtischen Ideen und Grundsätze völlig darin herrschen. Auch ist hier der Faden wieder an jene im ersten Theile zum Grunde liegende Geschichte angeknüpft. Um solcher Leser willen, die unsre Bibl. nicht besitzen, und also jene Recension nicht nachschlagen können, wollen wir nur so viel daraus wiederholen, daß sich der Verf. darin ein in einem einsamen fruchtbaren Thale zwischen Bergen und Wäldern isolirt liegendes Dorf dichtet, dessen Bewohner durch ihren Prediger Rüdiger mit Hülfe des Gerichtshalters Herold so völlig umgebildet sind, daß sie nicht nur alle ihre Pflichten nach einer vernünftigen Moral aufs richtigste kennen, auch daneben viele andere nützliche Kenntnisse aus der Naturgeschichte u. s. f. besitzen; sondern auch iede Pflicht mit möglichstem Eifer erfüllen, und so durch lauter gute tugendhafte Gesinnungen, und passende Gesetze vereini-

einiget, in vollkommenster Eintracht mit einander leben. Und dieß alles ist ohne Hülfe der Religion, bloß durch Lehren der Vernunft und zweckmäßige Einrichtungen bey ihnen zu Stande gebracht worden. Vielmehr ist aller öffentlicher Gottesdienst und jedes religiöse Vorurtheil unter ihnen abgeschafft, und ihre öffentlichen Versammlungen und Feste werden bloß zu Ehren der Vernunft und zur Erinnerung an ihre moralische und bürgerliche Pflichten, u. s. f. gehalten. Dieß ist das Ideal eines ganz tugendhaften Völkchens, welches sich der Vers. geträumt hat. Ob dasselbe jemals existirt habe, oder auf dieser Erde existiren könne; ob mithin manche seiner Ideen auf die wirkliche Welt passen, das bekümmert ihn nicht. Genug, auf diese Geschichte wird auch in diesen fortgesetzten Gesprächen fortgebauet. Der Vers. beschreibt den glücklichen Fortgang dieser außerordentlichen Einrichtungen, und wie Natur und Tugend gleich stark zu diesem Zweck gewirkt hätten. Er versichert, daß sich keine Spur vom Laster oder Widersetzlichkeit und Unordnung unter diesen vorzüglichen Menschen gefunden habe. Zum Beweis, wie vortrefflich der Unterricht sey, den sie von ihrem Lehrer Rüdiger erhielten, führt er einige Stellen aus seinen öffentlichen Reden an, worin allerdings manche gute, und zum Theil nicht gemeine Bemerkungen über die erste Bildung junger Kinder vorkommen. Nur Eins anzuführen: so rügt er sehr stark das in der gewöhnlichen Welt herrschende Vorurtheil, als habe eine Mutter genug an ihrem Kinde gethan, wenn sie dasselbe selbst säuget, wartet und für dessen körperliche Bedürfnisse Sorge trägt, u. s. f. Er zeigt, daß dieß zwar auch zu den Pflichten der Mütter gehöre, so bald ihr Gesundheitszustand und übrige häusliche Lage solches gestattet; daß sie jedoch, wenn dieß der Fall nicht sey, kein Bedenken tragen dürften, sich hierzu fremder Hülfe zu bedienen, wenn sie nur das Vorzüglichste, nämlich nöthige Bildung des Geistes und des Herzens, nicht andern überließen; sondern nach bestem Vermögen selbst besorgten. Rec. hebt diese Erinnerung mit Fleiß aus, da in neuern Zeiten so viel über die Pflicht einer Mutter, ihr Kind selbst zu säugen, geschrieben worden ist; wozu gleichwohl so viele Mütter in den mittlern und höhern Ständen wegen ihres verzärtelten Körpers, und bey ihrer angewöhnten Lebensweise so wenig taugen. In sehr vielen Fällen würde gewiß der Gesundheit eines Kindes weit besser gerathen werden, wenn es statt der kraftlosen Mutter-

milch

milch die nahrhafte Milch einer gesunden Amme genöße. Doch dieß beyläufig.

Der Verf. erzählt nun weiter einen nicht gewöhnlichen Fall, der sich unter diesem kleinen Volke begeben habe. Rüdigers Sohn Wilhelm war zwar von Kindheit an in seines Vaters Hause erzogen worden, dessen Schwester aber in seines Schwagers Herolds Hause, obwohl beyde nach einerley Plan und Grundsätzen. Beyde sehen sich also nicht täglich; lieben sich aber desto herzlicher. Diese Liebe wächst mit dem reifenden Alter, und wird zuletzt so zärtlich und vertraulich, daß Herolds Frau, die Schwester Rüdigers, unangenehme Folgen davon zu besorgen anfängt, und daher auf Maasregeln denkt, diese Liebe wo möglich zu unterdrücken. Allein sie wählt nicht die rechten, sucht durch ernstliche Vorstellungen die Zusammenkunft beyder Geschwister zu hindern, erklärt ihre Liebe für gesetzwidrig, warnt vor Blutschande, u. s. w. Wilhelm, der aller Zurückhaltung seiner Schwester Agnes ohngeachtet doch endlich Gelegenheit erhält, ihr das Geheimniß abzulocken, findet sich durch dieß alles nicht überzeugt: seine Liebe wird vielmehr noch feuriger, und da er selbst nichts bedenkliches in der Verheyrathung mit seiner Schwester entdecken kann: so weiß er auch dieser bald alle Bedenklichkeiten zu benehmen, und beyde fassen nun auf der Stelle den Entschluß, sich ferner als Mann und Frau zu lieben, ja sich wirklich zu heyrathen. Noch warm von diesem Entschluß, eilt sogleich Wilhelm zu seinem Vater Rüdiger, um demselben diese Entdeckung zu machen, auch zugleich um seine väterliche Einwilligung nachzusuchen. Dieser wird hierdurch um so mehr überrascht, da er selbst über die Rechtmäßigkeit einer solchen Ehe noch nie ernstlich genug nachgedacht hatte. Er will daher nicht auf der Stelle entscheiden, sucht vorerst seinen Sohn zu beruhigen, und verspricht ihm binnen Kurzem, eine genugthuende Erklärung. Rüdiger denkt nun in der Stille über die Sache nach, findet zwar anfänglich nicht, daß eine solche nahe Verbindung unter Geschwistern der Natur und Sittlichkeit zuwider sey; wohl aber bey fernerer Ueberlegung, daß sie für die bürgerliche Gesellschaft traurige Folgen haben könne. So vorbereitet fordert er nun seinen Sohn vor sich, um ihn durch liebreiche Vorhaltung eben der Gründe, die ihn selbst überzeugt hatten, zur Aenderung seines Entschlusses willig zu machen. Dieß gelingt auch nach Wunsch; und er bringt es dahin, daß Wilhelm

nun es freywillig übernimmt, auch seine Schwester Agnes zu ähnlichen Ueberzeugungen zu bringen. Auch hierin ist er glücklich; und so endigt sich diese Geschichte, die eigentlich nur die Einleitung zu den in diesem Buche angestellten Hauptuntersuchungen ausmacht. Wir müssen bekennen, daß das Gespräch Rüdigers mit seinem Sohne sehr gut gerathen ist; daher wir es besonders denen zum Nachlesen empfehlen, die selbst über diesen Punkt noch nicht nachgedacht haben, oder doch festere Ueberzeugung suchen. Alles ist darin, wo nicht in einen neuen, doch in den rechten Gesichtspunkt gestellt; auch hat sich der Verf. keiner Uebertreibung schuldig gemacht.

Wilhelm findet bald darauf einen andern Gegenstand seiner Zärtlichkeit, so wie auch seine Schwester Agnes. Diese Erzählung macht nun den Uebergang zu den folgenden Hauptgesprächen zwischen Rüdiger und seinem Sohn. Jener will diesem über die neuen Verhältnisse, in welche er als Ehemann und vielleicht als Vater kommen wird, Unterricht geben. Um hier einen sichern Standpunkt zu haben, entwickelt er zuvörderst in den ersten vier Gesprächen die Begriffe von Verbindung und Verhältniß, von natürlichen und künstlichen Verhältnissen, u. s. f. Uns dünkt, daß dieß mit zu großer Ausführlichkeit geschehen sey; obwohl bey jeder Untersuchung viel darauf ankommt, daß man von richtig erklärten Begriffen ausgeht. Im fünften Gespräch wird der Begriff von natürlichen und moralischen Verhältnissen noch näher bestimmt, und dann im sechsten und siebenten eine kurze und allgemeine Uebersicht der natürlichen Verhältnisse in der menschlichen Gesellschaft gegeben. Nun folgt vom achten bis dreyzehnten Gespräch eine ausführliche Untersuchung über das Verhältniß, oder über die gegenseitigen Rechte des männlichen und weiblichen Geschlechts. Der Verf. streitet hier eifrig für die völlige Gleichheit der beyderseitigen Rechte; klagt sehr über die großen Einschränkungen, in welchen sich das weibliche Geschlecht nach Herkommen und Gesetzen befindet, und will durchaus für dasselbe keine andre Einschränkung wissen, als die Ausschließung von öffentlichen Staatsämtern und Bedienungen. Das mehreste, was hier gesagt wird, ist nicht neu, sondern steht schon in andern neuern Schutzschriften für das zweyte Geschlecht. Vieles ist wahr und verdiente von den Regenten und Gesetzgebern mehr beherziget und in Anwendung gebracht

bracht zu werden. Manches ist aber auch übertrieben, oder nur dann anwendbar, wenn man eine solche Gesellschaft von verständigen und tugendhaften Menschen voraussetzt, als sie sich in des Verf. idealischem Dorfe finden soll. Beynahe dasselbe Urtheil gilt auch von der hier folgenden Untersuchung über das Verhältniß, oder **über die gegenseitigen Rechte** in der Ehe. Auch hier werden dem Manne keine eigentlichen Vorrechte, noch weniger aber die Herrschaft zugestanden. Beyde haben gleiche Pflichten; nur daß der **Mann** vorzüglich die Sorge **für den Erwerb**; die **Frau** aber **für die Anwendung des erworbenen Vermögens** zu übernehmen hat, u. s. f. Manches Paradoxe kommt hier vor, worunter sich jedoch auch manche richtige Bemerkung findet. Dahin gehört z. B., wenn der Verf. die Fortdauer der gegenseitigen Liebe nicht eigentlich zu den Pflichten der Eheleute gerechnet wissen will, und zwar aus dem richtigen Grunde, weil dieselbe nicht bloß von unserm Willen, sondern zugleich von zufälligen Umständen, und den dadurch veranlaßten unwillkürlichen Empfindungen in uns abhängt. Die Untersuchung dieser Materie erstreckt sich bis zum neunzehnten Gespräch. Im zwanzigsten und letzten wird denn noch kurz von den gegenseitigen **Rechten der Eltern und Kinder** gehandelt, womit der Verf. seine **Betrachtungen** für dießmal beschließt. Wahrscheinlich haben wir noch eine Fortsetzung zu erwarten, da er die auf dem Titel versprochene Untersuchung noch bey weitem nicht vollendet hat.

Da sich nicht wohl ausführliche Auszüge aus diesen Gesprächen machen lassen: so wird es genug seyn, wenn wir versichern, daß dieselben, im Ganzen betrachtet, gut gerathen sind; daß darinn die Begriffe sorgfältig entwickelt werden; daß sie aber noch mehr Aufmerksamkeit und Beyfall verdienen würden, wenn manches kürzer gefaßt wäre, und wenn es dem Verf. gefallen hätte, die Menschen und ihre Verhältnisse mehr nach dem, was sie jetzt wirklich sind, als nach dem, was sie nach seinem Ideal seyn sollten, zu betrachten.

Be.

Des Quintus Septimius Florens Tertullianus Vertheidigung der christlichen Sache gegen die Heiden. Aus dem Lateinischen übersetzt, und durch

Anmerkungen erläutert von D. Johann Friedrich Kleuker. Frankf. am Mayn, in der Herrmannischen Buchhandlung. 1797. 427 S. in 8. 1 Rl. 4 M.

Unter den Schutzschriften, welche das christliche Alterthum für Religion und Sitten seiner Mitglieder hervorgebracht hat, ist keine merkwürdiger, und noch jetzt lesenswerther, als Tertullians Apologeticus; man mag auf die Würde und Beredtsamkeit, mit welcher er geschrieben ist, oder auf das Vollständige, Mannichfaltige und Zuverläßige lehrreicher Nachrichten und Bemerkungen sehen, welche darin mitgetheilt werden. Daß keine Seite seines vortheilhaften Bildes von ihm verschönert worden sey, läßt sich von dem Apologeten, Redner und Eiferer für die Sache des Christenthums nicht erwarten; allein der strenge Sittenrichter seiner eigenen Glaubensgenossen, der sich gegen ihre Feinde so oft auf Thatsachen beruft, ist weniger verdächtig. Eben in dieser Absicht, um das von ihm gezeichnete christliche Alterthum der verächtlichen und hassenswürdigen Gestalt entgegenzustellen, in welcher man es in den neuesten Zeiten gleichsam zur Vergeltung für die Bewunderung so vieler Jahrhunderte aufgeführt hat; „wozu, sagt Hr. Kl. (Vorr. S. 14 fg.), die ehrlich scheinenden, im Grunde aber sophistischen und gleißendhöhnenden Insinuationen Gibbon's, eines berühmt gewordenen Geschichtsschreibers von üppigem Geschmack, das ihrige besonders beygetragen haben," hat er diese Schrift im deutschen Kleide auftreten lassen. Wir können es freylich auch nach unserer Ueberzeugung nicht läugnen, daß in G. sonst von einer gewissen Seite so vollendetem Werke, außer andern Mängeln auch dieser nicht selten sichtbar ist, daß die ältesten Christen mit ihrer Religion ziemlich unbillig darin behandelt werden. Allein die geflissentliche, nicht immer gerechte Herabwürdigung der ersten Kirche war unter uns schon früher, als G. schrieb, angegangen.

Von Tertullians Schutzschrift ist bereits im vorigen Jahrhunderte eine deutsche Uebersetzung erschienen; die aber eine neue gar nicht überflüßig macht. Rec. erinnert sich, vor mehr als zwanzig Jahren einen seiner jüngern Freunde, der den Vorsatz gefaßt hatte, eine solche auszuarbeiten, dazu aufgemuntert zu haben; aber andere Beschäfftigungen hielten

ten ihn nachmals davon zurück. Hr. Kl. hat die Schwierigkeiten einer solchen Arbeit, die in der ganz eigenen Denkungs- und Schreibart des Verf. liegen, wohl gekannt; hat aber auch dieselbe erst nach einer nähern Bekanntschaft mit dessen Schriften, die er mehr als einmal zu lesen veranlaßt wurde, übernommen. Er hat sich bemüht, seine Uebersetzung nicht allein durchaus verständlich; sondern auch dem eigenthümlichen Geiste und Charakter des Originals angemessen zu machen. Die schwersten Stellen hat er theils durch begleitende Anmerkungen, theils durch ausführlichere Zusätze erläutert. Diese hat er, wie es sonst leicht war, nicht vermehren wollen, weil sich in einer Schrift, welche wie diese, kein Werk müßiger Kunst, sondern die Frucht eines nothgedrungenen Kampfes in lebendiger und kraftvoller Darstellung sey, das Meiste, was wirklich zur Sache gehört, durch sich selbst erkläre. Einige Kapitel von seiner Uebersetzung sind bereits in der Urania vom J. 1794 abgedruckt worden.

Herr Kl. nennt zwar die Ausgabe nicht, deren Texte er gefolgt ist; doch gedenkt er mehrmals der von Beat. Rhenanus zu Basel 1521 Fol. besorgten; auch des Semlerischen Abdrucks; und überdieß hat er bey mehreren Stellen kritische Muthmaaßungen angebracht, von denen uns einige recht glücklich zu seyn dünken. Da unterdessen bey dem Texte dieses Schriftstellers noch sehr viel zu thun übrig ist: so wünschten wir, daß er die seltene und schätzbare, von den neuern Editoren Tertullians wenig oder gar nicht genützte Ausgabe desselben, zu Franecker, 1597 Fol., der in einem besondern Bande Franc. Junii Notae et Castigationes beygefügt sind, gebraucht hätte. Er würde darin noch manche Gelegenheit zur Berichtigung der Textes; aber auch gefunden haben, daß schon Junius auf manche von ihm vorgeschlagenen Lesearten gefallen ist. So liest J. (c. 151, p. 34) gerade wie Hr. K. S. 117 diducentem statt deducentem; und man muß sich wundern, daß selbst in der Pariser Ausgabe von J. 1675 Fol. diese so natürliche Verbesserung nicht aufgenommen worden ist. Eben so hat auch J. schon (c. 20, p. 38) eaedem voces, eaedem litterae, wie unser Uebersetzer S. 140 verbessert: und das war so einleuchtend, daß die Pariser (p. 18) es ebenfalls abdrucken ließen. Beyde Verbesserungen hat auch [illegible] in den Anmerkungen angeführt.

Von der Uebersetzung selbst können wir allerdings versi-

chern, daß sie überhaupt mit Einsicht und Geschmack, auch mit sichtbarem Bestreben, das Bündige und Energische des Originals zu erreichen, abgefaßt sey. Das letztere war äusserst schwer; doch ist es an vielen Stellen wohl gelungen. Bey einigen andern wollen wir zur Probe unserer Aufmerksamkeit etwas anmerken.

Gleich in der ersten Zeile (S. 27) scheinen uns Romani Imperii Antistites durch Sachwalter des Römischen Reichs keinesweges treffend ausgedrückt zu seyn. Es ist offenbar von Regenten und Befehlshabern die Rede, die, wie es auch Hr. K. giebt, als Richter den Vorsitz führen. Wir sehen zwar aus der zu dieser Stelle gehörigen Anmerk. (S. 185), daß Hr. K. wirklich unter Antistites alle diejenigen obrigkeitlichen Personen versteht, vor welche die Sache der Christen gebracht werden konnte. Aber Sachwalter sind doch eigentlich Männer, die sich einer gewissen Angelegenheit vor Gerichte annehmen.

O sententiam necessitate confusam! wird S. 48 übersetzt: Welch ein verwirrter Nothspruch! wohl besser: O des Urtheils, das nothwendig verworren werden mußte! d. h., welches von dem Kaiser so abgefaßt wurde, daß man gar nicht wissen konnte, was er damit sagen wollte, weil er darin, wie Tertullianus hinzusetzt, zugleich schonend und grausam sprach.

Wenige Zeilen darauf heißt es: Warum hintergehst du dich durch deine eigene Censur? Erstlich ist hier censura nichts anders als sententia, und hätte also auch Urtheil heißen sollen. Sodann haben Mowern und Rigault längst gezeigt, daß man dem ganzen Zusammenhange angemessen lesen müße: Quid temetipsam, censura, circumuenis? Warum berückst oder hintergehst du dich selbst, du Urtheil? nämlich durch seinen widersprechenden Inhalt, durch welchen es sich gleichsam selbst aufhob.

Tertullianus schreibt von dem Regen, der das Kriegsheer des M. Aurelius im Kriege mit den Markomannen rettete (c. 5): Christianorum *forte* militum precationibus impetrato imbri. Dieses forte übersetzt nun zwar Hr Kl. S. 58 durch vielleicht; meint jedoch in der Anmerkung, es könne auch ganz unerwartet, glücklicher Weise, heißen. Aber dieses letztere dürften ihm wohl wenige zugeben. Junius wollte anstatt forte, certe gelesen wissen. Bedenkt man, daß der Vf. den Kaiser als einen Beschützer

der

der Christen darstellt, und seinen Bewegungsgrund in jenem von den Christen bewirkten Regen sucht: so möchte man beynahe diese Verbesserung annehmen, weil ein bloßes Vielleicht ihn schwerlich zu solchen Gesinnungen geleitet haben könnte.

Bisweilen ist auch Hr. Kl. Ausdruck durch die Nacheifrung der Kürze und der Antitheſen des Originals hart und undeutlich geworden, wie z. B. S. 276: „Es frommet daher nicht, falsch zu nennen, oder vor thöricht zu halten, dessen angenommenes Wahrseyn ganz eigentlich frommet.“ Itaque non expedit falsa dici, nec inepta haberi, quae expedit vera praesumi. Warum nicht lieber: Es nützt also nichts, das falsch zu nennen, oder vor nichtswürdig zu halten, was vielmehr nützt, wenn man es vor wahr ansieht.

Die weitläufigern Anmerkungen oder Zusätze, welche von S. 185 an folgen, enthalten viele Erläuterungen für solche Leser, welche mit der Geschichte und dem Zustande der Christen zu Tertullians Zeiten noch wenig bekannt sind. Nur scheinen uns manche derselben für sie viel zu weitläuftig gerathen zu seyn; z. B. die Untersuchung über die blitzende Legion (S. 324 — 343); ingleichen über die Bildsäule, welche dem Magus Simon errichtet worden seyn soll (S. 350 — 366); u. a. m. Dienlicher wäre es gewesen, sie unmittelbar jedem Hauptstücke, zu dem sie gehören, in einer mehr concentrirten Gestalt anzuhängen. Unterdessen läugnen wir nicht, daß einiges in diesen Anmerkungen auch Kennern jener Gegenstände angenehm seyn dürfte.

XI.

Justinus des Märtyrers zweyte Apologie und Beweis der Alleinherrschaft Gottes. Griechisch und deutsch, mit erläuternden Anmerkungen. Nebst einem Anhange über das Leben, die Lehren und Schriften dieses Kirchenvaters. Für junge Freunde der Theologie, von Johann Adam Götz, Conrector der Sebalder Schule zu Nürnberg. Nürnberg und Altdorf, bey Monath und Kußler. 1796. 230 S. 8. 18 gr.

So wenig auch die kritische Patristik, und die Auslegung

dieses Schriftstellers namentlich, durch gegenwärtige Ausgabe und Bearbeitung eines seiner Bücher gewonnen haben mag: so zweckmäßig und empfehlungswürdig halten wir doch dieselbe für diejenigen, denen sie dem Titel zufolge ausdrücklich bestimmt ist. Es fehlt uns in der That an bequemen Handausgaben der Kirchenväter, von denen doch die vorzüglichsten und ältesten auch denen genauer bekannt seyn sollten, die in eine gründliche Geschichte der christlichen Religion eingehen wollen, und gerade nicht mit den kostbaren und seltenen Ausgaben dieser Schriftsteller versehen sind. Aber mit bloßen Abdrücken (dergleichen von Justins Schriften Thalemann, Oberthür u. s. w. veranstaltet haben) ist ihnen auch nicht hinlänglich geholfen; Ideen und Schreibart der Kirchenväter haben so viel eigenthümliches, und sind denen, die sie erst kennen lernen, so neu und fremd; die den griechischen Vätern meistens zur Seite stehenden lateinischen Uebersetzungen aber so schlecht und unverständlich, daß zum Privatstudium für junge Theologen die Ausgaben der Kirchenväter einige Hülfsmittel des Verstehens und Beurtheilens mit viel größerm Rechte verlangen, als griechische und lateinische sogenannte Profanscribenten.

Der Text der zweyten Apologie ist nach Thirlby, die Schrift περι μοναρχιας nach der Pariser Ausg. vom J. 1551 abgedruckt. Ueber Lesarten, die aus wahrscheinlichen Conjecturen aufgenommen sind, erklärt sich der Herausg. in den Noten. Die Uebersetzung ist nicht ängstlich der Wortfolge und dem Periodenbau des Originals angeschmiegt; sondern freye, obwohl treffende und genaue Darstellung des Sinnes, anstatt eines Sachcommentars. Sehr schätzbar ist der Anhang von Justins Leben, Schriften und Lehren, wozu noch einige ausführliche Bemerkungen kommen, über die Religionsurkunden der Christen, wie Justin sie kannte und gebrauchte (wo, in Hinsicht der Evangelien, der Vf. noch die Aufklärungen, die Stroth, Paulus ꝛc. darüber gegeben haben, hätte benutzen mögen); über seine Ideen vom Weltschöpfer, von Christus, prophetischem Geiste, Engeln, Religionsübungen der Christen, u. s. w. Der Vf. verdient alle Aufmunterung, dem Publikum noch mehrere Früchte seines patristischen Studiums mitzutheilen.

Dtz.

Neue allgemeine deutsche Bibliothek.

Des sieben und vierzigsten Bandes
Zweytes Stück.

Fünftes bis Achtes Heft.

Kiel,
verlegts Carl Ernst Bohn. 1799.

Digitized by Google

Verzeichniß

der

im 2ten Stücke des sieben und vierzigsten Bandes recensirten Bücher.

I. Protestantische Gottesgelahrheit.

C. F. Stäudlin's Grundriß der Tugend- und Religionslehre zu akad. Vorles. f. zukünftige Lehrer in d. christl. Kirche. 1r Th. S. 279

F. Stosch's Predigt. u. andere christl. Betrachtungen, 1r Bd. 287

C. G. Kibbeck's Predigt. üb. d. Unsterblichk. d. Seele. 289

Predigt. f. Familien zur Beförder. häuslich. Tugend u. Zufriedenheit. 1e Samml.

Auch unter dem Titel:

Ueber Achtung gegen d. Jugend. Vier Predigten. 291

J. Gaupp's Beyträge zur Befestigung des Reichs der Wahrheit u. d. Tugend in Predigt. üb. einige gewöhnl. Texte d. Evangel. u. Epist. ebd.

J. C. Gendner's Predigt. f. Freunde ein. bibl. Erbauung üb. d. Sonn- u. Festtägl. Epistelexte aufs ganze Jahr. 292

M. C. A. Pestel's Homil. u. Predigten. 293

M. K. G. Bauer's Predigt. üb. d. Sonn- u. Festtagsevangel. d. ganz. Jahrs. 2r Th. 294

Beyträge zur Beförder. u. Ausbreit. d. rein. Religions- u. Tugendlehre, ꝛc. 15 Heft. 407

Gespräche d. Pastors Ehrenreich m. sein. Kirchkindern üb. manche sogenannte Neuerungen in d. Religion ꝛc. herausgeg. v. F. C. H. Küchelbecker. 1s Bdchn. 410

Häusliche Gottesverehrung. an jed. Sonn- u. Festtage d. ganz. Jahrs ꝛc. ebd.

Christl. Volksreden üb. d. Epist. ꝛc. v. H. G. Terrenner u. L. L. Hahnzog. Verm. Ausg. 411

M. T. A. Seyffarth's Ueberſ. u. Erklär. d. gewöhnl. Epiſt. u. Evangel. an allen bey uns üblich. Sonn= u. Feſttagen. 7s Heft. 412
Predigtentwürfe üb. d. gewöhnl. Epiſt. auf alle Sonn- u. Feſttage d. Jahrs ꝛc. 2r Jahrg. 413
Predigtentwürfe üb. d. gewöhnl. Evangel. auf alle Sonn- u. Feſttage d. Jahrs ꝛc. 1r, 2r, 3r, u. 4r Jahrg. ebd.

II. Katholiſche Gottesgelahrheit.

Die philoſophiſche Religion als die älteſte und ächteſte, gründl. erwieſen u. begreifl. gemacht ꝛc. v. J. F. Friderich. 295
P. J. Schwägerle Predigt. auf alle Sonnt. d. Jahrs. 298
Ebendeſſ. Predigt. auf d Feſttage d. Jahrs. ebd.
P. U. Pfeiffer's verm. Reden u. Abhandl. üb. verſchied. moral. Gegenſt. ꝛc. 303
Wer aus beyden, d. Kreutz= od. Freyheitsbaum, macht Menſchen glücklicher? beantw. in d. Franciſcaner-Kirche zu Reutti, ꝛc. Herausgeg. v. P. J. de Prado Wille. 304

III. Rechtsgelahrheit.

Praktiſcher Commentar üb. d. Pandecten, nach d. Lehrbuche d. Hrn. GRR. Hellfeld. 1r — 6r Th. 305
Ausführliche Erläuter. d. Pandecten nach Hellfeld, ein Commentar v. D. Ch. F. Glück. 5n Thls 1e Abthl. 307
Ausführliche Erläuter. der Pandecten nach Hellfeld, ein Commentar v. Ebendemſ. 1r Th. 2e verb. Aufl. 309
Verbeſſerung. u. Zuſätze zum erſten Bande des Glückiſchen Commmentars üb. d. Pandecten f. d. Beſitzer d. erſt. Auflage. ebd.
Allgemeine juriſtiſche Bibliothek. 4r Bd. 310
Juriſtiſches Journal. 1n Bds 4s, 5s u. 6s Heft. 2n Bds 1s u. 2s Heft. 311
Einige Bemerkungen, dem geſammt. Corps d. Hildesheimiſchen Ritterſchaft in ihrer Verſammlung am 20ſten April 1799 zur Prüfung u. Beherzigung vorgelegt, v. M. von Brabeck. 414
En Wort von M. v. Brabeck. ebd.
Geſchichtserzählung in Betreff ein. von dem Hildesheimiſchen Fiſcal wider d. Freyherrn v. Brabeck angeſtellten Denunciation. 424

Zur

Zur Prüfung dem Unbefangenen gewidmet, von ein. Freunde d. Wahrh., d. v. Brabeck'sche Angelegenheit betreffend. 427

IV. Arzneygelahrheit.

Ueber den Magenkrampf, dessen Ursachen u. Heilung, u. üb. d. Erhalt. d. Gesundh. d. Magens überh. ꝛc. v. D. F Schlüter. 314
D. J. W. L. von Luce's Versuch üb. Hypochondrie u. Hysterie, ein prakt. Handb. f. angehende Aerzte. 317
A. V. Zarda's alphabeth. Taschenb. d. hauptsächlichsten Rettungsmittel f. Todtscheinende u. in plötzliche Lebensgefahr gerathne Menschen. 318
Ebendess. patriotischer Wunsch für d. Wiederauflebung der todtscheinn. Menschen, damit niemand lebendig begraben werde. 319
D. I. C. *Tode's* Arzneymittellehre oder Materia medica, aus dem Mineralreiche, die rohen, zubereiteten und zusammengesetzten Arzneyen begreifend. IIr Th. 321
J. Kolbani's Giftgesch. d. Thier- Pflanzen- u. Mineralreichs ꝛc. 325

V. Gedichte.

L. Th. Kosegarten's Poesien. 1r u. 2r Bd. 343
Natürlichkeiten der sinnlichen und empfindsamen Liebe, v. F. W. v. d. G. 48 Bdchn. 355

VI. Theater.

Verbrechen aus Dankbarkeit. Ein Schausp. in 2 Aufz. v. E. Weßely. 381
Emilie, od. d. Spieler. Ein Lustsp. in 5 Aufz., nach d. Franz. d. Montesquieu bearb. v. L. F. Huber. ebd.
Die Jacobin. in Deutschl. Schausp. in 5 Aufz. ebd.
Verbrechen a. Liebe, e. Schausp. in 3 Aufz. Von J. G. H..ck..t. 383
Sellka u. Bevißa, od. d. Liebe unt. d. Negern. Schausp. in 4 Aufz. v. G. Hagemann. 384
Die Martinsgänse. Nachspiel v. Ebendemf. 385

VII. Romane.

F. Rochlitz's Charaktere interessant. Mensch. in moralisch.

lisch. Erzählung. dargest. z. Unterhalt. in einsamen Stunden. 1r Th. 227
Gustav Mehrwelt, od. d. Quelle d. Glückseligkeit. Ein satyrisch. Roman. ebd.
Wahre Begebenheiten im. romant. Gewande, v. Jäger. 1s, 2s u. 3s Bdchn. 329
Der philosoph. Arzt. Ein Taschenb. f. Nichtärzte, v. D. F. Lindheimer. 331
Erzählung. aus Canterbury, v. H. Lee. A. d. Engl. v. F. v. Oertel. 1r Bd. ebd.
Die Folgen; od. Begebenh. in d. Schlosse Rayall. Ein Roman. 2 Theile. A. d. Engl. v. C. v. S. 1r u. 2r Th. ebd.
Novellen z. angenehm. Unterhalt. 3s Bdchn. 332
Die Einsiedler v. Murzia. Erzähl. ebd.
P. F. Suhm's gesammelte Schriften. A. d. Dänisch. 2r Bd. Nordische Kämpferromane.
Auch mit dem besondern Titel:
P. F. Suhm's nord. Kämpferrom. A. d. Dän. 2r Bd. 333
Graf Pietro d'Albi u. Gianetta, in 3 Th., v. G. Freudau. 1r, 2r u. 3r Th. 386
Eine Klatschgesch., v. d. Verfasser. d. Werks: d. Vorth. d. Erzieh. A. d. Engl. 389
Les petits Emigrés, ou correspondance de quelques Enfans, etc. par Mad. de *Genlis*. T. I. et II. 390
Der gefährl. Umgang. Eine Gesch. in ein. Reihe von Briefen, u. s. w. A. d. Franz. d. Hrn. de la Clos, 2c. 1r Th. 393
Romant. Ausstellung. v. Verf. d. grauen Mappe. 2r Bd. 429
Straußfedern. 3r u. letzt. Bd. ebd.
Das Jägermädchen, v. C. G. Cramer. 2r Bd. ebd.
Die Italiänerinn od. d. Beichtstuhl d. schwarz. Büssenden. A. d. Engl. d. Miß Radclif. 2r Th. ebd.
Johnson, od. d. edle Taschenspiel., a. d. Papieren d. Grafen v. O. 2r Th. ebd.
Avantüren a. d. Feldzüg. d. Deutsch. a. Rhein. 2s Bdchn. 430

VIII. Musik.

Vollständige Orgelschule f. Anfäng. u. Geübtere, herausgeg. v. J. H. Knecht. 1e u. 2e Abtheil. 369

IX. Weltweisheit.

J. C. Hofbauer's Anfangsgr. d. Moralphilos., u. insbesond. d. Sittenl., nebst ein. allg. Gesch. derselb. 334

M. B.

M. B. F. Schmieder's natürl. Theol. f. nachdenkende Unstudirte u. studirende Jugend. 337
K. H. Heydenreich's Philos. üb. d. Leid. d. Menschheit ꝛc. 1r u. 2r Th. 339
N. Treschers Vorles. üb. d. Kant. Philos. A. d. Dän. 1r Th. 431
Th. Schmalz's Erklär. d. Rechte d. Menschen u. Bürgers ꝛc. 432
Kritik d. christl. Offenbar., od. einz. möglich. Standpunkt, d. Offenbar. zu beurtheilen. 437
Antwortsschreiben d. Prof. Kant in Königsberg a. d. Abt Sieyes in Paris 1796. A. d. lat. Originale. 446

X. Mathematik.

D. J. Ch. L. Hellwig's Anfangsgr. d. allgem. Mathemat. z. Gebrauch sein. Zuhörer. 394
Auszug a. Robert Simsons latein. u. engl. Uebers. d. erst. sechs Büch., u. d. eilft. u. zwölft. Buchs d. Elemente d. Euklides ꝛc. herausg. v. J. A. Matthias. 395
J. C. Huth's Anfangsgr. d. Mechanik f. Schulen. 396
J. H. Lambert's Grundregeln d. Perspectiv, a. Betracht. ein. perspectiv. gezeichnet. Landschaft abgeleit., herausg. v. C. F. Hindenburg. ebd.
J. G. Büsch's Mathemat. z. Nutzen u. Vergnügen d. bürgerl. Lebens. 1n Thls 1r u. 2r Bd. 4e verb. Ausg 446
A. G. Kästner's Anfangsgr. d. Analysis d. Unendlich. Der mathemat. Anfangsgründe 3r Th., 2e Abtheil. 3e verm. Aufl. 449
Ebendesselben Geschich. d. Mathemat., seit d. Wiederherstell. d. Wissenschaft. bis a. d. Ende d. 18n Jahrh. 2r Bd. 454
F. W. A. Murhard's Literat. d. mathemat. Wissenschaften. 2r Bd.
Auch unter dem Titel:
Bibliotheca mathematica, vol. secundum, continens scripta geometrica et analytica. 458

XI. Botanik.

Muscologia etc. ad normam Hedwigii a S. E. *Bridel.* Tom. I. et II. 397
Tentamen dispositionis methodicae fungorum in classes, ordines, genera et familias. Cum supplemento adiecto. Auct. C. H. *Persoon.* 398

Ejusdem commentatio de fungis clavae - formibus, sistens specierum hucusque notarum descriptiones, etc. 399
M. T. E. Ellrodt's Schwamm - Pomana f. Aerzte u. Köche. 1s u. 2s Heftlein. ebd.
J. H. A. Dunker's kurze Beschreib. d. gefährl. Giftpflanz. f. Kinder u. Ungelehrt. 3s Heft. 409
Tremella Nostoch. Commentatio auctore R. A. *Hedwig*. ebd.

XII. Forstwissenschaft.

Forstrügen, ein Beytrag z. Forstwissensch. ꝛc. v. K. G. H. Sauerbrunn. 401
Beytrag zv d. allgem. Grundsätz. d. Forstökonomie. 403
J. C. Ciriaci v. d. Waldwirthsch. u. Forstpolicey 404
Ueber d. Erziehung u. Pflanz. d. Pappeln überh., u. d. Carolinisch. u. Canadisch. insbesond. Herausgeg. v. M. F. G. Leonhardi. ebd.

XIII. Erdbeschreibung und Reisebeschreibung.

Des Fra Paolino da San Bartolomeo Reise nach Ostindien, a. d. Franz. v. J. R. Forster.
Oder:
Magazin v. merkwürd. neuen Reisebeschreib. ꝛc. 15r Bd. 498
Buonaparte auf d. Wege n. Indien ꝛc. Ein Geschenk f. Zeitungsleser. 501
J. S. Stavorinus Reise nach d. Vorgebirge d. gut. Hoffnung, Java u. Bengalen, i. d. J. 1768 bis 1771. A. d. Holl. v. Lueder. 508

XIV. Geschichte.

Diplomat. - prakt. Beyträge z. deutsch. Lehnrecht u. z. westphäl. Fehmgerichtsverfass. 1r u. 2r Th. 459
Denkmal groß. u. verdienstvoll. Staatsmänner ꝛc. 460
K. H. Lang's neuere Geschich. d. Fürstenth. Baireuth. 1r Th. 462
Versuch ein. chronolog. Verzeichnisses Hessisch. Urkunden. Ir Th. u. s. w. 463
Geschichte Preußens. 464
Ausführl. Beschreib. d. Feyerlichk. bey Gelegenh. d. Gr. Maj. d. Kön. Fr. Wilh. III. in Begleit. Ihro Maj. d. Kön. z. Königsb. i. Preuß. 1798 geleist. Erbhuldigung ꝛc. 466

J. Arnol-

J. Arnoldi's Miscellan. a. d. Diplomat. u. Gesch. 467
Diarium d. röm. königl. Wahl u. kais. Krön. Franz II. 469
Die Feyerlichk. bey d. Krön. Leop. II. als Kön. v. Ungarn z. Preßburg d. 15n Nov. 1790. Beschrieb. v. J. N. Schauff. 470
Historischer Vers. üb. ein. österr. Pfennig, v. ein. Liebhaber d. Numismatik. 471
J. C. Lavater a. d. Direktor. d. franz. Republik. 487
Bürger Reubell a. d. Bürg. J. C. Lavater. A. d. Franz. ebd.
J. C. Lavater's zwey merkwürd. Schreiben: 1. an d. Bürger Schauenburg; 2. Beschluß d. Dankrede im Namen d. Züricher Bürgersch. an d. Hrn. Bürgermeister Kilchsberger. ebd.
Helvetiens neue Staatsverfass., v. Seit. d. Einfluß. d. Religion u. Sittlichk. a. d. Glück d. Freystaat. betracht. v. J. J. Heß. 492
L. Meister üb. d. Gang d. polit. Begebenheiten in d. Schweiz. März- u. Aprilmonat. 494
Tagebuch d. helvet. Republik. 1r Bd. 496

XV. Gelehrtengeschichte.

Uebersicht d. Lebens u. d. Schrift. d. verstorb. P. F. v. Suhm ꝛc. v. R. Nyerup ꝛc. A. d. Dän. v. F. Ekkard. 531
Leipziger gelehrt. Tagebuch a. d. Jahr 1798. 534

XVI. Klassische, griechische und lateinische Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterth.

U. H. Lauts Beyträge z. Würdigung d. bisherig. Grammat. d. lat. Sprache. 1r Th. 472
Ebendess. Buchs 2r Th. 475
Quaestionum philologicarum specimen etc. a. C. A. *Eichstaedt.* 478
M. F. *Rambach's* Darstellung der Mythologie, für Künstler u. Kunstfreunde. Ir u. IIr Th. 480

XVII. Staatswissenschaft.

F. W. Frhrn. v. Ulmenstein pragmat. Geschich. d. Zölle in Deutschl. u. d. deutsch. Reichszollgesetze. 481
C. D. Voß's Handb. d. allgem. Staatswissensch., nach Schlözers Grundriß bearb. 2r Th. 483

XVIII.

XVIII. Handlungswissenschaft.

Fabriken = u. Manufakturen = Adreß = Lexikon v. Deutschl. u. einig. angränzend. Ländern ꝛc. 1r Th. 536

Versuch ein. allgem. Handlungs = u. Fabrikenadreßbuches v. Deutschl. u. einig. damit verwandt. Provinzen ꝛc. ebd.

A. Schumann's Handb. d. merkantilisch = geographisch. Gewerbe u. Produktenkunde ꝛc. 1r Th. in Bds 2e Abtheil. 537

C. C. Illing's Comtoir = Nachrichten f. Kaufleute ꝛc. 538

Handbuch f. Kaufl. u. Seefahr., welche sich m. d. Ostseehandl. beschäft., u. d. Sund od. d. Belte befahr. ꝛc. A. d. Dän. v. J. A. Lesser. 539

XIX. Vermischte Schriften.

Haydeblümchen, v. G. F. Rebmann. 342

Meine Reisen durch d. Hölen d. Unglücks u. Gemächer d. Jammers. Von K. H. Spieß. 4s Bdchn. 405

Und er soll dein Herr seyn. Ein Beytr. z. Berichtig. neuer Mißverständnisse u. z. Abstell. alt. Mißbräuche. 406

Patriotisches Archiv f. Deutschl. Der Gottheit — dem Fürsten — dem Vaterlande gewidm. v. S. Ch. Wagner. 1n Bds 1s St. 540

Der Musaget. Ein Begleit. d. Genius d. Zeit, herausg. v. A. Hennigs. 1s — 3s St. 543

Der Westphälische Anzeiger. Mon. Jul. — Dec. 1798. 546

Magazin f. Westphal. Jahrg. 1797. 1s — 6s St. ebd.

Ebendasselbe. Jahrg. 1798. 1s — 3s St. ebd.

M. A. M. Kungius Archiv d. Vorsehung f. d. Menschenwelt. 1s u. 2s Heft. M. ein. Vorr. v. D. F. V. Reinhard. 554

W. F. Wuchrer's kleine Schriften. 555

Neue

Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek.

Sieben und vierzigsten Bandes Zweytes Stück.

Fünftes Heft.

Intelligenzblatt, No. 43. 1799.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Grundrisse der Tugend- und Religionslehre zu akademischen Vorlesungen für zukünftige Lehrer in der christlichen Kirche. Von Carl Friedrich Stäudlin, Doctor und Professor der Theologie zu Göttingen. Erster Theil, welcher die Tugendlehre enthält. Göttingen, im Vandenhoeck- und Ruprechtschen Verlage. 1798. 546 Seiten gr. 8. 1 Rl. 10 gr.

Die Einleitung handelt von der Idee dieses Werks, von der praktischen Philosophie überhaupt und dem Begriffe derselben und ihrer Eintheilung; von der Idee, Nothwendigkeit und Wichtigkeit der Metaphysik der Sitten, vom Unterschiede der Tugendlehre und Rechtslehre, von der erstern und ihren Gattungen besonders, von populärer und wissenschaftlicher Tugendlehre, und Eintheilung und Methode der letztern, von der natürlichen und geoffenbarten, rationalen und empirischen Tugendlehre; vom Empirismus, Skepticismus, Mysticismus, Schwärmerey und Rigorismus in der Moral, vom moralischen Synkretismus, und vom Werthe der Tugendlehre. II. Von der Tugendlehre Jesu, ihrem Ursprunge, und Jesu Moral als geoffenbarter Moral, und vom Verhältnisse des mosaischen Gesetzes zu derselben. Jesus erklärt Gebräuche und Uebungen für unwesentlich in der Religion; aber Herz und

Wandel für Hauptsache; er beruft sich auf das Urtheil der schlichten unverdorbenen Menschenvernunft; seine Tugendlehre ist rein, wahr und allgemeingültig, wie aus der Bergpredigt und andern Vorträgen Jesu erhellet, und sie bereichert die Philosophie. Begriff und Gattungen der christlichen Tugendlehre. Ob sie unvollkommen, und ob zwischen Jesu und der Apostel Tugendlehre, und einer Tugendlehre für Christen ein Unterschied sey? Quellen, System, und Schwierigkeiten des Systems derselben; Eigenschaften und Nutzen eines solchen Systems. Unterscheidende Characteres der Tugendlehre Jesu, Vorwürfe, die ihr gemacht sind, ihr Verhältniß zur Dogmatik, ihr Zweck und ihre Wirkungen auf die Menschheit, Hülfswissenschaften und vornehmste Systeme derselben. Anordnung der Theile einer Moral für künftige Lehrer in der christlichen Kirche. **Erster Theil.** Allgemeine Tugendlehre. Hauptinhalt derselben. Entwickelung des Begriffs der Sittlichkeit. Moralische Grundsätze und Gesetze, und höchster moralischer Grundsatz. Warum mit dieser Untersuchung angefangen wird? Praktische Gesetze, Regeln, Grundsätze, moralische Gesetze, Ursprung derselben, reine, angewandte, hypothetische, absolute Moralgesetze. Aeußere und innere, natürliche und positive Gesetze; Gesetzgeber; Legalität, Moralität. Geoffenbarte Moralgesetze. Positive göttliche Gesetze. Christliche Moralgesetze. Moralgesetze des A. T. Gebote, Imperative, Verbote, Erlaubnißgesetze, moralische Adiaphora. Hypothetische und kategorische Imperative. Höhere, niedere, gleiche Gesetze, Grundsätze, materiale und formale. Ist ein höchster moralischer Grundsatz für die Tugendlehre überhaupt, und für die christliche besonders, nothwendig? Ob Jesus oder die Apostel ein höchstes Princip ihrer Tugendlehre angegeben haben? Princip der Glückseligkeit, der Vollkommenheit, des allgemeinen Wohls, des Willens Gottes, des moralischen Gefühls. Grundsatz der bürgerlichen Verfassung, und der Erziehung. Was allen diesen Grundsätzen gemeinschaftlich ist? Princip der reinen Vernunft. Praktische Vernunft. Sittengesetz. Möglichkeit des kategorischen Imperativs. Höchstes Princip der Rechtslehre und der Tugendlehre. Ob die christliche Tugendlehre sich auf eins der angeführten, als ihr höchstes Princip beziehe? — Gegenstand der reinen praktischen Vernunft. Das Gute und Böse, relativ und absolut gute. Ursprung der Begriffe vom Guten und Bösen. Gutes und Böses nach der christlichen Tugendlehre. Pflicht und

Verbindlichkeit überhaupt. Eintheilung der Pflichten. Tugendpflichten. Collision der Pflichten. Grundsätze in Ansehung der Behandlung der Pflichten. Christliche Lehre von Pflicht überhaupt. Von den moralischen Triebfedern. Sinnliche und vernünftige Triebfedern. Wie das Sittengesetz selbst Triebfeder werde? Verbindung sinnlicher und reiner Triebfedern. Vermischte Triebfedern. Triebfedern der christlichen Moral überhaupt. — Von der Freyheit. Erklärung der Begriffe. Begehrungsvermögen, Vermögen, nach Belieben zu thun und zu lassen, Willkühr, thierische, sinnliche, freye Willkühr, positiv und negativ, transscendentale und praktische Freyheit der Willkühr. Ist Causalität durch Freyheit, und Vereinigung der Freyheit mit der Naturnothwendigkeit denkbar. Moralische Freyheit. Einschränkungen und Grade in den Aeußerungen der Freyheit. Neutestamentliche Lehre von der Freyheit Anmerkungen über das System der reinen Sittlichkeit überhaupt, und seine Brauchbarkeit im Unterricht des Volks und der Kinder. — Lehre von Sünde und Laster und dem moralischen Verderben überhaupt. Erklärung der dahin gehörenden Ausdrücke. Wie ist der Mensch von Natur in moralischer Hinsicht beschaffen? Ursprung der Sünde und des Hanges zum Bösen. Veranlassende Ursachen des Bösen unter den Menschen. Natur der Sünde und des Lasters. Biblische Lehre von Sünde und Laster, natürlichem Hange zum Bösen, Ursprung und Natur der Sünde. Verschiedene Gattungen und Grade der Sünden und Laster und der Lasterhaftigkeit. Folgen, Schuld, Zurechnung, Strafe der Sünde. — Begriffe der Tugend und Besserung. Natur und Eigenschaften der Tugend. Tugendhafter Charakter. Sinnliche Darstellung der Tugend. Grade der Tugend. Tugenden, Tugendhafte Handlungen, Verhältniß der Tugenden. Neutestamentliche Lehre von der Tugend. Moralisches Verdienst. Folgen und Belohnung der Tugend. Verhältniß der Tugend und Glückseligkeit. Lehre Jesu vom höchsten Gute. Reich Gottes. Besserung. Subjekt und Natur derselben. Besserung des Menschen, wie er von Natur ist. Frühe und späte Besserung. Besserung der Lasterhaften. Kenntnisse und Einsichten, die zur Besserung erfordert werden. Erkenntniß, Anerkenntniß und Bekenntniß der Sünden. Reue und Haß der Sünde. Rückfall. — Vom Gewissen. Was das Wort überhaupt, und besonders in der Moral bedeute? Ob es eine Pflicht geben

könne, Gewissen zu haben? Möglichkeit des Gewissens. Gewissenhaftigkeit. Scrupulosität. Gewissenlosigkeit. Weites Gewissen. Vorhergehendes, begleitendes und nachfolgendes Gewissen. Ob es ein irrendes, zartes, zweifelhaftes, wahrscheinliches, leichtsinniges Gewissen gebe? Schriftlehre vom Gewissen. — Allgemeine Lehre von den Tugendmitteln. Moralische Methodenlehre. Moralische Didaktik und Ascetik. Theorie der Tugendmittel. Allgemeine Tugendmittel. — Zweyter Theil. Besondre Tugendlehre, oder von den einzelnen Pflichten und Tugenden des Menschen. I. Allgemeine Pflichten des Menschen gegen sich selbst. Warum mit den Pflichten gegen uns selbst der Anfang gemacht wird. Begriff und Eintheilung der Pflichten des Menschen gegen sich selbst. In Ansehung seines Körpers, oder in so fern er ein animalisches und zugleich moralisches Wesen ist. In Ansehung unsers Lebens. Selbsterhaltung, Selbstmord. Schätzung des Lebens. Zufriedenheit mit demselben. Geringschätzung und Ueberdruß des Lebens. Unzufriedenheit mit demselben. Wunsch zu sterben. Pflichtmäßige Sorge für die Gesundheit. Pflichten des Menschen gegen sich selbst in Ansehung der Nahrungsmittel, des Geschlechtstriebes, der Kleidung, der Entwickelung und Vermehrung seiner Leibeskräfte, und der Erwerbung körperlicher Geschicklichkeiten und Fertigkeiten.. — Pflichten des Menschen gegen sich selbst, in so fern er bloß als ein moralisches Wesen betrachtet wird. Kriecherey. Niederträchtigkeit. Sklavische Gesinnung. Schmeicheley. Selbstschätzung. Demuth. Geringschätzung seiner selbst. Lüge. Wahrhaftigkeit. Aufrichtigkeit. Ehrlichkeit. Redlichkeit. Offenherzigkeit. Zurückhaltung. Geiz. Verschwendung. Sparsamkeit. Pflichten in Ansehung der Güter des Eigenthums überhaupt. Pflichten des Menschen, seine moralische Würde zu erhöhen. — Pflichten des Menschen gegen sich selbst, in Ansehung seiner Geistes- und Seelenkräfte. Unterscheidung der Geistes-, Seelen- und moralischen Kräfte. Pflichten in Ansehung derselben. Arbeitsamkeit. — Pflichten des Menschen gegen sich selbst, so fern er der Glückseligkeit fähig und bedürftig ist. Ob es eine Pflicht der Selbstbeglückung gebe? Begriff der Glückseligkeit. Güter, die dazu gehören; Pflichten in Ansehung derselben. Einzelne Lebensfreuden, sinnliche Vergnügungen und Lustbarkeiten. — Pflichten des Menschen gegen sich selbst in Ansehung der leblosen Natur. Warum sie als Pflich-

ten gegen uns selbst zu betrachten seyen? II. Allgemeinere Pflichten des Menschen gegen Gott, gegen göttliche Gesandte, gegen Jesus. III. Allgemeinere Pflichten des Menschen gegen andere Menschen. Eintheilung derselben. Pflichten der Achtung und Menschenliebe überhaupt. Pflichten gegen Andere in Ansehung ihres Körpers, ferner in sofern sie bloß als moralische Wesen betrachtet werden, ferner in Ansehung ihrer Geistes- und Seelenkräfte, und endlich in Ansehung der Güter und Freuden, die zur Glückseligkeit gehören. IV. Pflichten in besondern Zuständen, Verhältnissen, Ständen, Gesellschaften. Im Leiden. Gegen die Leidenden. Gegen Arme. Dankbarkeit für Wohlthaten. Pflichten gegen Beleidiger und Feinde. Freundschaftspflichten. Einsamkeit und Gesellschaft. Geselligkeits- und Umgangstugenden. Pflichten in Ansehung des Ehestandes. Pflichten der Aeltern und Kinder gegen einander; der Herrschaften und Dienstbothen. Pflichten in Absicht geheimer und öffentlicher Gesellschaften. Pflichten in der bürgerlichen Gesellschaft. Eid. Pflichten in Ansehung der kirchlichen Gesellschaft. Pflichten in Ansehung des Berufs, und der verschiedenen Gattungen desselben. Pflichten der Gelehrten, Künstler, niedern Stände, u. s. w. Pflichten in andern besondern Zuständen und Verhältnissen des Lebens. V. Christliche Ascetik, oder Lehre von den Mitteln, Tugend und Religiosität zu befördern, die der christlichen Tugendlehre eigenthümlich sind. Erinnerung an Jesum. Oeffentlicher Gottesdienst. Taufe. Abendmahl. Gebet.

Aus dieser Inhaltsanzeige kann man sich sowohl von der Anordnung, als auch von dem Reichthume des Inhalts einen Begriff machen. Der Verf. folgt in der Hauptsache überall Kant, dessen Worte er auch selbst getreu anführt, weil er Kants System im Ganzen für wahr hält, und er hat von den Kantischen sämmtlichen Schriften, auch von der Rechts- und Tugendlehre, Gebrauch gemacht. Nur über Nebensachen erklärt er sich anders. Mit dem Kantischen Moralsystem verbindet er historisch, getreu und ohne Einmischung, die moralischen Lehren, welche Jesus und seine vertrauteren Schüler vorgetragen haben, damit der künftige christliche Lehrer eine gründliche systematische Kenntniß der Moral der Vernunft, und zugleich die Einsicht und Anleitung erhalte, welche ihm nöthig ist, um den Schatz von moralischen Belehrun-

gen gehörig in seinen Vorträgen zu benutzen, welche in der Bibel, und besonders im N. T. enthalten sind. Die vertraute Bekanntschaft des Verfassers mit andern schätzbaren Moralsystemen, und die genaue Prüfung, womit er auch diese benützt, und die Stellen des N. T. gewählt zu haben versichert, leuchtet theils im Werke selbst hervor; theils erwartet der unpartheyische Leser sie von dem gelehrten Verf. auch da, wo ihm der Grund der Wahl nicht genügt, oder dunkel ist.

So gern Rec. auf die Vorzüge dieses Buchs aufmerksam macht: so sehr hält er es doch für Pflicht, nach seinem besten Wissen zu bemerken, was ihm dabey der Erwägung würdig zu seyn scheint. Dahin gehört 1) der Plan des ganzen Werks. Aus der Inhaltsanzeige erhellt, daß hier ein Grundriß einer philosophischen Moral nach Kantischen Grundsätzen, und einer biblischen, besonders neutestamentlichen Moral, mit einander verbunden ist. Nach des Rec. Einsicht ist es nicht rathsam, in Vorlesungen für künftige Lehrer der christlichen Kirche beydes mit einander zu verbinden; sondern das Studium der philosophischen Moral, als einen Theil des philosophischen Studiums, den Hörsälen der Philosophen zu überlassen, und sich mit Voraussetzung desselben, in moralischen Vorlesungen über die Tugendlehre Jesu und der Apostel, bloß mit dieser zu beschäftigen, und kein philosophisches System, nur gemeine Menschenvernunft, dabey zu Hülfe zu nehmen. Dadurch wird 1) Zeit zu desto ausführlicherer Entwickelung der Tugendlehre Jesu und der Apostel gewonnen, und die philosophische Moral muß der junge Theologe ja doch besonders hören. Dadurch wird 2) der künftige Lehrer in der christlichen Kirche gewöhnt und geübt, seine moralischen Ideen, und sein Nachdenken über dieselben an Aussprüche Jesu und der Apostel unmittelbar anzuknüpfen, und 3) mit Beyseitesetzung der philosophischen Kunstausdrücke und aller Kunstsprache, die Entwickelung seiner moralischen Ideen vermittelst solcher Worte und Redensarten anzustellen, die einem jeden, auch dem Ungelehrten, verständlich und erwecklich sind. Alle diese drey Vortheile scheinen dem Recens. sehr wichtig. Der Fall, in welchem der Prediger seine systematisch-philosophische Moral brauchen kann und soll, ist weit seltener, als sein täglicher Beruf, die Tugendlehre Jesu und der Apostel als ein Mittel zu gebrauchen, Tugend und Religiosität zu befördern. Die erste soll ihn vor Irrthümern bewahren: die

letztere

letztere soll mit Beyhülfe der gesunden Vernunft den Inhalt seiner Vorträge ausmachen. Es ist sehr nützlich, wenn er in den moralischen Vorlesungen über dieselbe schon angeleitet und geübt wird, sich alles dessen ohne Nachtheil der Wahrheit und Gründlichkeit zu enthalten, was nicht gemein verständlich ist. Sonst wird ihm das hernach sehr schwer, und nie vielleicht ganz gelingen, und nichts hindert jetzt die Erbauung der Gemeinden so sehr, als der Mangel einer edlen Popularität, und der glücklichen Benutzung biblischer Kernsprüche. Auch der ausführlichern Entwickelung der biblischen Tugendlehre können höchstens nur die eminenten Köpfe eher als die meisten Studirenden entbehren. Aber auch 2) das Kantische System dürfte Lehrern in der christlichen Kirche nicht als das einzige wahre System der Vernunftmoral vorzustellen seyn. Es dürfte wichtig seyn, sie dazu anzuführen, alle philosophische Systeme als wandelbare Formen zu betrachten, wie sie es ja in der That sind, und nach der Natur des menschlichen Geistes seyn müssen; und sie dagegen zu lehren, die Grundsätze der gesunden Vernunft in Absicht der Religion und Tugend, und des Guten und Bösen, als das einzige Unwandelbare und für Alle gehörende zu betrachten, damit sie nicht in der Folge, wenn das System fällt, das sie erlernten, an den moralischen Grundsätzen selbst zweifelhaft werden, welche sie im Vertrauen auf dieses System angenommen hatten. Das Kantianische System hat doch seine sehr großen Schwierigkeiten. Der Verfasser hält dafür, daß es außer den Kantischen Principien gar keinen Weg gäbe, Moral und Religion sicher zu begründen, und dem Skepticismus, dem Atheismus und der Schwärmerey zu begegnen. Daraus erhellt denn auch der Grund, der sein edles Herz bewegen mußte, dieß Moralsystem für jeden Lehrer der Religion und Tugend nothwendig zu achten. Aber wie, wenn der gelehrte Verf. in diesem Urtheile irrte? Wie wenn die richtiger geurtheilt hätten, die sich nie von der Wahrheit der eigenthümlichen Sätze Kants überzeugen konnten, oder die wieder dieselben verworfen haben, nachdem sie sich eine Zeitlang mit Eifer dafür erklärt hatten? Wie wenn gerade die Unmöglichkeit, irgend jemand zu beweisen, daß er reine Vernunft habe, und reiner Vernunft folgen solle, und daß ihm eine transscendentelle Freyheit eigen sey, daß sein Gewissen nicht geirrt habe, wenn seine Vernunft geirrt habe, daß er von Natur böse und doch durch eigne Schuld böse, und daß es unbegreiflich sey, wie

wie er böse geworden sey, daß er gut werden solle, und es doch unbegreiflich sey, wie er gut werden könne, u. s. w. das System der Kantischen Moralphilosophie einer allgemeinen Anwendbarkeit unfähig machte, und eben durch seine überstrenge Theorie zu einer desto laxern moralischen Handlungsweise in der Anwendung führte? So redlich und gewissenhaft des Verf. Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des Kantischen Systems ist: eben so redlich und gewissenhaft kann ja auch die Ueberzeugung eines andern von der Verwerflichkeit dieses Systems seyn! Sollte denn nicht der Volkslehrer angeführet werden, sich nicht an ein streitiges System, sondern nur an das, was jedem Vernünftigen gewiß ist, in seinen moralischen Vorträgen für das Volk zu halten? Nur das Gewisse, nicht das Streitige, gehört für die Erbauung des Volks! 3) Auch scheint es nicht genug zu seyn, wenn Lehrer in der christlichen Kirche zu der Ueberzeugung kommen, daß die Lehre Jesu und seiner Schüler viele unläugbar göttliche Wahrheit enthalte; sondern es scheint dem Rec. nothwendig, sie zu überzeugen, daß Jesus mit Recht behauptete, seine Lehre sey Gottes Lehre, daß sie also nicht nur viel Göttliches enthalte, sondern daß das Wesentliche und Eigenthümliche derselben göttliche Wahrheit sey. Wie können sie sonst mit eigener Ueberzeugung, mit gewissenhafter Freudigkeit, und also auch mit der Kraft und Wirksamkeit auf das Herz ihrer Zuhörer, die Lehre Jesu vortragen, die dem nur eigen ist, was von Herzen geht, und aus eigner inniger Ueberzeugung fließt? Diese Ueberzeugung können ihnen die Aussprüche und Versicherungen Jesu, und die Nachrichten von seinen Wundern nicht verschaffen. Sie kann nur auf die Lehre Jesu selbst gegründet werden, daß Gott nur durch Tugend und Rechtschaffenheit würdig verehrt werden könne. Sie kann nur dann auf diese Lehre fest gegründet werden, wenn Jesus in dem einzigen Sinne, worin ein vernünftiger Mensch von sich behaupten kann, daß Gott ihn belehret habe, und durch ihn lehre, nämlich, daß er der Stimme der Vernunft als Gottes Stimme folge, seine Lehre für Gottes Lehre erklärt hat! Und doch tritt der Verf. der Meinung derjenigen bey, die Jesu Worte von einer unmittelbaren Göttlichkeit seiner Lehre verstehen, und ist geneigt, anzunehmen, daß Jesus sich darin, sich selbst unbewußt, getäuscht habe; da doch nach dem Sprachgebrauche jener Zeit die Wirkung Gottes durch Vernunft immer als Gottes Wirkung bey den

Men-

Menschen gedacht und beschrieben ward, ohne zwischen mittelbarer und unmittelbarer Wirkung zu unterscheiden. Warum wäre hier es nöthig, eine Täuschung anzunehmen? Die Vernunft ist wahrlich Gottes Stimme! Auf nichts anders, als darauf, daß Tugend allein Gott wohlgefällig, und einer ewigen Seligkeit fähig und theilhaftig, und die Stiftung eines Reiches Gottes auf der Erde möglich mache, und daß nach Gottes Willen die Menschen zu einem solchen Reiche Gottes sich vereinigen sollten, hat Jesus als auf etwas Wesentliches gedrungen, und dieß ist wahrlich Gottes Lehre! Alles übrige hat er nur als Mittel, als Zeitmittel für seine Zeit gebraucht; nie aber an dasselbe Gottes Wohlgefallen und ewige Seligkeit gebunden. Er hat sich also nicht getäuscht, wenn er Gott für den Urheber seiner Lehre erklärte, und wir können einen jeden durch Vernunft nöthigen, dieß anzuerkennen! Die Stimme der Vernunft, die uns zur Tugend auffordert, uns gut zu seyn und immer besser zu werden, und alles Böse zu hassen und zu meiden auffordert, ist nach Jesu Lehre Gottes Stimme, der Wille Gottes, den Gott uns in unsrer Seele kund macht. Alle Gebote der Vernunft sind also auch Gottes Gebote nach der Lehre Jesu, und wer sie so vorträgt, der trägt sie als ein Lehrer für Christen und im Geiste und Sinne Jesu vor! Uebrigens ist durch diese so lehrreiche Schrift die Hochachtung befestigt und erhöhet, die Rec. dem edlen Charakter des Verfassers längst geweihr hat.

Ad.

Predigten und andre christliche Betrachtungen, von Ferdinand Stosch, königl. Hofprediger und Prediger bey der Domgemeinde in Berlin. Erster Band. Magdeburg, in der Scheidhauerschen Buchhandlung. 1798. 364 S. in gr. 8. 1 Rl. 8 gr.

Diese Predigten gehören zu den vorzüglichern, und zeugen so sehr von dem Geschmacke, der Einsicht und der Kanzelberedtsamkeit des Vfs., daß es keiner Entschuldigungen wegen ihrer öffentlichen Bekanntmachung bedurft hätte. Viele verehrungs- und achtungswürdige Mitglieder des königlichen Hofes, so wie der Berlinschen Dom- und der Magdeburgischen

deutschreformirten Gemeinde, deren Prediger der Vf. vormals war — hatten ihm den Wunsch geäußert, diese Predigten drucken zu lassen. Es kann wohl keinem Prediger vernünftiger Weise verdacht werden, wenn er diesem Wunsche seiner Zuhörer entspricht. Mit Recht sagt der Vf. in der Vorrede: »Mancher wolle gern die Vorstellungen wieder hervorrufen »und sich anschaulich machen, die bey dem Anhören einer Pre»digt seine Ueberzeugung vermehrten, und die Eindrücke, die »sein Herz dabey empfing. Und wer sich einmal an die Ma»nier und (an) die eigenthümliche Vortragsart eines Reli»gionslehrers gewöhnt, und darnach mehr oder minder seinen »Geschmack in geistlichen Dingen gebildet hat, der wünscht »auch wohl auf ähnliche Weise bey seiner häuslichen Erbauung »unterhalten und geleitet zu werden.« — Dieser erste Band, dem ein zweyter folgen soll, enthält, wie auch der Titel besagt, theils eigentliche Predigten, theils freyere christliche Betrachtungen, die ebenfalls aus Predigten entstanden sind. Rec. hat beyde mit Vergnügen gelesen; nur glaubt er bemerkt zu haben, daß, bey einem zu reichen Aufwand von Worten, hier und da zu viel Schmuck und oratorische Zierrathen verschwendet werden, und daß der Styl sich überhaupt nicht immer gleich bleibt. Dieß ist Rec. vorzüglich in den christlichen Betrachtungen aufgefallen, wo der ruhige Ton und die eingeschränkte herzliche Sprache lieber gehört wird, und tiefer eindringt, als alles, was die blühendste Beredtsamkeit aufbieten kann. Doch für diese kleinen Mängel wird man durch andere nicht zu verkennende Vorzüge der Sachen und des Vortrags schadlos gehalten. Vorzügliche Stellen auszuheben, verbietet der Raum; nur die abgehandelten Materien wollen wir zur Uebersicht des Ganzen hersetzen. A. Predigten: 1) Rettung der religiösen Denkungsart; 2) das nöthige Eilen mit der Annehmung frommer Gewöhnungen; 3) was befördert, und was verhindert die Geneigtheit für das Christenthum? 4) Wahrnehmungen frommer Menschen in Ansehung der Wirkungen ihrer Gebete. 5) Belehrungen, welche uns der Glaube: — Gott weiß, was wir bedürfen, — giebt. 6) Erweckung zu einem dankbaren Hinblick auf die göttlichen Wohlthaten, am Schlusse des Jahres. 7) Die unscheinbare Ausübung des Guten, und deren sicherer Gewinn. 8) Wider Eigennützigkeit bey der Uebung des Christenthums. 9) Die Betrübniß über

böse

böse Menschen, und (über) das Böse, welches sie verüben. 10) Anleitung zum Nachdenken über den Vorrath der Sünde im menschlichen Herzen. 11) Die Entscheidungen der Religion über den Aufwand. 12) Empfehlung des Gebets um einen frommen Sinn. 13) Die Anlässe, bey welchen es uns durchs Herz geht, und deren Benutzung. 14) Das Verdienstliche und Belohnende der Seelsorge. 15) Die nöthige Sorge für den Unterricht der Unsrigen. 16) Wie wird die Gewißheit zum Wohlthun in uns erweckt und genährt? — B. Betrachtungen: 1) Andacht ist die beste Stärkung in Trübsalen, und die beste Vorbereitung zu denselben. 2) Die Verzögerung der göttlichen Hülfe in den Bedrängnissen guter Menschen. 3) Erleichterungen einer anhaltenden Kränklichkeit. 4) Vervollkommnung in der Tugend durch Trübsale. 5) Der Fromme im Unglück. 6) Die Betrübniß über den Tod naher Angehörigen. 7) Gute Gedanken bey herbstlichen Gegenständen. 8) Die Vorsorge für unsere bey unserm Tode zurückbleibende Geliebten. 9) Das Streben nach Ruhe und (nach) einem guten Andenken bey der Nachwelt. 10) Das Sterbebette. 11) Der Mensch ohne Hoffnung des Fortlebens. 12) Der Tod als ein Schlaf betrachtet. 13) Die Todtengruft.

Predigten über die Unsterblichkeit der Seele, von C. G. Ribbeck. Magdeburg, bey Keil. 1798. 256 S. in 8. 20 gr.

Der würdige Vf. fährt fort, sich um vernünftige Erbauung verdient zu machen. Auch diese Sammlung ist ein dankenswerther Beytrag. Je schwerer es ist, über den vorliegenden Gegenstand auf eine faßliche und allgemein befriedigende Weise zu einer vermischten Versammlung zu reden; desto mehr Verdienst erwirbt sich der Kanzelredner, der sich dieses Geschäftes so gut entledigt, wie unser Vf. Es enthält diese Schrift eine Reihe von Vorträgen, welche in der Osterzeit des verflossenen Jahres gehalten worden sind. Der Geist unsers Zeitalters erzeugt mehr, als sonst, bey gebildetern und denkendern Zeitgenossen Bedenklichkeiten und Zweifel gegen die Fortdauer des

menschlichen Geistes nach der Zerstörung seiner Körperhülle. Manche sind auch unvorsichtig und eitel genug, ihre Bedenklichkeiten und Zweifel den mindergebildeten Volksklassen mitzutheilen, die sonst durch ihre Lage davor gesichert gewesen wären. Um so viel mehr ist es die Pflicht des Predigers, seinen Zuhörern die Gründe für ihre ewige Fortdauer in Erinnerung zu bringen, theils dem einseitigen zum Unglauben führenden Vernünftler über diesen Gegenstand; theils der unbesonnenen Mittheilung der Resultate dieses Vernünftlers; theils den nachtheiligen Eindrücken und Folgen einer solchen Mittheilung vorzubauen. Freylich konnten hier nur solche Beweise angeführt werden, die für ein zwar gebildetes; aber doch immer gemischtes, Auditorium, faßlich und überzeugend waren. Daher mußten manche andre Beweise hier übergangen werden. Es sind 8 Predigten, in welchen folgende Hauptsätze ausgeführt werden: — Ueber die aus den Begriffen von Gottes Gerechtigkeit und Weisheit herzuleitenden Bewegungsgründe für die Hoffnung der Unsterblichkeit der Seele. — Ueber die aus Gottes Liebe und Allmacht herzuleitenden Beweis- und Beruhigungsgründe. — Wer ein höheres Leben glaubt, hat die höchste Verpflichtung auf sich, die Sorge für seine Verstandesbildung, und das Streben nach Wahrheit und Weisheit, zu einem der Hauptzwecke seines Lebens auf Erden zu machen. — Wer ein ewiges Leben glaubt, kann sich unter keinem Vorwande vom eifrigen Ringen nach sittlicher Güte, von strenger Tugendübung und unbedingter Pflichterfüllung in den gegenwärtigen Leben loszählen. — Der Glaube an die Unsterblichkeit, kann und muß den Genuß des irdischen Lebens und die Freuden desselben vervollkommnen. — Wer ein ewiges Leben glaubt, kann und muß die Leiden dieser Zeit mit Gelassenheit und Geduld ertragen. — Darf nicht trostlos trauern, wenn ihm der Tod die Seinen entreißt. — Der Glaube an die Unsterblichkeit kann und muß bey uns ein ruhiges Andenken an unsern Tod befördern und auch noch über unsre letzten Lebensstunden Friede und Heiterkeit verbreiten. — Diese Rubriken zeigen, von wie manchen neuen und interessanten Seiten dieser wichtige Gegenstand dargestellt ist; und eben so befriedigend ist die Ausführung. Da die Manier des Vf. schon bekannt ist: so bedarf es keiner ausgezogenen Stellen.

Wir

Wir verbinden hiermit zugleich die Anzeige folgender Predigtsammlung von demselben Vf.

Predigten für Familien zur Beförderung häuslicher Tugend und Zufriedenheit. Erste Sammlung.

Auch unter dem Titel:

Ueber Achtung gegen die Jugend. Vier Predigten. Magdeburg, bey Keil. 1798. 188 S. in 8.

Auch diese Predigten handeln so gemeinnützige Gegenstände ab, daß sie schon in dieser Hinsicht keiner weitern Empfehlung bedürfen. Wer Sinn für häusliches Glück hat, wird sie gern und mit Nutzen lesen, und dem Vf. für die gegebenen Belehrungen und Erinnerungen danken. Die ungewöhnliche Länge dieser Predigten entschuldigt er damit, daß er sie nicht in dieser Ausdehnung öffentlich gehalten; sondern aus mehrern mündlichen Kanzelvorträgen zusammen gezogen habe. Wir dürfen nur die ausgeführten Hauptsätze noch hersetzen, um ihre Gemeinnützigkeit darzuthun: Empfehlung der rechtschaffnen Achtung gegen die Jugend, über Matth. 18, 10. — Warnung vor unrecht verstandner Achtung gegen die Jugend; über denselben Text. — Die der Jugend gebührende Achtung gebietet gewissenhafte Fürsorge für die Religiosität der Jugend; folglich kann sie auch unmöglich die Anwendung der zur Erreichung dieses Zwecks erforderlichen Mittel untersagen; über Ephes. 6, 4. — Die Pflichten der Jugend in Ansehung der ihr gebührenden oder ihr wirklich bewiesenen Achtung; über 2 Cor. 6, 1.

Beyträge zur Befestigung des Reiches der Wahrheit und der Tugend, in Predigten über einige gewöhnliche Texte der Evangelien und Episteln, von Jacob Gaupp, Evangel. Prediger zu Geffron. Breslau, Hirschberg und Lissa, bey Korn. 1798. 316 S. in groß 8. 1 Rl.

Wenn gleich diese Predigten auf die Ehre, Muster zu seyn, keine Ansprüche machen können: so gehören sie doch zu den bessern

bessern Arbeiten, die sich durch einen deutlichen Vortrag, voll Herzlichkeit und Wärme empfehlen, und auch außer der Gemeinde des Vf Nutzen stiften werden. Der Vf. hat bey dem Abdrucke nicht bloß auf seine Zuhörer Rücksicht genommen; sondern auch das größere christliche Publikum im Auge gehabt. Wären diese Predigten so gehalten worden, wie sie hier erschienen: so würde manches der Fassung einer Landgemeine nicht angemessen gewesen seyn. Allein der Vf. dachte sich, außer seinem kleinen Kreise, Menschen, bey welchen man oft einen außerordentlichen Mangel an Lebensweisheit, an Zufriedenheit mit ihren Schicksalen, und eine auffallende Geringschätzung der Religion bemerkt; diesen wollte er nützlich werden, und wir wünschen, daß es ihm gelingen möge. Wir bezweifeln aber, daß sein Vortrag ganz dazu geeignet sey, um für diese Klasse belehrend zu werden. Es gehört dazu ein höheres Talent, als der Vf. zu besitzen scheint. Zu große Anhänglichkeit an kirchlicher Dogmatik, der zu häufige Gebrauch morgenländischer und nicht erklärter Redensarten, bildlich ausgedrückte Hauptsätze, hier und da Mangel einer genauen Disposition, — dürften manche Leser von Geschmack und Einsicht zurückstoßen.

Bs.

Predigten für Freunde einer biblischen Erbauung über die Sonn- und Festtäglichen Episteltexte aufs ganze Jahr, von Johann Christoph Gendner, herzogl. S. Superintendenten, erstem Pfarrer in der Stadt und Diöces Eißfeld, und der lateinischen Gesellschaft zu Altdorf Mitglied. Erster Band. Hildburghausen, bey Hanisch. 1797. 496 Seiten 8. 1 Rl. 8 Gr.

Der V. dieser Predigten meint es ohne Zweifel herzlich gut, wie aus der Vorrede deutlich erhellt, und durch das auf dem Tittelblatte stehende Motto: In einem großen Hause sind nicht allein güldene und silberne Gefäße, sondern auch hölzerne und irdene. 2 Tim. 2, 20., würde die Kritik entwaffnet werden müssen, wenn nicht Offenheit und Unpartheylichkeit ihre erste Pflicht wäre. Und da müssen wir

wir denn gestehen, daß, wenn gleich diese Predigten einer gemeinen Klasse von Lesern bestimmt zu seyn scheint, sie doch gar zu sehr, nach Form und Materie, das Ansehen einer in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts geschriebenen Postille haben. Wenn auch hin und wieder gute Hauptsätze gewählt sind: so sind sie doch schlecht ausgeführt. Dabey ist die Sprache so holpricht, und ungrammatikalisch, die Dispositionen sind meistentheils so unrichtig angelegt, und überall Verwirrungen der Begriffe so sichtbar, daß gebildete Leser, die schon bessere Predigten gelesen haben, ihnen unmöglich Geschmack abgewinnen können. Es scheint, als ob der V. mit den vielen vortrefflichen Predigten unsrer Zeit ganz unbekanut sey; als ob er es bey seiner ganzen Amtsführuung verabsäumt habe, sich zu bilden und mit dem Geiste der Zeit fortzuschreiten. Wahrlich, es kommt bey uns Predigern viel darauf an, wie wir die Wahrheiten der Religion vortragen. Beym mündlichen Vortrage kann freylich der Prediger den Mangel an Bildung oft durch äußere Gaben verstecken, und sein Auditorium zusammenhalten, auch wohl Nutzen stiften; aber gedruckte Predigten verfehlen, wenn sie schlecht geschrieben sind, ganz ihre Bestimmung, wenn es ihnen auch nicht an innern Werth fehlen sollte. — Der gewöhnlichen lutherischen Uebersetzung ist überall eine von Michaelis, Seiler, Rosenmüller, Rau, Mosche, auch wohl vom V. selbst beygefügt. Auch finden sich viele schlechte und gute Liederverse eingeschaltet, und mehrere ganze Lieder den Predigten angehängt. Dieser erste Band geht bis Ostern. Es könnten also wohl drey Bände zum Vorschein kommen. — Bis zu Ende des Jahrs 1798 ist uns keine Fortsetzung zu Gesichte gekommen.

Ek.

Einige Homilien und Predigten von M. Caspar August Pestel, Catecheten an der Peterskirche in Leipzig. Leipzig, bey Grieshammer. 1797. 184 Seiten 8. 14 M.

Der Verf. ist ein Anfänger, das sieht man ganz offenbar. Er hätte seine Predigten vor dem Druck dem Urtheile eines sachverständigen, und dabey redlichen Mannes, unterwerfen sollen. Der würde ihm ohne Zweifel gerathen haben, sie noch

noch zurück zu legen, sich durch Lesung der besten homiletischen Schriftsteller erst zu bilden, und wahre Beredtsamkeit von leerem Wortgeklingel unterscheiden zu lernen. Denn wirklich sind diese Predigten so voll gedehnter, nichts sagender Tiraden, die dem Leser sogleich auf den allererstten Seiten in die Augen fallen, daß, wenn er einigen Geschmack hat, ihm das weitere Fortlesen Ueberwindung kostet. Am wenigsten sind dem Verf. die Homilien gelungen, ob er sich gleich in der Vorrede auf diese am meisten zu gute zu thun scheint. Unter andern hat er vieles hineingetragen, was im Texte nicht liegt, und sich dadurch den Vorwurf der Geschwätzigkeit zugezogen, die er selbst in der Vorrede mißbilliget. Woher mag er z. B. wohl die Familiennachrichten haben, die er im Anfange der ersten Homilie über die Geschichte Lazarus auftischt, und worüber er sich mit so vieler ermüdender Geschwätzigkeit ausbreitet? Besser sind die Predigten gerathen, ob sie gleich auch der Kritik viele Blößen geben. An guter Diktion fehlt es dem Verf. nicht, und er wird ohne Zweifel einmal ein recht guter Prediger werden, wenn er die guten Anlagen, woran es ihm nicht fehlt, mit Sorgfalt auszubilden sucht.

Az.

Predigten über die Sonn- und Festtagsevangelien des ganzen Jahrs, von M. Karl Gottfr. Bauer, Pfarrer zu Frohburg. Zweyter Theil. Züllichau und Freystadt, bey Darnmann. 1799. 550 S. 8.

Dieser Band enthält die zweyte Hälfte des Jahrgangs, vom ersten Pfingsttage an bis zum 27sten Sonnt. nach Trinit. Man findet auch Predigten dabey am Johannis-, Mariaheimsuchung-, Michaelis-, Reformations-, Erndtefeste und am Bußtage. Auch hier findet der besser unterrichtete Christ gesunde und kräftige Nahrung zur Vermehrung und Befestigung seiner Erkenntniß und zur Unterhaltung seiner Andacht. Diese Predigten haben außerdem das Verdienst, daß die Materien sehr gut gewählt, und scharfsinnig ausgeführt sind. Man findet da nicht die gemeine ascetische Behandlungsart; sondern der Verfasser erhebt seine Leser mit sich, daß sie über die wichtigsten Gegenstände der Religion und

Ange-

Angelegenheiten des Menschen mit ihm ernstlich nachdenken, fruchtbare Selbstprüfungen und Entschließungen fassen müssen.

A.

Katholische Gottesgelahrheit.

Die philosophische Religion als die älteste und ächteste, gründlich erwiesen und begreiflich gemacht, sammt einem Anhange über die in Göttingen aufgeworfene Preisfrage, ob Christus der Sohn Gottes sey? von Joseph Ferdinand Friderich, der Arzeneykunde Doctor. Leipzig, bey Böhme. 1798. 251 S. 8. 20 gr.

Ein Versuch zu beweisen, daß die katholische Religion die einzige philosophische, die älteste und ächteste ist; aber so elend, daß einem gebildetern Katholiken damit nichts gedient seyn, und dem Ungebildetern dieß Buch leicht eine Reizung zu fanatischen Grübeleyen werden kann. Denn in der Emanationslehre der Kabbalisten, und in den Einbildungen und Träumen der Theosophen und Rosenkreuzer, findet der Verfasser den Schlüssel aller Geheimnisse, der ihm den Zugang zum Verborgensten eröffnet, und ihn auch die Art, wie alles entstanden ist, so genau beschreiben läßt, als ob er nur nacherzählte, was er gehört; oder bezeugte, was er gesehen hätte. Auch die Schreibart ist unter aller Kritik, sogar voll von grammatikalischen Fehlern. Der Verfasser verweiset auf eine Theosophiam physico chymicam, die er schon vor 1786 herausgegeben habe, welche Rec. nicht kennt. Der Inhalt des ganzen Werkes ist vom Verf. selbst in folgenden Worten angegeben. Vor aller Erschaffung war Gott in sich selbst, ein verborgener Inbegriff alles Möglichen, bis er selbst wollte, daß diese möglichen Wesen existiren sollten, welche sein Alles ausmachen, erkennen, anbeten, und hiedurch verherrlichen sollten, weil er sich gleichsam außer sich selbst begeben und offenbaren wollte. Durch diesen Willen mußte er also anfangen zu erschaffen; da aber an und in ihm nichts, als seine Vollkommenheit war: so konnte seine erste Erschaffung, Ausgeburt, Abglanz, Emanation, Abstrahlung, nichts anders

ders seyn, als ein ihm sehr ähnliches Wesen, nämlich, er war purer Geist, in welchem Alleben, Allwirkung, Allweisheit, den Inbegriff der Gottheit selbst ausmachte, mithin mußte auch das erste von ihm erschaffene Wesen, ein Geistwesen, welches Leben, Wirkung und Weisheit hatte, seyn, versteht sich im mindern Grad, als die Gottheit, sonst wäre es abermal Gott gewesen; aber diesen erstens erschaffenen Geistwesen, muß Gott auch die Kraft und Willen, weiter fort zu erzeugen, oder gleichsam zu erschaffen eingeprägt haben, sonst wäre es bey der ersten Erschaffung stehen geblieben, deswegen hat dieses erste erschaffene Geistwesen, welches die Kabbalisten, Lichtkönig, Lucifer, oder Belial nennen, Leben, Wirkung und Weisheit, nebst dem Fortpflanzungswillen gehabt, und hat hiedurch nicht nur tausende seines Gleichen, sondern auch wieder eine neue, einen Grad ringere Erschaffung, als Gott in ihm, angefangen hat, welche, sich selbst wie die vorige vermehrend, wieder eine neue Erschaffung, und so gieng es gerade abnehmend durch alle Chöre der Engeln, durch alle himmlische Sphären, bis durch vielfältige Abnahme das letzte geistige Wesen schon am nächsten an die Materie gränzte, und das weiters Erzeugte nicht mehr Geist im wahren Verstand; sondern das Flüchtigste, Reinste, gleichsam Geistige der Materie war. Hierin erörtere ich, wie Lucifer als eines der ersten Geistwesen, die nächste Gelegenheit hatte, gegen Gott aufzutreten, sich zu versündigen, und ewig verstoßen zu bleiben. Ich zeige auch, wie Adam, als das letzte Geistwesen, gegen die Materie ausgetreten, sich versündigt habe, und wie dieser durch die vermittelnde Gottheit habe können zurückgebracht werden; ich bestimme die zweymalige Versündigung Adams, wie er sich mit dem Materialischen verflochten, von welcher sein Geistwesen ganz eingenommen und so verhüllet worden, daß es nur durch die Materie wirken kann. Die erste Versündigung ist jene, welche uns als Erbsünde alle anhanget, mit welcher kein Mensch vor die Anschauung Gottes kommen könnte, weil mit Gott nichts, als was ganz rein ist, kann vereinigt werden, daher die Altväter vor Christus Erlösung oder Vermittelung in einem Mittelstand, welcher die Vorhölle heißt, abwarten mußten, bis ihre Erbsünde durch den vermenschten Sohn Gottes ausgetilgt war, nachdem aus diesen die Nothwendigkeit der Menschwerdung Gottes, der Taufe, der Buße, des Altarssakraments, und aller andern erwiesen worden: so folgert sich von selbst, daß der

Mensch

Mensch als ein erschaffenes Wesen gegen seinen Erschaffer ein Verhältniß oder Bezug haben müsse, dieser Bezug des Erschaffenen gegen seinen Erschaffer ist also die Religion, und die Uebungen, welche man in diesen Bezug unternimmt, sind die Ausübung derselben; weil aber der Mensch niemals im Stande ist, genug, vielweniger zuviel in Betracht gegen seinen Schöpfer und Gott auszuüben: so folgt ganz klar, daß diejenige Religion, welche mehr für seinen Erschaffer ausübt, als die andern, besser sey, und also ist die katholische richtiger, als alle andere. Dieses ist der Hauptstoff des ganzen Werkes. Alles dieses zu erklären, hab ich aus den ältesten kabbalistischen und alchymischen, oder rosenkreuzerischen Schriften das meiste entlehnt, nur hie und da nach eigner Vernunft und philosophischen Begriffen das ganz verworrene System in bessere Ordnung gebracht, und durch bekannte Beyspiele bekräftigt, so daß es jedem faßlich und wahrscheinlich, ja fast überzeugend auffallen muß. Nachdem ich diese geistige Erschaffung bis an das letzte Geistwesen geleitet habe: so folgte natürlicher Weise bey weiterer Erschaffung ein dem Geiste ganz entgegengesetztes, verfinstertes, undurchdringliches, unweises Wesen, was wir Materie heißen; diese erste Materie war, in Betracht gegen die andern, so fein, so rein, so beweglich und wirksam, daß man sie in Bezug einer andern Materie auch einen Geist benennen könnte, und diese scheint mir unserm Erdball die Sonne zu seyn. Daher hab ich aus dieser die Entwickelung der Elemente, und aus diesen alle andere Körper abgeleitet und gezeigt, daß diese gleichsam die erschaffende Gottheit all unsrer Körperwelt sey, und sodann die geistige und materielle Entstehung erwiesen, woraus die mögliche Einwirkung des letzten Geistwesen auf die erste Materie, und der ersten Materie auf das letzte Geistwesen leicht begriffen wird; aber auch die Gemeinschaft der Heiligen und alle andre bis nun zu unbegreifliche Geheimnisse ganz klar folgen.“

Diese Selbstrecension des Verf. überhebt den Rec. der Mühe einer Beurtheilung, deren die Verständigen nicht bedürfen, und die bey Schwärmern doch nichts ausrichten würde. Bloß um der Forderung des Verf. zu genügen, daß man ihm zeigen möge, wo er irrte, bemerkt Rec., daß die ganze Emanationstheorie dieses Buchs der Vernunft durchaus widerstreitet. Welch ein ungeheurer Unsinn ist es, die Materie, und zwar durch Zeugung, in gerader Linie von Gott ab-

ſtammen zu laſſen? In Gott ſelbſt müßte ja Materie, als ein Theil ſeines Weſens angenommen werden, wenn alles aus Gott ausgefloſſen wäre. Denn aus Weſen, welche in ſich keine Materie enthielten, könnte durch einen Ausfluß aus ihrem Weſen, oder durch eine Zeugung nie Materie entſtehen. Die Emanationstheorie iſt alſo im Grunde Materialismus, und betrachtet Verſtand und Vernunft als Eigenſchaften der Materie, welches ſchon an ſich der Vernunft widerſtreitet, wie fein man auch immer ſich die Materie denken mag. Damit fällt denn auch ſchon die Denkbarkeit aller Folgerungen weg, die der Verf. aus dieſer Vorausſetzung herleitet, und die ohnehin alle Sätze der katholiſchen Dogmatik als wahre Geſchichte vorausſetzen, für welche doch in keiner Hinſicht ein genugthuender Beweis geführt werden kann. Bemitleidenswürdig iſt der Begriff des Verf. von Religion, die er in ſelbſterwählte leibliche Uebungen ſetzt, wodurch der Menſch Gott ſeine Ehrfurcht zeigen wolle, und der Beweis, daß die katholiſche Religion die beſte ſey, weil ſie die meiſten Uebungen von der Art fordere, iſt die ärgſte Satyre auf die katholiſche Religion, wie ernſthaft der Verf. es auch meinen mag. Von der Schreibart und dem Vortrage kann die treulich abgeſchriebene Inhaltsanzeige eine Probe ſeyn. Im Buche ſelbſt ſind beyde noch ſchlechter. Der Verleger iſt zu bedauern, wenn nicht der Titel Käufer anlockt und betrügt! Das Buch iſt übrigens dem Cardinal Migazzi in einer kriechend ſchmeichelnden Dedication zugeeignet.

BE.

1) P. Jakob Schwägerle, aus dem Franziskanerorden, ehemaligen Predigers an der Hofkirche zu Insbruck, dann an der Domkirche zu Paſſau, und endlich an der Ordenskirche zu Augsburg, Predigten auf alle Sonntage des Jahres. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg, bey Doll. 1799. 32 Bog. 8.

2) Pater Jacob Schwägerle, aus dem Franziskanerorden, u. ſ. w. Predigten auf die Feſttage des Jahres. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg,

burg, bey Doll. 1799. 29 Bog. 8. 1 Rt. 8 K.

Es ist wenigstens kein Zeichen religiöser Aufklärung unter den Katholiken, daß so zahlreiche Sammlungen von Predigten als wie die gegenwärtigen sind, immer noch, und selbst bey gegenwärtigen Kriegszeiten, wo so manches bessere Buch ungedruckt bleiben muß, ihre Verleger finden. Gegenwärtige Predigten gehören sowohl in Rücksicht des Inhalts, als der Form, in die ganz alltägliche Klasse katholischer Predigten. Der Verleger hat zwar hierüber ganz andre Ueberzeugungen; denn er sagt in der Vorrede: „Wenn besondere Geistesfähigkeit, systematische Denkungsart, ächte Philosophie und Dogmatik, vorzügliche Redekunst und die reine Evangeliumssprache, gerechter Eifer für das Wohl der Religion und für gute Sitten, Menschenkenntniß, Anmuth und Deutlichkeit im Vortrage, den Charakter eines rechtschaffenen Predigers auszeichnen: so wird jeder Kenner den Verfasser dieser Kanzelreden sicher in die Reihe der besten geistlichen Redner unsers Zeitalters setzen, und hierin der einhelligen Menge seiner ehemaligen Zuhörer beystimmen, welche ihm auch nach seinem Tode noch das lauteste Lob sprechen.“ Wir müssen unsere Leser versichern, daß wir von allen diesen Lobsprüchen gerade das Gegentheil in dieser Sammlung finden. Doch wollen wir unsern Lesern noch von den Lebensumständen des Verfassers, so wie uns der Verleger hierüber in dem Vorberichte Nachricht ertheilt, einiges mittheilen. „P. Jakob von Bitetko Schwägerle wurde zu Obersdorf, einem Marktflecken in Allgäu, den 27 Jul. 1744 gebohren. Schon frühzeitig entwickelte sich der Keim seines vortrefflichen Talents; denn er gab schon als Knabe in der Schule und in Katechesen durch stetes Gedächtniß, reifen Verstand, frühen Religionseifer, und kindliche Gottesfurcht zu verstehen, daß er zu etwas Größerem, als zum gemeinen Landleben berufen wäre. Dieser Ursache wegen ward er auf Einrathen seiner Seelsorger dem Studiren gewidmet, wo er der gemachten Erwartung nicht nur vollkommen entsprochen, sondern sie auch durch den besten Fortgang weit übertroffen hat. — Im J. 1763 entschloß sich Schwägerle, der Stimme seines Berufs zu folgen; er ließ einen merklichen Theil seines reichlichen Erbguts zum Besten der Armen zurück, und nahm in der Tyroler Provinz den Franziskanerorden an. Da hatte er kaum seine philosophi-

sche und theologische Laufbahn mit einer ehrenvollen Defension aus dem ganzen Lehrgebäude der Theologie als Schüler vollendet: so ernannten ihn schon seine Obern als Lehrer der Philosophie in dem Convent zu Insbruck, und bald hernach auch zum Lector der geistlichen Beredtsamkeit. Dieß war der erste Standpunkt, wo sich sein Originalgenie in vollem Lichte zeigte. Gleich im Anfange seines Lehramtes wich er von der alten Mode über die Philosophie zu lesen, aus guten Gründen ab; er gab eine verständliche Logik, erläuterte Metaphysik, und gemeinnützige Moralphilosophie in systematischer Ordnung; dadurch erwarb er sich auf der Universität zu Insbruk den Ruhm eines gelehrten Mannes. Er bildete daselbst Männer, die ihm ihre Wissenschaft verdanken, und noch heut zu Tage redende Zeugen seiner ausgebreiteten Kenntnisse sind. — In der Folge übernahm P. Jakob aus Gehorsam auch das Amt eines Hof-Feyertagspredigers, und zugleich eines Lehrers der Kirchengeschichte. Er las auch über Aesthetik vor, wurde noch überdieß zum Beichtvater des königlichen Stifts anverlangt, und endlich als ordentlicher Hofprediger aufgestellt. Der Zulauf und Beyfall von Hohen und Niedern, die Ordnung und Klarheit seines Vortrags, und die Früchte seiner Predigten wurden immer als etwas Außerordentliches angesehen. — Er war kaum vier Jahre der Würde eines Hofpredigers vorgestanden, als in den östreichischen Staaten alle active und passive Verbindung mit auswärtigen Klöstern aufgehoben wurde, und jene Religiosen, die keine Landeskinder waren, ihre Klöster verlassen mußten. P. Jakob ließ sich nun der sogenannten Straßburger oder Oberdeutschen Provinz einverleiben, und ward zu Passau als Domprediger, und nach etwa vier Jahren zu Augsburg als Sonntagsprediger an der Ordenskirche angestellt. An beyden Orten war er eben so, wie in Insbruck, der beliebte, nützliche und eifrige Religionsdiener auf der Kanzel und im Beichtstuhle; vorzüglich war in Augsburg der Zulauf aus der Stadt in die ziemlich entfernte Kirche ein voller Beweis des Beyfalls. Auch da versah er für seine Mitbrüder das Lehramt der geistlichen Beredtsamkeit, für die er so gründliche Regeln in Insbruck schrieb, daß sie in dem dasigen k. k. Generalseminarium als ein kernhafter Inbegriff der Eloquenz öffentlich vorgelesen zu werden verdient haben. — In den letzten Jahren seines Lebens sahe P. Jakob wohl ein, daß seine schwankende Gesundheit mit der bis dahin unermüdeten

Arbeit

Arbeit nicht mehr das Gleichgewicht halten könne; dessen ungeachtet lag ihm die Beförderung der Ehre Gottes weit näher, als die eigene Gesundheit am Herzen. Er sorgte zwar als Mensch für diese; indessen unterließ er nicht, als rechtschaffener Christ und strenger Religiose für eigenes und fremdes Seelenheil so lange sich zu bemühen, bis der Tod, dem er mit heiterer Miene, und mit Hoffnung auf Gottes Güte und Verheissung, entgegen gieng, seiner Laufbahn, seinem Eifer, seiner Mühe und Arbeit den 5 September 1797 ein Ende machte." Nach diesen angeführten Lebensumständen des Verfassers, berichtet uns der Verleger, daß auf diese zwey Bände Sonntagspredigten und Festpredigten, noch ein Band Fastenpredigten für drey Jahre, und dann ein Band Lob- und Sittenpredigten auf verschiedene Heilige, und endlich ein Band Gelegenheitsreden, auch ein Band geistreiche Betrachtungen bey viermaliger Gelegenheit dreytägiger Gemüthsversammlungen, nebst einer Anleitung zur geistlichen Beredtsamkeit, folgen sollen. Da wir es nun für überflüßig halten, unsern Lesern nicht auch von den hier versprochenen noch rückständigen Bänden Nachricht zu geben, weil wir glauben, daß schon die vor uns liegenden hinlänglich darthun, was von dem noch rückständigen zu erwarten sey: so wollen wir bloß aus der Sammlung von Predigten auf die Festtage des Jahres noch einige der Hauptsätze ausheben, um dadurch unser gefälltes Urtheil über diese Arbeit zu rechtfertigen. — Auf das Fest der Geburt unsers Herrn Jesu Christi: Gott ist wegen uns ein wahrer Mensch geworden, damit wir ihn lieben; aber er ist zugleich wahrer Gott geblieben, damit wir ihn fürchten. — Auf das Fest der Beschneidung Christi: Christus hat bey seiner Beschneidung erstlich die Schande, und zweytens die Strafe eines Sünders auf sich genommen. — Auf das Fest der heiligen Dreykönige: die drey Weisen lehren uns, wie wir uns zu verhalten haben, wenn wir unsern Gott verlohren haben, damit wir unsern Gott würdig besitzen, und damit wir ihn nimmermehr verlieren. — Auf den Ostermontag und Dienstag: die Glaubensspötter machen ihren Unglauben verächtlich, durch ihren großen Stolz, durch ihre grobe Vermessenheit, und durch ihre bösen Leidenschaften; die Glaubensspötter mach[en] unsern Glauben ehrwürdig, indem durch sie die Weissagungen unserer Religion erfüllt, die Gründlichkeit derselben gezeigt, und ihr göttlicher Ursprung

dargethan wird. — Auf das Fest der Kreuzerfindung: das Kreuz Christi ist ein Zeichen der tiefsten Erniedrigung für den Sohn Gottes, und der rühmlichsten Erlösung für uns; aber auch die Ursache der bittersten Schmerzen für den Sohn Gottes, und des süßesten Trostes für uns. — Auf das Fest der Empfängniß Mariä: Maria ist bey ihrer Empfängniß das Schrecken der Hölle durch die gänzliche Befreyung von der Sünde; sie ist die Freude des Himmels durch die Fülle der heiligmachenden Gnade; sie ist der Trost der Erde, durch die Vorbereitung zu den wichtigsten und heiligsten Absichten. — Auf das Fest der Reinigung Mariä: Maria entrichtet da ein zweyfaches Opfer; denn da sie sich selbst dem Priester darstellt, opfert sie die Ehre ihrer Jungfrauschaft; und da sie ihren Sohn dem Herrn darstellt, um ihn völlig dem göttlichen Willen zu übergeben, opfert sie die Frucht ihrer Mutterschaft auf. — Auf das Fest der Kirchweyh: weil Gott in den Kirchen seine Ohren unserm Gebete auf eine so vorzügliche Weise öffnet: so ist er da am leichtesten zu erbitten, und weil da seine Augen auf unser Betragen so wachsam sind: so ist er da am leichtesten zu erzürnen. — Aus dieser letzten Predigt nur noch einige Zeilen: „So vortheilhaft ist es, in den Kirchen zu beten; denn da Alles, was wir „darin sehen und hören, uns an Gott erinnert, da Alles „von Gott mit uns redet: so ist Alles geschickt, die Andacht „in uns zu erwecken, und zu beleben; und da dieses Gebet „an diesen heiligen Stätten nicht bloß einzeln zu Gott aufsteigt, sondern sich mit dem Gebete so vieler bußfertigen, „gerechten und unschuldigen Christen, mit dem Gebete der „Schutzheiligen dieser Oerter, mit dem Gebete der unzähl„baren englischen Geister, welche sich Tag und Nacht um „den Tabernakel des sakramentalischen Gottes in tiefster Ehr„furcht einfinden, ja mit dem Gebete Jesu Christi selbst ver„einiget: so läßt sich vernünftig nimmermehr daran zweifeln, „daß es da eine ganz besondere und fast unüberwindliche Kraft „an sich ziehen müsse. Ist aber nicht eben dieses ein recht „faßlicher und unwiderleglicher Beweis, daß Gott in den „Kirchen am leichtesten zu erbitten sey: Meine Ohren wer„den auf das Gebet dessen merken, der an diesem Orte beten „wird.“ — Dieß mag genug seyn: Und nun wollen wir unsern Lesern auch nicht weiter mit den noch rückständigen Werken des sel. P. Jakob Schwägerle beschwerlich fallen.

Wer-

Vermischte Reden und Abhandlungen über verschiedene moralische Gegenstände, vornehmlich gegen einige herrschende Irrthümer, Modesätze, Vorurtheile, Fehler und Gebrechen der heutigen Welt gerichtet, brauchbar für Jedermann, aber besonders für die Diener des göttlichen Wortes. Von P. Ulrich Pfeiffer, Benediktiner im Reichsstifte Petershausen. Zweyter Band. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg, in der Veith- und Riegerschen Buchhandlung. 1798. 27 Bog. 8. 1 Rt. 4 K.

Da unsere Leser schon mit dem Geiste und der Denkungsart des Verf. durch einige frühere Recensionen unserer Bibl. bekannt sind: so haben wir hier sie bloß mit dem Inhalte dieser Schrift bekannt zu machen, unter der Versicherung, daß der Verf. auch hier seiner sonst schon erprobten mönchischen Denkungsart getreu geblieben sey. Es finden sich in diesem folgende Abhandlungen: 1) Ueber das höchste Schiedsrichteramt in der Kirche Gottes bey vorkommenden Glaubensstreitigkeiten. Diese Materie hat der Verf. in drey Abhandlungen, und zwey Unterredungen zwischen einem modernisirenden Zweifler und einem altmodischen Theologen getheilt. In der ersten Abhandlung sucht er die Nothwendigkeit eines höchsten und zwar untrüglichen Richters in Glaubenssachen darzuthun; in der zweyten bemüht er sich die verschiedenen Systeme der Gegner zu entwickeln und zu widerlegen; und in der dritten vertheidigt er das oberstrichterliche untrügliche Ansehen der Kirche. Die angehängten Unterredungen sollen endlich die vornehmsten Zweifel und Einstreuungen der Neologen auflösen. 2) Schutzrede für den ehelosen, oder jungfräulichen Stand, sammt Widerlegung der wichtigern Einwendungen, welche von Seiten der Feinde dawider geschehen. 3) Wider die immer mehr einreissende Kleiderhoffart, wo in vier Vorträgen an die sämmtlichen Kinder der Eitelkeit, die Kleiderhoffart in sich, in ihren Folgen, im Verhältnisse mit den gottesdienstlichen Handlungen, betrachtet, und endlich erörtert wird, wer sich vornehmlich der Kleiderhoffart zu begeben

habe. 4) Ueber die Thorheit, die man in Ansehung der öffentlichen Plagen begeht, indem man sie nicht vorher sehen will, wenn sie da sind, auch nicht thut, was man sollte, um sie zu entfernen; nach der Plage aber den Himmel für versöhnt hält, da er es weder ist, noch seyn kann, nebst einem Anhange von den Uebeln, welche natürliche Folgen der menschlichen Unordnungen sind. 5) Vom Unkraut unter dem Waizen: das erste Unkraut sind die Trennungen über die Lehre, das zweyte die Aergernisse in den Sitten, und das dritte die Erschlaffung der Kirchenzucht. 6) Beantwortung der Fragen: Kommen viele Leute in die Hölle? — Auch viele aus den Christen? — Auch viele aus den jetzigen und gegenwärtigen Christen? — Der Verf. nennt diese Abhandlung selbst eine scharfe, aber den Zeitumständen angemessene Rede. 7) Beantwortung der Frage: Sitzt der katholische Priester nur zum absolviren im Beichtstuhl? Eine Zurechtweisung derjenigen, die sich höchlich verwundern, wenn irgend Einer oder der Andere nicht absolvirt wird.

Wer aus beyden, der Kreutz- oder Freyheitsbaum macht Menschen glücklicher? Beantwortet in der Franciskaner-Kirche zu Reutti den 4ten des Heumonats 1798, an dem Beschlusse der Feyerlichkeit, welche daselbst wegen der Seeligsprechung des P. Leonhards à porto Maurizio, eines Franciskaners, und apostolischen Missionairs, durch drey Tage gehalten wurde. Auf Verlangen herausgegeben von P. Johann de Prado Wille, d. Z. Prediger der Stifts- und Pfarrkirche Füssens. Mit Erlaubniß der Obern. Füssen, gedruckt bey Mayr. 3 Bog. 8.

Das Bemerkenswerthe dieser Bogen enthält der Titel; ausserdem verdienen sie keine weitere Bemerkung.

De.

Rechts-

Rechtsgelahrheit.

Practischer Commentar über die Pandecten, nach dem Lehrbuche des Herrn GRR. Hellfeld. Erster bis sechster Theil incl. Leipzig, bey Böhme. 1796—1798. gr. 8. 11 Rf.

Der Verf. schließt so: da wir schon viele lateinische Commentare über die Pandecten haben, da der Umfang der in den Pandecten enthaltenen Rechtswahrheiten sehr groß ist, und da durch einen gründlich ausgearbeiteten recht weitläuftigen deutschen Commentar über die Pandecten viel Gutes gestiftet werden kann: so werden die achtungswürdigen Rechtsgelehrten es sehr billigen, daß der Verf. es unternommen hat, einen solchen Commentar zu schreiben. Die Bündigkeit dieser Schlußfolge ist zwar nicht groß; aber wir haben uns jetzt nicht mehr darum zu bekümmern, wie sich der Commentar in seiner Entstehung rechtfertigen lassen. Er rechtfertiget sich bereits selbst a posteriori, und er kann den achtungswürdigen Rechtsgelehrten, die an jener Schlußfolge kritteln wollen, erklären: „und kurz und gut, meine achtungswürdigen Herren, ich werde geschrieben, weil ich gekauft werde.“

Das Ziel unsers Verf. geht dahin: die Behauptungen der größten Rechtsgelehrten über alle practische Materien zusammen zu tragen, und die Anwendung derselben durch die in den Sammlungen von rechtlichen Entscheidungen erzählten Rechtsfälle recht deutlich zu zeigen; sich der Bestreitung der zeither als richtig in den Gerichten angenommenen Grundsätze zu enthalten, und die davon abweichenden Meinungen immer nur in die Zweifelgründe zu bringen; endlich auch keinen Anstoß daran zu finden, und sich nicht irre machen zu lassen, wenn es hin und wieder Leute giebt, welche von Compilation sprechen, „und dadurch die gute Sache (der Compilation?) verächtlich zu machen suchen.“

Seine Absicht ist, alle funfzig Bücher der Pandecten zu erklären, jedoch hauptsächlich nur die practischen Materien mit der möglichsten Vollständigkeit aus einander zu setzen, so daß dieses Werk die ausführlichste Erläuterung des ganzen Privatrechts, des Processes und des peinlichen Rechts enthalten soll. Mit dem sechsten Theile hat er aber erst den dritten

Titel

Titel des dritten Buches zu Ende gebracht. Aber (sagt der Vf.) es sind wenigstens 2000 Schriften, die durchgelesen werden mußten, und deren Resultaten von einem Commentator der Pandecten Platz zu verschaffen ist. Und um die Käufer nicht abzuschrecken: so hat der Verf. ihnen von Zeit zu Zeit in den Vorreden vorgestellt, daß er sich um desto kürzer werde fassen können, je weiter er fortrücke.

Mit dem Absatze ist der Verf. mehr zufrieden, als mit den Urtheilen seiner Recensenten. Woher dieser Absatz komme, erklärt er sich in der Vorrede zum zweyten auf eine possirliche Weise also: „Ich glaube nicht unrichtig zu schließen, wenn ich behaupte, daß nichts so sicher die Hochachtung für die Wissenschaften zu erkennen giebt, als wenn wichtige neue Schriften verkauft werden. Mit Vergnügen wird daher jeder Menschenfreund (?) bemerken, daß es unter den Rechtsgelehrten ebenfalls noch viele achtungswürdige Männer geben muß, welche sich die wichtigsten neuen juristischen Schriften anschaffen, da von Zeit zu Zeit dergleichen herauskommen, die oft sehr theuer sind. Man würde doch wohl etwas Parteylichkeit verrathen, wenn man es läugnen wollte, daß ein Commentar über die Pandecten — nicht (deleatur) unter die wichtigsten juristischen Schriften gerechnet werden könne."

Es würde eine übel angebrachte Mühe seyn, wenn wir diese sechs Bände durchgehen, und alle Stellen anzeigen wollten, wo wir dem Verf. nicht beystimmen können. Diese Mühe würde um desto übler angebracht seyn, da wir dabey es eigentlich mit den Meinungen derjenigen Gelehrten zu thun haben würden, die unser Verf. extrahirt hat. Eben so wollen wir auch kein Wort darum verlieren, ob die Cultur der Jurisprudenz bey Commentaren von dem Schlage des vorliegenden gewinne oder verliere. Da der Verf. seinen Commentar nun einmal bis zum sechsten Bande gebracht hat: so wünschen wir nun auch, daß er ihn glücklich und bald beendigen möge. Wir wünschen dieses um desto mehr, da er durch einen solchen Fortgang dem weit verdienstlicheren Commentar des Hrn. Hofr. Glück nicht im Wege stehen kann. Der Glückische Commentar ist das Werk eigener Forschung und Prüfung, und durch ein sehr fruchtbares Detail, welches aus zerstreuten Abhandlungen über einzelne Gegenstände geschöpft ist, von großer practischer Brauchbarkeit. Der vorliegende Commentar des Ungenannten aber ist das Werk des Glaubens und der Nachbeterey, aus currenten Hülfsmitteln ohne Auswahl und Urtheil

theil zusammengetragen. Woraus sich denn auch leicht erklären läßt, warum der Ungenannte mehrere Bände in weit kürzerer Zeit, als Hr. Glück, habe zu Stande bringen können.

Ausführliche Erläuterung der Pandecten nach Hellfeld, ein Commentar von D. Christ. Friedr. Glück. Fünften Theiles erste Abtheilung. Erlangen, bey Palm. 1798. 301 S. in gr. 8. 18 Gr.

Der Fortschritt, der hier gemacht ist, geht vom §. 345 bis zum §. 404. des Hellfeldischen Lehrbuchs, also über folgende Pandecten-Titel hin: de transactionibus; de postulando; de his, qui notantur infamia; de procuratoribus de defensoribus. Damit können wir unsere Anzeige bereits schließen, da das Buch mit seinen Vorzügen aus den früheren Lieferungen schon so allgemein bekannt ist, und die vorliegende Abtheilung so gut ausgearbeitet ist, wie irgend eine der vorhergehenden; aber auch so gut, wie irgend eine der vorigen, ihre Unvollkommenheiten hat. Der Verf. fährt fort, über seinen Auctor die ganze Fülle seines Pandecten-Apparats auszuschütten. Sein Hauptverdienst besteht noch immer darin, daß er dasjenige, was bey den vorzüglichern ältern und neuern Juristen zur Erläuterung, Entwickelung und weitern Ausspinnung der jedesmal vorliegenden Rechtslehre zerstreut vorkommt, zusammen zu stellen, und in eine schickliche Verbindung zu bringen sucht, mit jedesmaliger Nachweisung der Gewahrsmänner und der gebrauchten Hülfsmittel. Vorzüglich ist er beflissen, den Hauptinhalt solcher Dissertationen und kleinen Schriften, welche es mit einzelnen Fragen und Sätzen des Rechts zu thun haben, in seinen Commentar aufzunehmen, um durch ein reichhaltiges Detail sein Werk auch für den Praktiker so brauchbar und fruchtbar als möglich zu machen.

Nicht selten merkt man, daß der Verf. sich nicht hat enthalten können, seine Collectaneen ganz zu erschöpfen und auszunutzen. Sogar um kein Allegat zur Bereicherung der Noten verloren gehen zu lassen, scheint manches in den Text gekommen zu seyn, was sonst vielleicht daraus weggeblieben seyn würde. - Z. B. S. 6. heißt es, daß ein Vergleich bestehe, ohne daß die Parteyen darüber etwas schriftlich aufgesetzt haben. „Geschieht es dennoch (fährt der Verf. fort): so dient ein solcher

„cher schriftlicher Aufsatz insgemein nur zum Beweis; vor„ausgesetzt, daß deutlich daraus zu ersehen ist, wor„über und auf welche Art sich die Parteyen eigentlich „verglichen haben.“ Bey diesen letztern Worten sind ein Paar Schriftsteller und ein Gesetz in den Noten nachgewiesen worden. Sollte hier nicht Text um der Noten willen seyn? Es versteht sich ja wohl von selbst, daß Urkunden nur in so fern beweisen, als sie das enthalten, was bewiesen werden soll. — So wie sich hier ein Ueberfluß zeigt: so zeigt sich zu Anfange desselben Paragraphen ein Mangel, indem es daselbst zu allgemein heißt: ein Vergleich erfordere die Einwilligung der Parteyen. Wer sich streng an diese Worte hält, wird glauben müssen, ein Vergleich, bey welchem man Zeit, Ort und deraleichen nicht verabredet habe, sey noch nicht bündig. — Wenn wir auf den vorhin angeführten Satz von „Geschieht“ bis „haben“ noch einmal zurück kommen dürfen: so ist derselbe mit dem folgenden nicht so verbunden worden, als es wegen des in jenem vorkommenden Wortes „insgemein“ hätte geschehen müssen. Der Uebergang mußte etwa auf folgende Weise gemacht werden: „Nur dann ist die Scriptur zur Gültigkeit nöthig,“ oder präciser: „nur dann ist die Scriptur nöthig, um einen Transact gültig einzugehen“; denn die Gültigkeit kann auch superveniens seyn, wovon bey dem Verf. nicht die Rede seyn soll. — In eben dem Paragraphen sagt der Verf. richtig: nach heutigem Rechte sey ein Vergleich, wozu der Betrug des andern theils die Veranlassung gegeben, nicht ipso iure nichtig. Der Vollständigkeit wegen wäre wohl hinzu zu setzen gewesen: „und es bleibe bloß dem freyen Willen des Betrogenen überlassen, ob er den Transact nicht als ipso iure nichtig ansehen will, um sich der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand bedienen zu können, und dadurch auf einem andern Wege, als durch Annulation des Transacts zu seinem Zwecke zu gelangen.“ Ueberhaupt lassen sich die Wirkungen des Irrthums bey der Transaction am besten übersehen, wenn man davon ausgehet, daß der Irrthum nur in so weit nicht schadet, als der in Vergleich gezogene Gegenstand als zweifelhaft von beyden Theilen gedacht und vorausgesetzet wird; daß er aber in jeder andern Hinsicht beym Transact nicht weniger, als bey andern Conventionen, schadet.

So sehr der Verf. aber auch Referent ist: so bleibt er doch, so bald von streitigen Rechtsfragen die Rede ist, mit

seiner

seiner eigenen Meinung nie leicht zurück; wovon auch die vorliegende Lieferung allenthalben Beweise giebt. Dann, wenn der Verf. eigene Ideen entwickelt, findet man den Vortrag desselben weit lichtvoller und systematisch geordneter, als wenn er fremde Gedanken zusammenstellt. Der Grund davon ist leicht einzusehen.

Wir wünschen dem Verf. Zeit und Muße, daß er seinen gewiß sehr brauchbaren und verdienstlichen Commentar; mit dem die später angefangenen, aber zum Theil schon weiter vorgerückten Pandekten-Commentare Anderer nicht verglichen zu werden verdienen, schneller befördern und möglichst noch zu Ende bringen möge. Aber selbst die neue Auflage, welche er von dem Commentar zu veranstalten angefangen hat, wird bey der Sorgsamkeit, womit der Verf. darin nachträgt und verbessert, unglücklicher Weise hier zu einem neuen, wiewohl verdienstlichen Hindernisse.

1. Ausführliche Erläuterung der Pandekten nach Hellfeld, ein Commentar von D. Christ. Friedr. Glück. Erster Theil. Zweyte durchgängig verbesserte und vermehrte Ausgabe. Erlangen, bey Palm. 1797. 572 Seiten in gr. 8. 1 Rl. 12 Gr.

2. Verbesserungen und Zusätze zum ersten Bande des Glückischen Commentars über die Pandekten für die Besitzer der ersten Auflage. Erlangen, bey Palm. 1798. 8½ Bogen in gr. 8. 8 Gr.

Der Verf. hat es sich rühmlichst angelegen seyn lassen, in dem ersten Bande der neuen Auflage seines Commentars die Bemerkungen seiner Recensenten zu benutzen, auch nach eigenem Urtheile eine größere Vollkommenheit zu erreichen. Er hat zu diesem Zwecke bald weggeschnitten, bald zugesetzt und nachgetragen. Auch auf Sprache und Ausdruck hat er neue Sorgfalt verwandt. Fast ein jeder Paragraph hat Verbesserungen erhalten. Besonders aber sind die Lehren von den Quellen der Verbindlichkeit, von der Auslegung der Gesetze, von der Anwendung und Verbindungskraft derselben, ferner die Lehren von dem Gewohnheitsrechte und den Privilegien, theils neu bearbeitet, theils vollständiger ausgeführet worden.

Die

Die neueren Schriften, welche die in diesem ersten Theile abgehandelten Materien betreffen, hat er nachgetragen und nach Möglichkeit benutzt. „Nicht selten habe ich mich auch zur Bestärkung meiner Meinung vorzüglich da, wo ich von meinem Verfasser abzugehen nöthig fand (Warum gerade nur da?), auf das neue allgemeine Preußische Gesetzbuch (der Verf. meint das allgemeine preußische Landrecht) bezogen, um dadurch dieser neuen Ausgabe nicht nur eine besondere Zierde zu verschaffen; sondern auch zugleich dieses Werk für den preußischen Rechtsgelehrten desto brauchbarer zu machen.“ Zu letzterem Zwecke hätte aber leicht mehr geschehen können.

Wie viel der Verf. in der neuen Auflage verbessert und verändert habe, kann man aus den unter Nr. II. oben rubricirten Verbesserungen und Zusätzen ersehen, welche auf eine löbliche Weise zum Besten der Käufer der ersten Ausgabe auch besonders abgedruckt worden sind.

Air.

Allgemeine juristische Bibliothek. Vierter Band. Tübingen, bey Cotta. 1798. 22 Bogen in gr. 8. 1 Rl.

Wir freuen uns, unsere bey dem 3ten Bande geäußerte Furcht, daß diese Bibliothek schon wieder eingegangen seyn möchte, durch den vierten Band widerlegt zu sehen. Es sind darin drey und dreyßig Schriften ihrem Hauptinhalte nach ausgezogen und beurtheilt worden, worunter wir diejenigen, zu welchen sich die Verfasser nennen, wenigstens in so weit kenntlich machen wollen, daß wir ihren Verfasser nennen. Sie sind: Claproth, Dabelow, (von dessen Werke über die Lehnsschulden es hier heißt: parturiunt montes, nascetur ridiculus mus.) Fleck, Gäng, Häberlin, (von dessen Staatsarchive hier nur die hervorstechendsten Aufsätze ausgehoben sind, weil es zwecklos seyn würde, eine so gelesene Schrift wieder ihrem ganzen Inhalte nach aufzutischen.) Hippel, Jäger, Knötzscher, König, Liebeskind, Lobethan, Malblanc, Martens, Mareau, Paalzow, Posse, Pütter, Runde, Schorch, Stöhr, Winkler, Zerenner, Zimmermann. Unter den Artikeln ohne Namen der Verf. finden wir auch hier eine Anzeige der Schriften, die Rechtssache des Hrn. Delius in Bremen betreffend. Auch der Tübingische Recensent giebt

giebt sein Urtheil dahin ab: daß Hr. Delius unverschuldet durch die Rechtspflege recht sehr viel gelitten habe, die seinen Gegnern sehr viele Gelegenheit gab, ihre bösen Absichten auszuführen zu suchen; daß der Stadtarrest, welcher Hrn. Delius zu Grunde zu richten drohte, sich nicht leicht vor irgend einem Unpartheyischen vertheidigen lasse; und daß endlich der Magistrat zu Bremen gegen diesen Mann ein sehr ungegründetes Vorurtheil gefaßt habe. (Nachdem nun bereits eine Menge Juristen nach Anleitung der vollständigen gedruckten Acten über diesen Rechtshandel abgegeben haben: so ist es nun bald Zeit, das Conclusum zu fassen. Wie dieses im großen Rathe des sachverständigen Publikums abzufassende Conclusum für den Bremischen Stadtrath ausfallen werde, läßt sich leicht berechnen, da alle Vota noch bis jetzt gewesen sind: schlecht gesprochen, und wohl appellirt! das einzige Votum eines gewissen Hrn. Beneke macht eine Ausnahme.) Sehr willkommen wird den Lesern die Anzeige der Flugschriften seyn, welche der Wirtembergsche Landtag veranlaßt hat. Es hätte sich von diesen Schriften erwarten lassen, daß sie mehr Aufmerksamkeit im Publiko würden erregt haben; und sie verdienen wenigstens noch durch kurze Inhaltsanzeigen, dergleichen man in der vorliegenden Bibliothek findet, bekannter zu werden. Ihre Anzahl ist zu groß, als daß sie hätten mit einemmale können abgethan werden. In dem vierten Bande der Bibliothek findet man nur erst die erste Portion, bestehend aus lauter größern und kleineren Schriften, welche die Vertheilung der dem Herzogthume Wirtemberg zugegangenen Kriegsschäden, theils überhaupt, theils besonders der französischen Kriegssteuer zum hauptsächlichsten Gegenstande haben. Ihrer allein sind hier 45 specificirt worden.

Juristisches Journal. Ersten Bandes viertes, fünftes und sechstes Heft. Zweyten Bandes erstes und zweytes Heft. Ronneburg. 1798. 8. 1 Alph. 6 Bog.

Was diese fünf Hefte, außer einigen Fortsetzungen von Abhandlungen, welche in den vorigen Heften abgebrochen worden sind, außer einigen juristischen Anekdoten, einigen Bücheranzeigen und einigen andern ganz unbedeutenden Sachen, sonst noch enthalten, ist etwa Folgendes:

Unter der Rubrik, rechtliche Abhandlungen: Merkwürdiger Fall einer recht vorsätzlich verpfuschten und verabsäumten, in ihrem Ursprunge gewiß äußerst gerechten Sache, nebst rechtlicher Erörterung der Frage: findet gegen Advocaten, die aus Nachläßigkeit, aus Versäumniß, oder aber aus Unkunde ihre Principalschaft in Schaden gesetzt haben, bey dem kaiserlichen R. Kammergerichte eine Regreßklage Statt? von J. J. Abel dem jüng., prakt. Rechtsgel. in Wetzlar. — Ein Advocat oder Anwald muß seine facta oder neglecta bey einer übernommenen Sachführung vor eben dem iudicio, wo er sich solcher Sachführung unterzogen hat, rechtfertigen und vertreten. — Der Rechtssatz des gemeinen Sächsischen Rechts, daß eine Ehefrau mit ihrem Ehemanne alle außergerichtliche Handlungen gültig vollziehen könne, ist in manchen Fällen zweifelhaft. — Rechtliche Bemerkung über die Frage: ob ein Jude privilegiato modo nach dem Cap. II. X. de testam. zum Vortheil einer jüdischen piae causae testiren könne? — Beerben natürliche Kinder ihren natürlichen Vater auch in Sachsen quoad sextantem? — Ist der Kläger, welchem von seinem Ehewelbe unbewegliche Güter zum Heyrathsgute sind inferirt worden, für angesessen zu achten, und kann daher derselbe verlangen, daß der Beklagte, welcher sich der Wiederklage gegen ihn bedienet hat, zur gerichtlichen Deposition der Summe, worin er rechtskräftig condemniret worden, nicht gelassen; sondern vielmehr ihm solche ohne alle weitere Cautionsbestellung zu bezahlen angewiesen werde? — Die Beweisfrist ist nicht de momento in momentum, sondern nur de die in diem zu berechnen. — Ein merkwürdiger Rechtsfall, wo die in Lege 9. §. ult. L. 22. und 23. D. de reb. dub. gegründete rechtliche Vermuthung durch Gegenvermuthungen für entkräftet geachtet wurde.

Unter der Rubrik, Gesetze, Gewohnheiten und Observanzen: Die gemeinen neuen Preußischen und Herzogl. Sächs. Altenburgischen Verordnungen in Ansehung der Todeserklärung eines Abwesenden. — Verordnungen in der Herzogl. Sächsisch-Saalfeldischen Landesportion. — Das Römische und Preußische allgemeine Landrecht in Ansehung der durch Gewalt oder List abgeschlossenen Contracte und deren Vergleichung mit einander.

Unter der Rubrik, rechtliche Gutachten: Responsum über die Frage: Kann der Richter bey geringem Verbre-

chen

chen Angesessene sofort arretiren, und deren Mobiliarvermögen in Beschlag nehmen?

Unter der Rubrik: vermischte juristische Sachen: Rechtsfrage über die Entstehung der Coadjutorien, und ob der Coadjutor eines deutschen Fürstbischofs eine angemessene Subsistenzeinnahme verlangen kann. — Heinr. Christ. von Senkenbergs kurze noch ungedruckte Nachricht von dem Reichshofrathe auf Befehl und zum Gebrauche Kaiser Josephs II. im Jahre 1767 entworfen. — Ueber ein deutsches allgemeines Gesetzbuch. — Ueber die Zweckmäßigkeit der Eide. — Ueber die Beschränkung der Volksfeste. — Ueber die Einziehung der geistlichen Güter. — Die Richter und Urtheilsverfasser sollten nicht so leicht auf Verwerfung der Klage erkennen; sondern vielmehr suchen, solche aufrecht zu erhalten. — Einige unvorgreifliche Gedanken über den Eid, bey Gelegenheit einer Stelle in dem eilften Bande der Kleinischen Annalen, von C. A. S. — Einige Bemerkungen über die neuere Schreibart in Urtheilssprüchen einiger Juristenfacultäten. — Schutzschrift für den Stand der Advocaten. — Ist nach alten Sächsischen Rechten denen vom Adel Branntweinfabriken anzulegen erlaubt? — Gedanken zur Theorie des Rechts der Nothwehr. — Skizze eines Verzeichnisses von den Schriften der alten Römischen Rechtsgelehrten, vom Appius Claudius bis Justinian, vom RR. Schmid zu Gießen.

Unser über die ersten Hefte gefälltes Urtheil paßt vollkommen auch auf die vorliegenden. Für die Bereicherung der Wissenschaft findet sich wenig. Die meisten Aufsätze sind sehr mager; z. B. der über die Coadjutorien. Sehr schätzbar ist dagegen die Senkenbergische Skizze des Reichshofraths, die ohne Zweifel der Hr. Reg. R. von Senkenberg zu Gießen mitgetheilt hat. Auch diese Hefte scheinen auf ein Publikum unter den Advocaten berechnet zu seyn. Dahin paßt jedoch die Schmidsche Literatur der alten Römischen Rechtsgelehrten sehr schlecht, die den philologischen Juristen nicht unwillkommen seyn wird. Schließlich müssen wir noch bemerken, daß durch mehrere der vorliegenden Hefte eine stehende Rubrik läuft, worin die juristischen Schriften vom Jahre 1798 in alphabetischer Ordnung angezeigt werden.

Og.

Arzneygelahrheit.

Ueber den Magenkrampf, dessen Ursachen und Heilung, und über die Erhaltung der Gesundheit des Magens überhaupt. Ein Hausbüchlein für Jedermann, der ohne Arzt seyn will oder muß. Von D. Friedrich Schlüter. Braunschweig, in der Schulbuchhandlung. 1796. 189 S. 8. 12 gr.

Der Titel lehrt bereits den Hauptinhalt dieser, vorzüglich in Hinsicht der Diätetik sehr lehrreichen und gemeinnützigen Abhandlung. Da manche, nur zu allgemeine Sünden gegen den Magen ihren Grund theils in einer irrigen Vorstellung von dem Geschäffte der Verdauung, theils in den eingewurzelten Vorurtheilen über die unserer Natur mehr oder weniger zuträgliche Nahrungsmittel haben: so war es allerdings der Absicht gemäß, das Merkwürdigste über den Bau der Verdauungswerkzeuge, über ihre Eigenschaften und Verrichtungen im natürlichen Zustande, über die Ernährung und über die allgemeinen Gesetze des Nützlichen und Schädlichen in Speisen und Getränken sowohl, als in dem ganzen Umfange der Lebensordnung, vorzuschicken. Unerwarteter dürfte hier der Absprung auf die Vergiftungen seyn. Indem aber einige Anweisung zur vernunftmäßigen Behandlung vergifteter Personen auch Nichtärzten sehr nützlich ist, wenn bey dringender Gefahr nicht immer gleich ein Arzt herbeygeschafft werden kann: so schien es dem Verf. gerathen, seine Leser wenigstens mit denjenigen Giften, welche am schnellsten tödten und am öftersten vorkommen, nämlich mit dem Arsenik, Sublimat und Kobald näher bekannt zu machen, und die beste Rettungsart in solchen Fällen, demnächst einige allgemeine Vorschriften zur ersten Hülfsleistung gegen verschlucktes Vitriolöl, Scheidewasser, Bitterkalk oder Seifensiederlauge, Glas und Porzelan, gegen die schädlichsten Pflanzengifte, zu heftig wirkende Brech- und Purgiermittel u. d. m. mitzutheilen. Nicht weniger verdienten hier einen Platz die charakteristischen Zeichen von der Entzündung des Magens, die sehr leicht mit der Cardialgie verwechselt werden kann. Gleiches Schicksal haben nicht selten die verschiedenen, insonderheit chronischen Fehler der Leber, der Gallenblase, der Magendrüse, des

Grimmdarms. Desto mehr bemüht sich der Verf. dieser, für den Kranken sehr nachtheiligen Täuschung durch die genauste Beschreibung des ächten Magenkrampfes möglichst abzuhelfen. Auch die mancherley Formen, in welchen dieses Uebel zu erscheinen pflegt, die gewöhnlichsten Haupt- und Nebenzufälle, die Folgen desselben in Absicht der Nerven sowohl als auf die übrige Gesundheit, seine Verlarvung und Verbindung mit andern Krankheiten werden sämmtlich sehr bestimmt und faßlich vorgetragen. Mit nicht geringerer Sorgfalt sind die Regeln zur Vorbeugung dieser beschwerlichen Plage, überhaupt der ganze Abschnitt über die Nothwendigkeit des dahin abzweckenden diätetischen Verhaltens entworfen. Unter andern wird das zu zärtliche Warmhalten des Körpers mit Recht als äußerst nachtheilig für die Gesundheit geschildert. Allein dieser Warnung möchten doch wohl, insonderheit, seitdem das griechische Kostum zur Mode des Tages gehört, nur die wenigsten Leserinnen bedürfen, welche in dieser Abhandlung Belehrung und Hülfe gegen die Beschwerden ihres Magens suchen. Vielmehr ist es wahres Zeitbedürfniß, in medicinischen Volksschriften auch den nachtheiligen Einfluß mit lebhaften Farben darzustellen, welchen jede zu leichte, unserm Clima nicht angemessene Kleidung auf die blühendeste Gesundheit haben muß. Auf solche, zum Theil ganz verkannte Ursachen der immer mehr einreißenden Kränklichkeit die allgemeine Aufmerksamkeit zu lenken, ist ungleich verdienstlicher, als den bereits nur zu sehr angehäuften Wust von Recepten für Jedermann, der ohne Arzt seyn will, mit noch einem Bündel zu vermehren. Es fällt außerdem äußerst schwer, in den eigentlichen therapevtischen Anleitungen für den gemeinen Mann, ihn selbst nie aus den Augen zu verlieren. Sobald gleichwohl der medicinische Volksschriftsteller die zarten Grenzlinien des Zweckmäßigen überschreitet, giebt auch das sonst rühmliche Bestreben, auf diesem Wege lehrreich und gemeinnützig zu seyn, sehr leicht noch mehrere Veranlassungen zu allen jenen Mißbräuchen, denen man doch entgegen arbeiten will. Auch Hr. S. scheint hin und wieder vergessen zu haben, für wen er schreibt. Denn so gut gewählt im Ganzen die Arzeneymittel, so einfach ihre Formeln, so genau und faßlich die Vorschriften zu ihrer Anwendung größtentheils angegeben sind; so oft der Leidende erinnert wird die dauerhafteste Hülfe wider seine Beschwerden mehr von einer regelmäßigen unwandelbaren Lebensart, als aus

der Apotheke zu erwarten, in allen, einigermaaßen bedenklichen Fällen aber sich der Leitung eines würdigen Arztes gänzlich zu überlassen: so stößt man doch auf einige Stellen, die hiermit offenbar im Widerspruche stehen. Z. B. S. 146: „Wenn das Podagra durch Schrecken, Erkältung, oder gar durch äußerliche zurücktreibende Dinge — zurück und auf den Magen tritt, fürchterliche Krämpfe, Brechen, Entzündung und oft schnellen Tod verursacht: so helfe man, wenn Brechen da ist, nach, durch No. 2.“ („zehn Gran Brechstein in fünf Unzen Münzen-Wasser aufgelöset, wovon alle halbe Viertelstunden ein halber Eßlöffel voll genommen werden soll, bis man Neigung zum Erbrechen verspürt. Folgt das Erbrechen rasch und stark: so nimmt man von dem Brechtranke weiter nichts. Zögert das Erbrechen aber, so nimmt man noch einen halben Eßlöffel voll, bis daß ein sechsmaliges Erbrechen erfolgt ist.“) Wie verworren, schwankend und unbestimmt ist zuvörderst der ganze Vortrag! Nach dem Sinn der Worte können Unkundige leicht verleitet werden, auch da dem Brechen oder vielmehr dem schnellen Tode mit No. 2 nachzuhelfen, wo bereits aus der angeführten Ursache wirklich Entzündung des Magens Statt findet, und jede Anstrengung zum Erbrechen mit den heftigsten Krämpfen, unerträglichen Schmerzen und mit der Verschlimmerung aller Zufälle verbunden ist. Welchen Maaßstab hat ferner der Kranke zur zweckmäßigen Anwendung des Mittels? Nach der dem Recept angehängten Vorschrift soll die bestimmte Gabe so lange gereicht werden, bis Neigung zum Erbrechen erfolgt, u. s. w.; nach der vorhergehenden Anweisung hingegen, wenn Brechen da ist. Ob aber überhaupt wider die auf den Magen geworfene Gicht, vornehmlich, wenn allein Erkältung, oder äußerlich angebrachte zurücktreibende Dinge daran Schuld sind, ein Brechmittel, alsdann unter welcher Form und wieviel den Umständen nach gegeben werden darf, dieß mit einigem Anschein eines glücklichen Erfolgs zu bestimmen, kann doch wahrlich so wenig die Sache eines Jeden seyn, dessen Kenntnisse nur aus diesem Hausbüchlein entlehnt sind, daß es selbst den gereiften Scharfsinn eines erfahrenen Sachverständigen nicht selten in Verlegenheit zu setzen vermag. War demnach nicht die Nothwendigkeit einleuchtend, das Verfahren bey diesen die äußerste Gefahr drohenden Umständen mit Uebergehung aller Rathschläge sogleich an den Arzt zu verweisen: so gebot doch wenigstens die Vorsicht, hier nur die-

jeni-

jenigen Mittel zum innern Gebrauch in Vorschlag zu bringen, welche das Erbrechen nicht gewaltsam erregen, sondern nur erleichtern, zugleich den Schweiß ohne Erhitzung befördern. Der Chamillenthee hätte völlig dieser Absicht entsprochen.

Po.

Versuch über Hypochondrie und Hysterie, ein praktisches Handbuch für angehende Aerzte, von D. J. W. L. von Luce, Erbherrn auf Hoheneichen und Lahhentagge, der kais. fr. ökonom. Gesellschaft in St. Petersburg ꝛc., Mitgliede. Gotha und St. Petersburg, bey Gerstenberg und Dittmar. 1797. 148 S. 8. 12 Gr.

Da der Vf. in der Vorrede ausdrücklich erinnert, daß er dieses Buch nicht für hypochondrische und hysterische Kranke; sondern für angehende Aerzte bestimmt habe, denen es auch der Titel widmet: so kann man ihm nicht geradezu den Vorwurf machen, daß er die Menge populärer medicinischer Schriften vermehrt habe, mit deren Lectüre die Hypochondristen sich so sehr zu schaden pflegen; obwohl es populär genug geschrieben ist, um nicht von Nichtärzten verstanden zu werden. Er ist in zwey gewöhnliche Fehler medicinischer Schriftsteller verfallen; erstlich in den, Hypochondrie und Hysterie für einerley Krankheit zu halten, indem er ausdrücklich sagt: „Hypochondrie nennt man die Krankheit bey Mannspersonen, Hysterie bey Frauenspersonen“; auch durch das ganze Buch durchgängig einerley Mittel räth, ohne auf die beträchtliche Verschiedenheit beyder Uebel Rücksicht zu nehmen, welche man bey unbefangener Beobachtung der reinen Hypochondrie und der reinen Hysterie gewiß nicht läugnen kann; obwohl beyde Krankheiten oft vereinigt sind; zweytens in den, an manchen Stellen mehrere Mittel, z. E. Chinarinde, Valeriana, Zinkblüthen, Eisen, — oder Liquor anodynus, Spiritus nitri dulcis, spiritus cornu cervi, neben einander zu empfehlen, ohne hinlänglich die großen Unterschiede dieser Mittel zu bestimmen, und die Fälle zu unterscheiden, in denen die einen oder die andern anzuwenden sind. Uebrigens aber ist das Buch ein recht gutes Handbuch für angehende Aerzte;

zwar ist der Verf. kein Brownianer, und scheint weder von ihrer directen, noch von ihrer indirecten Schwäche etwas zu wissen: er ist im Gegentheile ziemlich gastrisch gesinnt, und spricht gar oft von mobilen und immobilen Unreinigkeiten, vom Purgesciren sursum und deorsum; indessen sind ihm die (allerdings oft vortrefflichen) Mittel, mit denen die Brownianer erregen, gar nicht fremd, und er ist keiner von denen, die alles mit Brechen und Purgiren heilen wollen. Im Ganzen sind sowohl die diätetischen als die eigentlichen therapeutischen Regeln des Vf. nach der Einsicht des Rec. gut, und dem angehenden Arzte zur Ausübung brauchbar, er mag in der Theorie sich zu dieser oder jener Sekte bekennen. Die Recepte, deren man viele findet, hat er, wie er ausdrücklich in der Vorrede erinnert, nur exempli gratia beygesetzt. Das kalte Bad möchte mit größerer Einschränkung anzurathen gewesen seyn, da es so viele Hypochondristen und Hysterische giebt, die es durchaus nicht vertragen, denen hingegen lauwarme Bäder ungleich besser bekommen. Weibern, welche durch die Impotenz ihrer Männer hysterisch worden sind, möchten auflösende und abführende Mittel schwerlich helfen! Merkwürdig ist die Beobachtung, daß er unter den Ehstnischen Bauern nur solche Hypochondristen antraf, die Herrenhuter waren. Der Styl ist sehr plan und verständlich, und bisweilen spaßhaft, z. B. „es hapert"; „man führe den Rest zur Hinterpforte hinaus" u. s. w.

Alphabetisches Taschenbuch der hauptsächlichsten Rettungsmittel für todtscheinende und in plötzliche Lebensgefahr gerathene Menschen, zum allgemeinen Wohl verfaßt von Adalbert Vincenz Zarda, der freyen Künste, Weltweisheit und Arzneygelahrheit Doctor, außerordentl. Professor an der K. K. Universität zu Prag und Mitglied der Königl. humane Society zu London. Prag, auf Kosten des Verf. 1796. 314 Seiten. 12. 10 gr.

Es war eine gute Idee des Verf., zum Besten der Nichtärzte eine kurze Anleitung zur schnellen Hülfe bey verschiedenen Arten des Scheintods und der Lebensgefahr durch Vergiftungen, Ver-

Verwundungen, u. s. w. in alphabetischer Ordnung bekannt zu machen. Nicht allein die Krankheiten, u. s. w. sondern auch die Ursachen sind in dem Verzeichnisse aufgeführt, so daß man über einen vorkommenden Fall sich leicht finden kann. Rec. setzt den Buchstaben S. zur Probe her. Sarge, Safran, Salmiakgeist, Salpetergeist, Salze, Salzgeist, Sandarak, saure Dämpfe, scharfe Gifte, scharfbetäubende Gifte, Scharlachfieber, Scheidewasser, scheintodte Kinder, Schierling, Schindgrubendunst, Schlafsucht, Schlagfluß, Schlangenbiß, Schlangenwurzel, Schminke, schwache Kinder, Schwaden, Schwämme, Schwefelsäure, Schweinsbrod, Senf, Seuchen, Silber, mit Kupfer legirt, Scorpionstich, Sommerloh, Sonnenstich, spanische Fliegen, Speisen, Speyteufel, Spießglas, spitzige Körper, Splitter, Starrsucht, Staub, Stechapfel, Steckfluß, Steinkohlen, Steinkolik, Steinpulver, Steinschmazer, Stich, stinkende Dünste, Stuhlgang, Sturmhut, Sturz, Sublimat, hie und da möchten einige Artikel fehlen, wie z. B. hier Scheintodt, unter welcher Rubrik vom Scheintode überhaupt, Silber, unter welcher vom Silber an sich selbst hätte geredet werden können. Da bey den allermeisten Artikeln auf andere Rubriken verwiesen ist: so frägt sichs, ob es nicht besser gewesen wäre, ein systematisches Büchlein über alle diese Gegenstände abzufassen, und dann ein Register anzuhängen?

Patriotischer Wunsch für die Wiederbelebung der todtscheinenden Menschen, damit Niemand lebendig begraben werde. Von Adalbert Vincenz Zarda, der Arzney (kunst) Doctor, außerordentl. Professor der medic. Policey und der Rettungsmittel für Todtscheinende auf der K. K. Karl-Ferdinandschen Universität zu Prag, und Mitglied der Königl. humane Society zu London. Prag, auf Kosten des Verf. zur Beförderung der erwünschten Rettungsanstalt. 1797. 8. 108 S. Mit 2 Kupfern. 10 gr.

Man muß diese Schrift aus dem Gesichtspunkte betrachten, daß der Vf. sie hauptsächlich für sein Vaterland, und nicht in der Absicht schrieb, etwas Neues zu sagen, sondern nur um das in unsern Zeiten von mehrern trefflichen Männern Gesagte in seinem Vaterlande bekannt zu machen. In der ersten Abtheilung, welche überschrieben ist: „daß Leute können lebendig begraben werden" erzählt er mehrere Beyspiele von Menschen, die lange im hohen Grade scheintodt waren, endlich wieder Lebenszeichen gaben und sich völlig erholten, aus andern Schriften gesammelt; zuerst von solchen, die an Krankheiten sterben, nachher von Ertrunkenen, Erstickten u. s. w., auch von Kindern, die im Mutterleibe ihre Mutter überlebten. In der zwoten Abtheilung betrachtet er die Kennzeichen des Todes, Mangel des Pulses, des Athems, der Empfindung und willkührlichen Bewegung, der Wärme, das Herabsinken der untern Kinnbacken, die Erlahmung des Afters, die Steifheit der Gliedmaaßen, die gebrochnen Augen, die unwirksame Anwendung des Metallreizes, die Fäulniß, und zeigt in der Kürze, in wiefern alle diese Zeichen trüglich sind. Was der Vf. vom Metallreize sagt, ist zu unvollkommen, um die Leser des Buchs dadurch in den Stand zu setzen, die Brauchbarkeit dieses Zeichens hinlänglich beurtheilen zu können. In dem dritten zeigt er die Unzulänglichkeit gewisser Mittel zur Verhütung des Lebendigbegrabens, den Todtenbeschau, die Festsetzung gewisser Tage bis zur Beerdigung, — und kömmt dann auf das bessere, die Errichtung von Rettungs- und Leichenhäusern, deren Beförderung seiner Schrift vorzüglicher Zweck ist. Angabe der Plätze bey Prag, an welchen nach der Meinung des Vf. Rettungshäuser anzulegen wären. Beschreibung des äußern und innern Baues derselben, welche durch die beygefügten Risse deutlich wird. Beschreibung der erforderlichen Geräthschaften zur Rettung, des Schiffchens mit einer Laterne, des Eisboths, der Ruderstangen, der Sucher, Fangzangen, Leitern, Tragkörbe, der Wärmbank, der chirurgischen Geräthschaften, des Gorcischen Blasebalgs ꝛc., deren einige ebenfalls durch Abbildungen anschaulich gemacht sind. Endlich Aufmunterung zur Errichtung einer Gesellschaft, (nach dem Beyspiele der englischen *humane society*,) welche sichs zur Pflicht macht, für die Rettung Ertrunkener und auf ähnliche Weise Verunglückter zu sorgen, mit Vorschlägen zu ihrer Einrichtung. Die gute, menschenfreundliche, und patriotische Absicht

ſicht des Vf. iſt unverkennbar. Die Schreibart könnte hie und da etwas beſſer ſeyn: Stellen wie dieſe: „Jedes Geſchöpf „hat nach dem Zeugniſſe der Naturforſcher ſchon mit ſeiner „Entſtehung die Freude über ſein Daſeyn, und die Furcht vor „ſeine Zerſtörung. Und der Menſch, als das äußerſte Glied „der ſichtbaren Schöpfung, in welcher wir das vollkommſte „Leben ..... finden, muß ſolche Eigenſchaften dreymal beſi„tzen. Ich läugne dieſe Furcht keinem Menſchen bis auf den „heutigen Tag, ſelbſt nicht den Hypochondriſten und Wag„hälſen ab. Es bleibt daher in jedem Menſchen und in jedem „Geſchöpfe Etwas, das den Tod fürchtet. Dieſes will ich „weiter nicht unterſuchen, ſondern ich eile zu meinem vorge„ſetzten Endzwecke“ — hätten füglich wegbleiben mögen. Druckfehler, wie Kitte ſtatt Kite, Grewe ſtatt Creve, Chyrurgus ſtatt Chirurgus, ſind nicht angezeigt.

Fw.

Arzneymittellehre oder Materia medica, aus dem Mineralreiche die rohen, zubereiteten und zuſammengeſetzten Arzneyen begreifend, von Dr. *Joh. Clem. Tode. Zweyter Theil.* Kopenhagen. 1798. 29 Bogen in 8.

Es iſt leicht zu begreifen, daß ein Mann, wie Tode, der mit dem Beobachtungsgeiſte und mit dem hellen Sinn für Wahrheit ſchon eine geraume Reihe von Jahren die Wirkung der Arzneyen wahrzunehmen Gelegenheit gehabt hat, hier und da ein Wort aus eigner Erfahrung ſprechen, und in ſoferne mehr leiſten kann, als ein Schriftſteller, dem es daran mangelt; aber auch ſein Beyſpiel zeigt, daß der praktiſche Arzt für ſich allein bey weitem nicht alle Erforderniſſe eines vollkommenen Schriftſtellers in dieſem Fache in ſich begreift; denn wie iſt es ihm möglich, ſelbſt bey einer gewiſſen Zartheit des Gefühls für Menſchenleben vergönnt, alle für Arzneyen ausgegebene Körper ſelbſt zu prüfen; wird er alſo von dieſen nicht auch ein auf die Erfahrungen anderer gegründetes Urtheil fällen, oder, was für ſeine Leſer eben ſo wenig erbaulich ſeyn dürfte, ſein Urtheil ganz zurückhalten müſſen? Und welcher Arzt ſollte ſich ſo frey von allen Vorurtheilen, von angewohnter oder leidenſchaftlicher Anhänglichkeit an gewiſſe Meinun-

nungen und Arzneyen wissen, daß er nicht zuweilen zur Einseitigkeit in seinem Urtheile selbst über solche Heilmittel, die er geprüft hat, verleitet werden könnte? Daß selbst der treffliche Verfasser von dieser Menschlichkeit nicht ganz frey ist, wollen wir nachher mit Beyspielen belegen. Wenn dieses das Loos eines Mannes von solchem Geiste, von solcher Erfahrung, und von so reiner Liebe für Wahrheit ist, was dürfen wir von Männern erwarten, die, wenn sie auch von Hunderten und Tausenden sprechen, welche sie durch die von ihnen gepriesenen Mittel geheilt haben wollen, oft nicht zwanzig solcher Kranken gesehen haben, was sie wirklich beobachteten, nur durch ihr eigenes Glas beobachteten, und den vergänglichen Ruhm, etwas Neues, von der Meinung der Schulen abweichendes gesagt zu haben, über alles achten?

Der Verf. bleibt auch in diesem Theile seinem Plane getreu, gegen welchen wir uns schon bey Gelegenheit des ersten Theils Erinnerungen erlaubt haben; führt auch hier viele Körper auf, die er nie als Arzneyen versucht hat, und von welchen er nach seiner Ueberzeugung nichts erwartet, sogar solche, die noch nie von keinem Arzte als Arzneyen gebraucht worden sind; führt selbst von solchen, noch mehr aber von denen, welche noch im Gebrauche sind, ihre chemischen Verhältnisse ausführlich und mit öftern Wiederholungen (unter welchen uns vornehmlich auch diese aufgefallen ist, daß bey jedem Mittelsalze die allen Mittelsalzen gemeinschaftlichen Eigenschaften immer wieder angezeigt werden) auf; wozu diese Weitläufigkeit? denn davon nichts zu sagen, daß manche dieser chemischen Verhältnisse für den Arzt als Arzt gleichgültig sind, läßt sich hoffen, daß Leser, die schon etwas vorbereitet zur Lesung eines solchen Werks kommen, sie bereits kennen, und fürchten, daß sie bey andern doch nicht haften möchten. Wozu die Erzählung der mannichfaltigen Bereitungsart vieler Arzneyen, die doch der Gegenstand einer andern Disciplin, der Pharmacie, ist? Wozu die oft sehr ausführliche Erwähnung des häuslichen und technischen Gebrauchs in einem solchen Werke? Den Anfang dieses Theils machen die Pflanzensäuren; der eingedickte Citronensaft richte gegen den Scharbock weit weniger aus, als der rohe (sollte das auch bey sorgfältig verrichteter Eindickung durchaus der Fall seyn?). „Französische Weinsteinkrystallen werden (S. 74) den venetianischen vorgezogen, weil diese letztern in kupfernen Gefäßen bereitet sind.“

sind.“ Sollte wohl dem Verf. unbekannt seyn, daß dieses gerade der Fall bey den französischen ist? Zwar billigt der Verf. ihren gar zu häufigen unbedingten Gebrauch, selbst in gefährlichen Fällen, nicht; liebt sie aber sehr, wo nur ihre kühlende, den Leib gelinde eröffnende oder abführende Kraft in Betracht kommt, und rühmt sie insbesondre sehr in der Wassersucht. Die Weinsteinsäure unterscheide sich auch dadurch von Eßigsäure, daß sie sich krystallisire (dazu hat es doch Lowiz auch bey der letzten gebracht); sie enthalte ein wenig feine Erde (die uns weit zufälliger zu seyn scheint, als das Laugensalz). Der rohe Weineßig werde zum innerlichen Gebrauche dienlicher gehalten, weil die ihm anklebenden fremden Theile ihn geschickter machen, in unsere Natur überzugehen (an dieser Ursache möchten wir sehr zweifeln). Der destillirte Essig werde etwas schwächer gefunden, als der rohe (ist freylich gewöhnlich; aber nicht beständig und nothwendig). Den Essigäther erklärt der Verf. mit Recht für entbehrlich (bey dieser Ueberzeugung würden wir ihn nicht in einer Arzneymittellehre aufgeführt, sondern den chemischen Handbüchern überlassen haben). „Die Essigsäure mache mit Laugensalzen, Erden und Metallen Verbindungen, worin sie aufhört, eine Säure zu seyn.“ (Thut das nicht jede andere Säure?) Wenn der Verf. S. 173, 174 sagt, die Essigsäure treibe die Weinsteinsäure aus ihren Verbindungen: so müssen wir bekennen, daß wir die Erfahrungen, welche eine solche Behauptung beweisen könnten; nicht wohl aber gegenseitige kennen; aus der Benzoesäure Zuckersäure (vielmehr Kleesäure) zu erhalten, ist bisher noch nicht gelungen. Die Zuckersäure (wozu diese in einer Arzneymittellehre?) Zuletzt die thierischen Säuren.

Auf diese Säuren folgen nun die Neutralsalze, von welchen inzwischen schon viele bey Gelegenheit der Säuren und ihrer Verbindungen vorgekommen sind. Zuerst diejenige, bey welcher Kalk zum Grunde liegt; dann solche, die Natron enthalten; unter ihnen ausführlich der würfelichte Salpeter; das Küchensalz; die Art, es im Großen zu gewinnen; von seinen Heilkräften, vornehmlich bey dem äußerlichen Gebrauche, hält der Verf. nicht viel; er könne (S. 324) davon wenig oder gar nichts aus eigener Erfahrung sagen. Auch er kennt den Nutzen des Borax in Schwämmchen aus eigener Beobachtung, und mißbilligt es sehr, daß er jetzt in den meisten Apothekerbüchern ausgelassen wird. Neutralsalze mit flüchti-

flüchtigem Laugensalze. (S. 381.) Gegen den Salmiak lasse sich viel sagen, und es gebe gewiß viele, die ihn nicht ertragen können. In Emulsionen müsse man ihn nicht geben. Bey empfindlichen Leuten wirke er zu scharf; ihm habe er in kalten Fiebern die Dienste nicht gethan, welche andere davon gesehen haben; ihn mit Fieberrinde geben, sey gekünstelt; auch vereitle er durch seine den Magen schwächende Eigenschaft die Kraft der Rinde, wenn er ihr in etwas bedeutender Menge zugesetzt werde; in Verschleimungen und verstopften Eingeweiden habe man ihn nicht nöthig; in Bleichsucht und englischer Krankheit schade er vielmehr; in Bauchflüssen sey er gar nicht angezeigt (wir wollen zugeben, nicht nach der Theorie, und vornehmlich nach der Theorie des Verf.; aber daß er in Fiebern mit Bauchflüssen trefflich wirke, lehrt die Erfahrung, die über jede Theorie geht). In katarrhalischen Zufällen Salmiak und kaltes Wasser zu geben, sey wohl etwas heldenmäßig (wie aber, wenn er mit warmen Getränken gegeben wird?) In der Wassersucht habe der Salmiak gar keinen gewissen Nutzen, und die Widrigkeit desselbigen sey in diesem Falle wohl nicht leicht zu ertragen (sollte diese den Arzt abschrecken, wenn es ihm auch nicht möglich wäre, sie zu mildern?). Bey den Krisen leide die Natur keine Künsteley. (Wir verstehen diesen Ausdruck vielleicht nicht; aber sollte es dem Arzte nicht erlaubt, nicht oft seine Pflicht seyn, die Natur in den Krisen zu unterstützen?); er habe keine so gute Wirkungen vom Salmiak gesehen, daß er ihn jemals in seine Praxis hätte aufnehmen wollen. Er würde Minderers Geist nicht geben, weil wir so viele andere mehr bewährte Salze und andere Mittel haben, die seine Stelle mit Nutzen vertreten.

Erdsalze, von welchen auch die meisten schon bey Gelegenheit der Säuren abgehandelt wurden. Unbestimmt heißt der Alaun hier eine etwas übersättigte Verbindung (versteht sich der Schwefelsäure) mit der reinsten Thonerde. Die mancherley Arten, auf welche er gewonnen wird. Nicht sehr vortheilhaft denkt er von seinen Arzneykräften (würde es aber wohl sehr mißbilligen, wenn er aus einem öffentlichen Verzeichnisse von Apothekerwaaren ausgelassen würde); die Gewinnung der Säure aus dem Alaun koste zu viele Zeit und Mühe (aus Schwefel und Vitriol wird sie wohlfeiler gezogen); der bleichrothe Alaun der Fabr. Gravenhorst sey dem römischen ähnlich (wollte man ihn einmal in einer Arzneymittel-

lehre

lehre aufführen: so hätte doch erwähnt werden müssen, daß er Kobolt hält.) Bey allen beschriebenen Salzen sind die alten und neuen Benennungen, in mehreren Sprachen, auch die Preise (nämlich wie sie in Dänemark verkauft werden) angeführt.

Og.

Giftgeschichte des Thier- Pflanzen- und Mineralreichs, nebst den Gegengiften und der medicinischen Anwendung der Gifte, von Paul Kolbani. Wien, bey Doll. 1798. 8. 3 Bogen über ein Alphabet stark.

Der Verf. mag es mit seinen Landsleuten (er ist nämlich ein Ungar und ausübender Arzt zu Preßburg) recht wohl meinen, ihnen diese wichtige Lehre (warum nicht in ihrer eigenen Sprache?) nachdrücklich ans Herz zu legen, und deutlich vorzutragen. Wir wollen ihm auch glauben, daß er von den Schriftstellern, die er in der Vorrede genannt hat, und wer wollte ihm das in einer solchen Lehre verdenken! nach seiner besten Ueberzeugung geborgt hat; nur hätte er sich vor dem Vorwurf des bloßen Abschreibens mehr in Acht nehmen, und mit seinem Zeitalter Schritt halten sollen; aber so sind oft Seiten aus Gmelin abgedruckt, und die ganze Eintheilung.

Kolbani.	Gmelin, S. 170.
Tabellarische Uebersicht der Gifte.	Giftige Dünste.
Die betäubenden Giftdünste und ihre Cur.	1. betäubende.
Die erstickenden Giftdünste.	2. erstickende.
Die sauren Giftdünste.	3. betäubende und erstickende zugleich.
Die erstickenden flüchtigen alcalischen Gifte.	4. lähmende.
Giftdünste, die zugleich betäuben und ersticken.	Thierische Gifte.
Die lähmenden Giftdünste.	α. natürliche.
	a. die nur schaden, wenn sie mit dem Blute vermischt werden.
	b. die nur schaden, wenn sie verschluckt werden.

Das

Kolbani.	Gmelin, S. 170.
Thiergifte.	c. welche auf beyde Art zugleich schaden.
Das Schlangengift und die Cur.	d. welche vielmehr durch einen elektrischen Stoß schaden.
Die Natterarten.	β. Widernatürlich in dem Körper der Thiere erzeugt.
Andere Giftthiere und Giftinsekten.	
Unnatürliche in dem Körper der Thiere erzeugte Gifte.	

Doch wir sind des Abschreibens müde, und erinnern nur noch, daß, wo eine Abweichung Statt zu finden scheint, die Ausführung des Entwurfs alles wieder gleich macht.

Doch das wollten wir dem Verf. noch zu gute halten, wenn er nur die spätern Erfahrungen der Aerzte, die neuern Entdeckungen der Naturforscher in allen Feldern ihres weiten Gebiets besser genutzt hätte; zwar hat er fleißig neue Namen beygebracht, um sein Werk nach der Mode zu kleiden; aber auch sein Beyspiel zeigt, wie wenig Grund die Hoffnung derjenigen hat, welche sich einbilden, durch solche Namen richtigere Begriffe in Gang zu bringen.

Was will der Verf. z. B. damit, wenn er S. 24 sagt: die phlogistische Wärme der Federbetten phlogisticire schon für sich den Athem stark? Die Grubendämpfe von Steinkohlen nennt er Gas hydrogenicum carbonatum. S. 32. Es sey die Absicht der Natur, elastische Luft in die Säfte zu bringen. S. 34. Bergdünste, Gas hydrogenicum (gewiß gehören nicht alle Schwaden dahin). Unter den lähmenden Dünsten auch die Luft aus lang verschlossenen großen Bibliotheken (wer sieht hier das Uebertriebene nicht?), und der Blitz (der so wenig dahin gehört, als das Schwerdt, oder die Kugel); das Pockengift und die ganze Einimpfung. S. 61. man theilt die Luftgattungen in die athemsfähigen Luftarten (Gas) und in die tödtende (mephitische) Luftarten oder Schwaden. S. 140. Unter dem Geschlechte der Hundswinde auch die Purgirwinde. Sehr flüchtig die Schwämme. S. 322 sagt der Verf.: „wenn diesem Spiesglaskönig (nicht so, sondern dem Spiesglase) ein feuerfestes Alcali beygefüget wird: so entstehet Spiesglasleber. Noch immer ist der Verf. der Meinung, der Arsenikgehalt des Zinns sey so groß, daß es dadurch

durch schädlich werde; die neue Probe auf Bley scheint er nicht zu kennen.

Dgb.

Romane.

Charaktere interessanter Menschen in moralischen Erzählungen dargestellt, zur Unterhaltung in einsamen ruhigen Stunden, von Friedrich Rochlitz. Erster Theil. Züllichau und Freystadt, bey Darnmann. 1799. 8. 468 Seiten. 1 Rl. 12 Gr.

Der Verfasser dieser moralischen Gemälde besitzt die Gabe einer schönen und interessanten Darstellung; er hebt aus dem menschlichen Leben solche Auftritte aus, die einer solchen Darstellung werth sind, und macht sie eben so unterhaltend als lehrreich. Seine Dichtung bleibt der Natur getreu, und sämmtliche Erzählungen haben einen so reinen sittlichen Gehalt, daß sie als nachahmungswürdige Beyspiele angesehen werden können. Alle diese guten Eigenschaften hat man auch an den in derselben Verlagshandlung erschienenen Erinnerungen zur Beförderung einer rechtmäßigen Lebensklugheit, in zwey Bändchen, wahrgenommen. Der Verf. zeigt sich durch diese Schriften als ein angenehm unterhaltender und sittlich belehrender Schriftsteller. In dem vorliegenden Bändchen stehen: 1) Die frühe Verbindung, eine wohl zu beherzigende Warnung für junge Leute, sich vor frühen Liebeserklärungen zu hüten. 2) Die Landmädchen, eine Warnung für junge unschuldige Mädchen vor den gefährlichen Netzen reicher Wohllüstlinge. 3) Nachbar Milner, eine anziehende Geschichte eines sittlich und physisch gut gebildeten Mannes, der durch mancherley Schicksale zur wahren Lebensweisheit und in den sichern Hafen eines ruhigen Lebensglücks geführt worden ist. Die Fortsetzung dieser lesenswerthen Erzählung wird der zweyte Band liefern.

A.

Gustav Mehrwelt, oder die Quelle der Glückseligkeit. Ein satyrischer Roman. Leipzig, bey Martini. 1798. 372 S. in 8. 16 Gr.

Dieses Buch wimmelt gleichsam von kleinen, abgerissenen Zeichnungen großer und kleiner Narren unterm Monde; aber der ächte Geist der Satyre wohnt nicht in ihm. Man kann ein komisches Gemälde aus der moralischen Welt auch — ohne attisches Salz aufstellen; es kann zum Sprechen getroffen seyn, und doch nichts von dem feinern geistigen Witz eines launigen Kopfs an sich tragen. Unser Verf. zählt fast auf jedem Blatte seines sogenannten satyrischen Romans die Fehler und Schwächen der Menschen mit ernster, bisweilen zu ernster Stirne auf; aber das Lächerliche mit der subtilen Geißel der Satyre hervorzuheben, und den weisen Lacher zu unterhalten, versteht er wenig. Sein Scherz ist selten naiv und überraschend. Man bleibt dabey eben so kalt, wie der abgerissene und gespannte Vortrag seiner Gedanken. Allein diese Erinnerungen schaden dem übrigen Werthe des Buchs nicht. Es liegt sehr viel Menschenkenntniß darin, und der Verfasser muß sich in der Welt nicht wenig umgesehen, nicht wenig darin gelernt haben. Rathen wir recht: so ist derselbe vielleicht ein sehr launiger Kopf in geselligen Zirkeln; allein am Schreibtische verliert sich dieses Talent. Es ist leichter, die Flamme des Witzes im Gespräche hervorblicken zu lassen, als wenn sie die — Feder zeichnen soll. Man kennt die witzigsten Köpfe, die keinen satyrischen Gedanken, — ohne über ihren eignen Witz zu stolpern, aufs Papier bringen können. Ihr treffender bezaubernder und geselliger Humor stirbt, wenn er in ihre Bücher übergetragen werden soll, und dieß Unglück ist wahrscheinlich auch unserm Verfasser begegnet. In der Darstellung seiner Abentheuer ist auch keine neue Wendung. Er tummelt sich, — um Glückseligkeit zu suchen, in der weiten Welt herum. Er findet unvermuthet seine Mutter, und am Ende des Buchs auch seinen Vater wieder: — seine Geliebte wird ihm auf eine hinterlistige Weise entrissen; auch sie stürzt endlich, wie ein — Deus ex machina, wieder in seine Arme. Dieß sind alles längst verbrauchte und abgedroschene Romanscenen, die dem denkenden Leser nichts, als lange Weile machen können. Uebrigens mag die Absicht dieser 272 Seiten immer ganz gut gewesen seyn. Der Held der Geschichte sucht sein Glück auf eine thörigte Weise — bald in der Gesellschaft der Gelehrten, bald der Hofleute, der Liebe, der Ehre, der Musen, der Freymauerey u. s. w., bis der gute Narr es endlich da findet, wo es wohl eigentlich nur zu finden ist, nämlich in häuslicher Zufriedenheit und Entfernung von dem glänzenden

Elende

Elende der großen Welt. Der Weg, den er dahin nahm, war ziemlich lang, und es scheint ein Widerspruch darin zu liegen, daß ein Mann, der schon frühzeitig über den Werth der Dinge so richtig zu raisonniren anfing, nicht früher auf den Einfall kam, sein Glück anderswo, als in jenem glänzenden Elende zu suchen. Es ist uns aufgefallen, daß er die meisten der in seinem Buche aufgestellten Narren aller Art in den — Adelstand erhoben hat. —

Vz.

Wahre Begebenheiten im romantischen Gewande von Jäger. Erstes Bändchen. Hamburg. 1796. bey Hoffmann. 390 S. 8. Zweytes Bändchen. 1797. 266 S. Drittes Bändchen. 1798. 424 S. 8.

Der General-Quartiermeister des deutschen gelehrten Truppencorps, Herr Hofr. Meusel, hat Ursach zu schmollen, daß es dem Verf. dieser drey Bändchen wahrer Begebenheiten nicht beliebt hat, auch einen Vornahmen anzugeben; jetzt weiß, wenigstens Rec. nicht, wer der Verfasser seyn mag. da diese drey Bändchen nicht zu den Schriften aller der Jäger zu passen schienen, die die neueste Musterrolle des gelehrten Deutschlands aufstellt. Wer er aber auch seyn mag — der Name thut nichts zur Sache; obgleich es eine literarische Unart ist, die wir um der Literatoren von Profession willen hier rügen müssen, wenn unsre Schriftsteller es den Literatoren so erschweren, sie und ihre Schriften gehörig in Reihe und Glied zu ordnen — wer er aber auch seyn mag: so ist ihm Rec. das Zeugniß schuldig, ein nicht schlechtes, oder vielmehr ein nützliches und zugleich unterhaltendes Buch geliefert zu haben. Man befindet sich in seinem Buche wirklich unter und neben den Menschen, wie man sie täglich um und neben sich hat, und erholt sich von den ewigen Ritterunfug und Rüdengebelle und von dem schauerlichen Hexen- Geister- Gespenster- und Vehmgeschichten. Der Verf. hat offenbar unter den Menschen seine Augen gebraucht und sich eine Kenntniß derselben erworben, wie man sie bey nicht vielen Romanschriftstellern findet. Seine Schilderungen sind wahr; denn jeder der sie liest, wird mehr oder wenig Originale dazu unter den

Menschen, die er selbst kennt, finden. Er hat einen Zug von Laune, hie und da von Satyre, die trifft, wohin sie zielt, einen ganz guten Erzählungston in Musäusscher Manier, und immer eine moralische Tendenz. Er unterhält, er belehrt, und so Gott will, bessert er auch. Diese drey Bände enthalten mehrere Geschichten von verschiedner Art. Der erste Band: Hedchen Hemler. Eine Criminalgeschichte. — Simpathie (Sympathie) und Antipathie. Geschichte der unglücklichen Gräfinn von Seebach. — Ländliche Familienscenen. — Der Criminalproceß. Dialog und Erzählung. Zweytes Bändchen: Melina. Leben und Missethaten einer schönen Sünderinn. — Städtische Familienscenen. — Goldmacherkunst und Goldmacherhandwerk. Eine aus einer uralten und nagelneuen Geschichte amalgamirte Erzählung. Drittes Bändchen: Städtische Familienscenen — die Bandschleife. Eine Heyrathsgeschichte. — Siegmund Vinzenz Wendelmanns sonderbare Schicksale, Abentheuer, Meinungen von der Geburt bis zur Hochzeit nach seiner eignen mündlichen Ueberlieferung romantisch bearbeitet.

Unter allen diesen sind nach des Rec. Urtheil die ländlichen und städtischen Familienscenen dem Verf. am besten gelungen. Sein Pastor Heilmann und dessen Familie in den ländlichen Familienscenen ist eine Zeichnung voll Wahrheit, Kraft, würdig neben ähnlichen in Thümmels Wilhelminen, Nicolais Nothanker und der Luise von Voß zu stehen, wenn sie auch diese nicht erreichen sollte. Der Herr von Gilbach in denselben Familienscenen ist der einzige Charakter, der etwas übertrieben oder gar verzeichnet scheint. — Nicht minder wahr wird jeder die städtischen Familienscenen des Verf. finden, wer jemals in Hamburg, Bremen, u. a. in Familienzirkeln heimisch war. Ganz der Ton, der Bocksbeutel beym Prunken und Prassen! Nur scheint uns auch hier Herr Amsel nicht immer, besonders wegen seines übertriebenen Hanges zum Spiel, consequent oder vielmehr nicht Natur genug. In Wendelmanns Geschichte (z. B.) hätte doch der Verf. über die Frau Rittmeisterinn und ihr dem Herrn D. Wendelmann hinterlassenes Kind erst Aufschluß geben sollen, ehe er die Geschichte schloß. Jetzt ist ihre Geschichte ohne allen sichtbaren Zusammenhang eingeschoben, zu sehr isolirte Episode.

Wir wünschen übrigens, daß der Verf. dem Publicum mehrere Zeichnungen der Art vorlegen möge, da er gewiß Talente dazu hat, und diese Art von Schriften noch am ersten die schlechten Ritter- und Geisterromane verdrängen kann.

Fh.

Der philosophische Arzt. Ein Taschenbuch für Nichtärzte, von D. Friedrich Lindheimer. Frankfurt am Mayn. 1798. 8. 101 Seiten. 9 Gr.

Der Verf. ist ein Doctor des Rechts, der Inhalt eine alltägliche Liebesgeschichte, der Held des Stücks ein Geisterseher, dem die listige Zigeunerinn den Tod im 42sten Jahre prognosticirt hatte, und der sich jetzt aus steifer Einbildung dazu vorbereitete, der gerufene alte Arzt in Verlegenheit, die Basen und Freunde in vollem guten Rathe, mit französischen Albernheiten, und lästigen Krankenbesuchen, mit Ausfällen über alte und junge Doctoren, so wie über Consultationen der Aerzte, der Hauptsatz des Thema, der alte Arzt kurirte methodisch auf Gerathewohl, der junge auf die Ursache, kranke Einbildung, entfernte durch Opium die festgeglaubte Todesstunde, der Kranke in der Einbildung wird gesund, und giebt dem philosophischen Arzte die Tochter. So weit das Referat, und hiermit unser Bescheid, der Hr. Doct. Juris konnte doch wohl seine Zeit besser anwenden, als faseln, oder wenigstens die Originale zu Romanen bey seinen Collegen, den Rechtsgelehrten, suchen. Similis simili gaudet!

Fh.

1. Erzählungen aus Canterbury, von Henriette Lee. Aus dem Engl. übersetzt von Friedrich von Oertel. Erster Band. Leipzig, bey Beygang. 1798. 360 S. 8. 1 Rl. 6 Gr.

2. Die Folgen: oder Begebenheiten in dem Schlosse Roxall. Ein Roman. In zwey Theilen. Aus dem Engl. übersetzt von C. v. S. Erster Theil. Coburg und Leipzig. 1799. bey Sinner. 216 S. 8. Zweyter Theil. 215 S. 8. 1 Rl. 8 Gr.

3. Novellen zur angenehmen Unterhaltung. Drittes Bändchen. Weißenfels und Leipzig, bey Severin und Comp. 1798. 284 S. 8. 18 gr.

4. Die Einsiedler von Murzia. (Eine) Erzählung. Gotha, bey Perthes. 1798. 128 S. 8. 8 gr.

Die Uebersetzung Nr. 1. ist sehr fließend, ob auch treu? kann Rec. in Ermangelung des Originals nicht beurtheilen. Verwickelung ist genug in diesem Bande, man möchte sagen — zuviel, denn sie macht es dem Leser schwer, zu folgen, wozu auch die etwas lose Verbindung des Ganzen beyträgt. Ob aber die Lösung, die noch zu erwarten ist, der Verwickelung werth, oder diese der Lösung werth war, muß die Fortsetzung zeigen.

Alle Handlungen moralisch freyer Wesen haben Folgen. In Nr. 2. soll gelehrt werden, wie übel die Folgen sind, die aus einem lasterhaften Beyspiele und der Vernachläßigung einer vernünftigen Erziehung entspringen. Der Zweck des englischen Originals ist offenbar gut; aber einer Uebersetzung ins Deutsche bedurfte ein Buch deswegen noch nicht, da wir an deutschen Romanen, die gleichen Zweck haben, und leicht eben so gut, wo nicht besser geschrieben sind, keinen Mangel haben. Die Uebersetzung ist hier und da etwas steif, jedoch lesbar.

Nr 3. enthält sechs Erzählungen. Die beyden ersten sind ziemlich platt und geistleer; die übrigen etwas besser, immer aber doch nur mittelmäßig.

Nr. 4. ist eine nicht ganz alltägliche spanische Liebesgeschichte; sie wird hier mit Interesse und in einem angenehmen gefälligen Style erzählt. Das Lesen dieser Erzählung belohnt die Stunde Zeit und die Mühe hinlänglich, die man etwa darauf verwendet.

Fh.

4

Peter Friedrich Suhm's gesammelte Schriften. Aus dem Dänischen. Zweyter Band. Nordische Kämpfer-Romane.

Auch

Auch mit dem besondern Titel:

Peter Friedrich Suhm's Nordische Kämpfer-Romane. Aus dem Dänischen, mit erläuternden Zusätzen. Zweyter Band. Magdeburg, bey Keil. 1799. 1 Alph. 8. 1 Rt 4 Gr.

Der Uebersetzer hat diesen zweyten Band Hrn. Dr. Gräter in Schwäbischhalle zugeeignet, dem er sich für viele Belehrungen über die altnordische Götterlehre verbunden erkennt, die ihm zur Erläuterung und zur Hülfe eines bessern Verständnisses dieser Romane unentbehrlich waren. Mit diesem zweyten Bande werden die Kämpferromane geendigt; der folgende dritte Theil wird auf Sittlichkeit abzweckende Erzählungen enthalten. Aus den vorläufigen historischen Bemerkungen über diese Suhmischen Arbeiten sieht man, daß er den Roman, Gyrithe, schon im J 1774 schrieb, folglich ziemlich lange vorher, ehe die Ritterromane in Deutschland zur neuen Mode wurden. Seinen Sigrid schrieb er noch drey Jahre früher; und die Koppenhagner Gesellschaft zur Beförderung der schönen Wissenschaften erkannte diesem Roman den Preis der Wohlredenheit zu, obgleich ihr, wie der dänischen Lesewelt, die ihn mit großen Beyfall aufnahm, der Name des Verfassers nicht bekannt war. Schon vor vierzehn Jahren wurde er nebst den drey Freunden und der Alfsol von einem Herrn Reichel in Leipzig deutsch herausgegeben; aber, wie hier gesagt wird, sehr schlecht und schülermäßig übersetzt. Auch der erste Roman dieses zweyten Bandes, Signe und Habor, ist schon zweymal in einer deutschen Uebersetzung, besser als jener, aber doch nicht fehlerfrey, erschienen. Die drey Freunde schrieb der Vf. im J. 1774, zu einer Zeit, wo seinem vaterlandsliebenden Herzen viel daran liegen mußte, seinen Landsleuten die großen Vortheile recht einleuchtend zumachen, die aus der genauern Vereinigung der drey nordischen Völker, der Dänen, Norweger und Schweden, entspringen würden. Mit dem Romane Alfsol scheint v. Suhm seine poetische Laufbahn geschlossen zu haben; wenigstens hat er sich seitdem fast ausschließlich mit der Geschichte seines Vaterlandes beschäftigt. Die erläuternden Zusätze des Uebers. sind zwar nicht zahlreich; aber doch für diejenigen Leser brauchbar, die mit dem Geiste und dem Locale dieser Erzählungen außerdem nicht bekannt sind. *Km.*

Weltweisheit.

Anfangsgründe der Moralphilosophie, und insbesondere der Sittenlehre, nebst einer allgemeinen Geschichte derselben, von Joh. Christoph Hofbauer, Prof. der Philos. zu Halle. Ebendas. bey Kümmel. 1798. 332 S. 8. 22 gr.

Diese Anfangsgründe der Moralphilosophie sind nach der eignen Aeußerung des Vf kein unzeitiges oder übereiltes Product, sondern das Werk mehrerer Jahre, und einer wiederholten Bearbeitung; es läßt sich daher, vorzüglich bey dem schriftstellerischen Rufe seines Urhebers mit Recht erwarten, daß es sich durch Klarheit, Gründlichkeit und Bestimmtheit vortheilhaft auszeichnen werde; und in der That, wir schweicheln dem V. nicht, wenn wir es unter die vorzüglichen Lehrbücher der wissenschaftlichen Moral zählen. Der Einfluß der kritischen Philosophie ist zwar überall sichtbar; aber keineswegs von der Art, daß er den V. gehindert hätte, seinen eignen Gang zu gehen, und sich als gründlichen Selbstdenker zu zeigen. Die Begriffe sind genau entwickelt, und nur hie und da vielleicht ein wenig zu fein ausgesponnen, der Zusammenhang ist meistentheils fest und klar, und der Vortrag faßlich und bestimmt. Vorzüglich aber ist der angewandte Theil, nach unserm Urtheil, sehr gut gerathen, und zuletzt noch ein zwar kurzer, aber zur weitern Ausführung bey mündlichen Vorlesungen ungemein brauchbarer Entwurf einer Geschichte der gesammten Moralphilosophie angehängt. Daß der V sein Augenmerk vorzüglich auf die Pflichten, oder Sittenlehre im engern Verstande gerichtet, und sie nach ihrem reinen und angewandten Theile ausführlich behandelt hat, dieß ist schon auf dem Titel bemerkt; hingegen hat er die Rechtslehre doch auch nicht ganz übergangen, sondern sie als den ersten Theil der Moralphilosophie summarisch, und zwar die reine Rechtslehre in den Paragraphen, und die angewandte in einigen Anmerkungen unter den Paragraphen vorgetragen. In dem besondern Theile der angewandten Sittenlehre sind die Pflichten in ethische und ascetische eingetheilt worden. Unter den ethischen werden diejenigen verstanden, die dem Menschen ohne alle Rücksicht, ob die Befolgung des Sittengesetzes bey ihm

gewissen

gewissen Hindernissen unterworfen ist, obliegen; und unter den ascetischen diejenige, die ihm unter dieser Bedingung obliegen. Zu den letztern werden dann auch die Religionspflichten gezählt, und mit diesen die gesammte Moralphilosophie beschlossen. Mehr noch über die Einrichtung dieses wohlgerathenen Lehrbuchs hinzuzusetzen, halten wir für überflüßig; hingegen aus dem Inhalt desselben wollen wir noch einiges anführen, was vielleicht einer Berichtigung oder Veränderung bedürftig seyn möchte. Es wird aber nur wenig seyn, und den Werth des Ganzen durchaus nicht vermindern. S. 3, 4. sind unsers Erachtens die Begriffe: Begehren überhaupt, Begehren im engern Sinne, und Wünschen nicht deutlich genug bestimmt, und von einander unterschieden. Ich begehre etwas, sagt der V., und versteht das von einem Begehren im weitern Sinne, wenn die Vorstellung von demselben mich bestimmt, es unter gewissen Voraussetzungen wirklich zu machen — — was ist wohl hier mit diesen Voraussetzungen gemeint, und wenn mich die Vorstellung von etwas bestimmt, es ohne weitere Voraussetzung wirklich zu machen, ist das kein Begehren mehr? Ich begehre etwas, heißt es ferner im engern Sinn, wenn die Vorstellung von demselben mich wirklich zu Handlungen bestimmt, durch welche es wirklich gemacht werden soll; ist es denn aber nicht vollkommen eins, ob ich sage, die Vorstellung von etwas bestimmt mich, es wirklich zu machen, oder — — bestimmt mich zu Handlungen, wodurch es wirklich gemacht werden soll; wie unterscheidet sich also Begehren im weitern und im engern Sinne von einander? Endlich sagt der V.: Ich wünsche etwas, wenn ich es zwar im weitern, aber nicht im engern Sinne begehre, also wenn mich die Vorstellung zwar bestimmt, es unter gewissen Voraussetzungen wirklich zu machen; aber nicht wirklich zu Handlungen bestimmt, wodurch es wirklich gemacht werden soll — allein so ist ja Wünschen und Begehren im weitern Sinne eins, und doch soll dieses der Gattungsbegriff, und jenes eine unter dieser Gattung stehende Art seyn. S. 32, 33: Ich habe ein Recht, insofern etwas äußerlich, als von meiner Willkühr abhängig, von andern mit mir in Verhältniß stehenden vernünftigen Wesen betrachtet werden muß, oder insofern andere — so handeln müssen, als ob etwas von meiner Willkühr abhängig wäre, und was so von andern als von meiner Willkühr abhängig betrachtet werden muß, ist ein Gegenstand meines Rechts; insofern ich aber unter Sitten-

gesetzen stehe, und nach der Vorstellung von Zwecken handle, muß ich gewisse Gegenstände als von meiner Willkühr abhängig behandeln können — — gegen diese Deduction möchte man vielleicht einwenden, daß durch sie nicht deutlich genug erhelle — was als Grund und was als Folge gedacht werden müsse, ob wir deswegen Recht haben, weil andere gewisse Gegenstände als von unserer Willkühr abhängig anerkennen müssen, oder ob andere dieses anerkennen müssen, weil wir als Sittlich-vernünftige nach der Vorstellung von Zwecken handelnde Wesen den freyen, auch äußerlichen Gebrauch unserer Willkühr, mithin Rechte haben — ohne Zweifel das letztere. S. 108: Sittliches Verderben im weitern Sinn ist jede sittliche Unvollkommenheit; im engern Sinne, jede sittliche Unvollkommenheit, die selbst von der Freyheit abhängt. — Von einer Unvollkommenheit, die sittlich wäre, und doch nicht von der Freyheit abhienge, können wir uns keine Vorstellung machen, wo Freyheit aufhört, fängt Natur an. S. 29: Behandle jedes vernünftige Wesen als Person; oder: Handle so, daß wenn jeder handelt, jeder von jedem als Person behandelt werden muß. Die letztere Formel ist unrichtig ausgedrückt, sie sollte so lauten: handle so, daß, wenn jeder so handelte, jeder von jedem als Person behandelt würde. Wenn S. 59 gesagt wird, daß eine Handlung Sittlichkeit im engern Sinne habe, insofern sie das Sittengesetz selbst zum Bestimmungsgrund habe, im engsten Sinne hingegen, insofern das Sittengesetz ihr Bestimmungsgrund seye: so scheint uns dieses eins zu seyn. — Endlich nur noch eine Bemerkung. Der V. theilt die gesammte Moralphilosophie ein in die Rechtslehre und Pflichtenlehre, die er dann auch Sittenlehre im engern Verstande nennt: Kant theilt sie ein in die Rechtslehre und Tugendlehre. Beyde Eintheilungen scheinen uns nicht genau zu seyn. Denn nach der erstern des Verf. fällt ein Theil der Pflichtenlehre, nämlich derjenige, welcher von den Rechtspflichten handelt, mit der schon abgehandelten Rechtslehre zusammen, mit welcher er auch eine und ebendieselbe Formel gemein hat, und auch die Tugendlehre, die doch einen eigenen von der Pflichtenlehre verschiedenen Theil der Pflichtenlehre ausmacht, wird in diese noch aufgenommen. Nach Kants Eintheilung hingegen wird zur Tugendlehre, in die nichts als die Tugendverpflichtung gehört, alles das gezogen, was theils noch zur Rechtslehre, theils in einen besondern Theil der Pflichtenlehre gehört. Unsers Erachtens muß

die

die Eintheilung so gemacht werden, daß die Rechts- und Pflichtenlehre zusammen der eine, und die Tugendlehre der andere Haupttheil der gesammten Moralphilosophie ist, und die Lehre von den Rechten und Pflichten aufs neue wieder eingetheilt wird in die Lehre von den Rechten und Pflichten, die wir vor einem äußern, und in die von den Rechten und Pflichten, die wir vor dem innern Foro des Gewissens haben. Denn die gesammte Sittenlehre gebietet uns durchaus das Gesetz der Vernunft zu befolgen; also I. nach Maximen zu handeln, die sich zu Gesetzen für alle vernünftige Wesen qualificiren, (gesammte Rechts- und Pflichtenlehre) a) in Beziehung auf ein äußeres Forum (äußere Rechte und Rechtspflichten, Rechtslehre insbesondere;) b) auf das innere Forum des Gewissens, (innere Rechte, Gewissenspflichten;) II. darum so zu handeln, weil die Maxime sich zu einem Vernunftgesetz qualificirt; (Tugendlehre).

Am.

Natürliche Theologie für nachdenkende Unstudirte und studierende (studirende) Jugend, von M. Benj. Friedr. Schmieder, Rector des luth. Gymn. zu Halle. Leipzig, bey Schwickert. 1798. 16½ Bogen 8. 16 gr.

Für nachdenkende Unstudirte will der Verf. zunächst, und zwar deswegen geschrieben haben, weil deren so viele in unsern Zeiten nichts als Vernunft hören wollen, um sie durch die verschiedenen Meinungen der ältesten und neuern Weltweisen durchzuführen, und ihnen die Gränzen bemerklich zu machen, bis zu welchen die Vernunft über hieher gehörige Fragen gewisse Belehrungen zu geben vermag, oder wo sie wichtige Zweifel übrig läßt. Für die obern Schulclassen bestimmt er sein Buch nur in sofern, als es zur Vermeidung des wiederholten Einerley nützlich befunden würde, mit der christlichen Glaubens- und Sittenlehre auch das Lesen des neuen Testaments, und eine solche Anleitung zur natürlichen Theologie abzuwechseln zu lassen.

Das Buch zerfällt in fünf Abschnitten: 1. von der menschlichen Seele; 2. von Gott; 3. von der Vorsehung; 4.

von

von der Verehrung Gottes; 5. zwey Worte von der Offenbarung. Besagte zwey Worte nehmen aber die letzten funfzehn Seiten ein.

Für die erste Classe von Lesern ist es eine empfehlungswerthe Schrift, nicht sowohl um den höchst unruhigen Zweifler ganz zu bekehren, oder den entschiedenen Gegner zu widerlegen; aber doch um dem gelegentlich Zweifelnden, so wie jedem andern, die starken Gründe seiner bisherigen Ueberzeugungen zu Gemüthe zu führen. Der Styl ist, im ganzen genommen, populär; nur freylich die Stellen abgerechnet, wo aus Becks Auszügen aus Kants kritischer Philosophie wieder Auszüge gegeben werden, welches natürlich der Vf. nicht verschuldet. Für Unstudirte möchte auch hin und wieder etwas überflüßiges in Bemerkung mancher Schulterminologieen und Subtilitäten seyn, z. B. gleich Anfangs die bemerkte Unterscheidung zwischen einer angebornen und erworbenen Theologie, εμφυτος und επικτητος. Doch den übrigen zwar studirten, doch nicht gelehrten Lesern, wird das zur Erinnerung gelegen seyn.

Hingegen scheint die zweyte Absicht verfehlt, es zu einem Schulbuche zu machen; es müßte denn damit nur gemeint seyn, daß der Lehrer es bey einer ähnlichen Lection zu Rathe ziehen könnte, welches allerdings nicht zu läugnen ist. Aber sonst wäre es weder zum Texte, worüber ein Lehrer commentiren sollte, noch zur eignen Lectüre junger Leute, geeignet. Solche Schriften für sich zu lesen, muß der Verstand schon ein selbstständiges Interesse an deren Inhalte oder Gegenstande gewonnen haben.

Am fleißigsten und befriedigendsten sind die ersten drey Abschnitte gearbeitet. Hingegen die schwächste Parthie sind die zwey Worte über die Offenbarung. Die Materie lag eigentlich außer dem Kreise, und hätte entweder tiefer erschöpft und freymüthiger behandelt, oder lieber gar nicht berührt werden müssen.

Q.

Philosophie über die Leiden der Menschheit; ein Lesebuch für Glückliche und Unglückliche, speculativen und populairen Inhalts; herausgegeben von Karl Hein-

Heinrich Heydenreich. Erster Theil. Leipzig, bey Leupold. 1797. 159 S. Zweyter Theil. ebendas. 1798. 232 S. 1 Rf. 12 gr.

„Eine Philosophie über die Leiden der Menschheit ist theils theoretisch theils praktisch. Als theoretisch stellt sie ein Gemälde des Menschen nach der ihm wesentlich eignen Leidensfähigkeit auf; zeigt die Quellen, den Charakter und die besondern Arten seiner Leiden, bestimmt, wiefern man ihn als Schöpfer und Herrn seiner Leiden ansehen könne, und wiefern er in dieser Hinsicht unter dem Zwange der Natur stehe; macht die Uebereinstimmung der ihm wesentlich eignen Leidensfähigkeit mit seiner sittlichen Bestimmung begreiflich, beleuchtet den Gisichtspunkt, aus welchem er auch von dieser Seite betrachtet groß erscheint, rettet seine in seinen Leiden so leicht zu verkennende Würde, und wendet alle diese Thatsachen und Wahrheiten auf Moralität und Religion an. Als praktisch wendet sie sich an seine Freyheit, und zeigt, wie sich der Mensch als leidenfähiges Wesen überhaupt und in Hinsicht der besondern Arten seiner Leiden verhalten, und seine Einsichten in die Natur derselben so anwenden sollte, daß er im Ganzen seines Lebens der größten möglichen Zufriedenheit genieße. Sie führt also zu einer Theorie der Seelenruhe des Menschen hin.“ Auf diese Art beschreibt der V. selber den Kreis der Untersuchungen, die nach und nach den Inhalt des hier angefangenen Werks ausmachen sollen. Das Thema ist ohne Zweifel wichtig, und bietet so viele interessante Seiten dar, daß auch eine längere Fortsetzung dieser Betrachtungen, wenn sie dem hier gemachten Anfange stets entspricht, immer noch Reiz genug haben wird, den Leser auf eine angenehme und nützliche Art zu unterhalten. In jedem Bande sollen speculative, populäre, auch zuweilen dichterische Aufsätze mit einander abwechseln, und überall Geist, Sitten, und Bedürfnisse des Zeitalters bey der Auswahl der Materien in Betrachtung gezogen werden. Auch dieses wird dem Werke zur Empfehlung dienen, und das Interesse an demselben vermehren. Wir zweifeln also nicht, daß es seiner Aufschrift gemäß für Glückliche und Unglückliche ein nützliches und lehrreiches Handbuch seyn werde, und zeigen jetzt nur noch die besondern Aufsätze an, die den Inhalt dieser zwey ersten Theile ausmachen.

I. Thl. 1. Ideen zu einer Theodicee für Leidende, oder über die

die Harmonie der Leiden der Menschheit mit ihrer moralischen Bestimmung und die sich daraus ergebenden Gründe der Seelenruhe für Unglückliche —. Der Mensch ist in Ansehung seiner Genuß- und Leidensfähigkeit von der Natur offenbar nicht begünstigt; je weiter er in seiner intellectuellen und moralischen Bildung fortschreitet, desto weniger darf er auf reinen Genuß rechnen, desto mehr Leiden muß er fürchten. Er kann sich also auf keine Art beruhigen, als wenn er einen Werth in sich erkennt, der ihn über alles Glück und Unglück erhebt, und es einsieht, daß er diese Würde ohne jene Leiden nicht behaupten würde. Daß es nun wirklich so sey, dieß soll in der gegenwärtigen Abhandlung gezeigt werden. Der Verf. geht, wie schon gesagt worden ist, von der Voraussetzung aus, daß nach der gegenwärtigen Einrichtung der Natur das Maaß von Leiden, denen der Mensch ausgesetzt ist, den Genuß der Freuden übersteigt, ja daß das Uebel sich nur um desto mehr häuft, je mehr er seine geistige und moralische Kräfte ausbildet. Dann zeigt er aber, daß der Endzweck der Menschheit, reine Sittlichkeit und uneigennützige Tugend, dieses Mißverhältniß schlechterdings fordert; denn nur auf diese Art kann er zu einem strengen und lautern Gehorsam gegen die Gesetze der Vernunft gebildet werden. Das gegenwärtige Leben ist die erste Epoche unsers Daseyns, diese muß ganz disciplinarisch seyn. Wir müssen uns erst der Glückseligkeit würdig machen, um in folgenden Epochen den Lohn der Tugend zu genießen. Wir müssen also aus dem Gesichtspunkt unserer moralischen Bestimmung diese Welteinrichtung vollkommen billigen. (Gut; aber ist es denn wirklich wahr, daß uns die Natur in Absicht auf Genuß und Leiden so sehr vernachläßigt oder zurückgesetzt hat; ist es nicht eben so sehr Uebertreibung, was der V. von der Größe des menschlichen Elends, als was die Physicotheologie von der Größe der menschlichen Glückseligkeit sagt; und würde wohl dadurch der Plan der göttlichen Weltregierung, die moralische Cultur des Menschen, niemals erreicht; wird wohl Gehorsam ohne Belohnung, ohne Reiz, ohne Genuß mit Recht zur ersten Stufe, oder nicht viel besser zur letzten gemacht?) 2. Ueber das menschliche Alter mit vorzüglicher Hinsicht auf das weibliche Geschlecht; nach dem Französischen der Marquisinn von Lambert, nebst einem Anhange vom Herausgeber. Was Cicero de Senectute für das männliche Geschlecht ist, eben das scheint hier Mad. Lambert für das weibliche zu seyn. 3. Ueber das

menschliche Elend; von Peter Charron: vielmehr über die menschlichen Thorheiten und Lächerlichkeiten, voll beißenden Salzes. 4. Psychologische Bemerkungen über die Hypochondrie. II. Theil: Fortsetzung der Theodicee des ersten Theils. Der Verf. will nun die verschiedenen Arten von Leiden durchgehen, und bey jeder die wahre Quelle der Beruhigung zu zeigen suchen. Hier betrachtet er das Leiden der Unzufriedenheit mit sich selbst und andern sittlichen Wesen, oder die Menschenverachtung. Dieses Leiden ist unausbleibliches Loos dessen, der sich und andern nach dem, was sie seyn sollen, und doch nie sind, untersucht, prüft, kennen lernt, und es ist nur desto empfindlicher, je feiner das moralische Gefühl ist, je höher und weiter die sittliche Cultur steigt. Allein der Leidende kann sich doch wieder beruhigen, wenn er Sittlichkeit als den Entzweck seines Daseins erkennt, und im Bewußtseyn seiner moralischen Bestimmung auf Genuß Verzicht thut; wenn er erkennt, wie eben jenes Leiden zur Beförderung seines moralischen Wachsthums nothwendig ist; wie er eben dadurch geweckt hoffen darf, aus jeder Prüfung immer geläuterter hervorzugehen. (Wie kann denn aber bey dieser Hoffnung behauptet werden, daß mit dem Wachsthume seiner Moralität auch jenes Leiden wachse und empfindlicher werde? Wird er sich bey sich selbst keines Wachsthums bewußt: so ist Besserung und Fortschreiten in der Moralität ein Hirngespinst; wird er sich aber dessen bewußt: so muß die Unzufriedenheit abnehmen, die sich noch außerdem vielleicht zum Theil wenigstens auf die irrige Vorstellung gründet, als ob er das wirklich und auf einmal schon seyn sollte, was er erst durch einen unendlichen Fortschritt werden soll). 2. Fortsetzung der Bemerkungen über die Hypochondrie; nebst einem Anhange über den Unterschied des Spleens der Männer und der Hysterie der Frauen von der Hypochondrie. 3. Voltair's Gedicht über die Zerstörung Lissabons, neu übersetzt; nebst einer Vorerinnerung und Rousseaus Brief über dieses Gedicht. 4. Würde und Unwürde der alten Frauen; ein Dialog, veranlaßt durch den im ersten Bande enthaltenen Aufsatz über das menschliche Alter. 5 Miscellen. Tischlerlied. Fragen über den Selbstmord. Erbliche Verrückung. Ueber Geist und Charakter der Buckelichen. Kleinigkeiten.

Am.

Ver-

Vermischte Schriften.

Haydeblümchen, von G. F. Rebmann. Hamburg, in der Mutzenbecherschen Buchhandlung. 1796. 220 S. 8. 16 gr.

Vermischte Aufsätze, welchen der Verf., der schon durch seine übrigen Schriften und durch seine Schicksale bekannt ist, diesen Titel gab, theils weil ihm kein anderer einfiel, theils auch, weil er, als er dieselben niederschrieb, auf seiner Lebensreise in der That durch eine Hayde wallte. Sie sind überschrieben: 1. Der Felsen der verzweifelten Liebe. 2. Papiere eines Terroristen. 3. Liebe über das Grab 4. Die Wächter der Burg Zion. 1. und 3. sind eigentlich französischen Ursprungs und ein paar kleine anziehende und unterhaltende Romane. Von Nr. 3. äußert der Herausgeber selbst, daß er weit entfernt sey, alle darin aufgestellte Grundsätze als die seinigen zu unterschreiben, man solle sie nur als einen Versuch ansehen, dasjenige zusammengedrängt darzustellen, was die Anhänger des Schreckenssyst ms in Frankreich zur Vertheidigung desselben anführen; das thun sie denn, manches schwärmerische, excentrische und oft zu partheyische abgerechnet, ziemlich glücklich. Nr. 4. ist nach dem eignen Geständniß des Verf. vielleicht hie und da zu leidenschaftlich abgefaßt, und Recens. fügt noch hinzu, daß auch Hrn. R. der S. 204 geäußerte Vorwurf trifft: die Wahrheit zu derbe und zu bitter vorgetragen zu haben, was überhaupt sowohl bey der Gegenparthey wenig oder gar nichts frommt, als auch bey dem kaltblütigern Leser Mißfallen erregt Dem Liede S. 29. ist eine Composition von Mutzenbecher beygelegt.

Eb.

Neue Allgemeine
Deutsche Bibliothek.

Sieben und vierzigsten Bandes Zweytes Stück.

Sechstes Heft.

Intelligenzblatt, No. 44. 1799.

Gedichte.

Ludwig Theobul Kosegartens Poesien. Erster Band. Leipzig, bey Gräff. 1798. 1 Alphabet. Zweyter Band 1 Alph. 2 Bogen. 8. Mit latein. Schrift und Kupfern. 4 Rl.

Der Sänger dieser Gedichte ist unstreitig ein Mann von reicher Phantasie und warmer Empfindung, ein Vertrauter der Natur und ein Verehrer der Tugend. Sein Geist hat sich mit dem Besten genährt, was die Dichter und Weisen der alten und neuen Zeit in ihre unsterblichen Werke niederlegten; aber er scheint unter jenen mit keinen inniger zu sympathisiren, als mit den Engländern, hauptsächlich mit Ossian, Milton und Thompson, und unter diesen an keinem stärker zu hangen, als an dem tiefsinnigen Kant. Seine Muse spürt daher am liebsten entweder die Sagen und Kunden der Vorwelt auf, um ihnen durch ihren Gesang neue Reize zu geben; oder sie verliert sich in den Vorgefühlen des Todes, der Unsterblichkeit und der Zukunft, oder in Ideen über den Menschen, sein Loos und seine Bestimmung. Zur Ossianischen Epopöe und zur Romanze fehlt es, wie es uns vorkömmt, dem Dichter an Erfindung; aber einen philosophischen Gedanken lyrisch auszuführen, nicht an innerer Kraft und Erhebung der Seele. Mehrere seiner Hymnen und Lieder würden nichts zu wünschen übrig lassen, wenn er sich kürzer faßte, nicht zuweilen, über der Anstrengung, das Unsinnliche zu versinnlichen,

in das Unverständliche, Schwärmerische und Tändelnde fiele, und sich mehr hütete, bildliche Einkleidung für sinnvolle Darstellung zu halten. Seine Sprache ist im Ganzen gewählt, und sein Versbau wohlklingend; doch würde dieser noch mehr Lob verdienen, wenn der Dichter die Natur unserer Sylbenmaaße etwas sorgfältiger studiren wollte, und jene tadelloser erscheinen, wenn er die Beywörter weniger häufte, die abgezogensten Begriffe aus der kritischen Philosophie, vielleicht nicht sowohl aus eigenem Hang, als durch fremde Muster verführt, nebst manchen aus andern Wissenschaften herbeygeholten technischen Ausdrücken, vermiede, und sich überhaupt mehr gegen müßigen Schmuck und rhetorische Zierrathen verwahrte. So viel von dem Dichter im Allgemeinen.

Die vor uns liegende Ausgabe ist keine bloße Wiederholung der von 1788; sondern eine wirklich verbesserte und vermehrte, in welcher man das Streben des Dichters nach höherer Vollendung, und das Gelingen dieses Strebens überall mit Vergnügen wahrnimmt. Wir glauben uns unserer Pflicht gegen den Dichter nicht besser entledigen zu können, als wenn wir, so weit es der beschränkte Raum der Bibliothek zuläßt, unsere Leser zuerst auf einige der neu hinzugekommenen Stücke dieser Sammlung aufmerksam machen; sodann ihnen Proben von versuchten Verbesserungen älterer Stücke vorlegen, und endlich Manches, was wir nicht billigen können, anführen.

Die Ausgabe von 1788 enthielt an hundert und dreyßig Stücke, und die vor uns liegende liefert nicht mehr als hundert und vierzig; aber von diesen hundert und vierzig besteht vielleicht die Hälfte aus neu gedichteten. Der Verfasser hat es für gut befunden, sie unter die ältern, von ihm beybehaltenen, zu vertheilen; doch finden sich die meisten jetzt hinzugekommenen im zweyten Theile, und vorzüglich im fünften und sechsten Buche. Unter diesen treten, nach unserer Empfindung, zuerst zwey Idyllen hervor, überschrieben Cidli und Meli, eine Idylle aus dem Paradiese. II. 343. und Eklogé, II. 360. Die erste, zu welcher der Verlust zweyer liebenswürdigen Kinder dem Verfasser die Veranlassung gab, verdient den Namen einer Paradieses-Idylle mit allem Rechte; denn seit der Mondgeschichte von Jean Paul erinnern wir uns nicht, etwas so zartes, geistiges und ätherisches gelesen zu haben. Die kleine Cidli sitzt im Paradiese auf ihrer Großmutter Zilia Schooß, und staunet.

Ob

Ob dem jüngst verflatterten Traume des nichtigen Lebens. Der Tag entflieht. Die heilige Nacht waltet überall auf Hügeln und Thalen,

Und sieh! am Saume des Osten
Glomm ein weißlicher Schimmer empor. Der silberne Schimmer
Lichtete sich mit jeglichem Nu. Und siehe mit einmal
Quoll ein leuchtender Ball herauf aus den grollenden Fluthen.
Weithin glänzte die Fluth; es glänzten die Häupter der Berge.
Ziliens hehres Aug' erglänzt' in Thränen der Rührung.
Zärtlicher schmiegte sich Cidli an sie; „Zilia", sprach sie:
„Welch ein Mond ist dieß! Viel schöner wahrlich ist dieser,
„Als der blasse, der manche Nacht mit fließendem Silber
„Unsre Wände daheim besprengt' und mein schwellendes Lager.
„Lieb war jener und gut; doch größer ist dieser und schöner."
Lächelnd durch ihre Thränen sprach Zilia: „Liebliches Mägdlein,
„Was du schauest, ist nicht der Mond, der einstens die Kissen
„Deines Bettchens umflittert'. Es ist die Wiege, Geliebte,
„Drinn du den Traum geträumt des schnell verflatterten Lebens."

Der Gedanke an die Erde weckt in Cidli alle die lieblichen Erinnerungen aus ihrem irrdischen Leben wieder auf. Sie findet das Paradies unendlich schön.

Diese Blumen (sagt sie) nicken mir zu, gleich liebenden Wesen,
Diese Blätter flistern um mich, wie kosende Zungen,
Jene Vögelein flöten mich an, wie fühlende Seelen.
Köstlicher mundet der Palme Saft, die ambrosische Traube,
Als die Milch und das Obst, das mich dort unten gespeiset.

Allein sie kann sich nicht enthalten, mit Wehmuth an ihre Eltern und ihre Geschwister, und an alle die kleinen unschuldigen Spiele, die sie mit diesen gespielt, zurückzudenken. Vor allen vermißt sie ihren jüngsten Bruder, Meli, den süßlächelnden Säugling.

Ich sah ihn so gerne
Liegen und zappeln und girren vor Wonne im Schooße der Mutter,
Sah ihn schlummern so gern in seinem schwebenden Bettchen.
Dieser Schooß hat ihn öfter getragen; mit diesen Armen
Hab' ich ihn öfter umfaßt. Dann lächelte Meli so freundlich.
Wäre doch Meli hier, der holde lächelnde Säugling.

Indem sie noch spricht, schimmert ein Regenbogen herauf. Die Nebel zerfließen, und Meli steht vor der Schwester.

Meli, Meli, bist du's? rief Cidli. Aus Ziliens Armen
Wand sie eilend sich los, und umschlang den schimmernden Bruder.
Meli, Meli, bist du's? O sage, sage mir, Trauter,
Sage, von wannen du kommst? wohin du eilest? O sage,
Ob auch Vater mich grüßt, ob Mutter? ob Lilla und Lili?
Ob sie an Cidli auch denken? O sage, sage mir alles!

Zilia bricht einen Apfel vom Baume des Lebens. Meli genießt ihn; sein innerer Sinn wird aufgeschlossen; er erkennt die Schwester, und erwiedert:

Cidli, Traute, bist du's? Ja, süße Schwester, dich grüßen
Vater und Mutter. Es grüßen dich, Trauteste, Lili und Lilla.
Wenige Tag' erst waretst du weg. Das Auge der Deinen
War noch nicht trocken um dich. Da erkrankt' ich; Flammen versengten
Mir das Gehirn und das innerste Mark. Auf Saliens Schooße
Lag ich sieben Tag' und sieben Nächte, vom Arme
Itzt der Mutter umschlungen und itzt vom Arme des Vaters.
Mit der Frische des achten Morgens erloschen die Flammen;
Liebliches Kühl umfing mich. Es summte wie Wiegengelulle,
Mir in das klingende Ohr. Den brechenden Augen erschienen
Helle Gestalten. Itzt stand mein Herz; der Athem versiegte.
Eingelispelt vom Engel der Ruh in seligen Schlummer,
Lag ich, wie trunken. Wie träumend, vernahm ich die Stimme des Vaters:
Zeuch in Frieden, o Sohn! Zeuch hin zu Cidli, und grüße
Tausendmal grüße die Süße von uns. Ja, Cidli, dich grüßen
Vater und Mutter, es grüßen dich, Trauteste, Lili und Lilla,
Tausendmal grüßen sie dich, und lieben uns ewig, Geliebte.

Jetzt umarmt Zilia die Kinder voll Rührung, sagt ihnen, daß sie die Mutter ihres Vaters sey, und segnet sie.

Rings in Eden war sey'rliches Still und heiliges Schweigen,
Aber nicht lange, so folgte der Still' unauslöschlicher Jubel.
Aus der Näh' und der Fern' von des Ararat Höh'n, von des Pison
Goldsandwälzenden Strom, von des Gihon Ambragestaden,
Aus den Palmen des Phrath, und aus den Zypressen Hideke

Fiat.

Flatterten, flimmernd und zartbeschwingt, wie Libellen zur Herbstzeit,
Ueber die Lilienebnen heran die Seelen der Kindlein,
Welche knospend des Ewigen Hauch aus der Erde gehoben.
Rings umgürtet vom hellen Chor stand Eidli verwundernd;
Freudig erschreckt stand Meli. Des Tonreichs Wirbel erwachten;
Lautenlispel entbebten den Wipfeln der Zedern. Die Quellen
Quollen dahin mit Orphicaklang. Aeolische Harfen
Wehten aus Myrtengebüschen daher zum Reigen der Kinder.
Eidli und Meli flogen dahin in himmlischen Reigen.
Taumelnd und wirbelnd flogen sie hin, daß rings um die Schultern
Ihnen das Haar wild strömt', und die Kränze den Locken entstoben.
Also walket' im seligen Eden unendlicher Jubel,
Während drunten im Lande der Gräber der einsame Vater
Neben den Urnen stand und seine Verlornen beweinte.

Wir glauben nicht, daß irgend ein fühlendes Herz sich dieser lieblichen Dichtung verschließen könne. Aber eben darum wäre jedes Wort, das wir zur weitern Anpreisung hinzusetzten, Entweihung.

Was der Zweck und Gegenstand der zweyten Idylle sey, kündigt der Dichter, gleich im Eingange, durch folgende Zeilen an:

Die ihr vom Sund bis zum Istrischen Golf, vom Rhein bis zur Divina
Oefter den Niegeseh'nen begrüßet mit freundlichen Zeilen,
Eurer Liebe Kund' ihm bringet, und Kunde dagegen
Seines Leidens und Thuns von dem Nimmerzusehenden heischet;
Hört, wie ich leb', ihr Guten, in meiner äußersten Thule,
Wie am Gestade des wogenden Meers, wie so fern von der Städte
Lärmendem Prunk, von den Freuden des Klubs, von den Zirkeln der Weisen,
Und von der Freund' erquickendem Umgang; wie mir des Tages
Zögernde Stunden entfliehn, und die einsamen Stunden des Abends —
Dieses alles vernehmt, dieweil ihr es heischtet, Geliebte.

Schon diese Ankündigung läßt den Leser ahnden, daß er hier nicht sowohl Empfindungen, als Beschreibungen zu erwarten habe, und so verhält es sich auch wirklich. Wir lernen den Dichter gleichsam in seinem Hauskleide kennen, und werden zu Vertrauten aller der Beschäfftigungen und kleinen Freuden gemacht, die innerhalb dem Bezirke seines ländlichen Hofes ihn abwechselnd unterhalten. Aber seine Gemälde sind mit einem so wahren und kräftigen Pinsel dargestellt, und ihnen so viel Züge für Herz und Gefühl beygemischt, daß der Freund des Schönen mit Vergnügen auf ihnen verweilt, und der Kenner kein Bedenken trägt, sie den besten von Voß an die Seite zu setzen. Wer empfindet dem Dichter nicht nach, wenn er, nachdem er uns seine Morgenbeschäfftigungen geschildert hat, fortfährt:

Also verwehn, wie Minuten, die Stunden mir. Gänzlich veraess' ich
Ueber des Denkens hohen Genuß und des Dichters Entzücken,
Meiner wunden Brust und des menschenfreundlichen Arztes
Weiser Warnung. Mich würd' am Pulte der Mittag ereilen,
Träte nicht dieser und jener herein, der den Sinnenden störte:
Itzt die sorgende Gattinn, zu fragen nach diesem und jenem;
Dann der rüstige Großknecht, um für die Geschäfte des Tages
Sich die Befehle zu holen; dann mein süßschmeichelndes Winchen,
Um zu warten der Puppen, der Niedlichen, welche sie sorgsam
Vor des Bruders zerstörenden Grimm auf mein Zimmer geflüchtet,
Wo sie zu Plato und Kant und Gibbon sich friedlich gesellen.
Doch nicht lange, so kommt der zerstörungsselige Gottfried
Selber heraufgepoltert, und heischet das Buch mit den Hunden,
Oder den theuren Borowsky, (wie theuer kümmert ihn wenig)
Oder die Reisen zu Wasser und Land mit den prächtigen Schlössern,
Porzellanenen Thürmen und glotzenden Menschengesichtern.
Mächtig heischt er die Bücher, und Vater muß sie schon geben.
Jene nun dahlt mit dem niedlichen Püppchen, und lull' es in Schlummer;
Dieser durchtobet das stiebende Buch, und » Vater, was ist das? «

Fragt

Fragt er bey jeglichem Bilde. Fürwahr, da dichtet sichs trefflich!
Immer noch such' ich zu fahen den oft entschlüpfenden Faden.
Siehe, da tritt vor der sorgenden Mutter mein züchtiges Julchen
Trippelnd herein, und zupfet den schreibenden Vater am Ermel.
Nieder schau ich, zu schmählen. Des Mägdleins glänzendes Auge
Trifft mir das Herz; mir entsinket die Feder. Nicht länger mich haltend
Spring' ich auf von dem wehenden Blatt, und drücke mit Inbrunst
Mein süßlallendes Kind an den schlagenden Busen. Hinunter
Stürmen nun Groß und Klein in den blüthenduftenden Garten.

Oder wer vergegenwärtiget sich nicht das Bild des arbeitenden Dichters, wenn er sich selbst also mahlet:

Heiter setz' ich mich dann zum schöngeformten Schreibtisch,
Welchen zum jüngsten heiligen Christ mir mein Julius schenkte,
Sich erbarmend der Noth des geplagten Autors, den vormals
Auf dem engern Pult, ein unentwirrbares Chaos,
Rechts und links die Papier' umstarrten, seit Wochen und Monden
Uebereinander geschichtet; dem rechts und links die Quartanten
Und die gewaltigen Foliobände, vom staubigen Estrich
Bis zum Kinn ihm thürmend, die Luft und die Sonne verbauten.
Solcher Noth sich erbarmend, verehrte der Schöne und Gute
Mir zum jüngsten heiligen Christ den stattlichen Schreibtisch,
Welchen von ihm belehrt, der kunstverständige Schreiner
Tüchtig und zierlich erbaut und mit schimmernden Weiß bemahlt hat.
Mit Auszügen ist er versehn, und unzähligen Fächern
Mit geräumigen Blatte, zu fassen die Fülle der Bücher,
Mit schiefliegender Schreibefläche, zur Schonung des Auges
Sorgsam mit grünem Tuche bekleidet. Zur Rechten und Linken

Thürmen auf künstlich durchbrochen Gerüsten die Globen von Akrell.
Drüben prangen im zierlichem Schreine Britanniens Weise,
Galliens Lehrer, und ihr, der heiligen Hellas Heroen.
Solche Männer im Auge, von solchen Mustern entflammet,
Setz' ich mich heiteren Muthes, versuche das Blatt zu vollenden,
Das ich am Morgen begann, und wenn es der Genius wehret,
Wähl' ich mir flugs ein andres Geschäft. Denn hadern zu wollen
Mit dem Genius frommt nicht; er nahet und flieht nach Belieben.

Und wie schön und herzerhebend ist nicht die Schilderung der stillen Schwermuth, die wenn er Nachts allein in seinen Garten wandelt, sich seiner Seele bemeistert!

Dein denk' ich vor allen,
Treffliche Ida, und dein zunächst, holdselige Rosa —
Edle, reine, unschuldige Seelen, ihr Seelen mit Thränen
Und mit Träumen und Flügeln ... mit Flügeln, die ach, nur zu frühe,
Viel zu frühe zurück euch trugen zur bessern Heimath;
Ich gedenke der Zeit, der nahen vielleicht, wo ich selber
Lieg' und schlafe den eisernen Schlaf, wo die liebende Gattinn
Schluchzend des Schäfers Hügel besucht, wo meine Alwine
Jammernd den Vater ruft, den nie erwachenden Vater,
Während bestürzt die Unmündigen dastehn, wenig es ahnend,
Was dem Schwesterchen sey und der händeringenden Mutter.
Dieses bedenkend durchwandl' ich des Gartens schattende Gänge.
Dunkler werden die Schatten um mich. Wie Gräbergedüfte
Wehen mich an die Gerüche des blühenden Flieders. Des Rohrspaz
Dumpfes Rufen gemahnt mich wie Todtengeläute, bis etwa
Sich der thränende Blick erhebt zum ewigen Himmel,
Bis mit der Nacht entschleyertem Glanz, mit dem Schimmer der Sterne
Mit des Arkturus röthlichem Licht, mit dem Funkeln der Wega
Strahlend in mir der Gedank' erwacht, das hohe Bewußtseyn:
Daß wir sind, um ewig zu seyn. — Gestärkt und getröstet Wandl'

Wandl' ich nun heim auf mein stilles Gemach, Die Wolke des Schlummers
Wallet hernieder und schließt mir leiseſäuselnd die Augen.

Zunächst nach diesen beyden Stücken haben uns diejenigen, die schon in der frühern Ausgabe so sehr über die andern hervorragten, nämlich Was bleibt und was schwindet, (I. 74) Unsterblichkeit (99) Holdy und Hulda (338) Elysium, (II. 167) und Walder und Oda (242) am besten gefallen; indeß finden sich auch unter den neu hinzugekommenen, vorzüglich unter den lyrischen Stücken, mehrere, die, wenn sie jene ältern auch nicht übertreffen, doch die Vergleichung mit ihnen nicht scheuen dürfen. Wir wollen, da es uns hier an Raum zum Ausziehen und Beurtheilen gebricht, unsere Leser wenigstens auf die Erscheinung (II. 117), auf Erwin und Elwina (221), auf Arkona (285), auf die Harmonie der Sphären (298), und auf den Weihgesang (140) — aufmerksam machen. Der Stoff des letzten Liedes ist unstreitig einer der schwierigsten und undankbarsten: — es ist der Eröffnung des anatomischen Theaters in Rostock gewidmet; — gleichwohl fehlt es auch hier nicht an einzelnen vortrefflichen Strophen, um deren willen man die schwächern oder mißlangenen, wenn nicht übersieht doch verzeiht. So heißt es unter andern vom Herzen:

Bist du es, kleiner Muskel unsers Lebens,
Rastloses Triebwerk, Unruh unsrer Brust?
Du Stifter unsers Drängens, Treibens, Strebens?
Du Quelle unsrer Qual und unsrer Lust?
Wir fühlen wohl dein ungestümes Dehnen,
Dein Jagen und dein Schlagen Nacht und Tag —
Doch zu beschwichtigen dein Schmachten und dein Sehnen,
Ist unsre Menschenkraft zu schwach.

Und bald nachher von den Sinnen und der Empfindung:

Und, o der Kunst, die mit Gedankenschnelle
Den holden Lichtstrahl in den Sehnerv lenkt!
Und, o der Weisheit, die des Schalles Welle
In unsers Ohrs Gekämmer sorgsam senkt!
Und, o Geheimniß, das die tausend Räder
Im Nu harmonisch regt und rückt und schiebt!
Wer bist du, leise Kraft? wo schnellst du, stille Feder?
Wer ist, der dein uns Kunde giebt?

Was die Verbesserungen dieser zweyten Ausgabe betrifft: so besteht die wichtigste unstreitig in der Auslassung vieler tadelnswerthen Gedichte, und Vertauschung derselben gegen bessere. Einige Erzählungen, die durch ihre Weitschweifigkeit ermüdeten, mehrere lyrische Stücke, die durch Uebertreibung und Spielereyen beleidigten, auch verschiedene Elegien und elegische Lieder, die ins Süßliche und Kindische fielen, hat der Verfasser mit lobenswürdiger Unpartheylichkeit unterdrückt. Aber auch die bessern und vorwurfsfreyern seiner Arbeiten hat er von neuem unter die Feile genommen, und ihnen einen höhern Grad von Vollkommenheit zu geben gesucht. Von welchem richtigen Gefühle er sich dabey hat leiten lassen, und in wiefern der Erfolg seinem Bemühen entsprochen hat, werden die, zwar nicht auffallenden, aber darum doch verdienstlichen Umänderungen in der Ode Elysium am besten zeigen. Alte Lesart:

Der du lechzest aus des Staubes Enge,
Aus der Thorheit lastendem Gedränge
Nach den Räumen der Unendlichkeit —
Wälz dich nun durch lange Ewigkeiten
In des Weltalls ungemeßnen Weiten!
Unsern Räumen mangeln Maß und Zeit!

Neue Lesart:

Der du lechzest in des Stoffes Enge
In der Massen lastendem Gedränge
Nach den Räumen der Unendlichkeit —
Schwärme fröhlich nun durch Ewigkeiten
In des Weltalls ungemeßnen Weiten.
Schrankenlos sind Edens Raum und Zeit!

Alte Lesart:

Stürmten dir des Ruhmes Donnerglocken,
Wehten dir der Helden Lorbeerlocken
Unmuth, Eifersucht und Thatengier —
Jüngling, hier sind Kränze zu erringen,
Säulen zu ersiegen, Lorbeern zu ersingen,
Auf, und ringe und erring sie dir!

Neue Lesart:

Weckten dir des Ruhmes Donnerglocken,
Dir die Lorbeern in der Helden Locken
Unmuth, Eifersucht und Thatbegier?
Jüngling, hier sind Kränze zu erringen,

Säu-

Säulen zu erstreben, Lorbeern zu erringen,
Auf und wirb, und kühn erwirb sie dir!

Alte Lesart:

Thor, im Vaterland der Eitelkeiten
Durstete dein Herz nach Seligkeiten,
Die des Staubes Kindern Staub nicht giebt?
Liebe lechzten deine Flammentriebe? —
Sey geliebt von uns mit Engelliebe,
Wie Elysium die Seinen liebt.

Neue Lesart:

In der Heimath bunter Nichtigkeiten
Träumtest du dir thöricht Seligkeiten,
Die nicht Ueberdruß, nicht Reue trübt.
Liebe lechzten deine Flammentriebe?
Sey geliebt von uns mit jener Liebe,
Welche zehnfach der Empfangne wiedergiebt.

Auch mehrere kleine Flecken sind verwischt. So heißt es jetzt

Wo keine Nebel irren

für: Wo keine Irren irren

ferner: Mich wagen bis hart an die Säume des Nichts

für: Mich graben hinab in die Gründe des Nichts,

und: Deinen Schleyer zerreißen, spröde Feye Natur

für: Deinen Schleyer zerreißen, freundliche Mutter Natur.

Einsichtsvollern Lesern brauchen wir nicht zu sagen, daß die bessernde Hand des Verfassers da, wo es nöthiger war, als hier, noch weit zahlreichere und in das Ganze mehr eingreifende Aenderungen versucht hat. Sie werden es aus den mitgetheilten Proben von selbst errathen.

Ob der Dichter bey einer künftigen Ausgabe, nicht noch manche Veranlassung zum Ausmerzen, Wegstreichen und Umbilden finden werde, — es sollte uns in Wahrheit leid thun, wenn er sie nicht fände. Schon jetzt, wir gestehn es unverholen, würde uns die Hälfte lieber seyn, als das Ganze, und wir leben der guten Hoffnung, daß auch der Verfasser so manches lange kalte Gedichte künftig nicht, um einzelner Stellen willen, verschonen, oder ihm abermals die undankbare Mühe des Verbesserns schenken werde. Die Verurtheilung seiner allegorischen Gedichte, (die neuern sind ihm nicht besser gelungen, als die ältern,) die Ausstoßung mehrerer lyrischen

rischen und elegischen, die arm an Empfindung, aber desto reicher an poetischen Phrasen sind, und die Verweisung so widerspenstiger Kinder, wie das Fräulein Garmin, Ritogaz und Wanda, Schön Hedchen und andere, wäre das erste und wesentlichste Verdienst, das er sich um Leser von geläutertem Geschmacke und reinem Schönheitssinne erwerben könnte.

Einen zweyten Dank würde er sich von ihnen verdienen, wenn er mit einem kritischen Freunde zu Rathe gehen, und seine bessern Gedichte, (denn auch die bessern trifft dieser Vorwurf,) von so manchen auf ihnen haftenden und sie entstellenden Flecken säubern wollte. Ausdrücke und Wendungen, wie folgende:

Allen Engeln entschwungen,
Jede Klemme durchdrungen,
Jedem Gedräng' entdrängt.
— — — — — — —
Hinausgehoben über Trug und Wahn,
Ueber des Neides Zähngeflätsche,
Ueber der Klatschsucht Luggeträtsche,
Ueber der Ehrsucht umdonnerte Höhn;
— — — — — — —
Der eingepreßten Brust entstürzten Felsenblöcke
Dem zugeschnürten Aug' entwollten Bind und Decke
Des Stoffes Rinde borst; der Schwere Fessel sprang;
Der Thierheit Brodem sank.
— — — — — — —
Während noch säuselt die freundliche Frühe,
Steig ich hinab in die Tiefen des Ich, in den Schacht des Bewußtseyns,
Lüpfe den Schleyer des Denkens, und lausch' am Vorhang des Wollens,
Grübl' über Raum und Zeit, und über das Seyn und das Nichtseyn,
Ueber die Form und den Stoff, und über das Ich und das Nicht-Ich.
— — — — — — —
Im seligem Bunde
Gatten sich Neigung und Pflicht; es huldigt der Trieb dem Gedanken.
Und zur Nothwendigkeit klimmt der gezeitigte Mensch durch die Freyheit.

solche

solche Ausdrücke, (und sie kommen im Elysium, in Arkona und in der Ekloge vor,) verrathen einen noch nicht sichern und gereiften Geschmack, und schaden dem Dichter ausnehmend, indem sie den schönen Einklang seiner Werke unterbrechen oder zerstören. Auch so unangenehm klingende Zusammensetzungen, wie zurückgerückt, unreine Daktyle, wie Aber schon, und die häufigen, die Hexameter anhebenden, Anapästen — freylich nur Kleinigkeiten, allein darum doch für den Schriftsteller, der das Vollendete liebt, nicht gleichgültig, — werden bey einer neuen Durchsicht, wie wir hoffen, verschwinden.

Natürlichkeiten der sinnlichen und empfindsamen Liebe, vom Freyherrn Fr. Wilhelm v. d. G. Vier Bändchen, mit lateinischer Schrift. 1798. Zusammen 2 Alphabet 9 Bogen. 8. 3 Rl. 16 Gr.

Das erste Bändchen dieser Sammlung enthält die schon oft gedruckten und beurtheilten Gedichte à la Grecourt, oder wie sie, wenn wir nicht irren, seit 1786 hießen, Gedichte nach dem Leben. Nach der vor uns liegenden Ausgabe von dem genannten Jahre zu urtheilen, haben sie, ausser einigen nicht bedeutenden neuen Stücken, verschiedene auf Sprache und Versbau sich beziehende Veränderungen erfahren; die aber weder zahlreich, noch glücklich genug sind, um den schwierigen Kunstrichter zu befriedigen, oder ihn ganz zur Ruhe zu verweisen. Vielmehr findet der gute Geschmack überall Veranlassungen, sich über das zurückgebliebene Leere und Müßige zu beschweren, und eine strengere Feile zu wünschen. Indeß treten wir auch so gern dem Ausspruche anderer Kunstrichter bey, daß, abgesehen von allem moralischen Inhalt, mehrere dieser Gedichte, und vorzüglich viele einzelne Stellen sich durch Wärme und poetischen Geist auszeichnen, und durch den üppigen Reiz, der so schwelgerisch über sie ausgegossen ist, oft wider Willen entzücken und hinreißen.

Die zweyte Sammlung, von der, laut des Vorberichts, bis jetzt nicht mehr als drey Abdrücke existirten, ist der ersten am Inhalt, wie am Werth, durchaus gleich. Der Verfasser ist weit züchtiger, oft sogar petrarchisch-schwärmerisch; aber auch zugleich kälter, sorgloser gegen Sprache und Versifikation,

und

und in hohem Grade nachsichtig gegen sich und seine Einfälle geworden. Die meisten dieser kleinen Gedichte sind wirklich nichts mehr, als Reimereyen, zuweilen artig genug, um dem geliebten Mädchen eingehändigt, allein meistens viel zu unbedeutend, und ungefeilt, um auch dem Publikum vorgelegt zu werden.

Hier sind einige zur Probe:

Schön ist die Rose, wenn der Thau
Aurorens sie begießt;
Schön ist die Locke, wenn sie frey
Von stolzer Scheitel fließt.

Doch schöner ist die Rose mir,
An deiner Brust verblüht,
Als jede Rose, wenn sie frisch
Am eignen Stocke glüht;

Und lieblicher und stolzer schlingt
Dieß Haar in Locken sich —
Schnittst du zur Strafe für den Stolz
Die Locke ab für mich?

Nein, nein, nicht Rache, Liebe schnitt
Für mich dieß Löckchen ab,
Die Liebe, die vom Busen mir
Tribut in Röschen gab.

Gesegnet sey das Stellchen, das
Einst trug das seidne Haar,
So wie der Augenblick, da mir
Dein Herz wohlthätig war.

Nur wachse da kein Löckchen mehr
So lang, so braun, so fein;
Der Reiz der Erstlingsschaft gebührt
Nur diesem Haar allein.

Am Busen sterb Dir jeden Tag
Ein Röschen, wenn's mit Neid
Gesehn, wo schönre Knospen blühn,
Voll Reiz und Fühlbarkeit.

Und

Und wenn's gestorben, dann gieb's mir,
Und fühl beym Druck der Hand
Sanft meinen Wunsch, zu sterben auch
Da, wo das Röschen stand.

Weder Erfindung noch Ausführung können einigen Anspruch auf Beyfall machen. S. 161 lesen wir:

Reizvoller Lenz, entflieh, entflieh!
Dein May ist wintricht ohne sie;
Gesänge deiner Nachtigallen
Fühlt die betäubte Seele nicht,
Ihr Ton ist Freude, und entspricht
Nur Herzen, die von Freude wallen.
Dort hinter Bergen, die ein Kranz
Von thauigem Gebüsch umflügelt,
Hebt sich mit frohem, goldnen Glanz
Die Morgensonn' empor, und spiegelt
Sich früh im Thau, der Blumen stärkt —
In Thränen aber nicht, die unbemerkt
Mein Kummer weint, der so im Schatten
Der Einsamkeit sich mehrt, wie unterm Blätterschatten
Mayblumen, die der Sonne ungern nur gestatten
Die thaugefüllten Kelche anzuglühn,
Und ihnen Thau und Düfte zu entziehn.

Man erinnert sich nur gar zu lebhaft, daß man das alles schon oft und besser gelesen hat. Beugungen, wie Fädenchen, für Fädchen, S. 45. und Reime, wie schmiegte und Lichte sind vollends unverzeihlich, und kommen gleichwohl auch vor. Nur in einigen Gemälden, wie z. B. in dem S. 162, das jedoch nicht ganz fleckenfrey ist, glaubten wir den frühern Dichter zu erkennen.

Die dritte Sammlung soll 1780 ohne Vorwissen des Verfassers zum ersten Mal erschienen seyn. Ton und Manier des Dichters nähern sich in dieser mehr noch, als in der vorigen, der petrarchischen; aber sie enthält weit vorzüglichere, obgleich nicht correktere Stücke, als jene. Zum Belege setzen wir den Anfang des Gedichts S. 63 her:

Hier wo der Geist, vom schattigen Gefieder
Der Einsamkeit bedeckt, durch tausend Welten irrt;

Vom

Vom Bau der Glückssysteme müder
Von Hoffnungen und Wünschen trunkner wird;
Wo nach der Wirklichkeit von allen Idealen,
Die eine andre Welt mit hoher Täuschung mahlen,
Der erdensatte Geist voll Sehnsucht schaut;
Wo er, ohn' um den Weg nach künft'gen Seligkeiten
Spitzfindig sich mit Witz und Kunst zu streiten,
Dem, der zu ihrem Glück die ganze Welt gebaut,
Sein Schicksal ohne Furcht vertraut:
Hier fühlt das Herz, das auf den weichen Sesseln
Der Lust, und bey den Sklavenfesseln
Des Rangs und Reichthums stets das wahre Glück vermißt,
Hier fühlt und sieht dieß Herz das Leere
Der Bücher und der Welt, wenn keine Liebe wäre;
Hier fühlt's, welche eine Seligkeit es ist,
Ein Wesen lieben, das den Sinnen
In allem Reiz der Charitinnen
Erscheint, dem Worte von den Lippen rinnen,
Voll Zauber, alle Geister zu gewinnen,
Das wie der Frühling blüht und sympathetisch küßt,
Dem Harmonie den Flügel frisch besaitet,
Wenn ihn der silbertönende Gesang begleitet;
Ein Wesen lieben, das, wie Vesta, keusch,
Die Tugend ohn' der Heucheley Geräusch
Mit warmen Blute paart, und Amors Glück vergrößert,
Indem's mit seiner Kunst des Lieblings Seele bessert.
O Minna, wohl, wohl mir in meiner Einsamkeit!
Still lodert hier die Gluth der Zärtlichkeit;
Kein fremder eitler Wunsch zerstreut.
Die Funken, die sie sprüht, und bey dem sanften Lichte
Seh' ich der Liebe Keim, und seine Wonnefrüchte
In einem schönern Glanz — und richte
Den Blick nach Sphären hin, zu denen Minna's Geist
Sich aufschwingt, und auch mir die Bahnen weist.

Wie sehr würde der Ruhm des Verfassers gewonnen haben, wenn er oder der Herausgeber, statt uns mit dieser Menge von Stücken zu überschütten, die wenigen Guten sorgfältig ausgesucht, von Flecken gesäubert, und der Vollendung näher gebracht hätte. Dichter sollten doch wenigstens davon zurückkommen, ihre Ehre in die Summe ihrer Produkte zu setzen.

Zum

Zum Schlusse dieser dritten Sammlung finden sich einige biographische Nachrichten über den Freyherrn von G.; denen man wohl mehr Umständlichkeit und Ausführlichkeit wünschen möchte, und etliche zwischen ihm und Wieland gewechselte Briefe.

Der vierte Theil liefert Johannes Secundus Küsse in einer doppelten Verdeutschung, nämlich in einer reimlosen jambischen, mit gegenüberstehendem Original, und in einer gereimten, mit Mirabeau's französischer Uebersetzung in Prosa. Wir wählen eins von den kleinen Stücken zur Probe. Das dritte lautet lateinisch also:

Da mihi ſuaviolum, dicebam, blanda puella;
Libaſti labris mox mea labra tuis.
Inde, velut preſſo qui territus angue reſultat,
Ora repente meo vellis ab ore procul.
Non hoc ſuaviolum dare, lux mea, ſed dare tantum
Eſt deſiderium flebile ſuavioli.

Dieß klingt reimlos, wie folget:

Gieb mir einen Kuß, mein Liebchen,
Sprach ich; da berührten deine Lippen
Schnell die meinen — doch erschrockner springt,
Wer auf eine Schlange tritt, nicht weg,
Wie dein Mund von meinem Munde.
Aber das, mein heitres Mädchen, heißt
Nicht ein wahres Mäulchen einem geben,
Sondern nur das traurige Verlangen
Nach solch einem wahren Kusse wecken.

Hier ist es gereimt:

Gieb mir einen Kuß, nur Einen,
Süßes Mädchen, bat ich dich;
Da berührt' dein Mund den meinen,
Schnell — doch hurtiger wird sich
Wer auf eine Schlange tritt, nicht retten,
Wie du mir vom Munde sprangst,
Und aus meiner Arme Ketten
Dich mit Flugeseile rangst.
Aber Mädchen, solch ein Lippennecken
Heißt nicht wirklich einen Kuß

Geben — nein, nur nach dem Vollgenuß
Eines Kusses traur'ge Lust erwecken.

Mag dann dieser mit zwey Gesichtern ausstaffirte Janus Secundus sein Glück versuchen, uns will weder das eine, noch das andre gefallen; doch scheint uns das ohne den Flitterputz des Reims immer noch das erträglichere. — Sollten dieses Dichters sanfte, süße, zierliche nektarartige, und den Lippen der Venus entflossene Küsse, wie sie Skaliger nannte, uns im Deutschen wirklich das werden, was sie im Lateinischen sind: so ist kein anderer Rath, als daß der Uebersetzer in dem Sylbenmaaße des Originals arbeite, eben so hartnäckig und unverdrossen feile, ründe und glätte, als ob es die Uebersetzung eines Tibull gelte, und vor allen Dingen die Verdeutschung dieser lieblichen Küsse nicht zu seinem ersten Probestücke wähle.

Cg.

Musik.

Vollständige Orgelschule für Anfänger und Geübtere, herausgegeben von Justin Heinrich Knecht. Erste Abtheilung, die Anfangsgründe der Orgelspielkunst enthaltend. Leipzig, in der Breitkopfischen Musikhandlung. 1795. Fol. 86 Seiten. Zweyte Abtheilung, die Kenntniß der vornehmsten Orgelregister enthaltend. Ebendas. 1796. 196 Seiten. Zusammen 5 Rl. 16 Gr.

Nicht ohne Grund befürchten wir, daß ein so weitläuftig angefangenes Werk vielen, wo nicht den meisten, Orgelspielern zu theuer seyn werde. Denn laut der Vorrede soll das Ganze aus nicht weniger, als aus acht Abtheilungen bestehen, wovon die beyden ersten vor uns liegenden schon 5 Thaler 16 Gr. kosten. Man kann daher ungefähr berechnen, wie hoch der Preis dieser vollständigen, noch aus sechs Abtheilungen bestehenden Orgelschule seyn werde. Besser würde der Verf. wohl gethan haben, wenn er den eigentlichen Unterricht, und die praktischen Tonstücke — welche letztern bey weitem den mehre-

mehresten Raum einnehmen — hätte besonders abdrucken lassen. Denn beydes zusammen wird wahrscheinlich manchen Lehrbegierige nicht kaufen können. Auch ist, durch die vielen Anmerkungen für Anfänger und Geübte, vorzüglich aber durch die beygefügten, sehr überflüßigen Randglossen, die Bogenzahl stark vermehrt worden: so wie denn überhaupt der Vortrag des Vfs. ziemlich weitschweifig ist.

Die erste Abtheilung dieser Orgelschule zerfällt in verschiedene Abschnitte, deren Inhalt wir der Reihe nach anzeigen, und mit einigen Anmerkungen begleiten wollen. Wir erlauben uns dieß um so viel mehr, da Herr K. bey dem Ausfalle auf einen gewissen Recensenten hinzufügt, daß er jeden gegründeten und belehrenden Tadel nicht nur mit Dank annehmen, sondern auch bey Gelegenheit zu benutzen suchen werde. „Einleitung. Von der Orgel überhaupt, nebst einer kurzen „Geschichte derselben." Beyde Abhandlungen haben unsre Erwartung nicht völlig befriedigt. Zum Beweise, wie der Vf. diese Gegenstände behandelt hat, heben wir bloß den Anfang des ersten Paragraphen aus. Auf dem Rande heißt es: „Kurze Schilderung der Orgel." Diese Schilderung lautet im Texte also: „Das Vollkommenste, vollstimmigste „und prächtigste unter allen musikalischen Instrumenten ist unstreitig — die Orgel. Wie künstlich und bewunderungswürdig ist nicht ihr Mechanismus! Wie majestätisch, geisterhebend und mannigfaltiglautend ihr Ton! In ihr vereinigen sich beynahe alle Arten von Stimmen. (Der Vf. hat hier unstreitig Instrumente, Klang, und dgl. schreiben wollen; denn man sagt nicht: die Stimme einer Trompete, ꝛc. „Wenn man eine Stimme nach der andern einzeln hören „läßt: so glaubt man bald eine sanfte Flöte, bald ein Brausen „der Wasserwogen, (durch welche einzelne Stimme wird dieß dargestellt? Etwa durch die Flötenartige Unda maris? —) „jetzt eine Weidenpfeife, jetzt eine Trompete, bald eine Menschenstimme, bald eine Posaune, jetzt eine Hoboe, jetzt einen „Fagott, bald eine Querflöte, bald Vogelgesang, jetzt das „Rollen des Donners, (??) jetzt dieses oder jenes liebliche „oder rauschende Instrument zu vernehmen. Vermischet (verbindet, wäre wohl richtiger) man einige dieser Stimmen „auf eine geschickte Art mit einander: so stellen sich die mannigfaltigsten Modificationen des Tones dem Ohre dar." (Modificationen des Tones wohl eigentlich nicht; denn bekannt-

kanntlich kaim der Ton einer Orgel — im gewöhnlichen Sinne des Wortes genommen — nach S. 54. §. 3. nicht modificirt werden.) „Alle Stimmen aber zusammengenommen, „verursachen die stärkste, prächtigste Volltönigkeit, welche sich „nur im Tonreiche denken und hören läßt.“ (Denken läßt sich allerdings eine noch größere Volltönigkeit, als sie in der Orgel vorhanden ist.) „Freylich erfordert das wahre, kunst„reiche Orgelspiel einen Mann u. s. w., wie ehemals ein Hän„del *), Sebastian Bach, ein Walther und Eberlen „war, und wie heutiges Tages ein Vogler ist.“ Der Recensent hat Voglern gehört, und sowohl seine erstaunenswürdige Fertigkeit, als die reiche Phantasie desselben bewundert; ob aber V. ein solcher wahrer Orgelspieler heißen kann, wie ihn Hr. K. Seite 57. § 23. voraussetzt, läßt Rec. dahin gestellt seyn. Wenigstens hätten Albrechtsberger, Häßler, Kaufmann, Kittel, Nicolai, Rembt, Vierling u. s. w. unter den jetzt lebenden wahren Orgelspielern mit eben dem Rechte genannt zu werden verdient. Unter den bereits verstorbenen vermissen wir vorzüglich einen Friedemann Bach, Bertuch, Buxtehude, Homilius, Krebs, Marchand, Seege, u. a. m.

Gegen die S. 4 bis 6. enthaltene kurze Geschichte der Orgel haben wir ebenfalls manches zu erinnern. So schreibt z. B. Herr K. §. 2: „Der berühmte Archimed, welcher „200 Jahr vor Christi Geburt lebte, wird für den Erfinder „einer Orgel gehalten, deren Windbälge durch Wasserkünste getrieben wurden, u. s. w.“ Man sieht, daß der Vers. hier die Wasserorgel (Hydraulicum sc. organum) meint, die aber nach Vitruv **), Plinius ***) und Athenäus ****) u. a. m. nicht Archimed, sondern Ctesibius erfunden, oder wie Andre wollen, doch merklich verbessert haben soll. Auch über die Entstehung des Klanges bey dieser Orgel sind die Meinungen verschieden. Wem daran gelegen ist, mehr hier-

von

*) Händel war bekanntlich einer der größten und gründlichsten Componisten seiner Zeit; aber deshalb eben nicht einer der größten Orgelspieler. Wenigstens kann er in dieser Rücksicht einem Sebastian Bach, ꝛc. keinesweges an die Seite gesetzt werden. (s. den 81sten Band der allg. d. Bibl. S. 295 f.)

**) Lib. IX. Cap. 9. pag. 429.

***) Hist. nat. Lib. VII. Cap. 37.

****) Ath. IV. Cap. 24.

von zu wissen, den verweisen wir auf Forkels allg. Geschichte der Musik, S. 416; auf Busch Versuch eines Handbuchs der Erfindungen, unter Orgel, und auf die Schriften von Kircher, Prätorius, Salomon von Till, Printz, Adlung, Sponsel u. a. m. In des Letztern Orgelhistorie findet man auch sehr wahrscheinlich dargethan, daß die Erfindung unsrer jetzigen (Wind-) Orgeln nicht früher, als im vierzehnten Jahrhundert nach Christi Geburt angenommen werden kann. Herr K. irrt daher, wenn er die Existenz derselben, als eine entschiedene Sache, für weit älter hält. — Unter den großen und vortrefflichen Orgelwerken, die der Verfasser S. 5. namhaft macht, hätten noch sehr viele, z. B. in Augsspurg, Berlin, Breslau, Freyberg, Görlitz, Magdeburg, Prag, Ulm, Zittau u. s. w. erwähnt werden sollen. Nähere Nachrichten hiervon findet man in Gerbers Lexicon der Tonkünstler.

„Erste Abhandlung, über die Anfangsgründe der Orgelspielkunst." Billig setzt der Verf. bey einem, welcher die Orgelspielkunst erlernen will, die Kenntniß der Anfangsgründe, nämlich der Schlüssel, Noten, Pausen, Taktarten u. s. w. voraus. Um so viel mehr verwunderten wir uns, im ersten Abschnitte (S. 7.) eine, hier sehr entbehrliche Beschreibung der Tasten u. s. w. zu finden. Und wozu die weitläuftige Erklärung der Octavabtheilungen, wovon jeder Anfänger im Clavierspielen ebenfalls bereits unterrichtet ist, oder doch seyn sollte? — Die S. 9. erwähnten Contratöne möchten überdieß, so wie auch Töne aus der dreygestrichenen Octave, nur in sehr wenigen Orgeln vorhanden seyn. Höchstens wäre etwa §. 5. von der sogenannten kurzen Octave, für den Orgelspieler insbesondere nöthig gewesen. Denn gewiß nur äußerst selten wird ein Lernender in den ersten Stunden sogleich auf der Orgel spielen. Man kann vielmehr als gewiß annehmen, daß er vorher bereits auf irgend einem andern Clavierinstrumente Unterricht und Uebung gehabt habe, mithin die Tasten und Octaven schon zu benennen wissen werde. Bey dieser Lection kömmt S. 9. sogar eine Anmerkung für Geübtere vor, welche wörtlich also lautet: „Würden die Contratöne (bey Nr. 1.) vollends bis in das Contra C herabreichen, wie denn wirklich die meiste (n) Pedalregister (die meisten? In wie vielen Pedalen mögen wohl die meisten Register 16 füßig seyn?) eine solche tiefe Stimmung haben:

so könnte man dieses die Contraoctav(e) heißen.“ Welch eine Anmerkung für Geübtere!! — Ueberdieß verändert ja der Fußton, oder nach des Verfassers Ausdruck: die tiefe (folglich auch die hohe) Stimmung, in Absicht auf die Benennung und Eintheilung der Octaven nichts. Denn sonst würden die sämmtlichen Octaven, je nachdem man ein tieferes oder höheres Register zöge, jedesmal anders genannt werden müssen. — Der zweyte Absatz, von der Tastatur des Pedals, ist in einer Orgelschule größtentheils zweckmäßig und gut. Daß aber nach S. 11. die Pedaltastur in den meisten Orgeln mittlerer und neurer Zeit gemeiniglich nur bis in das kleine f, oder höchstens in das kleine g ꝛc., und bey wenigen in das eingestrichene c reiche, ist nicht völlig der Wahrheit gemäß. Denn die meisten Pedale haben, wenigstens in der Gegend des Recensenten, einen Umfang von zwey Octaven, nämlich von C bis c̄, und wohl noch weiter. Auch schon Adlung schreibt S. 26: „Die gemeinste Zahl der Pedaltasten ist jetzt 24. Bisweilen thut man c̄is und d̄ auch dazu ꝛc. Etliche gehen noch höher.“

Im zweyten Abschnitte wird S. 11 bis 13. von der Applicatur der Finger gehandelt. Da auf diesen 32 Folioseiten von der Fingersetzung nichts, oder nur äußerst wenig vorkömmt, was nicht jeder Clavierspieler ebenfalls weiß, oder doch wissen sollte, und was er nöthigen Falls aus einer guten Anweisung zum Clavierspielen lernen kann: so hätte dieser Absatz wenigstens sehr abgekürzt werden können. Man findet aber in den meisten Anweisungen zum Clavierspielen gründlichern und bessern Unterricht in Absicht auf die Fingersetzung, als in Ansehung des Taktes. Da nun der Verf. die Lehre vom Takte ganz übergangen hat: so wird doch, sogar neben diesem weitläuftigen Werke, noch ein andres Lehrbuch nothwendig. Soll aber der Lehrer dem Zöglinge die übergangene Lehre vom Takte beybringen: so wird er ihn doch wohl auch mit den ersten und allgemeinen Regeln von der Fingersetzung bekannt machen können. Kurz, wir können uns von der Nothwendigkeit dieses langen Abschnittes nicht überzeugen, da wohl schwerlich jemand z. B. zu den S. 15 bis 21. vorgeschriebenen Tonleitern die Fingersetzung zuerst auf der Orgel üben und erlernen wird. Ueberdieß sind wir mit dem Vf. auch in Hinsicht auf die dabey zum Grunde gelegten Regeln

gen nicht durchgängig einverstanden. Daß er den Daumen (der von ihm der Daume genannt wird) durch o bezeichnet, mag hingehen; obgleich der S. 12. Zeile 1 angegebene Grund: „daß der Daumen durch das Zeichen einer Nulle desto deutlicher in das Auge falle," sonderbar genug ist. Auch liegt es vielleicht bloß an uns, daß wir die ebend. befindliche Stelle: „da eine blinde Beziehung ohne eine vorgängige Theorie „des Fingersatzes unzulänglich ist" ꝛc. nicht völlig verstehen. Wir wollen also darüber ebenfalls nicht mit dem Vf. rechten. Allein darin können wir ihm auf keinen Fall beystimmen, wenn er S. 12. §. 2. sagt: „Diese fünf Finger, welche einander in Betracht ihrer Länge und Stärke so ungleich sind, „muß man in einer solchen Krümmung an das Manual „setzen, daß die Spitze derselben in einer ziemlich geraden Linie neben einander zu liegen komme. Diese halbe Biegung giebt den Fingern nicht nur eine gleichere Länge u. s. w." Augenscheinlich kann und soll dieß nicht von allen fünf Fingern, sondern nur von den drey längern (mittlern) gelten. Bald darauf heißt es §. 3: „Da der Daume (n) der nie„drigste Finger ist: so darf er folglich niemals auf einen (eine) „Obertasten (taste) gesetzt werden, ausgenommen, wenn die „Hand sich ausstrecken muß, um eine Octave zu greifen." Auch diese Behauptung gilt nicht ohne Einschränkung; denn man kann und muß den Daumen zuweilen, auch außer den erwähnten Octavenspannungen, allerdings auf eine Obertaste setzen. Wir verweisen den Verf. — da wir hier kein Beyspiel in Noten einrücken können — deshalb auf die Probestücke zu Bachs Versuch, Seite 17, Takt 10. 12. u. a. m. Ferner schreibt Hr. K. Seite 12. §. 5: „Am füglichsten kömmt der „Daume (n) bey einem Laufe auf den (die) vierten (vierte) „Tasten (Taste), wenn er (sie) gerade kein oberer (keine „obere) ist, zu stehen; denn, je enger die Finger zusammen„gezogen werden, desto sicherer ist ihre Bewegung." Das letztere ist wenigstens für den Anfänger nicht verständlich genug. §. 8. „Bey einem Laufe von sechs Tönen im Discant (e) „gebrauchet man die drey erste (n) Finger der rechten Hand, „welche doch immer die stärksten sind; alsdann lässet man bey „dem vierten Tone den Daumen wieder eintreten." Hier fehlt der Zusatz: wenn nehmlich der Lauf er auf einer untern Taste anfängt. Und doch würde diese Fingersetzung weder in F dur, noch in F moll u. s. w. Statt finden. — Gegen die Erklärung der Tonarten — die hier in einem Absatze von der

Applicatur der Finger nur beyläufig vorkommt — hätten wir vieles einzuwenden, wenn es der Raum verstattete. Nur eine einzige Bemerkung darüber mag hier stehen. Der Verf. sagt S. 14 unter andern: „Man setzet einen Hauptton, z. B. „C fest, von welchem man ausgehet. Dieses C ist demnach „die erste Klangstufe derjenigen Tonart, die jetzt gebildet wer„den soll. Von diesem C schreitet man um einen ganzen Ton „in die zweyte Klangstufe d, und in die dritte Klangstufe e; „von dieser in die vierte Klangstufe f, aber nur um einen hal„ben Ton hinauf. Nun gehet man um einen ganzen Ton in „die fünfte Klangstufe g, in die sechste a, und in die siebente „h, und von da hinweg um einen halben Ton in die achte „Klangstufe c. Dieß ist eine diatonische oder natürliche „Tonleiter von acht Klangstufen.“ Ist denn etwa d, e, f, g, h, a, c, d nicht ebenfalls eine diatonische Tonleiter? Allerdings! Denn ob die beyden halben Töne diese oder jene Stufen einnehmen, dieß verändert in Ansehung des Diatonischen nichts; wohl aber in mancher andern Rücksicht. Gründlichern Unterricht hiervon findet man in Sulzers allg. Theorie unter diatonisch; in Marpurgs, Kirnbergers und verschiedenen andern Schriften. Ueberhaupt begreifen wir nicht, wie die, überdieß nicht befriedigend ausgefallene, Erklärung der Tonarten in einen Abschnitt von der Applicatur gekommen ist. Wenn einmal von den Tonarten gehandelt werden sollte: so verdienten sie wohl einen eigenen Abschnitt. Eben so sonderbar finden wir es, daß der Verf. in dem nämlichen Abschnitte einige Manieren erklärt. Warum aber nicht alle, wenn denn doch einmal davon gehandelt werden sollte? Er schreibt S. 33. §. 27: „Die Lehre des Fingersatzes (von der Fingersetzung; denn die Lehre eines Menschen ist bekanntlich etwas ganz anders, als die Lehre vom Menschen) bey „Mordenten und Trillern darf hier nicht übergangen werden.“ Beyläufig wird nun hier erklärt — und zwar nicht einmal richtig — was ein Mordent ist. Man höre Hrn. K. selbst! „Bey einem Mordenten, welcher nach heutigem Gebrauche „aus zweyen (?) Vorschlägen, einem über, und dem andern unter dem Haupttone, besteht, u. s. w.“ Hier wird erstlich zwischen den beyden Vorschlägen die Hauptnote selbst, die sich doch S. 34. §. 27. 28. in allen den eingerückten Beyspielen befindet, gar nicht mit erwähnt, sondern erst weiter unten, nämlich §. 29; sodann ist auch die Manier, welche der Verf. hier beschreibt und in Noten darstellt, nach heutigem Gebrau-

che

che eigentlich kein Mordent, sondern ein Doppelschlag. Wenn Hr. K. uns nicht aufs Wort glauben will: so verweisen wir ihn deshalb auf Bachs Versuch, S. 75 und 86, auf Marpurgs Kunst das Clavier zu spielen, S. 23 und 24; auf Türks Clavierschule, S. 275 und 283; auf Reichardts Pflichten des Ripien-Violinisten, S. 51 und 56; auf Tosis Anleitung zur Singkunst, S. 103 und 114; auf Hillers Anweisung zum musikalisch-zierlichen Gesange, S. 70 und 72; auf Quanzens Versuch, S. 80 u. s. w. Der Vf. gebraucht sogar anfangs das Zeichen des kurzen Mordenten, und weiter unten (§. 29.) zu der nämlichen Manier das wirklich eingeführte Zeichen des Doppelschlages. — Auch in Absicht auf den Triller hat Hr. K. ganz eigene Grundsätze. Bey ihm besteht z. B. nach §. 31. der einfache Triller, den er durch n bezeichnet, „aus zweyen Noten ohne Zusatz eines nachschlagenden Tones.“ Dasselbe Zeichen hat §. 32. auch der Pralltriller. (Schnelzer, wie ihn der Vf. ebenfalls nennt, ist ein nicht zu empfehlender Provincialismus.) Den eigentlichen Triller läßt Hr. K. Seite 35 mit der Hauptnote selbst, S. 37 aber mit dem Hülfstone anfangen. — „Der Doppeltriller hat „(nach §. 31.) vor dem Schlußpunkte (?) noch eine von der nächst untenliegenden Klangstufe entlehnte Note, welche man den Vorschlag*) nennet.“ — Wollte der Vf. für die Orgelspieler absichtlich andre Manieren und Benennungen, als die bis jetzt in allen guten Lehrbüchern gewöhnlich gewesenen, einführen: so hätte er dieß billig erinnern, und seine Gründe dafür angeben müssen. Denn nach seiner Anweisung werden ja die Tonstücke anderer Componisten offenbar unrichtig vorgetragen, und die Lernenden sogleich in den Anfangsgründen irre geleitet. Er beklagt sich beynahe in allen Vorreden über einen Recensenten; wer kann aber auch solche Unordnungen, Nachläßigkeiten, und zum Theil entschiedene Fehler ungerügt hingehen lassen! Wir haben wahrlich nicht die Absicht, den Verfasser — dem man übrigens viele lobenswürdige Kenntnisse nicht absprechen kann — zu kränken; allein, die Recensentenpflicht erfordert es auch, besonders bey so kostspieligen Werken, die Wahrheit zu sagen. — Zuweilen verräth Hr. K., daß er sogar die wichtigsten Lehrbücher über den abgehandelten Gegenstand nicht gelesen hat.

*) Dieß scheint jedoch bloß ein übersehener Schreib- oder Druckfehler zu seyn, und soll wahrscheinlich Nachschlag heißen.

So heißt es z. B. Seite 38 in der Anmerkung: „Es wird „hier vielleicht nicht unschicklich seyn, einige wenige Proben „einer falschen Applicatur zur Verwarnung (?) anzuführen.“ (Hier folgt sie: $\overset{1\ 2\ 3\ 2\ 3\ 2\ 3\ 2}{c,\ d,\ e,\ f,\ g,\ a,\ h,\ c}$: oder nach der Bachischen Bezeichnung der Finger, wo der Daumen durch 1 angedeutet wird: $\overset{2\ 3\ 4\ 3\ 4\ 3\ 4\ 3}{c,\ d,\ e,\ f,\ g,\ a,\ h,\ c}$). „Diese Probe „einer falschen Applicatur, wobey der Daume (n) unthätig ist, „haben wir aus einer im J. 1696 zum drittenmale aufgelegten „Anweisung zum Orgelspielen entlehnt.“ (Daß unsre Vorfahren den Daumen wenig oder gar nicht gebrauchten, ist bekannt, und bereits in vielen Lehrbüchern ꝛc. getadelt worden. Wenn aber der Verf. hinzusetzt: „Im Hinaufsteigen wird „hier der Mittelfinger über den Goldfinger ꝛc. geschlagen; dieß fällt schwer“: so müssen wir ihm sagen, daß diese Fingersetzung unter andern auch in Bachs Versuch vorkommt, und nicht geradezu verworfen wird. Denn S. 21. §. 30. schreibt Bach: „Bey Tab. I. Fig. I. ist uns die Scala C dur im Aufsteigen vorgemalt. Wir sehen hierbey drey Arten von „Fingersetzung für jede Hand. Keine davon ist verwerf„lich, ohngeachtet die mit dem Ueberschlagen des dritten Fin„gers über den vierten u. s. w. vielleicht gewöhnlicher seyn „mag, als die dritte Art. Auch der große Orgelspieler, Friedemann Bach, bediente sich gewöhnlich der gedachten Fingersetzung, wie man aus Türks Clavierschule S. 148 sieht. Indeß hätte der Verf. immerhin davor warnen können; nur mußte er hinzusetzen, daß man sie auch in einigen neuern und übrigens guten Lehrbüchern fände. Denn sonst glaubt der Lernende, diese Fingersetzung sey schon lange her nicht mehr gewöhnlich gewesen. Was über die Doppel- und mehrstimmigen Griffe gesagt wird, müssen wir übergehen. Da Hr. K. nun einmal so weitläuftig über die Fingersetzung schrieb: so hätte er billig mehrere Bemerkungen über die nöthige Verschiedenheit der Applicatur beym Spielen der Orgel und andrer Clavierinstrumente hinzufügen sollen. Denn bekanntlich erfordert die Orgel, auch in dieser Rücksicht, sehr häufig eine ganz andre Behandlung, als das Clavier, u. dgl. Einige gute Bemerkungen darüber findet man unter andern in Petris Anleitung zur praktischen Musik, S. 312.

Im zweyten Absatze, von der Applicatur der Füße, (S. 43 ff.), kömmt für einen Anfänger im Orgelspielen viel Brauch-

bares

bares und Lehrreiches vor. Nur ist dieser, an sich zwar nicht kurze, Absatz verhältnißmäßig doch beynahe noch zu kurz ausgefallen. Denn in einer Orgelschule ist, dünkt uns, die Lehre von der Applicatur im Pedale ein sehr wichtiger Gegenstand, welcher so vollständig, als möglich, abgehandelt werden mußte. Der Vf. nimmt (S. 43) im Pedale zweyerley Arten der Applicatur an. „Die erste Art ist der abwechselnde Gebrauch beyder „Füße, und die zweyte Art besteht darin, daß man bald mit dem „vordern und bald hintern (bald mit dem hintern) Theile eines „Fußes von einem (r) Pedaltasten (taste) zum andern (zur „andern) rutschet.“ Eigentlich drehet oder wendet man hierbey — wie dieß S. 47 richtiger gesagt wird — den Fuß oder die Ferse, und wechselt sonach mit der Spitze und Ferse des Fußes ab. „Wenn man beyde Arten der Applicatur mit ein„ander vermenget, (?) (heißt es S. 51): so entstehet noch eine „dritte und zwar die bequemste Spielart.“ Alle die erwähnten drey Arten werden durch verschiedene, größtentheils zweckmäßige, Beyspiele erläutert, so, daß man mit diesem Abschnitte, im Ganzen genommen, zufrieden seyn kann; ob uns gleich die Abhandlung von Petri über denselben Gegenstand noch besser gefallen hat. Ueberhaupt aber haben wir in dem ganzen Werke nur wenig neues gefunden. Daß aber der Verf. nach seiner bekannten Art auch hierbey sehr von sich und dieser Arbeit eingenommen ist, erhellt unter andern aus der folgenden, S. 53. enthaltenen Aeußerung: „Nun bleibt, nachdem al„les Wißbare (?) über diese Materie beynahe erschöpft zu „seyn scheint, nichts mehr zu erwähnen übrig, als noch des Trillers, u. s. w. Der dritte Abschnitt ist überschrieben: „Von der wahren Natur und Behandlungsart der Orgel.“ Unleugbar enthält dieser Abschnitt viel Gutes und Wissenswürdiges; wir können ihn daher angehenden Orgelspielern mit Ueberzeugung als nützlich empfehlen. Nur hatten wir auch hierin eine noch größere Vollständigkeit erwartet. So finden wir z. B. das so nöthige Ablösen oder Einsetzen eines andern Fingers, wodurch der Ton besonders bey Bindungen ohne Unterbrechung ausgehalten werden kann, in diesem Abschnitte gar nicht, und S. 27. nur bey einstimmigen Stellen erwähnt. Wie oft muß aber nicht der Orgelspieler bey Chorälen, Fugen und andern vielstimmigen Stücken, von dieser Fingersetzung Gebrauch machen, damit keine Lücken entstehn! Eben so fehlt die wichtige Erinnerung, daß man beym Orgelspielen vorzüglich die Finger zu gehöriger Zeit von den Tasten

heben

heben müsse, um widrigen Falls kein Geheul zu verursachen. Die Vortheile, wie man ohne merkliche Lücken von einem Manuale auf das andere kommen oder im Spielen damit abwechseln kann, (denn die Randglosse in der zweyten Abtheilung S, 44. erklärt darüber nichts) vermissen wir ebenfalls. Sehr gut wird dieß in Petris Anleitung S. 313. gezeigt. In der vor uns liegenden Orgelschule heißt es S. 55. §. 12: „Aus „dem, was im vorigen Paragraphen gelehrt worden ist, kann „man den besondern Vortheil, den ein Orgelspieler öfters benutzen soll, abmerken, wie man die Orgeltasten behandeln „müsse, um auch sogar mit voller Orgel, ohne einige Register „hineinzuschieben, minder stark zu spielen, als es nach Maaßgabe der vielen Register seyn könnte. Wenn man nämlich „die Tasten mit den Fingern ein wenig niederdrückt, und die „Finger gleich wieder von den Tasten aufhebt, ohne dieselben „ganz niederzudrücken, so dringt bey den nur ein wenig geöffneten Ventilen auch nur wenig Wind in die Cancellen und „von da in die Pfeifen: folglich kann der Ton nicht so stark „ausfallen, als wenn die Tasten ganz niedergedrückt werden.“ Man denke nur!! vergl. mit S. 56. §. 18. Und in einer Note dazu schreibt Herr K.: „Man muß, um ein Gleichniß „hierüber zu geben, die Finger so schnell von den kaum ein „wenig niedergedrückten Tasten wieder wegheben, als wenn „man ein glühendes Eisen angerührt hätte.“ Wir besorgen aber, daß bey dieser Behandlungsart verschiedene Orgeln nicht gehörig ansprechen, oder doch ziemlich unrein klingen würden. — Ausserdem wäre die hier empfohlene Spiel- oder Behandlungsart auch der Orgel schädlich, und nur bey sehr geschwinden u. s. w. Passagen anwendbar — Von Seite 58 bis 80 folgen in fünf Abtheilungen verschiedene Orgelstücke. Die erste Abtheilung enthält deren dreyzehn für die ersten Anfänger. Jedes dieser 13 Orgelstücke besteht nur aus 10 oder 12, und das achte blos aus 11 Takten. Dieß erregt in Absicht auf die rhythmische Behandlung kein günstiges Vorurtheil. Nr. 1. enthält eigentlich nur 11 Takte; denn der letzte Takt würde — die Druckfehler dabey abgerechnet — besser weggeblieben seyn. Dieß letztere gilt auch von Nr. 8. — Den Charakter und die Taktarten finden wir nicht verschieden genug. Der in Nr. 13. T. 6. vorkommende zweyfach verminderte Dreyklang Fis, as, c, wird von Marpurg, Kirnberger, Türk und Koch für unbrauchbar erklärt, von Bach und den meisten übrigen Tonlehrern aber gar nicht erwähnt. Der Verf. hingegen nimmt

ihn

ihn im Elementarwerke S. 81. in Schutz. Jedoch giebt er ebend. und S. 79 zu, daß dieser Dreyklang übelklingend sey. Ja wohl, auch in der vom Herrn K. selbst gebrauchten Verbindung gar sehr übelklingend. — Nun folgen in der vorliegenden Orgelschule „13 sehr kurze Orgelvorspiele mit Läufen in der rechten, und mit Accorden in der linken Hand, für Geübtere.“ Wie? Für Geübtere zwar nicht ganz leichte, aber doch blos solche Orgelvorspiele, wovon jedes nur vier Takte lang ist, und die noch überdieß insgesammt nach Einem Zuschnitte gemodelt und fast ganz ohne Charakter sind? — Bey den mehresten wird sehr plötzlich geschlossen, und die Schlußnote oder der Schlußaccord fällt nicht auf das erste, sondern auf das dritte Viertel. Dieß thut bey kurzen Tonstücken besonders eine üble Wirkung. In Nr. 10. würden wir T. 3. die Verdoppelung der Sexte über dem E widerrathen haben. Die 14 kurzen und leichten Orgelstücke mit vierstimmigen Accorden, S. 63 bis 66 gefallen uns besser, ob sie gleich hin und wieder etwas monotonisch gerathen sind. S. 64. Nr. 4. T. 2 können wir die harmonische Behandlung nicht billigen. Auf jeden Fall ist wenigstens der Querstand hart und widrig. — Auch läßt man die erhöhten Leittöne bekanntlich selbst alsdann, wenn sie in den Mittelstimmen vorkommen, wie T. 9 und 11. dieses Orgelstückes und S. 59. mehrmals, lieber auf- als abwärts fortschreiten. Bey dem Septimenaccorde in Nr. 8. T. 15. beziehen wir uns auf die obige Bemerkung über den zweyfach verminderten Dreyklang. Die unmittelbare Folge der beyden harten Dreyklänge Fis und D (in Nr. 10. T. 3. wird auch nicht Jedem behagen. S. 66. Nr. 13 T. 10. ist die Modulation hart und auffallend. Die etwas längern Orgelstücke S. 67 — 74 finden wir noch besser, als die vorhergehenden; obgleich nicht nur viel Bekanntes mit unter vorkömmt, sondern auch die Einheit eben nicht streng dabey beobachtet worden ist. S. 73. T. 3. wird, außer der verminderten oder kleinen Quinte sogar noch die vom Herrn K. selbst für dissonirend erklärte verminderte Terz verdoppelt. Die Octaven in den Mittelstimmen u. s. w. setzte der Verf. unstreitig blos zur Verstärkung, und mit Vorbedacht. Den Beschluß machen „12 kurze und ziemlich leichte Orgelstücke, in der galanten Schreibart.“ Wohl wahr, sehr galant! So galant, daß der Rec., wenn er ein Organist wäre, es gar nicht wagen würde, verschiedene derselben auf der Orgel zu spielen. Es sind zum Theil solche kleine Stücke, wie man sie, in sogenann-

nannten Clavier- oder Flügelsonaten nach der neusten italiänischen Manier, als letztes Allegro findet. — Der Verf. schreibt S. 80: „In der zweyten Abtheilung dieser Orgelschule werden noch mehrere u. s. w. von verschiedener Art folgen. Ausserdem können Anfänger unsere (?) Neunzig kurze und leichte Orgelstücke u. s. w. benutzen. — —

Im vierten Abschnitte wird etwas, aber nur etwas, vom schicklichen Gebrauche des Pedals gesagt. Die S. 83 für das Pedal eingerückten Harfenbässe — welche, nach des Verf. Behauptung, zu den vollen Accorden in beyden Händen eine überaus gute Wirkung hervorbringen sollen — mag schön und für die Orgel zweckmäßig finden, wer es kann; für unsern Geschmack sind dergleichen Figuren nicht. Wir wollen sie daher dem Verf. und seinen Zöglingen überlassen. Wer den im 8ten Bande der A. D. Bibliothek enthaltenen Auszug eines Schreibens, J. S. Bach und Händel betreffend, gelesen hat, der wird überhaupt diesen fünften Abschnitt vom Gebrauche des Pedals sehr dürftig finden. Demohngeachtet vergißt Hr. K. auch in diesem Abschnitte nicht, seine Schriften gelegentlich bestens zu empfehlen. Er schreibt nämlich S. 82: „Es gehört überhaupt eine Kenntniß der Harmonie, welche man sich aus unserm (?) Elementarwerke der Harmonie verschaffen kann, dazu, um die Hauptnoten eines musikalischen Satzes, besonders auch eines Laufes im Basse, von andern Neben- und durchgehenden Noten zu unterscheiden“.

Ueber die zweyte Abtheilung dieser Orgelschule, die uns eben so viel Stoff zu einer Kritik darbeut, können wir aus Mangel an Raum nur wenig bemerken. „Erster Abschnitt. Von der Kenntniß der vornehmsten Orgelregister. Erster Absatz. In Absicht ihrer allgemeinen Eintheilung und Benennung.“ Hier und in dem folgenden Absatze hat der Verf. ausser Andern vorzüglich Adlung Musica mechanica Org. benutzt. Er sagt dieß zwar in der Vorrede selbst; kann aber auch hierbey nicht umhin, seine Verdienste geltend zu machen. „Ich habe zwar bey dieser Materie (schreibt er), die von keinem musikalischen Schriftsteller bisher auf diese Art bearbeitet worden ist, (Adlung bearbeitete zwey verschiedene, sehr vollständige und brauchbare Werke fast auf eben dieselbe Art —) alles dasjenige, was ich im Prätorius u. s. w. auffinden konnte, zu benutzen und zu entlehnen (sehr wahr!) nicht

„nicht unterlassen; aber die systematische Ordnung u. s. w. „darf ich, ohne in den Verdacht der Egoisterey zu fallen, mei„stentheils meine Arbeit nennen.“ Schade, daß der Verf. nicht erklärt hat, was er hier unter systematischer Ordnung versteht. Denn Adlung hat z. B. ebenfalls vom Gebrauche der Orgelregister u. s. w. besonders gehandelt. Und so auch von jedem einzelnen Gegenstande, den Hr. K. in dieser Abtheilung berührt hat. Er hätte also schreiben müssen: Ich habe alles besser und vollständiger vorgetragen, als meine Vorgänger. — Da die Orgelbauer selbst, in Absicht auf die Benennung und Eintheilung der Register, von einander abweichen: so wollen wir da, wo wir in diesen Punkten andrer Meinung sind, nicht mit dem Verf. rechten. Nur einige mißlungene Definitionen heben wir aus. S. 4 heißt es: „Eine Orgelstimme ist eine Reihe gleichartiger Pfeifen, welche „gemeiniglich auf eben demselben Registerbrete stehen, und „durch alle Octavenabtheilungen eines Orgelmanuals oder „Pedals laufen.“ Der letzte Ausdruck ist undeutlich, und soll wahrscheinlich sagen, daß in einer Orgelstimme oder in einem Orgelregister alle Töne jeder Octave enthalten sind. Indeß giebt es doch auch halbirte Register oder Stimmen, wo also die obige Definition, wenn auch weiter nichts dagegen einzuwenden wäre — keinesweges passend ist. Daß das Principal, nach S. 4, dem Ohre am bequemsten (?) falle — wie dieß der Verf. aus Hallens Kunst des Orgelbaues nachgeschrieben hat —, möchten wir nicht ohne Einschränkung behaupten. Ebend. „Unter einer Grundstimme der Orgel versteht man eine solche, welche mit der natürlichen Menschenstimme, und beynahe mit den meisten musikalischen Instrumenten u. s. w. übereinstimmet.“ Deutlicher würde das Letztere heißen: einerley Tonhöhe hat. Denn dieß versteht unstreitig der Verf. unter dem übereinstimmt. — Uebrigens ist der Ausdruck Grundstimme in der hier angegebenen Bedeutung keinesweges allgemein eingeführt, und auch nicht völlig passend; ob ihn gleich Halle ebenfalls so gebraucht hat. S. 8 heißt es: „Ein solches Register, dessen erste (größte) Pfeife 8 Fuß „in der Höhe hat, giebt den wahren Grundton der Orgel an, „der mit der menschlichen Stimme und mit dem Clavichord übereinstimmet, und wird deswegen (der Uebereinstimmung wegen?) „der Achtfußton genennet.“ Auch das Wort Grundton ist hier, wie oben Grundstimme, nicht ganz passend. Als Lehrer der Harmonie mußte ja Hr. K. wissen, was man in der Mu-

ſik unter Grundton und **Grundſtimme** verſteht. Wenn aber einer oder der andre Orgelbauer dieſe Ausdrücke unrichtig gebraucht: ſo ſollte ſie Hr. K. eines beſſern belehren, oder doch die Orgelſpieler vor einer Verwechſelung der Begriffe warnen. Allgemein ſind aber die erwähnten Ausdrücke in die Kunſtſprache der Orgelbauer nicht eingeführt. Der Rec. fragte drey ſehr geſchickte und in ihrem Fache beleſene Orgelbauer; aber keinem davon war die obige Bedeutung bekannt. Beyläufig bemerken wir hier, daß der Verf. in dieſer Orgelſchule öfter eine Sache zweymal ſagt, und dadurch das, ohnedieß weitläuftige Werk ohne Noth noch mehr vertheuert. Beyſpiele hiervon findet man häufig; unter andern auch S. 4. §. 6. Erklärung, und S. 8. §. 20. — Halbfüßige Regiſter, deren der Vf. S. 8. zweymal und außerdem auch S. 23. 25 ꝛc. gedenkt, möchten wohl ſehr ungewöhnlich und ſchwer durch alle Octaven durchzuführen ſeyn. Wir wünſchten, Hr. K. hätte einige Orgeln genannnt, worin ein ſo junges, und natürlicher Weiſe nur ſchreyendes oder kreiſchendes, Regiſter, außer dem Cymbel ꝛc. befindlich iſt. N. 9. §. 23: „Es iſt „beynahe kein (?) Regiſter, welches nicht in einem, beſonders „großen, Orgelwerke wenigſtens ein paarmal oder gar mehr„mals, nur in einem verſchiedenen Fußtone und nach einem „andern Zuſchnitte vorkäme.“ Dieſe Behauptung gilt bey weitem nicht von den meiſten, ſondern nur von einigen Regiſtern. Hr. K. beliebe in dieſer Rückſicht die, S. 194. 195. von ihm ſelbſt eingerückte Diſpoſition zweyer ſehr großen Orgeln nachzuſehen, und er wird zwar allerdings einige Regiſter, z. B. Principale, Trompete, Poſaune, Rohrflöte, Subbaß ꝛc. mehrmals darin finden; aber nicht Viola di Gamba, Flûte dû traverſiere (wie er ſchreibt), Chalumeau, Unda maris, Bourdon, Menſchenſtimme, Fagott, Clairon, Hautbois, Salcional, Biffera, Nachthorn, Violon, u. a. m. Daß aber einige dieſer Stimmen Aehnlichkeit mit einander haben, und in Eine Klaſſe gehören, beweiſt noch nicht, daß ſie die nämlichen ſind. S. 9. §. 24: „Diejenige Orgel, in welcher ein „Principal von 16 Fuß die Grundſtimme des Hauptmanuals iſt, und welche im Pedal ein 32füßiges Principal hat, „verdient mit allem Recht eine ganze Orgel genennet (genannt) „zu werden.“ Kurz vorher (§. 20. und §. 6.) erklärte Hr. K. die achtfüßigen Regiſter für die Grundſtimmen einer Orgel; nunmehr aber nimmt er Principal 16, und hernach ſogar 4 und 2 Fuß dafür an. — Wenn der Vf. manche dieſer Ausdrücke

drücke in Hallens Kunst des Orgelbaues S. 224. fand: so dürfte er, als Tonlehrer und gelehrter Musikus, nicht alles nachschreiben, was für Orgelbauer verständlich war, und deshalb in dem genannten Werke wohl übersehen werden kann. Hier aber, wo es auf die Bildung künftiger Organisten und gründlicher Musiker abgesehen ist, hätte billig manches richtiger ausgedrückt, oder doch in einer beygefügten Anmerkung für unrichtig erklärt werden sollen. Indeß sagt Halle nicht einmal Grundton, sondern: „Man nimmt ein achtfüßiges „Werk zum Grunde und eigentlichen Ton einer Orgel an.“ Dieß heißt mit andern Worten: Der Achtfußton ist in einer Orgel der herrschende, oder man macht die Disposition so, daß der achtfüßigen Stimmen darin die mehresten sind, u. dgl. — Seite 12. §. 47. schreibt unser Verf.: „Einige wenige Stimmen geben neben dem hohlen Tone, den sie haben, zugleich noch theils einen gleichsam näselnden, d. i. durch die Nase singenden (?), theils gleichsam einen schnufelnden (??), d. i. durch die Nase schnaubenden (??), Ton von sich. Zur ersten Klasse gehöret der kleine Nasard und die Gemshornquinte; zur letztern aber die Quintaden, das Nachthorn, die Rohrflöte u. s. w.“ Dieß hätte viel bestimmter beschrieben werden müssen. Denn was Hr. K. hier von mehreren Registern zusammen behauptet, das kann nicht von jedem auf dieselbe Art und mit gleichem Rechte gesagt werden. So klingt z. B. bey der Quintader (oder wohl besser: Quintatön) die Quinte wirklich mit, wie dieß Hr. K. Seite 20 ganz richtig bemerket; allein, bey der Rohrflöte ist dieß nicht der Fall. Man sieht aber, außer sehr vielen andern Stellen, auch hieraus, daß der Verf zu ungeprüft nachschrieb, und vielleicht nicht Kenntniß genug besitzt, um die Meinungen seiner Vorgänger gehörig würdigen, und deren, zuweilen irrige, Behauptungen berichtigen zu können. — S. 13 bis 24 folgt „ein alphabetisches Verzeichniß der meisten Orgelregister und ihrer mancherley Benennungen mit beygesetzter Erklärung.“ Ein ähnliches, aber ungleich ausführlicheres Verzeichniß findet man bereits in Adlungs Musica mech. organoeidi. Daß aber das hier eingerückte Verzeichniß ohne hinlängliche Sachkenntniß zusammengetragen ist, davon nur Einen Beweis. S. 14. „Cimbale, Cimbel, ist die kleinste und schärfste Mixturart u. s. w., aber auch von vielen Reihen, so daß man in einer jeden (?) Reihe die Pfeifen siebenmal (?) wieder nimmt, da dieses in der Mixtur nur dreymal (??) geschiehet. Die

zwote Reihe ist die Quinte von der ersten, und zum Theile (?) die Quarte (?); die dritte ist eine Octave höher, als die erste; die vierte wie die zweyte (?), doch eine Octave höher (?), und so bis zur neunten (?) Reihe fort. Die Cimbel wird immer (?) mit der Mixtur zugleich gespielt, u. s. w." Wie konnte dieß der Verf. so ungeprüft wörtlich aus Hallens Kunst des Orgelbaues S. 227 nachschreiben? — Schon hiervon kann man auf die übrigen Rubriken dieses Verzeichnisses schließen.

Der zweyte Abschnitt, vom Gebrauche der Orgelregister, enthält zwar nichts neues; aber doch verschiedenes, was für den angehenden Orgelspieler, welcher das erwähnte Adlungische Werk und desselben Anleitung zur musikalischen Gelahrtheit nicht besitzt, allerdings brauchbar und lehrreich ist. Hätten wir nicht bereits die Gränzen einer Recension überschritten: so würden wir besonders über die S. 30 bis 33 angegebenen Veränderungen vermittelst zweyer bis sechs und zwanzig Orgelregister — die man auch in Adlungs nur eben gedachter Anleitung S. 603 findet — einige ausführlichere Bemerkungen machen. Welche unleidliche Wirkung müßte z. B. Spillflöte 4 Fuß und Quinte 3 F.; oder Schweizerflöte 2 F. und Sifflöte (nach S. 21) 1 Fuß, oder wohl gar Quinte 3 Fuß, Terz 1⅗ Fuß, und Superoctave 2 Fuß, ohne größere Stimmen dabey zu ziehen, hervorbringen? — Jedoch der Verf. schreibt S. 33 selbst: „Wir können hierbey nicht unangemerkt lassen, daß diese auf dem Papier entworfene Berechnung in Praxi nicht durchgehends Stich halten könne, ꝛc." Darin stimmt ihm der Rec. vollkommen bey. Riepel berechnete in seinem zweyten und dritten Kapitel ebenfalls die möglichen Veränderungen vermittelst einer Anzahl Noten; allein, zwischen Noten und Orgelregistern — deren verschiedene bekanntlich einzeln gar nicht zugleich gebraucht werden können — ist ein großer Unterschied. Wozu also diese, größtentheils nicht brauchbare, und doch so umständliche Berechnung? — Wer die mehrmals erwähnten Adlungischen Werke nicht besitzt, dem kann der zweyte Absatz, von der Behandlung und Anwendung der Orgelregister S. 34 bis 40 sehr nützlich werden; ob wir gleich auch in diesem Absatze mit dem Vf. nicht durchgängig einverstanden sind, und manches Bemerkenswürdige darin vermissen.

Von S. 41 bis 185 stehen lauter sogenannte Orgelstücke, wovon einige gut und zweckmäßig, andre hingegen — und viel-

vielleicht die meisten — keinesweges in der wahren Orgelmanier, sondern vielmehr so galant gearbeitet sind, daß sich Hr. K. dadurch an dem ernsten Kirchenstyle sehr gröblich versündigt hat. Wir zeichnen in dieser Rücksicht vorzüglich die S. 53 f. befindlichen Veränderungen über ein sehr gemeines und modernes Thema aus. Was sollen aber hier solche Veränderungen, die hoffentlich kein Organist auf der Orgel spielen wird? Und was ist übrigens, auch ausser dem zu galanten Zuschnitte, für dieses, in seiner Art einzige und majestätische Instrument, in den gedachten Veränderungen nur einigermaßen Zweckmäßiges, Edles, Großes und Erhabenes enthalten? Durch solche Tonstücke würde die Orgel entweiht, und zu einem sehr kleinlichen Instrumente herabgewürdiget werden. — Wie äusserst galant ist das, übrigens recht artige, Cantabile S. 47! Den S. 48 und anderwärts mehr vorkommenden Sextquintenaccord A, cis, es, f, welcher sich auf einen kleinen Septimenaccord mit der übermäßigen Quinte (F, a, cis, es,) gründet, wollen wir weder tadeln, noch billigen. So viel ist aber gewiß, daß dieser Accord von allen, bis jetzt für klassisch anerkannten, Tonlehrern, etwa Voglern ausgenommen, gar nicht erwähnt, und also stillschweigend verworfen wird. Marpurg setzt, in der zweyten Auflage des Handbuches S. 53, — nachdem er die brauchbaren Septimensätze namhaft gemacht hat — ausdrücklich hinzu: „Alle übrige mögliche Septimensätze sind für die Praxin und mein Handbuch ganz unnütze Septimensätze.“ Vermuthlich nimmt aber Hr. K. in der dritten Abtheilung seines Elementarwerkes — welche Abtheilung der Rec. noch nicht besitzt — auch diesen Accord in Schutz; welches ihm auch gern vergönnt seyn soll. Jeder Musiker kann aber selbst den Versuch machen, wie ihm der gedachte Accord behagt, und ob er aufgenommen zu werden verdient, oder nicht. S. 52 kommen, ausser den vielen Harfenfiguren, in der Begleitung auch Waldhornsätze vor. Nächstdem hat die linke Hand sehr oft, z. B. S. 48, 49, 50, 56 f. unmittelbar nach einander viele Achtelnoten in einem und eben demselben Tone anzugeben. Eine Begleitung, die man zwar sehr häufig in Sinfonien und modernen Opernarien antrifft; die aber, unsers Erachtens, in den Orgelstyl nicht gehört, und die man in S. Bachs, Händels, Couperins, Nicolais, Rembts, Häßlers, Marpurgs, Vierlings Orgelsachen vergebens suchen, oder doch nur äusserst sparsam angebracht finden wird. Ueber die beyden kleinen Concerte

(S. 56 bis 67) für die Flöte und Hoboe, d. h. für diejenigen Orgelregister, die unter dieser Benennung vorkommen, wollen wir gar nicht urtheilen; nur machen wir dabey jeden Orgelspieler auf die beyden vorgeschriebenen Cadenzen S. 61 und 66 aufmerksam!! Zu bedauern ist es, daß Hr. K. sein Talent zur Composition und seine unläugbaren Kenntnisse, in sofern er für die Orgel schreibt, zuweilen nicht besser benutzt, und durch zweckwidrige Tändeleyen auch Andre, die so etwas für orgelmäßig halten, vielleicht noch obenein sündigen macht! Der S. 38 enthaltene Paragraph entschuldigt dieß in unsern Augen nicht hinlänglich. Warum hat der Verf. die kleinen dreystimmigen Tonstücke S. 76 f., worin unter andern in dem ersten sogar Murkybässe vorkommen, Orgelduette genannt? Daß er wirkliche Orgelduette schreiben könne, beweisen einige weiter unten enthaltene; obgleich auch darin manches vorkommt, was sehr galant und unbedeutend ist. S. 78. Nr. 6. scheint, nach dem Anfange und Schlusse zu urtheilen, für zwey Waldhörner bestimmt gewesen, und nur durch ein Versehen unter diese Orgelduette gekommen zu seyn. Zum Theil sehr brav, und im wahren Orgelstyle gearbeitet, sind die Orgeltrizette S. 89 f. Das Allegretto scherzando S. 92 findet Rec. aber zu tändelnd. Für die Liebhaber der Rondos im allerneuesten Geschmacke hat der Vf. S. 96 u. f. hinlänglich gesorgt. Kein Wort über diese Orgelrondos!! Von den Variationen S. 117 f. beziehen wir uns auf das oben gefällte Urtheil darüber. Denn auch hierin kommen z. B. S. 121 ganze Seiten hindurch bloße Flügelpassagen vor. Was die große Orgelsonate S. 122 eigentlich, und im Ganzen genommen, Orgelmäßiges enthält, will uns nicht recht einleuchten. Nur in sehr wenigen Stellen, nämlich S. 124 unten, und S. 129 fanden wir wahren Orgelstyl; dagegen vermißt man in dieser Sonate die erforderliche Einheit vorzüglich. S. 130 bis 137 folgt ein Tongemälde, welches uns der Verf. selbst erklären mag. Er thut dieß mit den hier eingerückten Worten: „Die Auferstehung Jesu, ein Tongemälde für die Orgel, worin geschildert wird:

a) die schauervolle Stille des Grabes; (Stille geht es dabey zu, das muß jedermann eingestehen. Denn ausser den vielen Pausen steht pp. unter der ersten Note, und gilt also durchgängig. In der Randglosse heißt es noch überdieß: „Man nimmt bloß das stille Getakt von 8 Fußton dazu.“ Mithin hat es mit der Stille seine

Rich-

tigkeit; nur das Schauervolle des Grabes können wir bey dem sehr angenehmen Gesange S. 131 nicht heraus finden. Die Quinten S. 131 T. 1 und 2. übergehen wir als eine Kleinigkeit. Auch würde sich der Verf. mit der kurzen nachschlagenden Note d im Tenore dagegen zu vertheidigen suchen.)

b) Das allmählige Verschwinden der Morgendämmerung; (Hebt in lange auszuhaltenden Accorden mit dem Pedale allein pianissimo an, und wächst allmählig bis zum forte. —) Der Verf. schreibt in der Vorrede: „Aber ein seichtes, oberflächliches, wegwerfendes und mit beleidigendem Spott angefülltes Urtheil soll von mir nicht ungezüchtigt bleiben.“ Wir enthalten uns daher über dieses Verschwinden der Morgendämmerung, durch *crescendo* ausgedrückt, so wie über die noch folgenden Darstellungen, wohlbedächtig alles Spottens; wenn sich auch gleich zuweilen Stoff dazu darböte.

c) Das Beben der Erde; (wird in allen fünf bis acht Stimmen durch Zwey und Dreyßigtheile ausgedrückt, deren oft acht und mehrere unmittelbar nach einander auf den nämlichen Tonstufen (im Einklange) wiederholt werden, und worüber anfangs noch überdies *Allegro* steht. Wer dieß bezweifelt, den bitten wir, S. 132 deshalb nachzusehen.)

d) Das Herabfahren eines Cherubs vom Himmel, der den Stein von der Gruft hinwegwälzt; (In einem sehr kurzen Allegro wird vom dreygestrichenen c bis ins große As ein Lauf in 32 Theilen gemacht. Nun ist also der Cherub glücklich herunter! — Sodann ein Ruhezeichen, wornach in beyden Händen ein all' unisono durch chromatische Töne folgt.)

e) Das Emporsteigen Jesu aus dem Grabe; (Natürlicher Weise konnte dieß nicht anders, als durch allmähliges Aufsteigen dargestellt werden. Nur geschieht es hier nicht gerade stufenweise; vielleicht deswegen, damit man dieses Tongemälde nicht etwa bloß für eine tadelnswürdige Malerey erklären könne.)

f) Das Zurückstürzen der römischen Schaar; (geschieht in einem all' unisono, und nach den bekannten Gesetzen der Natur bey schweren Körpern, wie die römischen Kriegsknechte waren, ziemlich schnell, aber nur ruckweise abwärts.)

g) Der Triumphgesang der Engel. (Die Engel singen wirklich einen recht niedlichen und gar nicht altfränkischen Gesang, wozwischen mit unter tüchtig getrompetet und gepauket wird. Auch tritt in diesem Triumphgesange nach C dur plötzlich Es dur ein. (S. 136. T. 1.) Ein Beweis, daß diese Art zu moduliren, nicht mehr so neu seyn kann, als manche Kritiker wähnen.)

Einige der noch folgenden vierstimmigen Orgelstücke, wobey wir uns auf keine genauere Beurtheilung einlassen können, sind in der wahren Orgelmanier gearbeitet, und gereichen dem Verf. zur großen Ehre. Nur gilt dieß wieder nicht von allen. Besonders trifft man hin und wieder viel Bekanntes, wenn auch eben nicht geradezu entlehntes, darin an. So erinnert uns z. B. die Phantasie S. 145 an die Ouvertüre zu Mozarts Zauberflöte. — Gegen den reinen Satz wäre besonders in den Phantasien S. 164, 176 und 182 marches zu erinnern, wenn es der Raum verstattete.

Den Beschluß der vorliegenden zweyten Abtheilung macht, von Seite 185 bis 196, ein Absatz, worin von der Disposition sowohl zu kleinern als größern Orgeln gehandelt wird. Bey manchen darin enthaltenen guten Bemerkungen hätten wir doch mehr Ausführlichkeit über diesen, bereits von Adlung und Andern sehr lehrreich abgehandelten Gegenstand erwartet, wenn Hr. K. nun einmal darüber schreiben wollte. Auch wäre sonst noch verschiedenes gegen des Verf. Aeusserungen zu erinnern; wozu es uns aber an Raum fehlt.

Aus allem diesem ergiebt es sich, daß Herr K. in dem vor uns liegenden Werke zwar schon viel geleistet hat; aber doch — um sich ein wahres und ausgebreiteres Verdienst um die Kunst des Orgelspielens zu erwerben — noch mehr hätte leisten sollen. Daß übrigens das meiste, die eingerückten Tonstücke abgerechnet, nur Compilation ist, wollen wir weiter nicht ahnden, da er in der Vorrede selbst saat, er habe nicht unterlassen, alles dasjenige, was er im Prätorius, Adelung, (Adlung,) Marpurg, Don Bedos, in Hallens Kunst des Orgelbaues und in andern Schriftstellern zu seiner Absicht dienliches habe auffinden können, zu benutzen und zu entlehnen. Billig hätte er aber ausser den genannten, auch noch Sorgens und Werkmeisters Schriften erwähnen und benutzen sollen. — Wir wünschen, daß Herr K. in den künftigen

tigen Abtheilungen eine noch sorgfältigere Auswahl treffen, und seinen Ton etwas herabstimmen möge. Denn schon mehrmals ist es ihm von andern Recensenten gesagt worden, daß er von seinen Arbeiten eine zu hohe Meinung hat, und sich nicht entblödet, sie öffentlich zu äußern. Einige Beyspiele davon haben wir bereits oben angeführt. Schlüßlich geben wir dem Vf. den wahrhaft gutgemeinten Rath, ins künftige etwas weniger zu schreiben, und seine Arbeiten vor der Bekanntmachung sorgfältiger zu prüfen, oder sie von einem kritischen Freunde prüfen zu lassen. Auf diese Art würde er, als ein so fleißiger und unermüdeter Mann, dem musikalischen Publikum noch sehr nützlich werden können. Denn unstreitig gehört er zu den einsichtsvollern, jetzt lebenden, musicalischen Schriftstellern.

Ho.

Theater.

Nr. 1. Verbrechen aus Dankbarkeit. Ein Schauspiel in zwey Aufzügen von Emanuel Weßely. Dessau. 1797. 91 S. in 8. 6 gr.

Nr. 2. Emilie oder die Spieler. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen, nach dem Franz. des General Montesquiou, bearbeitet von L. F. Huber. Leipzig, bey Wolf. 1799. 152 S. 8. 10 gr.

Nr. 3. Die Jacobiner in Deutschland. Schauspiel in fünf Aufzügen. Neu-Strelitz, bey Michaelis. 1798. 222 S. 8. 16 gr.

Nr. 1. Es ist zum Lobe eines dramatischen Werks nicht viel gesagt, wenn es heißt: daß der Verf. der Natur treu geblieben ist, indem diese Bedingung bey allen Arbeiten dieser Art zum Grunde liegen muß; allein in unsern Zeiten, wo so viel Unnatur, Aberwitz, Feerey und lächerliche Zauberkunst auf den Theatern sein Unwesen treibt, muß die Kritik sehr zufrieden seyn, wenn sie auf Schauspiele stößt, die man wenigstens natürliche nennen kann; ein Lob, welches der Arbeit des Hrn. Weßely wegen seiner herzlichen und treffenden Darstellungs-

gabe, wegen der Richtigkeit seiner Zeichnungen, ohne daß an ihnen das Colorit verschwendet wird, mit Recht gebührt. Das Stück wird Verbrechen aus Dankbarkeit genannt, weil ein junger Freund aus der Casse seines Wohlthäters 500 Ducaten entwendet, um den Sohn dieses Wohlthäters aus der Verlegenheit einer Spielschuld zu retten. Daß der bieder denkende Mansfeld seinen Liebling, dem er die Summe abgewonnen hat, so lange ängstigt, ehe er ihm die Summe wiedergiebt, scheint nicht in dem weichen und graden Character des braven Hauptmanns zu liegen.

Nr. 2. verdient den rühmlichen Fleiß, welchen der verdienstvolle Hr. Huber auf die Umarbeitung dieses Stücks für das Deutsche Theater gewandt hat. Es gehört unstreitig zu den Zierden des neuern Französischen Theaters, da es sich durch die Feinheit der Ausdrücke, durch naive und überraschende Wendungen, durch die Kunst, die Menschen nicht bloß zu malen; sondern auch sie genau zu treffen, und dazu selbst die kleinsten Umstände zu nutzen, vorzüglich auszeichnet. Die Gemälde des Kammermädchens und der Gräfinn, sind wie aus dem Spiegel gestohlen, und Rec. kann die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die Deutschen Dramatiker in dem Talente, Intriquen, vorzüglich bey weiblichen Rollen, einzuleiten und auszuführen, in den feinern Behandlungen des Ehrgefühls und der jugendlichen Natürlichkeit, in der leisen und doch allein richtigen Berührung menschlicher Schwächen und Tugenden, und in dem lebendigen Erguß des wahrhaften Humors, so wie in der Delicatesse der Sprache, den Franzosen bis diesen Augenblick sehr weit nachzustehen scheinen.

Nr. 3. gehört unstreitig zu den vollendetern und launigsten Stücke der neuern Schauspielliteratur. Es ist eine sehr glücklich durchgeführte Satyre, sowohl gegen die Armseligkeiten der sogenannten Jacobinerclubs, als auch vornehmlich gegen die lächerliche Jacobinerriecherey unter dem Adel, und die oft niederträchtige Verdammung ganz unschuldiger Menschen zu Democraten. Der Verf. hat seinen Charakteren Wahrheit, Leben und Unterhaltung mitzutheilen verstanden. Durch das Ganze herrscht ein erleuchteter Verstand, überall ein angemessener heiterer Ton, und die Kunst eines steigenden Interesse. Der ahnenstolze Sinn, die ganze adliche Thörinn ist mit allen ihren Albernheiten und Impertinenzen in der Person der Präsidentinn vortrefflich dargestellt; ihr biederer, aber

dabey

dabey schlaffer, nach Geisterseherey haschender, Mann; ferner der vorurtheilsfreye Geist des edeln Professors und des Obersten verrathen gleichfalls eine sehr geübte Hand des Sittenmalers, so wie des richtigen Beurtheilers der Zeitumstände. Groß und edel und durchaus wahr ist die Stelle, worin der Oberste den Hofschranzen Stelzig, und in ihm alle niederträchtige Democratenriecher also anredet: Sie sind es und Ihres Gleichen, die Vaterland und Fürsten zugleich verrathen, Sie, die durch Ihre schändlichen Rapporte den Fürsten gegen seine treuesten Unterthanen mißtrauisch machen, seine Ruhe, sein Herz vergiften; ihn zu Maaßregeln verleiten, die ihn um die Achtung, Liebe und das Vertrauen derer bringen könnten, die mit ganzer Seele an ihm hängen, und Gut und Blut für ihm aufzuopfern bereit sind. Sie, die jeden frommen Wunsch zum Verbrechen, jede Klage zum Hochverrathe machen; Sie und Ihres gleichen sind es, die unsre Zeiten zu dem machen, was sie leider! sind, und vielleicht noch zu etwas schlimmern machen würden, wenn man Sie gewähren ließe; — durch sie werden die Freuden des häuslichen Lebens zerstört; Furcht und Verdacht schleicht sich in die Herzen, die sonst mit Liebe und Vertrauen einander entgegen kamen. Sie möchten gern die Greuel einer Staatsinquisition bey uns einführen, und würden gern dieser Inquisition als Spione dienen, wenn man Ihnen nur die Güter der Eingezogenen gäbe. Solche Satelliten hatte Robespierre auch, und darum wird sein Name ewig die Annalen der Geschichte brandmarken! O, wie treffend! wie wahr!

Vz.

Verbrechen aus Liebe, ein Schauspiel in drey Aufzügen. Von J. G. H..ck..t. Leipzig, bey Linke (ohne Anzeige des Jahrs.) 94 Seit. in 8. 6 gr.

Obgleich die dramatische Erfindung, und die Entwickelung der Hauptbegebenheiten in diesem Stücke nicht neu ist: so hat doch der Verf. in Absicht der Einkleidung und der Aufstellung

rührender Scenen dasjenige geleistet, was der feinere Geschmack des Publicums von dem Schauspieldichter fordern kann. Zwey Mängel dürften dem sachkundigen Leser bey dieser Arbeit wohl am meisten auffallen; — einmal der fast überall zu lange Dialog der handelnden Personen, welcher die Lebhaftigkeit der Handlung selbst, und die Kraft des von ihr zu erwartenden Eindrucks hier und da zu schwächen scheint; — zweytens der Fehler, daß aus der Rolle des Obersten von Steinberg zu sehr und oft wörtlich die Nachahmung des alten Waldheim in den Papieren des braunen Mannes, und der im Siegfried von Lindenberg herrschenden Sprache hervorleuchtet. Uebrigens ist der Styl ungezwungen, den Charakteren angemessen, und rein. Aber ein guter Schriftsteller seiner Muttersprache sollte es doch wissen, daß man der Oberste, und nicht — Obrist schreiben muß.

Seliko und Berißa, oder die Liebe unter den Negern. Schauspiel in vier Aufzügen von Gustav Hagemann. Eisenach, in der Wittekindtschen Hofbuchhandlung. (Ohne Anzeige des Jahres.) 166 S. in 8. 12 gr.

Ein Theater voll Neger muß einen nicht sehr einladenden Eindruck auf die Zuschauer machen. Indeß wäre dieß etwas — Neues, und der bizarre Geschmack unsrer Zeiten angelt gewaltig darnach. Wir wollen also gern dem Verf. seine Erfindung lassen. Weniger Verzeihung verdient er deßhalb, daß er den ausgebildeten, verfeinerten, bis zur moralischen Subtilität abgeschliffenen Sinn des empfindsamen Europäers in die rohe Seele der Neger überträgt, und sie im ganzen Schmuck vergeisterter Gefühle auftreten läßt. So weit, dünkt uns, darf der Dramatiker nicht über die Grenzen der Natur hinausgehen — so hat Virgil selbst seine Hirten der Idyllenwelt nicht gezeichnet. Ein solcher König, wie hier abgebildet wird, ist ein — Wunderthier, so wie seine moralische Wiedergeburt durch seine sentimentale Liebe zur Berißa unter einem barbarischem Volke, und bey einer solchen erbärmlichen Erziehung, als er empfing, gleichfalls ein dramatisches Hirngespinnst ist. Uebrigens fehlt es dem Stück nicht ganz an theatralischer Architectur, an mehrern edlen und schönen Sen-

ten-

tenzen, an Ausdruck und Darstellung des Gefühls. Man versetze diese Zeichnung unter ein gebildetes Volk, und sie wird dem Verfasser Ehre machen. Wir wollen nur ein Paar kräftige Stellen aus dem Ganzen herausheben: „Volksliebe, sagt der König, ist ein festerer Pfeiler, als Volksfurcht. Furcht bedarf nur eines Reizes: so gebiert sie Empörung, — aber Liebe.“ „Herr des Erdbodens, fällt ihm sein Günstling Dododa ein, Volksliebe ist — viel begehren und nimmer satt; Volksliebe überschreitet alle Grenzen. Volksliebe nimmt sich heraus, brüderlich Gegenliebe zu begehren, und die große Kluft zwischen Gott und Wurm, zwischen König und Unterthan, wird gefüllt.“ So und nicht anders muß der Günstling eines Kronenträgers sprechen.

Die Martinsgänse. Nachspiel von Gustav Hagemann. Eisenach, in der Wittekindtschen Hofbuchhandlung. (Ohne Anzeige des Jahrs.) 80 S. in 8. 6 gr.

Ein kleines, aber mit einer glücklichen und jovialen Laune geschriebenes Lustspiel, das wahr und treffend aus dem ungeschminkten Menschenleben herausgehoben, und dem Verf. besser, als manches andere seiner größern Stücke gelungen ist. Der Gedanke S. 50, daß sich Prediger und Schauspieler bey ihren moralischen Vorträgen einander in die Hände arbeiten möchten, würde Beherzigung verdienen, wenn grade dieser Punkt nicht unübersteiglichen Schwierigkeiten und Hindernissen ausgesetzt wäre. Die gute Frau Pastorinn Marthe ist als eine junge Frau des neuern Zeitalters wohl zu unwissend und abergläubisch gezeichnet, und es läßt sich nicht denken, daß sie an der Seite ihres helldenkenden vortrefflichen Kühnow den Grad der Nichtaufklärung behalten konnte, den sie in ihrer Rolle zeigt.

Su.

Ro-

Romane.

Graf Pietro d'Albi und Gianetta, in drey Theilen, von Gustav Fredau. Erster Theil. 10 Bogen. Zweyter Theil. 15 Bog. Dritter Theil. 19 Bog. in 8. Leipzig, bey Leo. 1798. 1 Rl. 20 K.

Romane, die nicht bloß eine Zeitkürzende Lectüre, oder, durch Glückswechsel, wunderbare Begebenheiten, gespannte Erwartungen, und wachsendes Interesse der Theilnahme genährte Unterhaltung; sondern moralische oder psychologische Belehrungen zum Zweck haben, sollten billig nicht ohne Vorrede in die Welt geschickt werden, worin der Leser über dies Absicht unterrichtet, und dadurch veranlaßt würde, das Buch aus dem rechten Gesichtspunkt zu beurtheilen, die Trockenheit desselben zu überwinden, und es bis zu Ende fortzulesen. Dieß wäre wohl auch bey gegenwärtigem Romane von beynahe zwey Alphabeten nöthig gewesen. Wir möchten beynah zweifeln, ob viele Leser die Geduld haben werden, ihn bis ans Ende zu lesen, da der bey weitem größte Theil desselben in einer geschichtlosen Schilderung eines glücklichen Mannes besteht, der sich und sein vortreffliches Weib durch seine Phantasien unglücklich macht, und spät genug durch Schaden zur Besonnenheit zurückgebracht, und glücklich wird. Und der Rec. rechnet es als ein Opfer seiner Pflicht an, daß er den Widerwillen, den dieser geflissentlich zu lang geführte Irrgang nothwendig erregen mußte, überwunden, und den Versuchungen widerstanden hat, das Buch gegen die Mitte bey Seite zu legen.

Graf Pietro d'Albi wurde von seinem Vater, einem Edlen von Siena, auf dem Lande erzogen, wohin er sich, nach Verlust der Freyheit dieses Staates begeben hatte. Hier hieng er sich, bey seinen Knabenspielen, vor andern Kindern seines Dorfes, hauptsächlich an die Tochter des Verwalters, Gianetta, die sich durch Geist und Schönheit auszeichnete. Aus Wißbegierde wünschte sie von ihm, daß er ihr, was er jeden Tag gelernt hätte, in einer Abendstunde im Park erzählen möchte. Dieses beobachtete er lange Zeit pünktlich; und als es verbo-

ten

ten wurde, bestellte er sie zu mitternächtlichen Zusammenkünften auf dem Kirchhof. Als aber auch diese endlich bemerkt wurden, wurde Gianetta mit ihrem Vater von dem alten Grafen mit einer Pension entfernt. Pietro erforschte ihren Aufenthalt, und erneuerte ihr schriftlich die Versicherung unzertrennlicher Liebe. Er wurde auf die Universität Pisa, und von da an den Hof in Florenz geschickt, und von beyden Orten besuchte er sie, und bekämpfte ihre durch die väterlichen Drohungen bewirkte Abneigung vor einer lebenslangen Verbindung. Am Feste der heil. Katharina von Siena endlich, an welchem, nach alten Gebrauch, vier dazu erwählte Mädchen bey einem feyerlichen Umgang das Recht haben, sich von allen Bewerbern denjenigen Mann zu wählen, dem sie das ihnen gereichte Schnupftuch mit einem Knoten zurückgeben, sprengt Pietro herbey, eben als Gianetta einem andern Manne zu Theil werden soll. Sie sinkt in Ohnmacht, Pietro zeigt den Knoten — den er selbst geknüpft hatte — und so wird sie denn durch priesterliche Weihe die seinige. Der Vater verstößt ihn: sie leben auf einer felsichten Fischerinsel in einer kümmerlichen, doch für sie seligen, Verbannung. Sterbend aber läßt sie der Vater aufsuchen, bereut seine Strenge, und stirbt in den Armen seiner Tochter. Von nun an führen sie im Genuß der ererbten ansehnlichen Güter das glücklichste Leben; der Graf lebt bloß für Gianetten und für den Genuß ihrer Liebe. Diese eigennützige Unthätigkeit mißfallt seinem Schwiegervater, dem alten rechtschaffenen Valenzi: er denkt also darauf, in ihm den Geist der Mittheilung und gemeinnütziger Thätigkeit zu erwecken. Es geschieht: der Graf spendet Wohlthaten aus, errichtet ein Arbeitshaus, und trifft andre gut gemeinte Anstalten. Seine guten Absichten aber werden verkannt, gemißbilligt: Unvorsichtigkeit und üble Wahl der dabey gebrauchten Gehülfen und Rathgeber vollenden die Unzufriedenheit seiner Unterthanen. Seine Veranstaltungen und Geschäffte unterbrechen schon das fortwährende Beysammenseyn mit Gianetten. Schaam über seine verfehlten Absichten entfernten ihn noch mehr von ihr: er fürchtete von ihr verachtet zu werden, und wollte nun ihre Liebe erst durch eine durch Thaten abgenöthigte Achtung verdienen. Gleichwohl liebte sie ihn, wie vorher, auf das zärtlichste; grämte sich über seine Zurückziehung, und auch er liebte seine Gianette bis zur Anbetung; verschloß aber gegen sie seine Empfindungen mit schüchternem Mißtrauen. So begegnen die beyden Eheleute

ein-

einander alle Tage, sie mit zuvorkommender herzlicher Liebe und Ergreifung aller Veranlassungen, ihm die Erinnerung der vormals mit ihr verlebten glücklichen Tage ins Gedächtniß zurückzurufen; er aber verschlossen, furchtsam, ehrerbietig, aber kalt. Er ist ein Irrender, der auf die leichteste und kürzeste Art von der Welt, durch die Versicherung, aus dem Mund der freundlichen Gianette, daß es, um ihre Liebe zu verdienen, keiner neuen Anstrengungen brauche, weil er sie schon unmittelbar besitze, von seinem Irrthume hätte zurückgebracht werden können. Allein unser V. befindet für gut, diesen Selbstpeiniger noch lange in dem Wirbel seines Irrwegs herum zu treiben, Mißverständnisse auf Mißverständnisse zu häufen, sein Mißtrauen gegen sich noch durch die Qualen einer höchst unnatürlichen Eifersucht zu vermehren, und ihn alle Gelegenheiten, geheilt zu werden, verfehlen zu lassen. Und wir bewundern hierbey den Sprachreichthum des V. dieses ewige Einerley, womit er Pietro's Gemüthszustand und Lage ein ganzes Alphabet hindurch geschildert hat. Am abgeschmacktesten aber ist das Mittel, das der V. endlich braucht, den verirrten Mann wieder zurecht zu bringen. Ein sterbender Freund schickt ihm ein lang verwahrtes Manuscript zu, dessen Lesung ihn heilen soll. Wir vermutheten darunter entweder eine für ihn lehrreiche Biographie, oder geradezu den Rath, der ihm längst hätte gegeben werden können. Das ist es aber keines von beyden; sondern vielmehr Geschichte und Plan eines neuen unbekannten Ordens für Wahrheit und Recht, aus dem Buche: Die Ruinen am Bergsee, genommen. War nun Pietro vorher kein grillenhafter Thor: so wird er es jetzt; er hört und sieht und denkt von nun an weiter nichts, als seine unsichtbare Gesellschaft, in die er aufgenommen werden will, und doch nicht erfahren kann, wo und von wem dieß geschehen könne. Nun hat die arme Gianette noch mehr Stoff, sich über die Zerstreuung ihres Mannes zu grämen. Ein Unbekannter endlich, der ihm bey einem nächtlichen Spaziergang aufstößt, und die Grille des Mannes kennt, weiß ihm durch die nachgeahmte Bundessprache zu überreden, daß er ein Eingeweihter sey, und verspricht ihm, unter fürchterlichen Drohungen, wenn er nicht verschwiegen sey, zur Aufnahme in den Orden behülflich zu seyn. Unter Todtenknochen und Dolchen soll er, nachdem er selbst seinen Namen in das Buch eingeschrieben, den fürchterlichsten Eid einer Verschwörung gegen den Staat ablegen. Dieses weigert er sich zu thun, und verläßt unaufgehal-

gehalten unter Verwünschung die Versammlung; obgleich alle Mitglieder bewaffnet und die Zugänge verwahrt sind. Ein der Verschwörung Verdächtiger wird eingezogen, und giebt den Grafen als Mitverschwornen an. Er wird gefangen genommen, verhört, und bald mit Ehren entlassen, und den Händen seiner Gianette übergeben. Nun erwacht er auf einmal aus seiner Verblendung, und ist, wie zuvor, ein glücklicher Mensch. Die Lehren, die nun aus diesem Allen folgen sollen, sind etwa: daß nicht der Schauplatz, wo man handelt, sondern das Herz den Menschen groß und achtungswerth mache; daß man sich nicht nach Thaten drängen müsse, um Achtung zu verdienen, sondern seinen Beruf erfülle, und jedesmal so handle, wie man handlen müsse; daß man alles sey, und niemals bloß etwas seyn wolle, u. s. w. In öffentlichen Blättern ist Hr. K. Fischer in Kummerswaldau als Verf. dieses Buches genannt worden. Gleich die erste Zeile muß einen Druckfehler enthalten: „In dem Meere, das einst die Welt der großen Stadt bespühlte, und das nun zwischen den reizendsten, und durch Menschenwerk unglücklichsten Ländern wogt," u. s. w.

Eine Klatschgeschichte von der Verfasserinn des Werks: Die Vortheile der Erziehung. Aus dem Englischen. Leipzig, bey Hartknoch. 1798. 22 Bog. in 8. 1 Rt.

Romanenschreiber befinden sich in dem Fall wie Modehändler: beyde müssen für ihre Waaren, die sie auf die Messe bringen wollen, von Zeit zu Zeit auf neue Namen und Titel sinnen, die die Neugierde reizen, und ihrer Arbeit den Anstrich des Gewöhnlichen und Alltäglichen abnehmen. Keinen andern Grund als diesen kann der wunderliche Titel des gegenwärtigen Romans haben. Eine Klatschgeschichte in der eigentlichen und unangenehmen Bedeutung des Wortes ist das Buch ganz und gar nicht; sondern ein wirklich gut geschriebener, auch moralisch guter Roman, nicht mehr und nicht weniger klatschhaft, als es der beste andere Roman zu seyn pflegt. Der dem Inhalt nachtheilige Titel ist also ihm vorgesetzt worden, bloß um durch die Neuheit des Schildes mehrere Leser anzuziehen. Um inzwischen doch diesem Titel eine Art von Wahrscheinlichkeit zu geben, erdichtet die Verfasserinn, daß

sie

sie seit mehreren Jahren zu Danbury, einem kleinen Marktflecken des nördlichen Englands wohne, daselbst von einem Jahrgeld ohne Nahrungssorgen und häuslichen Angelegenheiten lebe, und daher ihre Beschäftigungen in den Begegnissen ihrer Nachbern suche. Deswegen pflege sie denn, da mehrere unverheyrathete Frauenzimmer daselbst sich aufhielten, mit denen sie einen skandalösen Klubb bilde, von Zeit zu Zeit Emissarien und Kundschafterinnen in die Landsitze der Nachbarschaft herumzuschicken, um ihre Geheimnisse und Schwächen auszuspähen und Stoff zu klatschhaften Unterhaltungen zu finden. Dieß thaten sie denn auch mit vorzüglicher Beflissenheit, als ein herabgekommener Pflanzer aus W. stindien, Sir Dudley, sich mit zwey liebenswürdigen Töchtern, auf einem benachbarten Gute niederließ. Die Freyer, die diese herbeyzogen, ihre Aufnahme, Hoffnungen oder Schwierigkeiten, die Rechtschaffenheit der gutartigen Töchter, aus Liebe zu dem Vater vortheilhafte Anträge auszuschlagen, ihre endliche Verheyrathung und Ehre, und was dem anhängig ist, machen denn den Inhalt dieses Romans aus, der nichts weniger als in dem Ton einer Klatscherinn geschrieben ist. Wer inzwischen mehr davon wissen will, beliebe das Buch selbst zu lesen: mehr davon zu sagen, würde für einen auswärtigen Roman zu viel Raum wegnehmen.

Les petits Emigrés, ou correspondance de quelques Enfans. Ouvrage fait pour servir à l'education de la jeunesse. Par Madame *de Genlis*. *Tome I.* 1 Alph. 2½ Bogen. *Tome II.* 1 Alph. 4 Bog. à Paris, chez Onfroy. à Berlin, chez Fr. de La Garde. 1798. 8. 2 Rf.

Es hätte uns wundern sollen, wenn die aus den Stürmen ihres Vaterlandes gerettete Verfasserinn, nicht auch auf deutschem Boden ihre beliebte Schriftstellerey fortgesetzt hätte. Gegenwärtige Emigrantenbriefe sind ein angenehmer Beweis des Gegentheils, und zugleich, daß ihre Talente, die ihren Schriften schon längst einen ansehnlichen Rang unter unsern pädagogischen Schriften verschafft haben, durch ihre erlittene Unglücksfälle nicht geschwächt, sondern wo möglich gestärkt worden sind. Wirklich kann sich der Rec. nicht entsinnen,

lange

lange eine angenehmere Lektüre, und die ihn mehr und bis ans Ende anhaltend interessirt hätte, gehabt zu haben. Es kann nicht fehlen, daß das Buch nicht bald einen Uebersetzer finden sollte; aber wir zweifeln, ob die Schönheiten des Originals, die feinen Wendungen und Nüanzen des franz. Ausdrucks, nach Alter, Erziehung, Naivetät und Lage der schreibenden jungen Personen so glücklich und anziehend werden ausgedrückt werden können. Das Buch ist eigentlich, wenn man will, dem größten und interessantesten Theil seines Inhalts nach, ein Roman; aber ein so unschädlicher, und vielmehr so moralisch trefflicher Roman, daß er lesenden Kindern unendlich lehrreich werden wird. Es besteht in einer Reihe von Briefen von Kindern emigrirter Familien von 12 und mehrern Jahren, worin sie ihren kleinen Freunden in und außer ihrem Vaterland, oder auch ihren abwesenden Eltern, von ihren Schicksalen, Unglücksfällen, Reisen, Beschäftigungen und Besorgnissen, auf eine ihrem Alter angemessene Art Nachricht geben, untermengt mit Briefen ihrer Eltern oder erwachsener Verwandten, und den Tagebüchern von den Schicksalen zweyer jungen Emigrantinnen bis zur Vollendung ihres Glücks. Alle Briefe athmen die reinsten Gesinnungen der Tugend, Religion und Menschenliebe, und enthalten eine Menge von Beyspielen der edelsten Handlungen, sowohl von Seiten der Unglücklichen selbst, als ihrer Gastfreunde, und eine Gruppe der liebenswürdigsten Charaktere. Im ganzen Buch ist eigentlich nur ein verworfener Charakter, der des Betrüger Godwins, welches aber kein Emigrirter, sondern ein Irländer ist, der durch die boshafteste Heucheley die Unschuld eines entflohenen jungen, ihre Eltern suchenden Mädchens zu verführen sucht. Keine von den schreibenden Personen erlaubt sich nur im geringsten einen beleidigenden Ausdruck, oder eine Aeußerung von Erbitterung und Rache, gegen diejenigen, von denen sie Unrecht leidet, gegen die Revolution und gegenwärtige Gestalt der Dinge: hier herrscht kein Partheygeist, sondern Geduld, Unterwerfung, Wünsche der Rückkehr, oder Maaßregeln, durch Fleiß und Arbeit sich ihre unglückliche Lage erträglich zu machen. Royalisten und Demokraten erscheinen nur, um lächerlich oder bestraft zu werden. So verliert eine eifrige Aristokratinn die Hand eines vernünftigen Mannes; und die Tochter eines Demokraten wird durch das ewige Geschwätz von Freyheit und Gleichheit bethört, einen Kammerdiener, der ihr Musikstunde giebt, heyra-

chen zu wollen, und mit ihm zu verschwinden. Die sonderbare Situation desjenigen, der diese Geschichte erzählt, giebt ihr eine besondre Anmuth. Viele Begebenheiten und edle Handlungen sollen, wie die V. versichert, nicht erdichtet, sondern nur unter andern Namen und in einem andern Orte wirklich geschehen seyn, welches wir gerne glauben wollen. Eben so wenig aber wollen wir in Abrede seyn, daß nicht mancher romanhafter Zug mit eingeflossen sey, z. B. die Freygebigkeit emigrirter Kinder gegen Nothleidende, ihr Heroismus bey Gefahren, z. B. ein Kind, und nachher seine Wiege, aus einem brennenden Hause zu retten; einen Wanderer von einem Straßenräuber durch bloße Drohung zu retten, oder der Wunsch, daß ein ins Wasser gefallener Mann nicht möchte schwimmen können, damit der Knabe Gelegenheit habe, durch eignes Schwimmen ihn zu retten; ferner das häufige Wiederfinden und Zusammentreffen bekannter Personen. Die Briefe würden inzwischen doch zuletzt durch ein gewisses Einerley ermüden, wenn sie nicht durch die Liebe ein gewisses Leben und Interesse erhielten. Wir übergehen einige andre solcher kleiner Romane, und erwähnen nur die Hauptgeschichte, die gewissermaaßen durch das ganze Buch verwebt ist, die Geschichte von den sonderbaren Schicksalen und endlichen glücklichen Verheyrathung der Adelaide d'Arnidly, an einen edlen Lord, der in sie verliebt war, ehe er sie kannte. Sie war von ihren fliehenden Aeltern unter der Aufsicht einer Tante und Erzieherinn in Frankreich zurückgelassen worden; entweicht aber des Nachts, und sucht nun ihre Aeltern, die einen andern Namen angenommen hatten, so wie diese die Schweiz verlassen und den Norden durchreisen, um ihre verlohrne Tochter zu finden: Lord Selby, der ihren Bruder Eduard mit sich auf Reisen nimmt, thut das nämliche; sie aber entfernt sich durch fortwährende Mißverständnisse immer weiter, wird in London von ihrer künftigen Schwiegermutter aufgenommen, die, ohne sie zu kennen, eben so von ihr entzückt wird, als es ihr Sohn in ihr Bild ist. Unter der Vorspiegelung, ihre Aeltern in Lißabon zu finden, läßt sie sich von vorerwähntem Betrüger bereden, sich nach Portugal einzuschiffen, leidet Schiffbruch, wird wunderbar gerettet, kommt nach London zurück, und findet endlich Vater, Bruder und Freund. Das Betragen gegen den letzten ist mit vieler Delicatesse geschildert. Die V. versteht die Kunst, Entwickelungen künftiger Begebenheiten und die Erscheinung

neuer

neuer Personen mit wenigen Worten vorzubereiten. Der auftretenden und schreibenden Personen aber sind so viel, daß man, zumal bey flüchtigen Lesen, über die vielen Namen verwirrt wird. Daher wir wohl gewünscht hätten, daß eine Nomenclatur dieser Personen mit kurzer Bezeichnung ihrer Individualität, dem Buche, zum Nachschlagen, angehängt wäre. Noch müssen wir erwähnen, daß Mad. Genlis viele Briefe aus der Nähe ihres Aufenthalts im Norden von Deutschland datirt hat.

Am.

Der gefährliche Umgang. Eine Geschichte in einer Reihe von Briefen, u. s. w. Aus dem Französischen des Herrn de la Clos; frey bearbeitet, und mit einer Nachschrift begleitet. Erster Theil. Frankfurt, in der akademischen Buchhandlung. 1798. XX und 450 S. 8. 1 Rl. 8 Gr.

Sehr sonderbar hätte es zugehen müssen, wenn die Liaisons dangereuses des unsittlichen, ränkevollen, aber auch witzigen Franzosen deutscher Uebersetzungssucht entwischt wären. Dieß jedoch war keinesweges der Fall; sondern wie der neue P. zu Br sich unterzeichnende Bearbeiter in der Vorrede selbst angiebt, bereits 1783 erschien zu Leipzig eine Verdeutschung, die im 56sten Bande altrer A. D. Bibl. beurtheilt steht, und einiger Sprachfehler ungeachtet für noch lesbar genug erklärt wurde. Herr P hingegen fand sie sehr steif und undeutsch, stellenweise sogar unverständlich und falsch, und mag darin ganz Recht haben, daß die Eleganz des Originals wenig oder gar nicht in der Copie wieder zu finden sey. Ohne die beyden Uebersetzungen durchaus verglichen zu haben, muß Rec. dem neuesten Dollmetscher doch so viel zugestehen, daß seine Arbeit viel anziehender ausfiel, als die des Vorgängers, der ein Preußischer Officier gewesen seyn soll. Die ausnehmende, dem guten Geschmack dennoch nirgend nachtheilige Leichtigkeit des französischen Vortrags hat zwar Hr. P. gleichfalls nicht überall erreicht; vielleicht aber auch nicht erreichen können; weil es nämlich mit unsrer Umgangssprache noch lange nicht bis auf den Punct gebracht ist, wo kurz vor der Revolution die Französische stand. Ueberdieß gehört der Roman

des de la Clos unter die bestgeschriebenen Producte dieser Art; dergleichen, soviel Rec. weiß, seit 1782 in Frankreich nicht wieder zum Vorschein gekommen sind.

Von einer andern Seite hat unser Landsmann um die Sittlichkeit deutscher Lesewelt sich desto verdienter zu machen gesucht. Außer der immer zweydeutig und also gefährlich bleibenden Tendenz des Ganzen, waren dem Original auch einzelne, viel zu verführend ausgemalte Partien, und das mit Recht Schuld gegeben worden. Diesen letzten nun hat Herr P. einen großen Theil ihres Giftes abgezapft, und in eben der Absicht auch bey andern Stellen ihm nöthig scheinende Veränderungen, Evanorthosen, Durchstriche, u. s. w. ohne Bedenken sich erlaubt. Ueber Plan, Zweck und Eindruck der ganzen Darstellung, behält er sich vor, am Schlusse des zweyten und letzten Theils vernünftigen Lesern ein paar Worte an's Herz zu reden. Man wird dieser Nachschrift um so williger entgegensehn, da schon der Vorbericht selbst für lehrreich gelten kann, und einen Kopf ankündigt, der nicht seit gestern erst den Einfluß der Romanleserey auf Geschmack und Sitten zu beobachten scheint. Bey der ungeheuern Menge von Schreibereyen, die dieser zum wahren Zeitverderb gewordenen Zeitkürzung mehr als je Vorschub thun, hätte Herr P. die versprochne Nutzanwendung nur immer voranschicken können! so wie auch schwerlich Jemand es gemißbilligt haben würde, wenn der kitzlichen, dem Roman eingeschichteten Histörchen von der behutsamen Feder des Uebersetzers noch mehr wären gestrichen worden.

Fk.

Mathematik.

Anfangsgründe der allgemeinen Mathematik zum Gebrauch seiner Zuhörer von Dr. Johann Christian Ludewig Hellwig, Herzogl. Br. Pagenhofmeister, Prof. der Math. und der Naturgesch. an dem Catharinengymnasium, Mitgl. der G. d. Wissensch. zu Frankfurt a. d. Oder und der Naturforschenden Gesellsch. zu Berlin, Göttingen, Halle,

Halle, Jena und Waltershausen. Braunschweig. 1798. 65 S. 8.

Sind ein Theil von Hrn. H. 1777 herausgegebenem arithmetischen Lehrbuche, hier besonders abgedruckt, Lehrern und Zuhörern zur Bequemlichkeit. Sie sind sehr verändert. Nach den ersten Begriffen werden die Lehren von Vergleichung und Verbindung der Größen sehr allgemein und kurz durch Ausdrückungen in Buchstaben dargethan; den Schluß machen arithmetische und geometrische Reihen.

Auszug aus Robert Simsons lateinischer und englischer Uebersetzung der ersten sechs Bücher, und des eilften und zwölften Buches der Elemente des Euklides; enthaltend die von ihm getroffenen Abänderungen und eingeschalteten Sätze, nebst den geometrischen und kritischen Noten; als ein Anhang zu der Lorenzischen deutschen Uebersetzung sämmtlicher Elemente, herausgegeben von Joh. Andreas Matthias, Domvicarius und Lehrer an der Domschule zu Magdeburg. Magdeburg, bey Keil. 1799. 176 S. 8. mit 3 Kupfertafeln. 20 Gr.

Simson ist als Kenner, strenger und glücklicher Nachahmer der griechischen Geometrie bekannt. Er hat in genannter Arbeit vieles verbessert, was ihm theils im Wissenschaftlichen, theils in Wörterkritik, Verbesserung bedürftig schien. Die lateinische Ausgabe ist älter als die englische. Hr. M. mußte vornehmlich jener folgen; hob aber auch aus der englischen Sätze und Noten aus, die ihr eigen sind.

Dem Leser Euklids ist es allerdings bequemer, Simsons Erinnerungen sogleich bey dem Euklidischen Satze nachsehen zu können, als erst aus der Menge von Sätzen auszusuchen, wo S. mit dem Griechen übereinstimmt. Das rechtfertigt Hrn. M. Auszug. Vor ein Paar Jahren sah der Rec. im Manuscripte eine deutsche Uebersetzung der ganzen englischen Bearbeitung von Simsons Euklid. Wäre diese

erschienen: so hätte man ihr nur ein Verzeichniß der Stellen beyfügen dürfen, wo S. vom griechischen Text abgeht. Haufig sind es Kleinigkeiten, wo der Schriftsteller, auch wohl ein Abschreiber, dem Leser etwas zu ergänzen überlassen hat. Manches ist allerdings wichtiger, zumal in den letzten beyden Büchern. Auch bemerkt Hr M. selbst kleine Versehen, die Simson entwischt sind. Was er hier liefert, ist eine sehr angenehme Beylage zu der Lorenzischen Uebersetzung von Euklids Elementen, und die Deutschen haben so in ihrer Sprache über die sicherste Wissenschaft, den vortrefflichsten Schriftsteller des Alterthums mit den scharfsinnigsten neuern Berichtigungen.

Anfangsgründe der Mechanik für Schulen, von J. C. Huth, Königl. Preuß. Landbaumeister des Fürstenthums Halberstadt, und Mitgliede der literarischen Gesellsch. zu Halberstadt. Halberstadt, bey Groß. 76 S. in 8. mit 5 Kupfertafeln. 9 M.

Nach des Verlegers Vorberichte ist das Werk zur Privatbelehrung einiger jungen Leute entworfen, und bey dortiger Schulanstalt nützlich befunden worden. Dictiren raubt so viel Zeit, und der Jüngling muß doch einen Leitfaden haben; dazu empfiehlt sich dieses auch durch seinen geringen Preis. Die gewöhnliche Berechnung für Gleichgewicht an den einfachen Hebezeugen wird sehr deutlich mit Exempeln gewiesen; eben so vom Reiben, das auch bey Stampfen an Stampfmühlen betrachtet wird. Zuletzt von einigen im gemeinen Leben gebräuchlichsten Maschienen überhaupt. Scharfe und feine Theorie wäre des Werks Absichten nicht gemäß gewesen. Die Figuren sind sehr bequem, die Lehren anschaulich zu machen.

Johann Heinrich Lamberts Grundregeln der Perspectiv, aus Betrachtung einer perspectivisch gezeichneten Landschaft abgeleitet, zum Druck befördert von Carl Friedrich Hindenburg. Leipzig, in der Schäferischen Buchhandlung. 1799.

64 S. in 8. mit 1 Kupfertafel von ½ Bogen 6 Gr.

Vielleicht das Letzte, was Lambert über die Perspective gearbeitet hat; die Absicht ist, den Leser mit den wichtigsten und brauchbarsten Grundsätzen der Perspective bekannt zu machen, in so fern diese aus ganz gemeinen Begriffen und mit Vorlegung eines instructiv gezeichneten Beyspiels sich ableiten lassen. In Lamberts kurzgefaßten Regeln zu perspectivischen Zeichnungen, Augsp. 1769. findet sich Anwendung der ersten Vorschriften auf eine vorgegebene perspectivische Zeichnung einer Landschaft; da haben aber Beyspiel und Anwendung der Regeln enaern Umfang, hier sieht man die ersten Grundsätze der Wissenschaft aus aufmerksamer Betrachtung und zweckmäßiger Beurtheilung der vorliegenden Zeichnung gleichsam von selbst hervorgehn, das macht eine solche Anleitung besonders denen wichtig, die mehr praktische Ausübung der Regeln suchen, als theoretische Einsicht in derselben Gründe. Hr. Dir. Bernoulli hat Hrn. H. diesen Aufsatz zum Einrücken ins Archiv der Math. zugesandt, und die Verlagshandlung, ihrer rühmlichen Thätigkeit für die Wissenschaften gemäß, auf Hrn. H. Vorschlag, ihn durch einen besondern Abdruck noch gemeiner gemacht.

Ho.

Botanik.

Muscologia recentiorum seu Analysis, Historia, et Descriptio methodica omnium Muscorum frondosorum hucusque cognitorum ad Normam Hedwigii a *Sam. El. Bridel. Tom. I.* 179 S. *Tom. II.* 222 S. Cum tab. sex aeneis. in 4. 1797. 1798. Gotha, bey Ettinger. 2 Rt. 14 Gr.

In dem ersten Kapitel wirft der Verf. die Frage auf: Quid sit Muscus? die er so beantwortet: Planta fructu calyptrato et *operculato* praedita. Das letztere paßt aber nicht auf Phascum, wo kein eigentliches Operculum, nur ein rudi-

mentum operculi zu sehen ist. Im zweyten Kapitel wird von der Wurzel, dem Stamm, den Blättern der Moose gehandelt, im dritten von ihren Geschlechtstheilen, im vierten von der Frucht, alles aus dem Hedwigischen Fundamentum Histor natur. Muscorum frondosorum zusammengetragen. Was der Verf im fünften und sechsten Kapitel von der Physiologie und Oekonomie der Moose beybringt, ist das Bekannte, zum Theil Fehlerhafte. Wie z. B. die Meinung, daß die aufgetrockneten Moose wieder aufleben, wogegen die neuern Versuche streiten. Im siebenten Kapitel wird der mannichfaltige Nutzen der Moose sowohl in der großen Naturökonomie, als auch im häuslichen Gebrauche angegeben, im achten und neunten die Entdeckungsgeschichte der Moose bis auf Hedwig, nebst dessen Methode, welcher im zehnten Kapitel noch die eigenen, und im eilften die ausführlichen Moosgattungen von Hedwig beygefügt sind.

Der zweyte Theil enthält die Arten, wobey der Verf. oft ohne Noth Veränderungen in den speciellen Charakteren vorgenommen, zu wenig Sorgfalt bey der Untersuchung und zu viel Leichtgläubigkeit in den angeführten Synonymen gezeigt, aber auch dagegen manche neue Art zuerst bekannt gemacht hat. Wie: Sphagnum magellanicum, condensatum, javense. Pterigynandrum catenulatum. Polytrichum magellanicum, dendroides, algirianum, aureum. Splachnum magellanicum. Fontinalis minor. Fissidens novae Hollandiae. Dicranum Billardierii. Barbula atlantica, welche auf der 5ten und 6ten Tafel zwar abgebildet, aber nicht deutlich und bestimmt genug vorgestellt sind. Die vier übrigen Tafeln enthalten Mooskapseln zur Erläuterung der Gattungen, aus den Hedwigischen Werken kopirt.

Bfg.

Tentamen Dispositionis methodicae Fungorum in Classes, Ordines, Genera et Familias. Cum Supplemento adjecto. Auctore *C. H. Persoon.* Leipzig, bey Wolf. 1797. 76 S. in 8. und 4 Kupfert. 15 gr

C. H. Persoonii Commentatio de Fungis clavaeformibus, sistens specierum hucusque notarum Descri-

Descriptiones cum differentiis specificis, nec non auctorum synonymis. Accedunt Tab. IV. colore fucatae. Leipzig, bey Wolf. 1797. 118 S. in 8. 2 Mf.

Die erste Schrift ist schon in dem neuen Magazin für die Botanik von Römer, 1794, erschienen und hier mit einigen in den botanischen Annalen zerstreuten Arten vermehrt, die zweyte aber als Anhang zu der von Hrn. Persoon besorgten Textausgabe des Holmskioldischen Werks: Coryphaei Clavarias Ramariasque complectentes. Cum brevi structurae interioris expositione auctore *Theodoro Holmskiold.* Denuo cum adnotationibus editi, nec non commentatione de Fungis clavaeformibus aucti a *C. H. Persoon.* Accedunt tab. IV. aeneae. Lipsiae. 1797. apud Wolf, herausgegeben worden, und wir sind überzeugt, daß beyde den Liebhabern der feinern Schwammkunde bereits hinreichend bekannt sind.

Schwamm-Pomona für Aerzte und Köche, von M. T. C. Ellrodt. Erstes Heftlein, mit drey nach der Natur gemalten Kupfern. 1797. Zweytes Heftlein, mit (vier) nach der Natur gemalten Kupfern. 1798. Bayreuth, bey Lübecks Erben. 150 S. in kl. 8. 1 Mf.

Der Gedanke und die Ausführung sind ganz artig, in verjüngten und saubern Figuren die eßbaren und giftigen Schwämme Liebhabern bekannt zu machen. Krapfs österreichische Schwämme möchten vielen zu theuer seyn, und Kerners Abbildungen eßbarer Schwämme nicht deutlich und vollständig genug, worinne unser Verf. beyde übertrifft. Seine Beschreibungen enthalten alles, was zur Kenntniß der vorgestellten reinlich illuminirten Figuren, und zur Untersuchung eines Liebhabers überhaupt zu wissen nöthig ist. Vielleicht entschließt sich der Verf. auf ähnliche Art die Schwämme seiner Gegend, darunter manche neue seyn müssen, bekannt zu machen, und den Liebhabern etwas Vollständiges zu liefern. Wir enthalten uns einer ausführlichern

Anzeige der Namen, da jeder sich leicht dieses kleine Werkchen selbst anschaffen kann.

Kurze Beschreibung der gefährlichsten Giftpflanzen für Kinder und Ungelehrte, von J. H. A. Dunker. Drittes Heft, mit zwölf Kupfertafeln. Brandenburg, in der Leichschen Buchhandlung. 1798. 12 Bog.

Wie in den vorigen Heften, so hier, das heißt zur Nothdurft, kaum erkenntlich, werden hier einige giftige Pflanzen vorgestellt; andere, bey welchen es aber wirklich keine Gefahr hat, dazu gezogen, wie die gemeine Judenkirsche. Es ist dem Verf. unbekannt, daß sie in Deutschland häufig wild wächst. Pedicularis palustris, Chaerophyllum sylvestre wird auch Niemand schaden. Aber oft ist der Schierling mit dem wilden Kerbel verwechselt worden.

Tremella Nostoch. Commentatio, quam Auctoritate Gratiosi Medicorum Ordinis in alma literarum universitate Lipsiensi ad summos in Arte Medica honores capessendos D. IV. Mensis Septembr. A. MDCCIIC. publice defendet Auctor *Romanus Adolph Hedwig*, Chemnicensis, Philosoph. D. Art. Liberal. Mag. Med. Baccalaureus. Leipzig. 1798. 71 S. in 4. 16 Bog.

Mit Uebergehung alles dessen, was der Verf., ein Sohn des nun verstorbenen Prof. Hedwigs zu Leipzig, sehr weitläuftig über die verschiedenen Meinungen der thierischen oder vegetabilischen Natur der Tremellen beygebracht hat, fassen wir nur kürzlich seine Erklärung über die bekannte Tremella Nostoch, und eine andere Art, welche er Tremella palmata nennt (beyde sind auf einer Tafel, vom Verf. selbst radirt, dieser Gelegenheitsschrift angehängt), mit den eigenen Worten desselben zusammen. Tremellen sind ihm Vegetabilia, in truncum gelatinosum adolescentia, tumque rudimenta futuri prolis, sive sporae, huiusque receptaculum, sporangiorum

giorum scilicet rudimenta, germen Linnaei, intrinsecus edentia, stylo cum stigmate versus superficiem tendente, in qua mascula, impraegnante principio praedita, organa delitescunt. — Tremella Nostoch wird definirt: Tremella trunco membraniformi, lacunose plicato; sporangia simplicia filiformia, articulata, continens. Auf diese Art hat sie auch Micheli schon gesehen und abgebildet. — Den Beschluß macht die chemische Untersuchung der Tremella Nostoch, und die Beschreibung der Tremella palmata, welche in ihrem innern Bau viel Aehnliches mit der von Hedwig, dem Vater, in seiner neuen Ausgabe der Theoria vorgestellten Tremella globosa zeigt.

Ed.

Forstwissenschaft.

Forst-Rügen, ein Beytrag zur Forstwissenschaft, insonderheit denenjenigen gewidmet, welche Macht haben, nützliche Anstalten zu treffen, von Karl Georg Heinrich Sauerbrunn, der Forst- und Kameralwissenschaft Beflissener. Nobis placeant ante omnia Sylvae. Virg. Mannheim, bey Schwan und Götze. 1798. 87 S. 8. 5 M.

Holztheurung in der Rhein-Pfalz haben diese Bogen veranlaßt, welche, ob sie gleich nicht die ganze Kur des Uebels, und schon oftgesagte Wahrheiten enthalten, doch den Werth haben, daß diese Wahrheiten deutlich und auf eine überzeugende Art vorgetragen sind, so daß Rec. glaubet, es werde keinem Sachverständigen gereuen, wenn er selbigen ein Paar Stunden zum Durchlesen widmet.

Der Verf. handelt 1) von der Wichtigkeit des Forstwesens, 2) von denen für die Wälder nachtheiligen Meinungen und Gebrauch, 3) über Förster und Forstbediente, 4) über die Holzbesoldungen, 5) über die Gemeinde-Backöfen, 6) Beschluß dieser Abhandlung.

Es müssen freylich, wie der Verf. erinnert, um den Holzmangel abzuhelfen, andere Mittel angewandt werden, als

Aka-

Akazien und andere schnellwüchsige ausländische Holzarten mehr anzubauen.

Es ist eine sehr richtige Bemerkung, daß Prediger und Lehrer in den Schulen, der Jugend richtige Begriffe von dem Werth der Bäume und des Holzes beybringen können, und daß dieses dazu viel beytragen kann, daß Baumschänder und Holzdiebstähle mit der Zeit weniger werden. Eben so ist die Bemerkung S. 29 sehr wahr, daß die zu Raß- und Leseholz berechtigten auf eine boshafte Art die Bäume beschädigen, so daß sie nachher abstehen, damit sie selbige sodann zu Raß- und Leseholz nehmen können; es würden sich aber nur in wenig Fällen dergleichen Mißbräuche mit Verlust des Holzungsrechts bestrafen lassen.

Unter dem Art. Förster und Forstbediente, wird man mit Vergnügen, und nicht ohne Beyfall, die edle Denkungsart des Verf., die Pflichten des Forstbedienten betreffend, lesen. Wenn gewissenlose Richter ganze Familien an den Bettelstab bringen, sagt der Verf.: so ist dieses wieder gut zu machen; hingegen ist der Schade, den pflichtvergessene (auch dumme) Förster anrichten, nicht nur einzelnen Familien, sondern ganzen Städten und Dörfern, ja selbst dem ganzen Lande fühlbar und unersetzlich. Ein guter Förster, fährt er fort, ist gewiß auch ein Mann von gutem moralischen Charakter (S. 35.); denn er pflanzet nur für künftige Menschen, und er erlebet selten die Freude, die Früchte seiner Arbeit zu sehen; um desto nachtheiliger ist es, nach seiner Meinung, durch Adjunctionen und Expectanzen, solche Stellen, als Monopolia bey den Familien zu lassen und zu ertheilen, weil dadurch Eifer und Thätigkeit erlöschen wird; wenn Trägheit und Fleiß gleiche Belohnungen erhalten. (S. 41.) Gegen die Besoldungen durch Holz in natura eifert der V. mit Recht, denn dadurch wird keine Holzersparniß bewirkt; sondern jeder verbrennet, ohne auf Ersparniß zu denken, was er erhält. Er thut zur Holzersparung seinen Vorschlag, welcher zwar bloß auf die dortige Einrichtung passet; der aber doch als ein Fingerzeug angeführt zu werden verdient. Man lasse dem ärmern Theil, der nur 3 Klafter jährlich gebrauchet, die Klafter für die Taxe. Wenn aber ein Regierungsrath jährlich 18 Klafter Holz käuflich für die Taxe erhält, und auf dem Holzhof in der Stadt ist der Preis 18 Carol. oder 198 Gulden für 18 Klaftern: so schlägt der Vf. vor, ihm die Hälfte seiner Consum-

sumtion, also 9 Klafter, für die Taxe à 6 Gulden zu lassen; den Betrag von 54 Gulden ziehet er von den obigen 198 Gulden ab, und lässet ihn für die übrigen 9 Klaftern 144 Gulden bezahlen, oder 16 Gulden für die Klafter. Er glaubt also, daß dieser mit den 9 Klaftern, welche er zu geringen Preisen erhält, besser wirthschaften werde, als wenn man ihm 18 Klafter für demselben geringen Preis überlassen wollte.

Unter dem Art. Gemeinde-Backöfen berechnet der Verf. die Holzersparniß, welchen die Oberpfalz von dieser Einrichtung ziehen könnte. Eben so fehlet es dem Schluß dieser Bogen nicht an guten und richtigen Bemerkungen. Um die Nothwendigkeit, das Vermögen der Forsten zu erforschen, anschaulich zu machen, sagt er S. 81: Wie kann sich ein Mann, der sich in zerrütteten Vermögensumständen befindet, arrangiren, wenn er von seiner ganzen Lage, von seiner Debitmasse, von seinem noch in Händen habenden Vermögen, keine Kenntniß hat?

Beytrag zu den allgemeinen Grundsätzen der Forstökonomie. Zwickau, mit Höferschen Schriften. 1798. 36 S. 8. 3 M.

Unter dem Vorbericht nennt sich der Verf. von Brandenstein. Er hat diese Schrift zum Nutzen seines Vaterlandes aufgesetzet, und sie ist auf Erfahrung gegründet. Sollten diese Bogen Beyfall finden: so ist er nicht abgeneigt, ein ausführliches System der theoretischen und praktischen Forstökonomie folgen zu lassen. Aus dieser Probe gehet hervor, daß der Verf. die Gabe besitzt, systematisch über seinen Gegenstand zu denken, und ihn mit Ordnung vorzutragen. Nach seiner Erklärung, was Forstökonomie ist, beschäfftigt er sich nicht allein mit dem gegenwärtigen Bestand der Wälder, sondern auch mit der pfleglichen Erhaltung derselben. Nach der Meinung des Rec. ist der Begriff von Forstökonomie noch ausgedehnter, als er in den Grundsätzen dieser Bogen vorgetragen wird, welche sich größtentheils nur auf das Technische der Forstökonomie einschränken; und also alles das, was zur Forstsicherung, Huth, Policey, u. dgl. gehört. ausschließen, welches der Verf. vielleicht noch in dem größern Werke, welches wir von ihm zu erwarten haben, nachholen wird. Er zweifelt

fast,

fast, daß er für die meisten Forstökonomen etwas neues sagen werde. Dieses ist auch der Fall in gegenwärtigen Bogen. Da aber der Verf. ein mit Ordnung denkender Kopf zu seyn scheint: so ist zu glauben, daß er bey der speciellen Ausarbeitung seines Plans, durch seine eigene Erfahrung, Forstökonomen wird nützlich werden können.

Esw.

Johann Christoph Ciriack, Herzogl. Sachs. Coburg. Saalf. Forst- und Jagd-Secretair, von der Waldwirthschaft und Forstpolizey. Coburg, bey Ahl. 1798. 115 S. 8. 8 gr.

Warum der Verf. dieses Büchelchen in die Welt geschickt hat? — hierüber belehret er seine Leser nicht; obgleich ausserdem seine Absicht schwer zu errathen ist; denn was er aus Beckmann, Köppler und Oettelt abgeschrieben hat, möchte wohl keinen Forstmann am Ende des 18ten Jahrhunderts sehr belehren. Die mehresten Holzarten, wovon er bloß den Namen anführet, können wohl Niemanden unbekannt seyn, und seine Anweisung zu Anpflanzungen ist theils ausgeschrieben, theils unverständlich. Zur Probe (S. 47). Die Pfahlwurzeln (der Eichen) der Stämme sollen abgenommen werden, damit solche nicht sobald in den magern Erdboden wachsen!! Der physikalische Mischmasch, wodurch er den Nachtheil, wenn Getraide mit Holzsaat ausgesäet wird (S. 37) beweisen will, ist eben so unverständlich, und das, was er von der Forstpolizey schreibt, sind unplanmäßige, aus Moser's Forstarchiv gezogene Stellen einiger Landesverordnungen. Sollte in der Gegend des Verf. dergleichen Büchlein noch nöthig seyn: so giebt dieses eben keinen vortheilhaften Begriff von den Fortschritten der dortigen Forstwissenschaft.

Qr.

Ueber die Erziehung und Pflanzung der Pappeln überhaupt, und der Carolinischen und Canadischen insbesondere. Herausgegeben von Mag. Friedrich Gottlob Leonhardi, ordentlichem Professor der

der Oekonomie, u. s. w. Mit zwey Foliokupfern. Leipzig, bey Baumgärtner. 1798. 2 Bog. in 4. 12 K.

Was zu dieser kleinen Schrift Veranlassung gegeben hat, sagt der Verf. nicht. Ein ausserordentliches Bedürfniß konnte wohl kein Bewegungsgrund dazu gewesen seyn. Die Naturgeschichte dieser Holzarten ist wohl jedem, der sich einigermaassen mit Forstbotanik beschäfftigt, hinlänglich bekannt; und keine neue Beobachtungen und Anweisungen enthält sie nicht; denn wie die Pappeln durch Setzstangen und Stecklinge zu vermehren sind: hierzu findet man eine eben so gute Anweisung in v. Burgsdorf Anleitung zu sicherer Erziehung und zweckmäßiger Anpflanzung einheimischer und fremder Holzarten im 1sten Theile. Auf den Kupferplatten ist auch noch Raum genug übrig, um zu näherer Sacherklärung nützliche Abbildungen zu zeichnen; sie würden über den Gegenstand dieser Abhandlung noch mehr Deutlichkeit verbreitet haben.

Hz.

Vermischte Schriften.

Meine Reisen durch die Hölen des Unglücks und Gemächer des Jammers. Von K. H. Spieß. Viertes Bändchen. Leipzig, bey Leo. 1798. 292 S. 8. 1 Rt.

Wenn gleich in dieser Schrift des Verf., wie Rec. schon einmal der Wahrheit gemäß bezeugt hat, die moralische Tendenz nicht zu verkennen, und das Buch selbst wohl unter allen bisherigen des Verf. sein Bestes seyn mag: so wiederholt Rec. doch auch dießmal den schon ehemals beym dritten Theil geäußerten Wunsch, daß es Hrn. Sp. gefallen möge, diese Gemälde menschlicher Leiden und menschlicher Fehler zu endigen. Die Gründe dieses Wunsches hat Rec. schon ehemals angegeben. Auch den Wunsch muß Rec. wiederholen, daß Hr. Sp. doch endlich einmal reines Deutsch schreiben lernen möge. Er schreibt noch immer: Simpthome, Krist, Furcht für der ewigen Strafe, ein Becken (soll ein Bäcker seyn) u. d. gl. S. 46.

46. ist wohl durch einen Druckfehler Kriminal-Technologie für Terminologie gedruckt.

Tu.

Und er soll dein Herr seyn. Ein Beytrag zur Berichtigung neuer Mißverständnisse und zur Abstellung alter Mißbräuche. 1797. 4B 8 4 K.

Folgendes ist die eigene Erklärung des Verf. über die Veranlassung und den Zweck der vorliegenden Schrift: „Der eben so gelehrte als scharfsinnige Hr. Bendavid in Wien, hat in der Berlin. Monatsschrift eine, so viel dem Verf. bekannt ist, ganz neue, und beym ersten Anblick sich sehr empfehlende Erklärung der auf dem Titel angezeigten Worte gegeben. Diese Erklärung ist aber, wie mich dünkt, nicht richtig, ob sie gleich die Härte jener Worte so mildert, daß sie in diesem Sinne wohl in dem bekannten Trauungsformulare gedruckt werden könnten, weil dadurch die Rechte des Weibes nicht weiter gekränkt würden, wenn dieser Sinn allgemein geltend würde. Weil er nun aber einmal nicht allgemein gültig zu seyn scheint, und weil eben diese mildere, dem humanern Geiste unsers Zeitalters angemessenere Erklärung etwas dazu beytragen könnte, den so lange mit jenen Worten in der christlichen Kirche getriebenen Mißbrauch zu verlängern: so verlohnte es sich wohl der Mühe, jene Erklärung genau zu prüfen, und dadurch sowohl einerseits einem neuen Mißverständnisse vorzubeugen, als auch andrerseits auf einen alten Mißbrauch aufmerksamer zu machen, und vielleicht zur gänzlichen Abstellung desselben, diejenigen, in deren Macht es steht, zu veranlassen."

Diese Schrift enthält: 1) Ein Sendschreiben an den Prediger W. in O., die Erklärung und den Gebrauch der Worte betreffend: und er soll dein Herr seyn; worin denn auch zugleich die Widerlegung des Herrn Bendavid enthalten ist. 2) Erläuternde Anmerkungen und Zusätze zu dem vorhergehenden Sendschreiben. — Die Schrift ist mit Witz und Laune abgefaßt; aber tiefe Gelehrsamkeit und neue Aufschlüsse über die angeführten biblischen Worte haben wir in derselben nicht angetroffen; obgleich der Verf. durch viele Citate aus römischen Dichtern und Schriftstellern zu glänzen sucht.

Sb.

Neue Allgemeine
Deutsche Bibliothek.

Sieben und vierzigsten Bandes Zweytes Stück.

Siebentes Heft.

Protestantische Gottesgelahrheit.

Beyträge zur Beförderung und Ausbreitung der reinen Religions- und Tugendlehre. Nebst eingestreuten Vorschlägen, wie dieſs oder jene kirchliche Feyerlichkeit zweckmäßiger eingerichtet werden könne. Erstes Heft. Magdeburg, bey Kreutz. 1798. 120 Seiten. 8. 8 Gr.

In unsern Tagen ist man gewohnt, wenn man auf dem Titel eines Buchs das Beywort: rein — findet, zu vermuthen, daß es nach Grundsätzen der Kantischen Philosophie geschrieben sey, weil sich diese Schule anzumaassen scheint, daß ihr der Begriff: rein — ausschließend angehöre. Aber so ist es hier nicht. Der Verf. äußert wenigstens eine sehr empirische Meinung, die mit dem Principium der Pflicht nicht übereinstimmt, wie er S. 74 schreibt: „Die sogenannte reine Liebe Gottes, wie sie einige Mystiker behaupten, sey unmöglich, der h. S. entgegen, ja sogar sündlich;“ und in der Note hinzusetzt: „Die Mystiker verstehen unter reiner Liebe eine solche Liebe, die ganz ohne Rücksicht auf unsern Vortheil ist.“ Der größte Theil dieser Schrift enthalt zwar sehr viele ächte rein philosophische Begriffe und Erklärungen, wodurch der Verf. sehr schöne und gründliche Aufschlüsse über manche theologische Materien giebt; aber um so mehr wird man manchmal in Verwunderung gesetzt, wenn man auf Behauptungen stößt, die im Geiste des alten kirchlichen Lehrsystems sind, worinn, aus Mißverstand biblischer Stellen und Ausdrücke,

Lehrsätze aufgestellt sind, die vor dem Lichte einer richtigen Auslegungskunst und gesunden Philosophie nicht bestehen können. Möchte man sich auch manchmal überreden, daß der Verf. gewissen Lesern zu gefallen ökonomisire: so kann man diese Muthmaaßung doch nicht mit der durchaus herrschenden Würde des ganzen Tons zusammenreimen; außerdem kommen auch sehr auffallende Abweichungen vom kirchlichen Lehrbegriff vor, daß man sich überzeugen muß, der Verf. möge wohl an kein Oekonomisiren gedacht haben. Es ist Pflicht des Recensenten, sein Urtheil zu belegen. S. 33 in der Note ließt man: „Der Sohn Gottes trägt für den Menschen, der nicht vollkommen rein ist, oder für alle, die praktisch an ihn glauben, als Stellvertreter, die Sündenschuld; er thut durch Leiden und Tod der höchsten Gerechtigkeit als Erlöser genug; nur daß jenes Leiden, das der neue Mensch, indem er dem alten absterbt, im Leben fortwährend übernehmen muß, an dem Stellvertreter der Menschheit als ein für allemal erlittener Tod vorgestellt wird." S. 81: „Weil die geoffenbarte Religion auf einem göttlichen Zeugnisse beruhet, so muß man über ihre Natur nicht mehr als moralische Gewißheit verlangen, und sich vor der Demonstrirsucht in Sachen der Religion hüten. 1 Kor. 1. 17 — 24. 1 Tim. 6, 20." Dagegen aber auch Seite 87 in dem Bekenntniß der Katechumenen: „Ich bekenne, daß Jesus Christus — Gottes eingeborner Sohn sey," und unten in einer erklärenden Note: „Gott war so genau mit ihm vereinigt, als er es nie mit einem andern gewesen ist." Hierher gehört auch das, was der Verf. von der Kindertaufe sagt, daß nämlich diese Einführung in die christliche Gesellschaft bloß durch ein feyerliches Gebet; die eigentliche Aufnahme und Einweihung aber mittelst der von Jesu verordneten Taufe der Belehrten (Matth. 28, 19) am Tage der öffentlichen Konfirmation verrichtet werden sollte. Man sehe auch die Artikel: Strafen; Vergebung der Sünden; Tod Christi; Verdienst Christi ꝛc. Nun findet man aber auch Stellen, die sich untereinander widersprechen. Z. B. S. 71 heißt es: „Lehren, welche nicht aus der Erkenntniß der allgemeinen und fortdaurenden Gesetze der Natur; sondern einer nur zeitlang außerordentlichen und nicht in der Natur fortdaurenden göttlichen Einwirkung folgen, nur diese können geoffenbarte Lehren heißen." S. 68 sagt er nun: „Offenbarung sey eine Veranstaltung Gottes, gewisse Lehren den Menschen auf eine

recht

recht wirksame und wohlthätige Art bekannt zu machen. Gott hat sich von jeher seinen Menschen noch näher, als durch die Naturgeschichte geoffenbaret, d. i.: er hat ihnen eine Anweisung zu seiner Erkenntniß und Verehrung gegeben, und dieß muß die wahre Religion seyn." Ferner: „Gott offenbarte sich Adam, Abel, Henoch ꝛc." S. 71 gehören auch die Geschichtswahrheiten zur geoffenbarten Wahrheit. Es ist schwer, alle diese Behauptungen unter dem zuerst aufgestellten Grundsatz zu vereinigen, und wenn die Patriarchalische, die Mosaische, die Prophetische, die christliche Religion lauter geoffenbarte Religionen seyn sollen: so giebt es eine große Menge und Verschiedenheit der wahren Religionen. Noch auffallender ist die Inkonsequenz in folgenden Behauptungen: S. 71, „In so fern Gott nur durch und nach Gesetzen der Natur zu unserm Besten wirkt, offenbart er sich nicht, sondern leitet und führt," vergl. mit S. 118, wo es heißt: „Allenthalben in der Natur ist Gottes Wort; alles ist Gottes Wort zu unserer Belehrung, Warnung ꝛc." Daraus müßte ja folgen, daß sich Gott auch durch und nach den Gesetzen der Natur offenbart. Endlich vergleiche man S. 71 die Worte: „Wie Natur zur Offenbarung, so verhält sich Tugend zur Religion," mit S. 109: „Die Tugend ist nichts anders als der Gehorsam gegen die anerkannten Gesetze der Vernunft und der Religion, die Unfähigkeit, diese — zu übertreten, die Genauigkeit und Leichtigkeit, sie überall zu befolgen." Wenn nun nach dieser Behauptung zwischen Tugend und Religion kein Unterschied ist, so müßte folgen, daß auch zwischen Natur und Offenbarung keiner wäre.

Dem ungeachtet enthält diese kleine Schrift sehr lichtvolle Erklärungen, sehr eindringliche Empfehlungen der christlichen Tugenden, wohin vorzüglich der Artikel: Selbstverläugnung — gehört. Besonders enthalten die Gedanken und Vorschläge des Verf. über liturgische Gegenstände viel Gutes, das der Beherzigung und Befolgung werth ist. Recensent hat sich bey dieser Schrift um deswillen lange aufgehalten, weil Fortsetzungen zu erwarten sind, und sich der Verf. als ein denkender Theologe zeigt, welcher zur Aufklärung der Begriffe und Veredlung der Gesinnungen viel zu leisten vermag.

Gespräche des Pastors Ehrenreich mit seinen Kirchkindern über manche sogenannte Neuerungen in der Religion und andre wichtige Gegenstände. Herausgegeben zur Belehrung des Volks von Fr. Chr. Heinr. Küchelbecker, des Predigtamts Kand. Erstes Bändchen. Leipzig, bey Linke. 1798. 103 S. 8. 6 gr.

Ein der zweckmäßigsten gründlichsten Volksbücher. Der Verf. ist mit den Begriffen und der Denkungsart des gemeinen Volks genau bekannt, und läßt seinen Pastor Ehrenreich so mit demselben reden, wie man es überall thun sollte. Dieses Heft enthält sechs Gespräche: über die Vernachläßigung der Religion; über Aufklärung; über die Absicht und den Werth des öffentlichen Gottesdienstes; über die Verbesserung des öffentlichen Gottesdienstes; über die Verbesserung der Schulen auf dem Lande; über Arbeits- oder Industrie-Schulen. Neues wird man in einer solchen Schrift nicht erwarten; wohl aber verlangen, daß das zur Sache gehörige gut geordnet und gesagt sey. Das ist auch geschehen, und wenn diese Bogen in die Hände des gemeinen Mannes kommen: so werden sie sicherlich nicht ohne die erwünschte Wirkung bleiben. Rec. ist auf die Fortsetzung — laut der Vorrede sollen noch zwey Hefte kommen — begierig. Wenn das Msc. noch nicht abgedruckt ist: so wünscht er, daß der Verf. abstrakte Begriffe nicht mit den Kunstwörtern ausdrücken, sondern lieber umschreiben möchte.

A.

Häusliche Gottesverehrungen an jedem Sonn- und Festtage des ganzen Jahres. — Ein Erbauungsbuch für gute Menschen aus allen Ständen. — Halberstadt, in Commis. in der Buchh. der Groß'schen Erben. 1797. 482 S. g. 8. 16 gr.

Der uns unbekannte Verfasser unterhält sich mit seinen Lesern über biblische Texte (größtentheils über die gewöhnlichen Sonn- und Festags-Evangelien) nicht in Predigtform; sondern

dern auf die den Andachtsbüchern auf alle Tage gemeine Art, in einer meistentheils 3 enggedruckte Blätter füllenden Betrachtung. Außer den Sonn- und Festtagsandachten findet man auch Andachten auf die Feiertage: Mariä Reinigung, Verkündigung und Heimsuchung, Johannis, und Michael; am Erndte- und Kirchweihfeste; am Buß- und am ersten Communiontage junger Christen.

Der Ton ist schriftmäßig und erbaulich; aber besseres Papier und mehrere Sorgfalt für Druckschönheit vermißt man ungerne.

Df.

Christliche Volksreden über die Episteln, so wol (so wohl) zu einem Vorlesebuch bey öffentlichen Gottesverehrungen, als zum Gebrauch bey häuslicher Andacht eingerichtet, von Heinrich Gottlieb Zerrenner, Königl. Inspektor und Oberprediger zu Derenberg im Halberstädtischen, und Christian Ludwig Hahnzog, Prediger in Welschleben bey Magdeburg. Vermehrte Ausgabe. Erfurt, im Verlage der Keyserschen Buchhandlung. 1797. 878 Seiten 4. 2 Rl. 16 gr.

Man vermißte in dieser Predigtsammlung die Predigten am Johannis-, Mariä Heimsuchungs- und Michaelis-Feste, und diese sind von den Verfassern nachgeliefert. In so fern ist die Ausgabe vermehrt, aber nicht neu, wie der Verleger sie in der Vorrede nennt. Es ist ganz die erste Ausgabe, die noch keinesweges vergriffen gewesen ist. Diejenigen, welche diese Predigten schon besitzen, erhalten die drey hinzugekommenen Predigten umsonst. Uebrigens möchte Rec. diese trocknen und schwerfälligen Predigten, die ihren Schwestern so ähnlich sind, nicht gemacht haben.

Az.

Uebersetzung und Erklärung der gewöhnlichen Episteln und Evangelien an allen bey uns üblichen Sonn- und Festtagen u. s. f. von M. Traugott August Seyffarth, Pastor in dem Städtchen Uebigau bey Herzberg im Churkreise. Siebenter Heft. Leipzig, bey Crusius. 1797. 21 Bogen in gr. 8. 20 gr.

Hiermit endigt der Verf. seine Arbeit über die evangel. und epist. Texte. Seine Geschicklichkeit und Fleiß sind auch in diesem Hefte, wie in dem ganzen Werke, nicht zu verkennen. Ohnstreitig gehört dasselbe zu den vorzüglichsten und brauchbarsten dieser Art. Denn obwohl Rec. gewünscht hätte, daß hier und da mehr Licht sowohl in die Uebersetzung als in die erläuternden Anmerkungen gebracht, auch manche vorgezogene Erklärung mit mehrern Gründen bestätigt seyn möchte; ob er gleich nach seiner besondern Ueberzeugung nicht allemal dem Verf. in seiner Auslegungsart beystimmen kann, weil er manche Erklärungen noch für zu unsicher, zu gekünstelt und gezwungen ansehen muß: so kann er doch dem Ganzen, in Hinsicht **auf das Exegetische** um so weniger seinen Beyfall versagen, da die Menge der in den Anmerkungen beygebrachten Auslegungen jedem Forscher eine eigene freye Auswahl gestattet. Was **den praktischen Theil** dieses Werks betrift, so erkennt es der Verf. selbst, daß die von ihm gegebenen Winke und beygefügten praktischen Sätze für den ungeübtern Hülfsbedürftigen noch nicht zureichend seyn, und er wiederholt daher das bereits im **vierten Hefte** gegebene Versprechen, in einem besonderen **doppelten Anhang** eine nähere Anweisung zur praktischen Behandlung der Texte und zur weitern Ausführung der hier mitgetheilten Winke in mehreren Beyspielen auszuarbeiten. Wir erwarten die Erfüllung dieses Versprechens mit dem völligen Vertrauen, daß der Verf. nach seiner schon hier bewiesenen Geschicklichkeit etwas Vorzügliches liefern, und also seine guten Absichten den Wünschen mehrerer Prediger gemäß aufs beste ausführen werde. Freylich wird hier mancher fragen, ob es nicht rathsamer, wenigstens für den Käufer vortheilhafter gewesen wäre, wenn der Verf. durch eine gleich Anfangs getroffene andere Einrichtung seines Plans diesen nun nachzuliefern

fernden praktischen Anhang entbehrlich gemacht hätte. Wir überlassen ihm selbst die Beantwortung dieser Frage; werden auch vielleicht bey künftiger Anzeige dieses Anhanges unsere eigene Meynung weiter anführen können.

Be.

Predigtentwürfe über die gewöhnlichen Episteln auf alle Sonn- und Festtage des Jahres, in Sturmischer Manier, ausgezogen aus den völlig ausgearbeiteten Predigtsammlungen der vorzüglichsten deutschen Kanzelredner. Zweyter Jahrgang. Leipzig, bey Jacobäer. 1797. 376 Seiten. 8. 1 Rk.

Predigtentwürfe über die gewöhnlichen Evangelien auf alle Sonn- und Festtage des Jahres, in Sturmischer Manier, ausgezogen ꝛc. Erster Jahrgang. Leipzig, bey Jacobäer. 1794. 404 Seiten 8.

Zweyter Jahrgang. Ebendaselbst. 1795. 342 Seiten.

Dritter Jahrgang. Ebendaselbst. 1796. 408 Seiten.

Vierter Jahrgang. Ebendaselbst. 1797. 408 Seiten. 4 Rk.

Ueber den ersten Jahrgang der Epistel-Predigten hat Rec. sein Urtheil im 31. Bande dieser Bibliothek gesagt. Eben dieses Urtheil fällt er über den zweyten Jahrgang, und über alle vier Jahrgänge der Evangelien-Predigten. Doch muß er hinzusetzen, daß der Sammler und Epitomator nicht immer ganz richtig die Dispositionen der Verfasser geliefert habe. Das fiel ihm in die Augen bey der ersten Predigt im vierten Jahrgange, die vom Pastor Laaß in Lüneburg ist, und die er eben gelesen hatte, und nun auch vergleichen konnte. Und nun fand er das auch bey mehreren. Solche willkührliche Veränderungen werden schwerlich den Verfassern gefallen;

len; besonders wenn ihre Arbeiten dadurch nicht gewinnen, sondern verlieren.

Az.

Rechtsgelahrheit.

1) Einige Bemerkungen, dem gesammten Corps der Hildesheimischen Ritterschaft in ihrer Versammlung am 20. Apr. 1799 zur Prüfung und Beherzigung vorgelegt, von Moritz von Brabeck. 1799. 8.

2) Ein Wort von Moritz von Brabeck. 1799. 8.

Diese beyden kleinen Schriften sind im hohen Grade wichtig, sowohl in Hinsicht ihrer Entstehung als ihres Inhalts. Es ist bekannt, daß schon seit mehreren Jahren in dem Stifte Hildesheim eine große Unzufriedenheit der besteuerten Stände über das Verfahren der Deputirten der Landstände in Finanzangelegenheiten herrscht, und daß selbst der Bauernstand sich deshalb an das Reichs-Kammergericht gewandt hat. *) Bey dieser bedenklich scheinenden Lage der Staats- und auch der ritterschaftlichen Angelegenheiten, veranlaßte, nach S. 4 der zweyten Schrift, der Herr Brigadier von Rauschenplatt am 20sten Apr. d. J. eine allgemeine Versammlung der Hildesheimischen Ritterschaft, besonders, wie aus den hernach anzuzeigenden Schriften erhellet, wegen der vorseyenden Bonitirung der Rittergüter. In derselben legte der Freiherr von Brabeck das Votum ab, welches den Inhalt der ersten Schrift ausmacht. Er ließ davon anfangs nur so viele Exemplare abdrucken, daß er jedem Mitgliede der sich berathenden Ritterschaft eins davon mittheilen konnte, und übersandte dem Domcapitel gleichfalls ein Exemplar, theils, weil da dem bedenklichen Zwiste mit den steuerbaren Ständen ein Ende gemacht werden sollte, Uebereinstimmung der verschiedenen Kör-

*) Die in dieser merkwürdigen Streitsache herausgekommenen Schriften sollen nächstens in der A. D. B. angezeigt werden.

Körper, welche die Stände des Stiftes Hildesheim ausmachen, nöthig war; theils aus Pflicht, weil das Domcapitel als Besitzer eines Rittersitzes die Mittheilung mit Recht fordern konnte. Das Domkapitel ließ dem Herrn von Brabeck in seiner Antwort die unwürdigste Begegnung wiederfahren; aber auch diese hatte ihn nicht vermocht, sein Votum dem Publikum vorzulegen, wenn er nicht in Erfahrung gebracht hätte, daß man in Klubs und Gesellschaften das Publikum durch Entstellung des Vorgangs gegen ihn zu stimmen suche, und diese Begegnung, die man, wie er ganz richtig S. 8 der 2ten Schrift sagt, bey reiferm Nachdenken zur Bewahrung eigener Würde hätte verschweigen sollen, mit Wohlgefallen verbreite. Dieses ist die Geschichte der Entstehung der beyden Schriften, die wir zum Theil wörtlich aus der letzten ausgezogen haben. Wir wollen jetzt den Inhalt der ersten ausführlich mittheilen. Der Herr von Brabeck ist den Gelehrten längst als ein geschmackvoller Kenner und Beschützer der Wissenschaften und der schönen Künste schätzbar, und Deutschland nennet ihn in der Reihe der Dalberg, Veltheim, Schlieben, und der wenigen andern Edeln, die wir unsern Nachbarn entgegen setzen können, wenn sie uns die große Zahl der ihrigen anführen, die sich um Wissenschaften und Künste verdient gemacht haben. In diesem vortrefflichen Votum lernt man ihn auch als einen eben so rechtschaffenen und einsichtsvollen Mann kennen, der die Vorrechte seines Standes werth hält; aber überzeugt ist, daß es ihm weder erlaubt sey, den Erwerb seiner Vorfahren müßig und thatenlos zu genießen, noch ihn gegen die andern Stände zu mißbrauchen. Die Beweise hiervon liegen in der Reihe der Bemerkungen, die er seinen Mitständen in dem Votum vorlegt. 1ste Bemerkung. Der Edelmann ist das jetzt nicht mehr, was er ehemals war; auch fordert das Vaterland von ihm die Pflichten nicht, die er damals auszuüben hatte, indem sie unnütz geworden sind. Er hingegen genießt jetzt gleichwohl noch den Lohn der edlen Handlungen seiner Vorfahren. Damit diese Wahrheit nicht demüthigend für den Edelmann werde: so muß er die ihm durch die Geburt mitgetheilten Kräfte, mehr wirken zu können, als andre Stände, zur Ausübung der Pflichten verwenden, die jetzt sein Vaterland von ihm fordert; sich ausgebreitete Kenntniß erwerben; das Vermögen erringen, jede Tugend mit Leichtigkeit auszuüben; durch seine Reichthümer Wissenschaften, Künste, nützliche Unternehmungen und

Fabriken unterstützen, und durch die Wege, die Verstand und Rechtschaffenheit lehren, zu der angebornen Würde, Vorsteher und Vormünder der Menschheit, und Vertheidiger der Rechte der Unterthanen zu seyn, zurückkehren. „Es ist der Mühe werth, sagt Hr. v. B. S. 11, zu untersuchen, ob unser Stand bisher seine Pflichten erfüllte; ob er sich dadurch der Achtung der Bürger und des Landmanns werth machte, oder ob er diesen Gelegenheit gab unzufrieden zu seyn, und uns als Menschen zu betrachten, welche in dem Wahne sind, von den Pflichten der Menschheit durch ihr Adelsdiplom losgesprochen zu seyn.“ Da es ihm nicht scheint, daß diese Pflichten bisher erfüllt sind: so beschwört er seine Mitstände, zu ihrer gemeinschaftlichen Beobachtung zu erwachen, und ist alsdann gewiß, daß der Adel vor allen gewaltsamen Umwälzungen sicher ist, und Bürger und Bauer selbst nöthigen Falls zu seinem Schutze auftreten werde. 2te Bemerkung. Die Deputirten, welche nach der Hildesheimischen Landesverfassung anstatt des ritterschaftlichen Standes auf dem Landtage erscheinen, haben die Verbindlichkeit des ganzen Corps ihrer Committenten übernommen. Jetzt da das allgemeine Geschrey über Bedrückungen im Hildesheimischen täglich ertönet; da der Bauernstand sogar deshalb Klage bey den Reichsgerichten erhoben hat, die Ritterschaft selbst stark besteuert ist, wird es nothwendig zu untersuchen, wie die Deputirten ihre Pflichten erfüllet haben. Es ist auffallend, daß die zur Untersuchung der Beschwerden der Unterthanen angesetzte Commission aufgehoben ist, und die Bauern sich selbst überlassen sind. „Dieß heißt denn doch unstreitig Gelegenheit zur Insurrection geben.“ S. 15. Hatten die Bauern Unrecht: so war es nicht unter der Würde der Stände, sie zu belehren; hatten sie Recht, so mußte ihnen der Beystand nicht versagt werden, und kein Opfer konnte hier zu groß seyn. S. 17. „Was aber die laut geklagten, von Seiten der fürstl. Kammer zugefügten Bedrückungen betraf: so ergiebt sich klar, daß die Untersuchung mit strenger Gerechtigkeit fortgesetzet werden müßte, und da, wo der Unterthan Recht hatte, ihm mit aller Kraft, selbst gegen den Landesherrn, welchen einzig hier nur ein Lebtagsinteresse an das Land bindet, Beystand zu leisten war.“ S. 18. Ob die Deputirten des Adels dabey so verfahren sind, wie sie mußten, ist um desto nöthiger zu untersuchen, „da der wichtige Vergleich vom 26sten März 1793 klar bewiesen hat, daß Fürst und Stände ihre Schuldigkeit vorhin wirklich vernach-

nachläßigt, und den Onerabeln Lasten aufgebürdet hatten, die sie zu tragen nicht schuldig waren. **Dritte Bemerkung.** Dieser Vergleich war eine gefährliche Handlung, indem die Stände dadurch das traurige Bekenntniß ablegten, daß die Onerabeln bisher von ihnen prägravirt seyn. Anstatt ihn also in den Zeitungen als eine bemerkungswürdige Handlung der Gerechtigkeit und Großmuth auszuposaunen, hätte man besser gethan, wenn man ihn geheim gehalten hätte. „Die drückendste Last dieses Vergleichs fällt auf die Ritterschaft, da der Landesherr und die beyden geistlichen Stände einzig das Lebtagsinteresse dabey zu besorgen hatten; dem Adel aber die große Last auf seine Familien gewälzet wurde. Jene leben in reichen Pfründen, welche frommer einfältiger Glaube stiftete, ohne Arbeit und sorgenfrey; sie haben sich offenbar nie mit Erwerbe, sondern mit nichts, als mit Erhebung ihrer Einnahme zu beschäftigen, — ihre Präbenden sind nur Lebtagseigenthum; dagegen der Adel sich, wenigstens zum Theil, mit Hervorbringung des Lebensunterhalts, mit der Oekonomie nützlich beschäftigen muß; ferner derselbe seine Einnahme nicht für seine Person allein besitzet, sondern den größten Theil zur Unterhaltung einer Familie, zur Erziehung der Kinder, also offenbar zum Besten des Staats wieder aufopfern muß, — wo nicht weniger die Auflage auf wahres Familieneigenthum gelegt ist, wodurch dessen Werth außerordentlich gefallen, und dadurch der gesammte eingesessene Adel um ein beträchtliches ärmer geworden ist.“ S. 20. Der Hr. v. B. folgert hieraus, daß die präbendirten Stände mehr als die Rittergutsbesitzer beytragen müßten (?); welches aber von den Deputirten nicht erwogen sey, so wie sie auch ihre Pflicht, ihre Committenten in einer so wichtigen Angelegenheit zu einer mündlichen Berathschlagung zusammen zu rufen, nicht beobachtet haben. **Vierte Bemerkung.** Der Fürst Bischof erklärte sich bey Eingehung des Vergleichs, daß er von seinen Kammergütern nach dem Fuße, wie die freyen Stände, an Bezahlung der Landesschulden nicht nur pro praeterito, sondern auch pro futuro Antheil nehmen wolle. Allein nachher hat derselbe sich nur zu einem freywilligen Beytrage, und noch dazu nicht auf immer, sondern nur vorerst auf 12 Jahre verstanden, und die Deputirten der Ritterschaft haben sich dabey beruhigt. Theils ist dieser Vorgang für die Ritterschaft entehrend, da ihr statt eines Pflichtbeytrages nur ein Allmosen auf 12 Jahre hingeworfen

fen werden soll; theils drohet ihrer Existenz eine fürchterliche Gefahr, wenn die wichtigen Prästationen von den viel umfassenden Domainen nicht geleistet, sondern auf die exemten Stände und vorzüglich auf das Eigenthum der Ritterschaft gelegt werden. **Fünfte Bemerkung.** Eben so wichtig ist eine andre Folge des oft angezogenen Vergleichs, die Bonitirung der Güter der Exemten; denn 1) hat sich der Fürst der Bonitirung seiner Domanial-Güter entzogen, 2) hat man nach einem Ständebeschluß festgesetzt, daß nicht die ganze Einnahme des Exemten, sondern nur Schäfereyen, Zehnten, Aecker und Wiesen besteuert werden sollten; nicht aber Meyerzinsen, Forsten, Mühlen, Branntweinbrennereyen, Bierbrauereyen. Da nun aber der eine viel, der andre wenig aus den besteuerten und unbesteuerten Artikeln zieht: so kann unmöglich eine gleiche Besteuerung herauskommen; sondern sie muß für den einen nothwendig drückender, als für den andern seyn. Der Hr. v. B. weigert sich zu den Kosten der Bonitirung, die auf 15000 Rthlr. angeschlagen werden, etwas beyzutragen, und hält sich nur so lange an die provisorischen Zahlungen zum Behuf der Landesbedürfnisse, bis obige Fehler verbessert sind. Die Reinheit seiner Absichten dabey erhellet daraus, daß er selbst einen Theil seiner Einnahme aus den Artikeln zieht, die nicht besteuert sind. Er giebt keinen Wink, woher diese verkehrte Einrichtung der Besteurung entstanden ist; aber es fällt in die Augen, daß man Gründe gehabt haben muß, da man sich das Unweise des Verfahrens nicht anders erklären kann. **Sechste Bemerkung.** Lächeln erregt es, daß die Deputirten des Hildesheimischen Adels aus angemaaßter Machtvollkommenheit eine Gesandtschaft zum Friedenscongreß nach Rastadt sandten, da sie doch zu gleicher Zeit gegen allen Beytrag zu den Kosten der fürstlichen Gesandtschaft protestirten, weil die größtentheils protestantischen Unterthanen kein Interesse an der Erhaltung des Bisthums hätten. „Wollten sie das Interesse des Adels gegen eine Nation behaupten, die diesen Stand leider ganz ausgerottet zu sehen wünscht; oder gegen einen etwanigen künftigen Landesherrn, der sich die Hände nicht binden lassen wird?“ S. 34. **Siebente Bemerkung.** „Je weniger es bestritten werden kann, daß der zeitige Landesherr und die beyden geistlichen Stände an die Wohlfahrt des Vaterlandes nicht durch besondere enge Bande gekettet sind; da es offenbar in die Augen leuchtet, daß es dem Fürst-Bischof und

dem

dem Domcapitel, welche bis auf ein paar Glieder nur aus Ausländern bestehen, es gleichgültig seyn kann, wie es um die Zukunft stehe, dafern sie nur bey ihren Lebzeiten ihre Einnahme richtig erhalten; dafern sie ferner nur ihre in entfernten Landen wohnenden Familien unterstützen können: um so mehr ist es der Sorge des eingesessenen Adels werth, die allgemeine Glückseligkeit des Staats zu befördern. Wenn jene bloß: Renterirer durchaus kein Erbeigenthum in unserm Vaterlande haben; wenn sie bey Kriegsgefahren und andern allgemeinen Elende entfliehen können: so müßen wir bleiben. Wenn Vaterlandswohl, wenn die Administration vernachläßiget ist, und dadurch Unterthanenhaß hervorgebracht wird: jene Renterirer können allenfals mit leichten Füßen davon wandern, anstatt wir, unsre Familien und Grundeigenthum vor dem Riß stehen müssen." S. 35. Der Hr. v. B. schließt aus diesen Vordersätzen, daß es nothwendig sey, daß die Ritterschaft sich mit der Städte Curie auf den Landtagen enge verbinde, damit die Handhabung der Gerechtigkeit, die Verhütung der Unterdrückung der Unterthanen, und die zweckmäßige Verwaltung der Finanzen befördert werde; daß die Ritterschaft auf die Handlungen ihrer Deputirten achten müsse, von denen hier große Nachläßigkeiten, und wichtige Fehler gerüget werden. Diese Fehler, sagt Hr. v. B., sind theils aus den eigenen landständischen Druckschriften bekannt, theils sonst notorisch. Er führt davon folgende als Beweise seiner Behauptung ausführlicher an: a) Bey dem Schatzcollegio ist die Receptur 8147 rthlr. und die Ausgabe 8021 rthlr., also einander gleich. Warum werden also die Schatzgefälle nicht mit den Contributionen und andern Einnahmen unter eine Aufsicht gebracht, und dadurch die Beschwerde der Bauern über die Fortdauer des Schatzcollegii geendigt? b) Die Brandassecurationscasse legt besonders ein schreyendes Zeugniß ab, in welchem traurigen Lichte unsre Landesadministration erscheine. Die ganze Leitung dieses höchst wichtigen Geschäfts ist einem Regierungskanzelisten überlassen, welcher von Anfang der Societät, das heißt seit dreyßig Jahren, gar keine Rechnung ablegte, und als man im vorigen Jahre aus dem Schlafe erwachte, nichts weiter als höchst unvollständige nicht einmal summirte Manual vorlegen konnte. Man nahm damit vorlieb, weil man den Receptor nicht erzürnen wollte. Der Unordnung wurde die Krone angesetzt, als man fand, daß das Catastr so unvollständig geführt sey, daß man nicht

da-

daraus absehen konnte, ob der Receptor die Einnahme richtig angegeben oder Unterschleif gemacht habe. c) Zu einer Zeit, wo das Land durch alte Schulden schwer belastet ist, und stets neue zu hohen Zinsen gemacht werden, sehen die Deputirten der Ritterschaft ruhig zu, daß aus der Landescasse grose Summen ohne Nutzen verschenkt werden. Der Städte-Curie bleibt allein das Verdienst, sich diesen Geschenken zu widersetzen, und man überläßt sie der Indignation des Landesherrn, die er ihr wegen dieser Erfüllung ihrer landesständischen Pflichten in der Resolution v. 20. Dec. 1798 mit klaren Worten bezeigt. d) Man denkt nicht zu einer solchen Zeit der Noth an Vermehrung der Staatseinnahme durch eine wichtige Erhebung der Schatzgefälle. Man achtet dabey nicht auf die darüber erhobenen Klagen des Volks; nicht auf das ruhmwürdige, ohne Ansehen der Person durchgreifende Erkenntniß der Landesregierung; sondern giebt Veranlassung, daß die Handlungen der Landstände von den höchsten Reichsgerichten gemißbilligt und annullirt werden müssen, wie das Erkenntniß vom 12. März d. J. beweiset. Die Pachtungen werden heimlich den fürstl. Oekonomien und andern Begünstigten in die Hände gespielt; die Unterthanen dadurch dem Bier- und Branntweinszwang gegen ein Landgrundgesetz unterworfen; cautionsfähige Unterthanen, die 3000 rthlr. mehr bieten als die fürstl. Oeconomie, zurückgewiesen; ein Krug, der dieser letzten 51 rthlr. einbringt, wird ihr für 3 rthlr. verpachtet, und ihr gestattet, von 2238 rthlr., die ihr die Getränke-Consumtion einbringt, nur etwa 6 — 700 rthlr. in die Schatzcasse als Pacht zu bezahlen. Der Hr. v. B. fordert seinen Stand lebhaft auf, sich diesen Unordnungen zu widersetzen, die Unterdrückung auch des geringsten Unterthanen zu mißbilligen, und deshalb zu erklären, daß sie die Fortsetzung des Bauernprozesses nicht wünschen, sondern gerne zur Ausgleichung der Sache mit Abgeordneten in Unterhandlung treten wollen. „Diesen Weg, fügt er S. 51 hinzu, müssen wir auch um so mehr jetzt betreten, da Säcularisirungen bereits als Grundlage des Reichsfriedens von beyden kriegführenden Parteyen angenommen sind, und auch wir also einer Regierungsveränderung entgegen sehen müssen, wenn wir uns der schmeichelhaften Achtung des etwanigen künftigen Landesherrn werth machen, und auch in Rücksicht auf diesen, unsre Vorrechte auf eine ehrenvolle Art behaupten wollen. Schlüßlich ermahnt er die Ritterschaft, diese

seine

seine Bemerkungen einer reifern Ueberlegung werth zu achten, als sein Circulare wegen der Accise-Verpachtungen, durch dessen gehörige Beherzigung man die gerichtlichen Klagen des Bauernstandes verhütet haben würde. Er erklärt, daß er eben deswegen sein Votum habe drucken lassen, um jedem Ritter ein Exemplar vorlegen zu können.

In der 2ten Schrift erzählt der Hr. v. B. das unbegreiflich unwürdige Benehmen des Domcapitels, oder vielmehr 10 Mitglieder desselben, bey der Uebersendung seines Votums. Er begleitete dasselbe mit einem in französischer Sprache geschriebenen Briefe, „um desto einleuchtender fühlen zu lassen, sagt er S. 8, daß bloße Hochachtung und Vertrauen meine Mittheilung veranlaßte.“ Wir verstehen das zwar nicht völlig; vermuthlich soll es aber so viel heißen, daß er durch den Gebrauch der französischen Sprache alles Feyerliche, gleichsam Officielle wegnehmen wollen. Der Brief, der hier ganz abgedruckt ist, ist mit äußerster Höflichkeit geschrieben, und trägt auf einen Beytritt zu einem Versuche an, den Bauernproceß beyzulegen. Hr. v. B. erhielt hierauf folgende Antwort von dem Hrn. Stiftssyndicus Mayer, bey der man nicht weiß, ob man mehr über die darin herrschende bäuerische Grobheit, oder über die fehlerhafte Schreibart erstaunen sollte. Von Edelleuten, welche eine solche Antwort an einen Mann von ihrem Stande, der in so mancher Rücksicht Hochachtung verdient, verabfolgen ließen, konnte man einen so argen Beweiß, wie wenig ihnen anständige Sitten eigen seyn müssen, nicht erwarten, und von dem Schreiber wenigstens vermuthen, daß er in Secunda oder Tertia buchstabiren gelernt hätte. Das Document ist von einem Stiftssyndicus, der aus Gründen, die wir hier nicht herzusetzen brauchen, vorzüglich vor anderen und für andere viel gelernet, und recht viel Verstand haben sollte, so einzig in seiner Art, daß wir es unsern Lesern nicht vorenthalten können:

„Hochwohlgebohrner Freyherr. Ew. Hochwohlgebohrnen mir Gestern Abend beygeschlosenes schreiben, an das Hochwürdige Dom Capitul kombt hiebey zuruck, mir ist dabey Aufgetragen, die versicherung zuzufügen, „das Hochwürdige Dom Capitul verachte zu sehr den Herrn von Brabeck, und desen öfentlich gethane Aeuserungen daß es mit seiner Würde nicht vereinbarlich seye, Auf irgend eine Arth ferner mit dem-

demselben zu Communiciren." Ew. Hochwohlgebohrnen werden mich künftig mit ihren Aufträgen verschonen Hildesheim d. 22 Apr. 1799 J. A. Mayer Syndicus Mini Cpti."

Gleich darauf klagte der Fiscal den Herrn von B. bey der fürstl. Regierung an, daß er sich durch seine Bemerkungen des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig gemacht hätte, und der Lehnsfiscal auf Verwirkung seiner vom Hochstifte relevirenden Lehen. Die Regierung lud ihn zu einer persönlichen Stellung vor, und ungeachtet er dagegen protestirte, und an das Reichskammergericht appellirte: so wurde er doch durch eine zweyte geschärfte Vorladung dazu gezwungen.

Kein Unbefangener wird läugnen, daß die in den Bemerkungen angenommenen Grundsätze rechtschaffen, den schädlichen Vorurtheilen, durch welche der Adel die Zuneigung der übrigen Stände von sich abwendet, entgegenkämpfend, und dem Geiste der Zeiten angemessen sind; daß die Zwecke, die er zu erreichen sucht, dem Wohle seines Vaterlandes zuträglich sind, und daß die Mittel, die er dazu vorschlägt, nichts gegengesetzliches enthalten. Da er indessen Thatsachen darin erzählt, die große Beschuldigungen enthalten, selbst an Verbrechen gränzen, oder solche sind; da einige Bemerkungen vorkommen, welche darthun, wie fehlerhaft und dem Besten des Landes unzuträglich eine jede geistliche Regierungsform ist; da endlich dieses alles in einer starken Sprache gesagt ist: so ist es kein Wunder, daß alles darüber in Bewegung kam. Was das Letzte betrift, nämlich den Vortrag der Sachen: so ist Rec. zwar weit entfernt zu glauben, daß irgend etwas in diesen Bemerkungen vorkomme, das ein Majestäts-Verbrechen genannt werden könnte; aber er hätte doch um der Sache selbst willen gewünscht, daß der Hr. v. B. weniger lebhaft von dem Gefühle des Unrechts, das er aufdecket, ergriffen gewesen wäre, und seine Ausdrücke mehr gemäßigt hätte. Um der Sache selbst willen, sagen wir; denn es war vorauszusehen, was nun geschiehet. Unfähig, das fehlerhafte Verfahren, welches der Hr. v. B. ans Licht ziehet, selbst zu vertheidigen, hängt man sich an diese Ausdrücke, und stellt den Rächer der Wahrheit als einen Majestäts-Verbrecher, und seine Bemühungen, die Ruhe und Zufriedenheit seines Vaterlandes wieder herzustellen, als einen Aufruf zur Re-

bell-

bellion dar. Außer diesem Vorwurfe verdient Hr. v. B. nach des Rec. Meinung das größte Lob im Allgemeinen von einem jeden, der wünscht, den traurigen Zwist zwischen dem Adel und den übrigen Ständen geendigt zu sehen, wozu der Adel allein durch die Mittel, die der Hr. v. B. vorschlägt, sich geneigt zeigen kann. Insbesondere müßte ihm das Lob von den Hildesheimischen Ständen und Unterthanen werden, daß er die wahre Quelle der Uebel, die das Land drücken, dem Stande begreiflich zu machen sucht, durch dessen Beytritt zu den übrigen Ständen sie allein auf eine legale Art geendigt werden können. Es scheint bey der Beurtheilung des Rechts oder Unrechts des Hrn. v. B. vornehmlich auf folgende vier Fragen anzukommen: 1) Sind die Thatsachen, die der Hr. v. B. anführt, um seine Beschwerden zu begründen, wahr oder falsch? Begreiflich kann darin niemand richten, als dem die Einsicht der Acten darüber erlaubt ist. Da er aber als ein ehrliebender und rechtschaffener Mann bekannt ist: so muß man ihm so lange glauben, bis seine Behauptungen widerlegt sind. Manches ist auch leider notorisch genug. 2) Hatte der Hr. v. B. ein Recht, diese Fehler der Staatsverwaltung seines Vaterlandes aufzudecken, und zur Sprache zu bringen? Wir wollen hier nicht untersuchen wie weit dieses Recht einem jeden Unterthan zustehe, und ob man in einem wohlverwalteten Staate Ursache hat sich zu fürchten, es ihm einzuräumen. Allein der Hr. v. B. ist eins der angesehensten Mitglieder eines Standes, der allein Kräfte genug besitzet, den Maaßregeln des Regenten Widerstand zu thun, wenn dieselben dem Wohl des Landes Gefahr bringen, welches denn doch unläugbar, in einem geistlichen Staate leichter der Fall seyn kann, als in einem weltlichen. Ein solcher Mann muß unstreitig das Recht haben, Fehler des Staats, die von gefährlichen Folgen seyn können, rügen zu dürfen, besonders wenn er sich nennt, und sich also für den Beweis seiner Rüge verantwortlich macht. Hier kommt noch dazu, daß der Hr. v. B. lauter Fehler, die in der Staatsöconomie begangen werden, rügt, an welchem Zweige der Regierungsverwaltung die Stände einen nicht bestrittenen Antheil nehmen. 3) War es der rechte Ort, und eine gesetzmäßige Gelegenheit, wo und bey welcher der Hr. v. B. seine Beschwerden zur Rede brachte? Es war eine förmliche, zur Berathschlagung über eine diesem Stande sehr wichtige Angelegenheit zusammengerufene Versammlung seines

ganzen Standes. Entweder die ganze Versammlung ist gesetzwidrig, und diejenigen, die derselben beygewohnt haben, sind alle strafbar; oder es war dem Hrn. v. B. erlaubt, auf dieser Versammlung von Landesangelegenheiten zu reden, die von der Competenz des Standes waren. 4) Hat der Hr. v. B. tadelhafte oder gefährliche Mittel vorgeschlagen, um den Beschwerden abzuhelfen? Nein! seine Forderung gehet nicht weiter, als daß die Ritterschaft mehrere Aufmerksamkeit auf ihre Deputirten wenden, und sie anhalten soll, ihre Pflicht zu beobachten.

Sehr vieles ließe sich noch über diese merkwürdige Schrift sagen; besonders gehet noch manche Betrachtung aus derselben heraus, über den Zustand der geistlichen Fürstenthümer im Allgemeinen, und dem Bisthum Hildesheim insbesondere, wo nach S. 35 der ersten Schrift die Zahl des catholischen stiftsfähigen Adels so gering ist, daß nur ein paar Eingeborne im Capitel befindlich sind. Aber wir haben uns schon zu lange dabey aufgehalten.

Gegen dieselben sind 2 Schriften herausgekommen:

3) Geschichtserzählung in Betreff einer von dem Hildesheimischen Fiscal wider den Freyherrn Moritz von Brabeck angestellten Denuntiation. 4.

Die Absicht dieser Schrift war, das Reichskammergericht zu Wetzlar zu bewegen, die Appellation des Hrn. v. B. abzuschlagen. Der Verf. sagt, die Versammlung mehrerer Mitglieder der Ritterschaft sey allein veranstaltet, sich über die Bonitirung der zu besteurenden Gutsparcellen zu berathschlagen. Er spricht mit Tadel davon, daß der Hr. v. B. nicht selbst in der Versammlung erschien; sondern seine Bemerkungen derselben durch seinen Oberverwalter übergeben ließ. Allein uns scheint dieses Verfahren vernünftig zu seyn, da er dadurch allen persönlichen Streitigkeiten auswich. Hierauf werden alle die Stellen angeführt, in welchen der Verf. eine Beleidigung der Würde des Landesherrn zu finden glaubt, die wir in unserm Auszuge gleichfalls redlich mitgetheilt haben, und der Gang der Klage gegen den Hrn. v. B. erzählt. In dem folg. §. 6. führt der Verf. die Stellen

sen der Criminalisten an, aus welchen erhellet, daß derjenige, welcher die dem Landesherrn gehörige Ehrerbietung verletzet, das Verbrechen der beleidigten Majestät begehet. Wir wollen hier nicht einmal gedenken, daß es diesen Rechtsgelehrten gewiß nicht einmal einfallen ist, diese Sätze ohne alle Rücksicht der Umstände anzuwenden, und daß z. B. Quistorp, wenn er (überall zwar schon unbestimmt und unlogisch genug) sagt, daß der das Verbrechen der bel. Maj. begehe, der die Eigenschaften, die ein Landesherr an sich haben muß, bey dem Seinigen „öffentlich und vorsätzlich" verneint, auch dieses auf die Stände anwendt wissen wolle, die ihren Landesherrn als einen Verschwender, oder als einen Landbrannten u. s. w. verklagen. Aber der Verf. hat auf keine Art bewiesen, daß der Hr. v. B. sich habe etwas zu Schulden kommen lassen, das die Ehrerbietung gegen seinen Landesherrn verletzte. Er fängt den § 7. mit der unerwarteten Erklärung an, daß es hier der Ort nicht sey, ausführlich darzuthun, daß sich der Freyherr v. B. das Verbrechen der bel. Maj. habe zu Schulden kommen lassen; aber durch Vergleichung obiger Thatsachen mit den angeführten Grundsätzen, möchte es wohl sehr anscheinend seyn, daß er sich dieses Verbrechens habe verdächtig gemacht. Was für schwankende, unbestimmte Sätze sind das, in einer Sache von solcher Wichtigkeit, und wie naiv gesteht der Verf. hier seinen Vorsatz, den Hrn. v. B. verdächtig zu machen! Dieses Verdächtigseyn findet er 1) darin, „daß der Hr. v. B. den Fürsten Bischof zu den Rentenieren zählt." Auch wir wünschen, er hätte einen andern Ausdruck gewählt, da er, wie man hier sieht, zu Mißdeutungen Gelegenheit giebt. Da man aber deutlich sieht, daß der Hr. v. B. hier den Rentenierer nur dem erblichen Besitzer entgegensetzet, ein Rentenierer auch an und für sich einen ehrenvollen, keinen schändenden Begriff mit sich führt: so muß man die Injurie hineinlegen, wenn man sie finden will. 2) „Hr. v. B. ist ein Verbrecher, weil er verneint, daß der F. Bischof die Eigenschaften besitzet, die ein Landesregent haben muß; ihm vorwirft, daß er seine Schuldigkeit und das Wohl des Vaterlandes als ein lebenslänglicher Besitzer vernachläßige, und die Unterthanen drücke." Der Hr. v. B. ist ein Landstand, und als ein solcher berechtigt, in der Versammlung seines Standes Anordnungen zu rügen, die in dem Staate vorgehen. Er hat Thatsachen angeführt; können diese nicht widerlegt werden,

so möchte es wohl schwer halten, ein Verbrechen daraus herzuleiten. 3) „Er sucht durch unehrerbietigen Tadel über die Anordnungen im Staate Mißvergnügen und Unzufriedenheit gegen den Landesherrn zu erregen.“ Der Verf. beweiset dieses nicht; aber wozu hätte er es auch nöthig? er will ja nur den Hrn v. B. verdächtig machen. 5) „Das alles geschiehet nicht bloß in einer ständischen Versammlung; sondern in einer Druckschrift.“ — Der Hr. v. B. hat erklärt, was er für Gründe gehabt habe, sein Votum zuerst für die Ritterschaft drucken zu lassen, und wie man ihn hernach zur Verbreitung in dem Publikum gezwungen hat. Es würde nicht unbekannter geblieben seyn, wenn er es zu vielenmalen hätte abschreiben lassen. Hätte er die Absicht gehabt, wie ihm hier S. 9 Schuld gegeben wird, „Mißmuth, Unwillen, ja Widersetzlichkeit gegen den Landesherrn zu erregen:“ so konnte er einen Schleichweg gehen, eine Abschrift an irgend ein Journal schicken, und auf diese Art die Schrift verbreiten. 6) „In der Darstellung der Sache sind viele factische Unrichtigkeiten enthalten, wovon der Verf. nur den Vorwurf widerlegen will, daß sich der Fürst der Bonitirung seiner Güter entzogen habe.“ Wir finden aber nicht, daß hier das Gegentheil erwiesen wird; sondern nur, daß der H. B. sich erboten habe, zureichende Vermessungscharten und Beschreibungen der Parcellen vorzulegen, die er will besteuern lassen. Es kömmt hierbey aber darauf an, wer diese Charten und Beschreibungen für zuverläßig hält, die fürstl. Kammer, oder unparteyische Untersucher. Um das gehässige Licht, wie der Verf. S. 11 sagt, das der Hr. v. B. über die Hildesheimische Staatsverfassung zu verbreiten bemühet ist, zu verbessern, führt er zwey Sätze an, von denen der erste wohl Lächeln erregen muß. Er sagt nämlich: das Domcapitel stirbt nicht; daher ist es unrichtig, wenn der Hr. v. B. behauptet: dem Domcapitel könne es gleichgültig seyn, wie es um die Zukunft stehe, dafern es nur bey seinem Leben seine Einnahme richtig erhalte. Der Verf. muß den Beysitzern des hohen Reichstribunals wenig Einsicht zutrauen, wenn er glaubt, sie werden nicht einsehen, daß der Hr. v. B. von den jedesmal lebenden Domherren spricht, anstatt daß der Verf. den collectiven Begriff des fortdaurenden Capitels ihm unterzuschieben sucht. Etwas mehr liegt in dem zweyten Einwurf: „wenn das B. Hildesheim das Schicksal hätte, daß Landesfürst, Domcapitel und Geistlichkeit auswandern müß-

müßten: so ließen sie doch ihr großes und schönes Grundeigenthum zurück, und es steht eben so gut als das Erbeigenthum vor dem Riß." Aber der Verf. scheint den Hrn. v. B. nicht recht zu verstehen. Er sagt: die Domherren sind nicht Eigenthümer, sondern nur Nutznießer ihrer Grundstücke; wenn die Sachen so schlimm kommen, daß sie sie verlassen müssen: so können sie den von ihrer Pfründe gemachten Gewinn mitnehmen; verlassen kein Familien-Eigenthum, wie der Erbeigenthümer thut, und sind gewiß, daß im ärgsten Falle ihnen eine lebenslängliche Pension nicht entgehen kann. Der Erbeigenthümer, dem sein Erbgut genommen wird, kann sich auch dieses nicht versprechen, und seine Familie muß darben. Der Verf. bemühet sich nunmehr, zu zeigen, daß die Hildesheimische Regierung nicht Unrecht gethan, eine Untersuchung anzustellen; daß in des Hrn. v. B. Vorladung keine Nullität begangen sey, und daß man keine Specialinquisition gegen ihn angestellet habe. Er erwartet von dem Reichs-K. G., daß es die Appellation nicht annehmen würde. Dieses ist denn auch allerdings der Fall gewesen, indem dieses Gericht das Gesuch des Hrn. v. B. abgeschlagen hat.

4) Zur Prüfung dem (den) Unbefangenen gewidmet, von einem Freunde der Wahrheit, die von Brabeck'sche Angelegenheit betreffend. Hildesheim, 1799.

Dieses Schriftgen enthält zwar ein paar gute Bemerkungen; möchte aber wohl dem Hrn. v. B. keine große Unruhe verursachen. Der Verf. meint, der Hr. v. B. habe sich des Verbrechens der bel. Maj. schon dadurch schuldig gemacht, daß er in der ritterschaftlichen Zusammenkunft, die einzig zusammengerufen war, sich über die Art der Bonitirung der freyen Güter zu besprechen, diejenigen Sachen vortrug, die in seinen Bemerkungen vorkommen. Es wäre also einem Landstande nicht erlaubt, auf einem Landtage, oder auch auf einer Versammlung seines Standes eine jede Landesangelegenheit zur Sprache zu bringen? Dann möchte es wohl aus seyn mit unsern landschaftlichen Einrichtungen! Auch dieser Verf. sucht mit Beyseitesetzung alles übrigen, bloß die Behauptung des Hrn. v. B. zu widerlegen, daß der F.

Bischof von seinem in der Verordnung v. 24 Dec. 1792 gegebenen Worte abgegangen sey, nach dem nämlichen Fuße, wie die befreyeten Stände, an der Bezahlung der Landesschulden Theil zu nehmen. Der F. Bischof, sagt er, hätte gar keinen Antheil an dem Prozesse zwischen den befreyeten Städten und den Stiftsstädten genommen. Es sey also bloße Großmuth, daß er sich zu einem Beytrage der Bezahlung der Landesschulden erboten hätte. Die Worte in dem Impressio v. 24 Dec. 1792, welches keine Verordnung und keine Urkunde sey, wollten weiter nichts sagen, als daß die Hofkammer zu den Beyträgen der Befreyeten zuschüsse leisten wollte. Es sey dadurch weder ein Zahlungsverhältniß, noch eine ewige Verpflichtung übernommen. Wäre demselben aber auch so: so würde doch dadurch niemand berechtigt seyn, auf deren Erfüllung zu bestehen, so bald sich aus den Verhandlungen zwischen Fürsten und Ständen, worauf diese Bekanntmachung sich beziehet, ein anders ergäbe. Jedem der Stände sey es aber bekannt, daß diese Verhandlungen nichts enthalten, woraus die Verpflichtung der Hofkammer, nach einem gewissen Verhältnisse und auf unbestimmte Zeit zu den Landesschulden zu steuren, herzuleiten stände. Zur Bezahlung der Schulden von dem 7 jährigen Kriege sey die Hofkammer nicht verpflichtet beyzutragen, weil die Domainen-Einkünfte damals von einer fremden Macht gehoben wären. (Dieses Argument ist in Hinsicht der Schulden von dieser Periode allerdings von Wichtigkeit.) Ein Nachfolger, besonders eines Wahlfürsten, könne durch das Versprechen seines Vorgängers nicht verpflichtet werden, folglich könne auch dieses Versprechen nicht auf ewige Zeiten geleistet werden. Gegen die Behauptung des Hrn. v. B., daß die Präbenden-Besitzer mit einer stärkern Abgabe zu belegen wären, weil sie keine Familie zu ernähren hätten, wird der richtige Einwurf gemacht, daß denn auch zwischen den Rittern, die gar keine, die eine kleine, und die eine starke Familie hätten, ein Unterschied zu machen sey. Der Rest dieser Schrift besteht in allgemeinen Anklagen und Beschuldigungen, daß der Hr. v. B. aus bösen Absichten und aus Leidenschaft handle; daß er sich von Schmeichlern verleiten lasse, u. s. w., welche beweisen, daß der Verf. mehr aus Leidenschaft handelt, als der Hr. v. B.

Cd.

Roma-

Romane.

1) Romantische Ausstellungen von dem Verfasser der grauen Mappe. Zweyter Band. Danzig, bey Troschel. 1798. 268 S. 8. 20 gr.

2) Straußfedern. Achter und letzter Band. Berlin, bey Nicolai. 1798. 202 S. 8. 16 gr.

3) Das Jägermädchen, von C. G. Cramer. Zweyter Band. Arnstadt und Leipzig, bey Langbein und Kleefeld. 1798. 341 S. 8. 1 Rf.

4) Die Italiänerinn oder der Beichtstuhl der schwarzen Büßenden. Aus dem Englischen der Miß Radclif. Zweyter Theil. Königsberg, bey Nicolovius. 1798. 288 S. 16 gr.

5) Johnson, oder der edle Taschenspieler, aus den Papieren des Grafen von O. (von Follenius). Zweyter Theil. Leipzig, bey Barth. 1798. 375 S. 8. 1 Rf. 4 gr.

Nr. 1. (man sehe Bibl. B. 34. S. 519.) enthält fünf Erzählungen: die Russenzeit, auch ein Gemälde aus dem häuslichen Leben; Maaß für Maaß, ein Schwank; der Heckthaler, ein Beytrag zur Kunde geheimer Gesellschaften; das Rendezvous, und die Königsflucht, ein Menschenspiegel. Wir glauben, daß die Leser mit diesem zweyten Theile zufriedener seyn können, als mit dem ersten. Wenigstens werden sie einigen dieser Erzählungen das Verdienst, die Zeit zu verkürzen, und andern, wie z. B. der ersten, wenn ihre Forderungen nicht allzugroß sind, vielleicht auch noch etwas mehr, als bloße Unterhaltung, zugestehen.

Nr. 2 liefert zum Beschluß ein Tagebuch, in drey Abtheilungen. Wir glauben, daß Leser, die gerne lachen, wenigstens bey einigen Abschnitten desselben ihre Rechnung finden werden. Es ist größtentheils in einem muntern, launigen Tone geschrieben, und vieles nicht ohne Salz. Hier eine kleine Probe: „Ich liebe das Schweigen mit Passion,

am gewöhnlichsten, wenn andre Menschen gern viel mit mit sprechen möchten. Es ist mit dem Menschen umgekehrt, wie mit den Violinen: diese gewinnen, jemehr man sie ausspielt; ein Mensch aber, der so recht ausgespielt ist, das heißt, der sich so recht durch alle nur mögliche Materien durchgesprochen hat (und so weit kommen die meisten schon in ihrem 23 Jahre), ist ein unausstehliches Instrument. Kömmt über einen solchen ein Virtuose, oder sogenannter guter Gesellschafter, gebildeter Mann, Mann mit Kenntnissen ausgerüstet, u. d. g., und zieht alle Register des Instruments an, um seine Fertigkeit zu zeigen: so entsteht daraus ein Concert, daß man davon laufen möchte. Wenn es sich thun läßt, laufe ich auch immer unter solchen Umständen davon." Ueber

Nr. 3. und 4. haben wir unser Urtheil bereits in dieser Bibl. B. 39. S. 363 und 366 abgegeben, und finden keine Ursache, uns anders zu erklären. Das Jägermädchen bleibt seinem muntern Charakter getreu, und erregt wenigstens keine lange Weile. Die Italiänerinn häuft Schauer auf Schauer und Verwirrung auf Verwirrung, ohne daß sie ein anderes Interesse, als das flüchtige der Neugierde, hervorbringt.

Nr. 5. (man sehe Bibl. B 40. S. 23) lieset sich, einige bey dieser Gattung nicht zu vermeidende Unwahrscheinlichkeiten abgerechnet, noch ziemlich leicht. Uebrigens wird der Verf. wohl selbst nicht in Abrede seyn, daß er das moralische Intresse des Lesers weit besser, als das poetische des Kunstrichters, besorgt habe.

Hwz.

Avantüren aus den Feldzügen der Deutschen am Rhein. Zweytes Bändchen. Deutschland, 1798. 255 S. 8. Mit einem von Schule gestochenem Titelkupfer. 20 gr.

Um nichts klüger, witziger und sittlicher, als ihr erster unlängst angezeigter Band; noch weit langweiliger vielmehr; denn da nur ein paar Erzählungen es sind, womit dieser zweyte ausgestopft worden: so mußte der Scibler mit einer Weitschweifigkeit das Ding betreiben, die auf die Länge hin

ganz

ganz unausstehlich wird. Auch wenn er sein Machwerk Liebe und Tugend überschreibt, gewinnt die Sittlichkeit blutwenig dabey; denn gemeiniglich benimmt ihr Darsteller sich alsdann so plump, daß Leser von nur einigem Zartgefühl solch einer Tugend und Liebe bald den Rücken zukehren werden. Wahrscheinlicher Gang der Dinge kümmert diesen unberufenen Beobachter nicht im geringsten; im Gegentheil bloß darum ist ihm zu thun, sein etwaniges Publikum zu betäuben; und ein nach dergleichem Rausche begieriges muß es wirklich doch geben, weil der Romane immer mehr zum Vorschein kommen, worin der Menschenverstand um die Wette beleidiget wird. Uebrigens scheint es, die Herren Sosier selbst fangen dieser Meßwaare sich zu schämen an, weil so Mancher seinen Aufenthalt hinter dem leidigen Deutschland oder Germanien versteckt. Des vorliegenden Residenz ließe sich ohne Schwierigkeiten vermuthlich auffinden; aber auch des Griffes nach dem ersten besten Buchhändler-Katalog sind seine kläglichen Avantüren nicht einmal werth.

Zb.

Weltweisheit.

Vorlesungen über die Kantische Philosophie, von N. Trescher, Rector der Schule zu Christianie, Doctor der Theologie und Philosophie, Mitglied der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen und Drontheim, aus dem Dänischen übersetzt. Erster Theil. Kopenhagen und Leipzig, bey Schubothe. 1798. 191 S. 8. 14 M.

Diese Vorlesungen sind wirklich, nur nicht ganz in der gegenwärtigen Gestalt, vor einer gemischten Gesellschaft von Liebhabern der Wissenschaften vom Verf. gehalten worden. Er erklärt darin zuerst die Kantische Lehre, und führt ihre Beweise auf. Das geschiehet mit vieler Deutlichkeit, wodurch manches klärer wird, als es von der kritischen Philosophie selbst vorgetragen wird. Da er aber ein sehr denkender Mann, und eben dadurch von allem Nachbeten entfernt ist: so fügt er zweytens dieser Erklärung mehrere Einwürfe

hinzu. Diese sind meistens treffend und scharfsinnig, wiewohl auch in einigen Punkten nicht tief genug, und daher von den Gegnern zuweilen leicht zu entkräften. Wir wünschen dem Buche viel Leser, damit unparteyische Prüfung mehr ausgebreitet werde, und der Geist des blinden Nachbetens vom deutschen Boden mehr verschwinde. Gern verweilten wir bey einzelnen Stellen etwas mehr, und theilten Proben mit, wenn nicht das Gesetz unsrer Bibliothek, bey Uebersetzungen kurz zu seyn, es ausdrücklich verböte.

Fl.

Erklärung der Rechte des Menschen und Bürgers, ein Commentar über das reine Natur- und natürliche Staats-Recht, von Theodor Schmalz, Königl. Preußischen Consistorial-Rath, und Professor der Rechte zu Königsberg. Königsberg, bey Nicolovius. 1798. 152 Seiten 8. 14 Mr.

Der berühmte und scharfsinnige Verf. geht einen neuen Weg, um zum obersten Sittengesetze zu gelangen, welches ihm, wie mehreren kritischen Philosophen, erster Grundsatz des Rechts sowohl als der Sittenlehre ist. Dieser Weg verdient, wie überhaupt alles, was zur festern Begründung der Wissenschaft gehört, eine genauere Prüfung. An Menschen, sagt er, unterscheiden wir freye und unfreye Handlungen. Freye Handlungen sind die, deren erste wirkende Ursache in uns selbst liegt, ohne daß äußere Dinge mehr als bloße Gelegenheit zu ihnen geben. Sie haben ihren Werth oder Unwerth in sich selbst, ohne Rücksicht auf ihre Folgen. Sie sind an sich gut, oder böse, und unser Urtheil, was sie sind, hängt gar nicht ab von der Erfahrung dessen, was sie wirken. Es ist wahr, daß eine böse Handlung uns zum Abscheu empört, eine gute uns zur Achtung rührt; aber jene ist nicht darum böse, weil sie Abscheu, diese nicht darum gut, weil sie Achtung erregt; sondern sie erregen diese Empfindungen, weil jene böse, und diese gut ist. Dieß Gefühl, das merkwürdigste aller Gefühle, darum, weil es allein durch Urtheil und Einsicht hervorgebracht wird, nennen wir deshalb

halb das moralische. Denn Moralität ist gerade jene Eigenschaft der freyen Handlungen, daß sie an sich, ohne alle Rücksicht auf ihre Folgen, als gut oder böse beurtheilt werden können. Nämlich so: Der Zweck unserer Vernunft ist nicht auf diese sinnliche Welt eingeschränkt; er ist, die Handlungen der Menschen in der Sinnenwelt nach den Gesetzen der intellektuellen Welt zu bestimmen. Die Natur der Vernunft aber, oder ihre Form, ist die, daß sie nie Widersprüche erträgt. Nun lassen sich alle Widersprüche auf zwey Klassen zurückführen. Entweder sie sind erst a posteriori erkennbar, so daß der Widerspruch nicht aus den gegebenen Begriffen an sich eingesehen wird; sondern erst durch Hülfe von Erfahrungen. Diese Widersprüche sind nicht gegen die Natur der Vernunft, und eben darum auch nicht gegen ihren Zweck, weil vernünftige Wesen sehr wohl der Erfahrung ermangeln können, aus welcher sie allein hier urtheilen könnten. Darum sind diese Widersprüche nur abgeschmackt oder lächerlich. Oder sie sind schon a priori erkennbar. Dann verhalten sie sich wieder anders, und wirken anders auf das Gemüth in theoretischen, und anders in praktischen Sätzen. In theoretischen Sätzen sind sie allerdings gegen die Natur der Vernunft; aber nicht gegen den Zweck derselben, weil sie nicht in Handlungen übergehen. Sie scheinen uns also auch nur lächerlich. Aber in praktischen Sätzen, deren Befolgung übrigens physisch möglich ist, sind a priori offenbare Widersprüche gegen Natur und Zweck der Vernunft zugleich. Darum empören sie uns und hierin liegt die Natur des Bösen. Denn unser Abscheu am Laster kommt durch das Erkennen eines solchen Widerspruches, der der Natur und dem Zwecke der Vernunft entgegen ist; er ist nämlich die Ahndung der gänzlichen Aufhebung und Zerstörung unserer vernünftigen Natur, vor welcher das vernünftige Wesen sich entsetzt, wie das sinnliche vor dem natürlichen Tode. Da es neuerlich beliebt worden ist, die moralischen Gesetze in gewisse Formeln zu bringen: so würde die einleuchtendste Form des höchsten Moral-Princips vielleicht diese seyn: Keine Maxime eines vernünftigen Wesens soll einen a priori erkennbaren Widerspruch, weder in sich, noch gegen die übrigen Maximen in seiner Gesinnung enthalten; sondern alle seine Maximen sollen zu einer Harmonie stets mit einander übereinstimmen.

So

So weit der Verf. mit einiger Abkürzung! Wie sie da steht, finden wir diese Darstellung weder klar noch bündig genug, und das wird allemal der Fall seyn, wenn man sich vom geraden Wege der Natur ab, in einseitige übertriebene Speculationen verirrt. Sollen die Schlüsse völlig klar seyn: so müssen sie etwa so lauten: Der Zweck der Vernunft ist, die Handlungen der Menschen zu bestimmen; d. i. wir sollen vernünftig handeln. Nun aber ist aller Widerspruch gegen die Vernunft, also ist das höchste Gesetz unserer Handlungen, daß wir allen Widerspruch an ihnen vermeiden. Der zweyte Hauptschluß würde eben so lauten müssen: Böse ist, was Abscheu erregt; nun erregt aller Widerspruch in Handlungen Abscheu; also ist er allein die Quelle alles moralisch Bösen. Hier leuchtet nun bald das Willkürliche in den Behauptungen ein: Handlungen sind entweder immanentes, oder transeuntes. Daß die Vernunft die ersteren bestimmen soll, das ist, ihre eigenen Denk-Aktus; das wäre wohl klar; aber daß sie auch die letztern bestimmen soll, leuchtet noch nicht ein. Was der Verf., das zu bestätigen, beybringt, daß die Vernunft mehr geschickt ist, den Genuß der Freude zu stören, als zu verschaffen und zu erhöhen, und daß ihre Kräfte zu Spekulationen ins übersinnliche nicht hinreichen, wird ihm von allen nicht kritischen Philosophen, aus noch nicht ganz umgestoßenen Gründen, nicht zugestanden. Wer gründlich verfahren will, muß erst darthun, daß wir schlechterdings nicht umhin können, actiones transeuntes zu verrichten; daß diese bey der Menge und Verschiedenheit der Ausführung, deren wir fähig sind, Vorschriften erfordern; und nun kann er sich erst umsehen, woher er diese nehmen will. Dann wird ihm aber bald klar werden, daß er sie aus der Vernunft holen muß; nicht weil sie Vernunft ist, sondern weil ohne ihr Licht seine Handlungen nie mit Zuverläßigkeit zu ihrem Ende glücklich werden hinausgeführt werden. Mit der Festigkeit dieses ersten Hauptsatzes, der die Vernunft ohne Rücksicht auf die Folgen unserer Unternehmungen zur Regiererin derselben macht, sieht es also noch sehr mißlich aus. Mit dem zweyten dürfte es am Ende nicht besser aussehen. Der Widerspruch in Handlungen allein erregt nie Abscheu. Wenn einer, um zur Stubenthür hinauszugehen, den Weg nach dem Fenster nimmt: so lacht man. Wenn er aber in einer dringenden höchst wichtigen Angelegenheit, um nach Rom zu kommen, den Weg nach Petersburg nimmt: so bemitleidet

oder

oder verabscheuet man ihn, nach Beschaffenheit der Umstände. Hier ist in beyden Fällen gleicher Widerspruch. Aber, wird der Verf. sagen, dieser Widerspruch leuchtet hier nicht a priori ein, und nur ein solcher erregt eigentlich Abscheu! Zwar hat er sich sehr klüglich in die Region a priori zurückgezogen, weil in diesem Bezirke lauter solche Handlungen liegen, die wegen anderer Nebenumstände Abscheu erregen; allein auch dies dürfte ihn schwerlich schützen. Denn einmal, auch bey Handlungen worin der Widerspruch nur a posteriori eingesehen wird, entsteht nicht selten Abscheu, wie das eben aufgestellte Beyspiel zeigt. Und zweytens erregen auch nicht alle widersprechende Handlungen dieser Art Abscheu; wenn einer dem andern eine Stecknadel entwendet: so empfindet kein Mensch darüber Abscheu; wohl aber, wenn einer dem andern sein ganzes Vermögen stiehlt. Hieraus, wie aus mehreren mit geringer Mühe aufzufindenden Beyspielen, ist klar, daß das moralische Böse nicht allein daher entspringt, daß eine Handlung vernunftwidrig ist, oder einen Widerspruch enthält.

Mit des Verf. obersten Grundsatze der Sittlichkeit dürfte es nicht besser stehen. Nach strenger logischer Folge müßte er so lauten: handle nicht widersprechend; denn die Vernunft bestimmt die Handlungen, und diese verbietet den Widerspruch. Damit ist aber nicht viel mehr als nichts gesagt. Widerspruch findet nur da statt, wo etwas zugleich bejaht und verneint wird, und so etwas kann in keiner Handlung statt finden; man kann nicht zugleich dasselbe Ding bauen und niederreißen, nicht zugleich die nämliche Hand bewegen und ruhen lassen. Weil man das fühlte: so ward man genöthigt, hier ein Falsum zu begehen, und etwas unvermerkt einzuschieben; der Verf. drückt daher diesen Grundsatz so aus: Keine Maxime eines vernünftigen Wesens soll einen a priori erkennbaren Widerspruch weder in sich, noch gegen die übrigen Maximen in seiner Gesinnung enthalten. Hier erscheinen auf einmal Maximen, die im vorhergehenden nicht enthalten waren. Diese Maximen ferner, woher sollen sie kommen? Aus den obersten Principien kommen sie nicht; die Vernunft bringt sie nicht hervor, denn diese bestimmt nur, daß sie sich nicht widersprechen sollen; sie selbst aber giebt sie nicht an die Hand. Auch hieraus erhellet also, daß jener Grundsatz viel zu eng ist, weil aus ihm nicht alle Bestim-

mun-

mungen zu Handlungen, nicht alle Gesinnungen hervorgehen. Auch hat man das von einer andern Seite gefühlt; denn statt aus diesem einzigen Satze, alle andern abzuleiten, und zu zeigen, daß sie in ihm enthalten sind, schiebt man in der Folge mehrere Sätze für die mancherley Arten von Rechten und Pflichten unter, ohne klar zu machen, daß gar nichts fremdartiges hinzugemischt sey. Der Verf. stellt deren eine ziemliche Anzahl (S. 13) auf, ohne ihre richtige Herleitung einleuchtend zu machen. In der Art, wie er zu der ersten Quelle dieser mancherley Sätze gelangt, will uns wenigstens der logische Zusammenhang nicht einleuchten. Sie ist folgende: Wir sind frey (S. 8 ff.). Wenn nun der Mensch nach lasterhaften Maximen handelt: so ist es offenbar nicht er selbst, was ihn bestimmt; denn seine Vernunft kann den Widerspruch in seinen Maximen nicht billigen. Es ist also der Reiz dieser Gegenstände, was ihn lokt; nicht etwas, was in ihm ist, sondern außer ihm. Er ist also nicht frey. Die Freyheit ist also nur durch Tugend für den Menschen wirklich. Nur dann, wenn er den Gesetzen der Freyheit gehorcht, ist er frey. Nach diesen allen kann also die Formel des höchsten Moral-Princips auch so ausgedrückt werden: Kein vernünftiges Wesen soll je wider seinen vernünftigen Entschluß bestimmt werden, etwas zu thun, oder zu leisten; sondern jedes soll in sich und andern die Freyheit der vernünftigen Natur, und ihre Herrschaft über das Sinnliche erhalten und befördern. Auch sind hier einige Sätze, die nicht sofort zugestanden werden können. Wenn ein Mensch nach lasterhaften Maximen handelt, und durch Raisonnement sich in ein falsches System hineingearbeitet hat, etwa wie Mandeville: ist es denn nicht seine Vernunft, die ihn bestimmt? Ist er also denn nicht wirklich frey? Ferner kommt es nach dem Verf. einzig darauf an, daß in unsern Maximen kein Widerspruch sey: sollte es dabey nicht möglich seyn, ein System von nicht widersprechenden Maximen zu entwerfen, das z. B. auf Betrug und Ueberlistung, auf niedern Eigennutz hinausginge? Besonders wenn man sich in die Denkart mancher feiner Gauner versetzte, und im Vertrauen auf seine Feinheit, in seinem System jedem gestattete, gegen sich Betrug zu gebrauchen? Thun das nicht manche Politiker und falsche Spieler wirklich? Gesetzt aber auch, alles sey, wie es der Verf. annimmt: so folgt doch noch nicht, daß wir auch an andern die Freyheit der vernünftigen Natur und ihre Herrschaft be-

för-

fördern sollen. Nicht einmal das Nicht-Hindern geht ganz offenbar daraus hervor; denn wo entsteht ein Widerspruch in meinen Maximen, wenn ich auf die Freyheit anderer vernünftigen Wesen keine Rücksicht nehme? Dieser kommt nur dann zum Vorschein, wenn man voraussetzt, daß andre gegen uns sich dann auf gleiche Weise betragen werden; kann man aber das a priori wissen? darf man das unbesehens annehmen? Wären die andern vernünftigen Wesen so geartet, daß sie sich nichts daraus machten, wie wir uns gegen sie betragen: so fiel aller Widerspruch der Maxime weg. Auch dann, wenn ihnen nicht erlaubt wäre, davon Notiz zu nehmen. Kürze halber müssen wir hier abbrechen.

Igh.

Kritik der christlichen Offenbarung, oder einzig möglicher Standpunkt, die Offenbarung zu beurtheilen. Leipzig, bey Crusius. 1798 (1797). XVI. und 458 S. 1 Rf. 8 Gr.

Betrachtet man diese Schrift als ein Produkt der Kantischen Philosophie, die sich einer doppelten Vernunft rühmt, so ist sie eine der merkwürdigsten, ja unentbehrlichsten, welche diese Vernunft aufzuweisen hat.

Der Verf. will zeigen, „daß in dem Gemüthe des „Menschen ein reiner ursprünglicher Begriff der Offenba„rung, d. h., einer übersinnlichen, göttlichen, unmit„telbaren Veranstaltung ist.“ Aber wo und in welchem Theile des Vorstellungsvermögens findet sich nun ein Datum zu diesem Begriff? Denn, heißt es S. 14, „wäre „in uns, in keinem einzigen Theile unsers Vorstellungsver„mögens ein Datum, das jenem Begriffe von Offenbarung „entspräche: so behaupte ich, und muß von jedem behauptet „werden, daß ein solcher Begriff für uns gar nichts seyn „würde, d. h. ein Wort, ein Laut, der ganz unverständlich „wäre, den wir gar nicht mit unserm Verstande, selbst „schwer vielleicht mit unserm Gedächtniß auffassen könnten.“ (Dieß letzte nun wohl nicht: das Gedächtniß hat eben keine Mühe, abrakadabra, ikiri pikiri und andere dergleichen sinn-

sinnlose Wortkörper zu behalten.) Ein solcher Begriff wäre so ganz nichts, meint der Verf., daß er nicht einmal unter die vier von Kant aufgestellten Nichtse, ens rationis, nihil privativum, ens imaginarium und nihil negativum gerechnet werden könnte; „denn, sagt er, auch bey diesem letzten (bey dem leeren Gegenstand ohne Begriff, oder „dem Undinge, wie Kant das nihil negativum auch nennt) „müßten wir die Bestimmung des Begriffs fassen können, „um den Widerspruch zu finden.“ — Der Verf. zeigt nun, daß sich das gesuchte Datum keinem von denen entdeckt habe, die bisher, und selbst nach kritischen Grundsätzen, über die Offenbarung schrieben, als Fichte, Jakob, Tieftrunk u. s. w., den einzigen Storr ausgenommen, der in seinen Bemerkungen über Kants philosophische Religionslehre — denen unser Vf. großes Lob beylegt — einen Wink davon gegeben habe. Jenes Datum findet sich weder in der äußern noch in der innern Erfahrung; weder in der reinen Sinnlichkeit, noch in dem reinen Verstande, noch in dem dichtenden Vermögen der Phantasie; weder in der theoretischen, noch in der praktischen Vernunft, man mag diese letzte bestimmend (konstitutiv) oder reflektirend-postulirend nehmen; noch in der reflektirenden theoretischen Urtheilskraft. Es wird einem angst und bange, ob sich dieses unentbehrliche Datum überall wird auftreiben lassen: endlich findet es sich, S. 44, in der reflektirenden praktischen Urtheilskraft. (Beyläufig gesagt: dieser deus ex machina war mir bisher noch nicht vorgekommen; aber freylich auch noch kein nodus, der dieses vindicis werth gewesen wäre.) Nun geht die Sache folgenden Gang: Die postulirende Vernunft postulirt den Eintritt eines höchsten vollendeten Guts S. 81; aber damit, daß sie es postulirt, ist es noch nicht da; sie postulirt also einen Gott, einen moralischen Weltregierer, der dieses vollendete Gut herbeyführe. Aber dieser erscheint eben so wenig auf die bloße Postulation; man mag noch so viel rufen: es muß ein Gott da seyn, darum ist er noch nicht da; und es wäre doch besser, behaglicher, wenn er auch da wäre. Es meldet sich also, S. 103, ein Wunsch, „daß die angenommenen Postulate wahr „seyn, daß ihnen nichts an Gewißheit fehlen möge.“ Dieser Wunsch ist S. 105 f. „der reine ursprüngliche Anspruch der praktischen und reflektirenden Vernunft. Dieser Anspruch ist unmittelbar durch die Postulate selbst gegeben;

„geben; geht aber auf eine größere Zusicherung dessen, „was in den Postulaten enthalten ist. Diese Zusiche„rung, oder vielmehr Vergewisserung kann aber nur in ei„nem Hinzuthun der objektiven Realität des Daseyns be„stehen, indem diese eben es ist, was den Postulaten abgeht „und ihnen zur letzten Gewißheit mangelt. Eine solche ob„jektive Realität des Daseyns kann aber nur durch unmit„telbare Wahrnehmung, durch ein unmittelbares Faktum „in der Erfahrung, als der allein das Setzen des Daseyns „zugehört, gegeben werden. Nun kann aber die Erfahrung „nur das Sinnliche darstellen, und das, was dargestellt wer„den soll, nämlich Gott und das höchste Gut, ist über„sinnlich.“ —

Ein Akantianer würde sich hier nicht zu helfen wissen; wer nur eine Vernunft hat, der kann hier nicht weiter, wenn er nicht einen salto mortale machen will. Ein Kantianer ist glücklicher; er hat deren zwey; und die zweyte, die praktische, ist ein gar fruchtbares Wesen: hier ist sie so eben mit einem Wunsch nach größerer Gewißheit ihrer Postulate niedergekommen, den sie den reinen ursprünglichen Anspruch nennt. Dieser Sohn hat die Natur seiner Mutter: er postulirt; oder wie es unser Verf. S. 107 nennt, „er dringt auf eine objektive Vergewisserung des einstigen „Kommens eines höchsten Gutes, und des Daseyns Gottes; „auf die wirkliche Annahme, daß eine solche Zusicherung „irgendwo da sey, irgendwo sich finden und gewiß in der „Erfahrung gegeben seyn müsse.“ Ei was dringen, was postuliren? wird der Akantianer sagen; kömmt dadurch die wirkliche Annahme zur Welt? Allerdings: sie muß diesen Augenblick geboren seyn; denn unser Verf. tauft sie und nennt sie „die reine ursprüngliche Annahme, oder den „reinen ursprünglichen Glauben der reflektirenden prak„tischen Vernunft an das Vorhandenseyn einer solchen „Zusicherung.“ Und gleich darauf S. 108 noch bestimmter: „Eine Annahme und ein Glaube an das Vorhandenseyn „eines sinnlichen Objekts, welches unmittelbar jenes „übersinnliche von dem Daseyn eines Gottes und dem „Kommen eines höchsten Gutes darstellt. Dieses Ob„jekt, sagt er, wäre nun ein wahrhaft geoffenbartes, und „eine solche Zusicherung eine wahrhafte Offenbarung. Es „ist also, fährt er fort, mittelst des reinen ursprünglichen An-

„spruchs an eine größere Zusicherung und Gewißheit der Po„stulate, und der daraus nothwendig und ursprünglich entste„henden Annahme des Daseyns einer solchen Zusicherung, selbst „ein reiner ursprünglicher Glaube an das Daseyn einer „Offenbarung der Natur des Menschen, oder der prakti„schen reflektirenden Vernunft eingepflanzt; oder dieser ent„wickelt sich unaufhaltbar und mit vollen Kräften aus dem „Innersten der Vernunft selbst. Hier sehen und finden wir „also den Schlüssel, der uns das Problem von den tausend „Offenbarungen, womit die Völker ausgestattet sind, und die „sie zu besitzen glauben, öffnet.

Seitdem Kant die praktische Vernunft aus dem Nichts hervorrief, giebt es keine kühnere und für die kritische Maschinerie nothwendigere Schöpfung, als diese neue Vernunftart, die reflektirende praktische Vernunft, sammt ihrer Tochter oder Schwester, der reflektirenden praktischen Urtheilskraft, und die daraus hervorgehenden Kreaturen, der reine ursprüngliche Anspruch und die reine ursprüngliche Annahme. Die Nothwendigkeit derselben erhellet daraus, daß nicht nur alle Kantianer, die bisher über Offenbarung schrieben; sondern Kant selbst in seiner Schrift: Die Religion innerhalb den Gränzen der Vernunft, sich Einwürfen aussetzten, die ohne Annehmung dieser neuen Vernunft nicht gehoben werden können; wie der Verf. durch sein ganzes Buch, und ganz besonders S. 188 — 194 für jeden, der mehr als eine Vernunft hat, augenscheinlich darthut. Er zeigt, daß die Kantianer und Kant selbst nicht nach Kantischen Grundsätzen verfuhren, und daß sie einen Mißgriff thaten, indem sie von der bestimmenden praktischen Vernunft bewerkstelligen ließen, was nur die reflektirende praktische Vernunft zu Stande bringen kann. „Man darf, heißt es S. 190 f., gerade „nicht den Worten und den Versuchen des Meisters „folgen; denn auch dieser kann oft seinen eigenen Geist ver„läugnen und ihm auf Augenblicke ungetreu werden; sondern „man muß dem inwohnenden Geiste der Philosophie „selbst folgen.“ (Hier hätte der Verf., um sich gegen mögliche Angriffe zu decken, sich auf Kant selbst berufen können, der irgendwo in der Kr. d. reinen V. bey Gelegenheit des Plato sagt, daß man gar wohl einen Schriftsteller besser verstehen könne, als dieser sich selbst verstanden habe, und ihn folglich auch nach seinen eigenen Grundsätzen berichtigen könne.

Wie

Wie mit Plato, so mit Kant.) „Nun aber bin ich überzeugt, daß Kant eben so ein fälschliches Unternehmen mit seiner Religion innerhalb den Gränzen der Vernunft, so bald dieser Versuch wirklich bestimmend seyn soll, und nicht etwa bloß, wie jener Jakobische Versuch über die Religion, zum Nothbehelf einstweilen um einen Waffenstillstand unter den Fehden der Dogmatik zu errichten, gewagt hat; als die Anhänger Kants, die diesem Versuche folgen, eben so falschlich geben, oder vielmehr eben so fälschlich nachgeben.„ — Rec. sieht nicht, was Kant und seine Schule dawider einwenden können. Wer an die praktische Vernunft glaubt, den dürfen ihre Refutationen nicht empören; wer an die Untrüglichkeit der Kirche glaubt, der muß ihre Dogmen gelten lassen. Und hat nicht die kritische Schule in der reflektirenden praktischen Urtheilskraft ein Bollwerk mehr gegen Feinde und Freunde? Muß sie das nicht dankbar annehmen?

Ganz anders erscheint nun freylich der Werth dieses Buchs dem Auge der einen unbefangenen Vernunft. Was diese dem Werk vorzuwerfen hat, läßt sich auf ein paar Punkte zurückführen.

1) Er sucht im Vorstellungsvermögen ein Datum zu dem Begriff Offenbarung, das heißt, er sucht etwas ursprünglich Gegebenes. Er findet es nicht; dessen ungeachtet läßt er es ursprünglich annehmen. Das ist schlechterdings undenkbar; reine ursprüngliche Annahme bezieht sich nothwendig auf reines ursprüngliches Gegebenseyn; ist nichts gegeben: so kann auch nichts angenommen werden. — Ferner: er will der Ungewißheit seiner Postulationen durch Hinzuthun der objektiven Realität abhelfen: statt aber diese hinzu zu thun, vermehrt er jene mit einer neuen Postulation: er läßt seinen Anspruch auf die wirkliche Annahme dringen. Wenn dieses Dringen nicht sinnlos seyn soll: so muß es postuliren bedeuten. Auch sagt er ausdrücklich S. 107. „daß diese Zusicherung gewiß in der Erfahrung gegeben seyn müsse.„ Seyn müssen ist, wie er selbst sagt, die Formel der Postulationen, so lange er also nicht sagt: Offenbarung ist; sondern immer nur: sie muß seyn, so hat er sie bloß postulirt, hat ihr keinesweges die objektive Realität gegeben, hat also nicht gethan, was er thun wollte; sondern gerade das, was er nicht thun wollte. Nun

kann er aber die **Vernunft** nie sagen lassen: Offenbarung ist; denn das wäre, wie er selbst sagt, ein Ausspruch der **Erfahrung**. Die Erfahrung will er aber diesen Ausspruch nicht thun lassen, so lange die Vernunft ihn nicht gethan hat: das sieht man daraus, daß er ein Vernunftkind, den reinen ursprünglichen Anspruch, auf die **wirkliche** Annahme der Offenbarung dringen läßt; auf die **wirkliche**, damit man nicht etwa unter **Annahme** eine Hypothese verstehe. Die Vernunft **kann** also nicht sagen: Offenbarung ist, und soll es doch sagen, weil es der Verf., als ein ächter Kantianer, nicht anders machen darf. Nun getraut er sich aber doch nicht, die Vernunft geradehin ist, statt **muß** seyn sagen zu lassen, daher läßt er sie auf die wirkliche Annahme dringen; vergißt sich aber in demselben Augenblick, und läßt hinter dem **versteckenden Dringen** sogleich das **verrätherische Müssen**, dem man die Postulation ansieht, erscheinen. — „**Dennoch** aber dringt jener Anspruch ꝛc.“ Dieses **Dennoch** ist empörend für die gesunde Vernunft; es bezieht sich darauf, daß wenn Offenbarung seyn solle, das **Uebersinnliche** müsse sinnlich dargestellt werden, und daß eine solche Darstellung unmöglich sey. Also trotz dieser Unmöglichkeit, oder welches hier dasselbe sagt, **Undenkbarkeit**, **dringt** die reflektirende praktische Urtheilskraft auf die **wirkliche** Annahme, d. h. auf die Annahme des **Wirklichen**, also dessen, was nicht da ist und nicht da seyn kann. Das ist mir eine Sultaninn! — Noch eine andre Empörung wider die gesunde Vernunft ist in den Worten S. 107: „Nun ist aber in dem ganzen Reiche der Erfahrung, diese **als Erfahrung** betrachtet, kein „Objekt möglich, welches jenes Uebersinnliche darstelle,“ u. s. w. Um des Himmels willen, wie kann man die Erfahrung anders als Erfahrung betrachten? Will man die Erfahrung etwa auch **verdoppeln**, wie die Vernunft? Soll es eine theoretische und praktische Erfahrung geben? Und soll die praktische Erfahrung gleich der praktischen Vernunft, **konstitutiv** seyn, also das **Wesen** der Erfahrung, wie die andere das Wesen der Vernunft verlieren? Das wäre freylich ganz im Geiste der kritischen Philosophie; noch mehr: es wäre für unsern Verf. der geradeste und sicherste Weg zu einer Offenbarung, wie er sie will, zu gelangen. Er darf die praktische konstituirende Erfahrung nur sagen lassen: Offenbarung ist, so hat er sie gesetzt, und nicht, wie jetzt, postulirt. Warum erschuf er nicht statt der reflektirenden praktischen Ur-

Urtheilskraft eine konstituirende praktische Erfahrung? Vielleicht thut er's noch: die Worte: als Erfahrung betrachtet, weisen auf so etwas hin. — Da haben wirs! Indem Rec. weiter liest, findet er S. 253 ff., daß der Verf., zu Gunsten der Wunder, materielle und formelle Erfahrung unterscheidet, und die formelle — a priori seyn läßt! Was wollen wir weiter? Das Wesen der Erfahrung ist durch diese Theilung aufgehoben; man kann künftig nicht bloß a posteriori, sondern auch a priori erfahren. Durch ein geringeres Wunder, als dieses, waren freylich die Wunder nicht zu retten. Es hält schwer, bey solchen Aeußerungen der Doppelvernunft gelassen zu bleiben; man möchte dem Verf. zurufen: Paule, du rasest! die große Kunst macht dich rasend.

2) Aber gesetzt auch, es hätte alles seine Richtigkeit, selbst mit der Erfahrung a priori: was hilft uns das zur Beurtheilung der Offenbarungen, die uns a posteriori, oder wie unser Verf. sagen würde, in der materiellen oder empirischen Erfahrung gegeben sind? Wir wollen wissen, ob sie alle ächt sind, oder ob keine, oder eine es ist, und woran wir das erkennen können. Unser Verf. wirft S. 320 eben diese Frage auf, und sagt, „daß es durchaus nöthig sey, daß wir „gewisse bestimmte Merkmale des göttlichen Ursprungs einer vorhandenen Offenbarung haben" (gut!); „diese Kriterien, wenn sie nicht zufällig seyn sollen" (zufällig. ein zufälliges Kriterium? Was ist das?), „müssen aber selbst „a priori abgeleitet werden können" (hm!) „und sie müssen „a priori bestimmt seyn" (hm! hm! hm!); „denn sonst kann „man auf ihre allgemeine Gültigkeit, auf ihre allgemeine „nothwendige Annahme nicht rechnen. Sie müssen aber auch „ferner mit dem Objekte, zu dessen Rechtfertigung und Beglaubigung sie dienen sollten, zusammenhängen" (zusammenhängen! Das hieße ja wohl auf Deutsch: sie müssen auf das Objekt anwendbar seyn? Was es dem Verfasser heißt, folgt unmittelbar hier), "d. h. sie müssen wesentlich seyn" (wesentlich! Ein neuer deus ex machina). „Dieses Wesentliche kann nun aber nicht anders begründet werden, „als sie müssen aus dem Begriffe, also aus dem ursprünglichen Begriffe der Offenbarung selbst hervorgehen, selbst durch „ihn bestimmt seyn." Nun ist, nach ihm, „in diesem ersten „ursprünglichen Begriff der Begriff der Wunder als et-

„was absolut Nothwendiges, mit dem Begriffe selbst Ver„bundenes, gegeben; und es ist gar keine Offenbarung mög„lich, als bloß unter und mit Wundern.“ Nun wissen wir also, woran wir sind!! — Der Verf. sagt (Vorrede, IX), daß, wer sein Buch lese, wohl sehen werde, daß er keine Ursache gehabt habe, seinen Namen zu verheimlichen. Nein wahrlich, das hatte er nicht, wenn man sein Buch aus dem doppelvernünftigen Gesichtspunkte betrachtet. Er ist in dem kritischen Israel ein Meister, wie noch keiner war. Er setzt die Kantische Schöpfung fort; er bereichert seine Schule mit der reflektirenden praktischen Vernunft, mit der reflektirenden praktischen Urtheilskraft, und mit der Erfahrung *a priori*: die kritische Schule muß ihm ein Ehrenmal neben Kant setzen. Und die Konsistorien müssen ihm eins setzen dafür, daß er jene herrlichen Entdeckungen zur Begründung der Wunder *a priori* und der Offenbarung *a priori* benutzte: denn nun kann die protestantische Kirche der Untrüglichkeit entbehren, deren Mangel ihr die katholische Kirche so fühlbar zu machen weiß; oder vielmehr, sie hat jetzt selbst Untrüglichkeit aufzuweisen; und eine Untrüglichkeit, die untrüglicher ist, als die der katholischen Kirche. Denn die Untrüglichkeit der letztern ist bloß a posteriori; die Kirche, ein materielles Wesen, sagt, daß die Kirche untrüglich ist. Hingegen ist die Untrüglichkeit der protestantischen Kirche von nun an a priori: sie steht für die kritische Schule unerschütterlich fest auf dem Felsen der Erfahrung *a priori*; diese steht auf oder neben der reflektirenden praktischen Urtheilskraft; diese auf oder neben der reflektirenden praktischen Vernunft, und so immer weiter eine Vernunft, ein a priori auf oder neben dem andern, bis die ganze Seele damit angefüllt ist, für nichts sonst Raum hat, alles a priori denkt und will, Offenbarung, Kirche, Wunder, Geschichte, kurz alles, wie es Namen haben mag, a priori. Und das verdankt die protestantische Kirche, so wie die kritische Schule, dem konsequentesten und erfindungsreichsten Schüler Kants, dem Verfasser dieses Buchs.

Aber was sagt nun der Mensch mit einer Vernunft dazu? Der sieht hier bloß ein Spiel aus der kritischen Gaukeltasche. Es geht Rec. mit diesem Buche, wie dem Verf. desselben mit Ecks Versuch, die Wundergeschichten des N. T. aus natürlichen Ursachen zu erklären: er kennt, S. 335, nach

nach seinen Grundsätzen, kein unphilosophischeres Produkt, als diesen Versuch; Rec. kennt, nach den seinigen, nichts unphilosophischeres, als diese seine Kritik. Aber er setzt auch, so wie unser Vf., hinzu: „Es mag sehr viel Scharfsinn „in diesem Buche seyn, sich sehr viel Gewandtheit des Geistes „in demselben zeigen, dawider streite ich nicht.“ Rec. streitet nicht nur nicht dawider; er sagt nicht bloß: es mag viel Scharfsinn ꝛc. darin seyn; sondern er sagt unverholen: es ist viel darin. Hier eine Probe davon: der Verf. weiß sich unüberwindlich zu machen. Er stellt S. 9 den Satz auf, „daß vor Beurtheilung jeder Wissenschaft man vorher sehen „und bestimmen müsse, wie die Wissenschaft beurtheilt werden „will, ob nach praktischen oder theoretischen Gründen, u. s. w.“ Nun wird natürlicherweise die Offenbarungswissenschaft nach praktischen Gründen, und zwar solchen, die die reflektirende praktische Urtheilskraft an die Hand giebt, beurtheilt werden wollen. So schlägt der Verf. Kantianer und Akantianer aus dem Felde. — Als Aristoteles die μεταβασις εις αλλο γενος verbot, ließ er sich wohl nicht träumen, daß ein gewandter kritischer Kopf das benutzen würde, um ein Wunder, Offenbarung genannt, zu begründen.

Das Bild auf dem Titelblatte würde ich für einen Christuskopf halten, wenn nicht αυτος εφη darunter stünde. Jesus von Nazareth hat sicher dieß Buch nicht in die Feder diktirt: er wußte nichts von einer möglichen Unmöglichkeit, von einer übersinnlichen unmittelbaren Offenbarung; und in der Bibel kömmt weder das Wort, noch die Sache vor; Gott erscheint da immer, wenn er sich offenbart; erscheint bald dem Auge, bald dem Ohr, bald in dieser, bald in jener Gestalt; und wäre es nur als ein stilles sanftes Sausen, 1 Kön. XIX, 12, so erscheint er doch. — Es muß also wohl der Kopf desjenigen seyn sollen, der jenen überfinnlichsinnlichen, unmittelbar = mittelbaren Hircocervus zuerst — vermuthlich weil er sich beym Disputiren nicht anders aus der Klemme zu ziehn wußte — in die Welt gebracht hat. Es ist Schade um das gute Gesicht!

Antwortsschreiben des Professors Kant in Königsberg an den Abt Sieyes in Paris, 1796. Aus

dem lateiniſchen Originale überſetzt. 1797. 112 S.

An dem Aeußern dieſer Satyre iſt nichts vergeſſen; Papier und Druck iſt ſchön; aber das Weſentliche, das Salz, fehlt; ſtatt deſſen finden ſich Plattheiten. Der Verf. will mit einem Wurf Kanten und Sieyes treffen, und verfehlt ſie beyde. Er läßt K. auf einen ſchmeichelhaften Brief antworten, mit dem S. ihm die Konſtitution der franzöſiſchen Republik geſandt und ihn dabey erſucht habe, ihm, Sieyes, ſeine Gedanken darüber freymüthig mitzutheilen. K. hat ſich aber betrogen; er iſt nicht mehr der, wofür ihn S. hält, und ſchickt alſo dieſem eine Antwort, bey deren Leſung er wie aus den Wolken fallen muß. Wenn ſich aus dieſem Holz überall etwas zimmern ließ: ſo war wenigſtens unſer Verf. nicht der Mann dazu. Wollte er eine Maus, wollte er einen Vogel machen? Rec. weiß es nicht. Aber aus den ungewiſſen Schwingungen ſeines Geſchöpfs, aus deſſen Wendungen nach Raub, Licht und hellen Farben ſieht Rec., daß er eine Fledermaus hervorgebracht hat, ein Thier, das zwar fliegen, aber nicht gehen, nur kriechen kann; ein garſtiges Weſen, das niemand in ſeinem Zimmer duldet, weder in ein Glas, noch in einen Bauer ſetzt, wie man mit Mäuſen und Vögeln wohl thut.

Kz.

Mathematik.

J. G. Büſch, Prof. in Hamburg, Mathematik zum Nutzen und Vergnügen des bürgerlichen Lebens. Erſten Theils erſter Band, welcher das Nutzbarſte aus der reinen Mathematik enthält. Vierte ſehr vermehrte und verbeſſerte Ausgabe. Erſten Theils zweyter Band, welcher eine praktiſche Mechanik enthält. Vierte verbeſſerte Ausgabe. Hamburg, bey Hoffmann. 1798. I. 1 Alph.

Alph. 1½ Bogen. gr. 8. 10 Kupf. II. 1 Alph. 6½ Bogen. 9 Kupf. 2 Rl. 4 gr.

Die wiederholten Auflagen dieses populären Werks beweisen, daß es zu dem Zwecke, mathematische Kenntnisse unter Personen, deren Fähigkeiten oder Beschäftigungen keine genaue Erforschungen erlauben, zu verbreiten, dienlich sey. Die Mechanik ist selbst für solche, die sich sonst schon damit bekannt gemacht haben, lehrreich. Die meisten Verbesserungen und Zusätze hat in di-ser neuen Auflage der erste Band erhalten, besonders in der Lehre von den Verhältnissen. In der Mechanik ist weniger hinzugekommen, weil sie sonst das Ebenmaaß verloren haben möchte, wodurch sie bisher dem Bedürfnisse der meisten Leser Genüge that. Einiges bleibt noch zu berichtigen oder zu ändern übrig, welches inzwischen der Brauchbarkeit des Buchs nicht nachtheilig ist. Die Erklärung des Verhältnisses (§ 2), daß es die Art sey, wie Zahlen und Größen auseinander entstehen, ist zu weit, da es ausser den hier gemeinten Arten der Entstehung noch sehr viel andre giebt. Man müßte die nähere Bestimmung: einfachsten Arten, hinzusetzen. Die Bruchrechnung wird nach der Lehre von den Verhältnissen abgehandelt, weil ein Bruch ein Verhältniß ausdrückt (das thut eine ganze Zahl auch). Inzwischen wird das Schwierigste, die Multiplikation und Division der Brüche, die freylich am besten aus der Zusammensetzung der Verhältnisse hergeleitet wird, hier unabhängig von den Verhältnissen, wiewohl recht deutlich, abgehandelt. Die Bezeichnung der Division in § 16 stimmt nicht zu der in § 2 vorgeschriebenen. — Der Verf. sagt S. 83, daß er keine Beyspiele gefunden habe, welche den unmittelbaren Nutzen der Lehre von den geometrischen Progressionen in den Geschäften des bürgerlichen Lebens darthäten. Allein die Berechnung des künftigen Werthes eines Kapitals mit zusammengesetzten Zinsen, oder des gegenwärtigen baaren Werthes eines künftig zu erhebenden Kapitals, und die Berechnung der jährlichen Abtragung eines Kapitals oder Rente, wodurch es nach einer bestimmten Zeit getilgt wird, sind solche Fälle. — Das S. 89 angegebene logarithmische System ist nicht das Neperische, sondern das Briggische. — Die Länge des Sekundenpendels wird von den Franzosen nicht zum allgemeinen Maaße gewählt, wie S.

127 gesagt wird. — Bey der Regel zum Visiren der Fässer, S. 243, ist ein Irrthum vorgegangen. Nach derselben soll man das Mittel zwischen dem Durchmesser der Böden und dem durch das Spundloch nehmen; bey der Anweisung von dem Gebrauch des cylindrischen Visirstabes wird aber das Mittel zwischen den Kreisflächen von diesen Durchmessern genommen. Wolf setzt auch in seinen elementis Geometriae Diameter für Kreisfläche; meint aber die letztern.

In der Mechanik ist S. 38 der unrichtige Satz stehen geblieben, daß ein Pendel den halben Schwingungsbogen in derselben Zeit beschreibe, in welcher es den Durchmesser durchfallen würde. Die Theorie von der Schwungbewegung ist beybehalten. Sie ist aber gar nicht haltbar. Es würde in der That daraus folgen, daß Materie sich selbst eine gewisse Bewegung zu geben strebe, eine größere, als diejenige, womit sie willig gienge, zu vermindern, und eine kleinere zu vergrößern suche. — Daß eine Maschine um so viel vortheilhafter sey, je weniger Schwere sie hat (S. 341), möchte Rec. nicht ohne Einschränkung zugeben. Sie muß eine hinlängliche Masse haben, um durch die Ungleichheiten der Kraft und Last, oder ihrer gegenseitigen Wirkungen den gleichförmigen Gang, worauf so viel ankommt, so wenig als möglich stören zu lassen.

Eine physikalische Begebenheit, die S. 225 gelegentlich erzählt wird, verdient ausgezeichnet zu werden. Einem Officier nahm in einer Schlacht eine Kanonenkugel das Degengefäß weg. Wiewohl die Kugel ihm nicht die Haut berührte, ward ihm doch die linke Hüfte für einige Zeit gelähmt (begreiflich durch die Erschütterung von dem Degen). Seine Weste war unbeschädigt. Als er aus der Tasche ein hölzernes Etui hervorlangte, welches Näh- und Stecknadeln enthalten hatte, fand er diese alle in ein Pulver aufgelöset. Hr. Büsch erklärt die Begebenheit aus einer Vergleichung mit der Elektricität.

Be.

Anfangsgründe der Analysis des Unendlichen. Von Abraham Gotthelf Kästner. Der mathematischen Anfangsgründe dritter Theil; zweyte Abthei-

theilung. — Dritte, stark vermehrte Auflage. Mit 5 Kupfertafeln. Göttingen, bey Vandenhoek und Ruprecht. 1799. XXXVI und 876 Seiten. 8.

Herr Hofr. Käſtner genießt das seltene Glück, seine mathematischen Schriften, die doch bey weiten den kleinsten Theil des lesenden Publikums haben, mehrmals, und oft in weit von einander entfernten Zeiten, in erneuerten und verbesserten Gestalten hervortreten zu sehen, die theils an die ununterbrochene Thätigkeit dieses würdigen Greises, der beynahe volle 80 Jahre zählt, theils an die günstige Vorliebe des gründlich unterrichtet seyn wollenden Mathematikers erinnern. Denn die gegenwärtige Anal. des Unendl., die jetzt zum drittenmal erscheint, kam zuerst 1761 heraus. Innerhalb 10 Jahren war sie vergriffen, als die zweyte verbess. Aufl. erschien; doch ist die Vorr. zu dieser im Sept. 1770 datirt; aber mit der Oſt. M. 1771 kam sie erst in den Buchhandel. Endlich nach 28 Jahren erscheint die dritte vorliegende Ausgabe, die der Herr Verf. im Octbr. 1798 unterschrieben hat.

So weit die Register der alt. allg. d. Bibl. hinaufreichen, findet sich keine Spur, daß, wenigstens die 2te Ausgabe dieses interessanten Buchs darinn angezeigt worden sey (die erste lag freylich außer der Gränze unseres Instituts); — Rec. schlug Scheibel, und andre nach; fand aber nirgend eine befriedigende Auskunft, die ihn auf die Anzeige dieses Werks in irgend einer kritischen Zeitschrift (außer den Gött. gel. Anz.) geführt hätte. Wir halten es daher für Pflicht, von diesem deutschen Originalwerke eine vollständige Uebersicht zu liefern, und allenthalben auf die neuen Zusätze der dritten Ausgabe aufmerksam zu machen. Dadurch werden wir dem würdigen Hrn. Verf., im Namen des Publikums, einen neuen Dank abstatten, und diesen an die mannichfaltigen Denkmale reihen, die ihm von vielen sachkundigen Mitarbeitern von Zeit zu Zeit in unserer alt. u. neu. allg. d. Bibl. zum Dienst der Wissenschaften errichtet worden sind. Einige kritische Bemerkungen, die entweder den Verf. zu verständigen, oder seine Gedanken zu ergänzen bestimmt sind, wollen wir durch () einschalten; also zur Sache.

Das

Das Buch ist nicht in eigentliche Abschnitte; wohl aber in besondere Ueberschriften eingetheilt, welche S. 1 — 10 die Gründe der Lehre vom Unendlichen; — S. 10 — 194 die der Differentialrechnung; — S. 194 — 207 die Integralrechnung; — dann S. 207 — 277 die Rechnung des Unendlichen auf Logarithmen angewandt, nebst, S. 278 — 360, Quadraturen und Rectificationen zum Kreise, — auch, S. 361 — 578, allgemeine Ausdrücke der Seiten ordentl. Vielecke; — S. 579 — 732 fernere Anwendung der Rechnung des Unendlichen auf krumme Linien, und S. 733 — 739 Abschnitte runder Körper, in 630 Syhen enthalten. Wie der Schwerpunkt durch Integralrechnung zu finden sey, wird S. 740 — 759 in 24 eigenen Syhen gezeigt. — Ein ganz neuer, sehr beträchtlicher Zusatz, der sich in den früheren Ausgaben dieses Buchs gar nicht findet, ist S. 760 — 876, die Variationsrechnung, mit derselben Anwendung auf das Größte und Kleinste, wozu auch eine neue Kupfertafel gehört. Dagegen ist die bekannte Keplerische Aufgabe, die sich am Ende der beyden vorigen Auflagen fand, völlig weggeblieben, worüber sich der Hr. Hofr. K. S. 382 fg. § 344 hinlänglich erkläret. Man findet aber § 345 ffg., wie der elliptische Ausschnitt aus dem Brennpunkt durch den Sinus der Vielfache des Winkels am Brennpunkte ausgedruckt wird. Auch ist, den Schwerpunkt durchs Integriren zu finden, beybehalten, und Manches, selbst neue Methoden hierin zugesetzt worden. Dieß ist im Kurzen der wesentliche Inhalt eines Werks, daß wir in seinen einzelnen Theilen noch näher zu zergliedern Vorhabens sind.

Ungeachtet der Hr. Verf. im Anfange seines Werks, S. 1 ffg., die mathematische Lehre vom Unendlichen sehr deutlich und bestimmt vorträgt: so giebt er doch S. IV der Vorrede die Schwierigkeiten zu verstehen, mit welchen die frühern Mathematiker bis auf Maclaurin den Begriff des Unendlichen aus allerley mißverstandenen Ursachen bekämpften. Er sagt daher: die Alten hätten, den Namen des Unendlichen, und alles was damit Verwandtschaft haben konnte, zu vermeiden, eine Sorgfalt angewandt, die unsre Geduld überschreite. (Das kam daher, daß die Reihe von Schlüssen, die den Beweis eines Satzes ausmachen, von den Alten nur mit Worten, und zwar in großer Menge aus-

ausgedruckt werden mußte, wozu sich noch der Aberglaube und die Furcht, für heterodox gehalten zu werden, gesellte. Die Neuern bedienen sich aber statt der Worte einfacher Zeichen und Buchstaben, wodurch der symbolische Ausdruck verkürzt wird. Nur muß man nicht nur rechnen, sondern auch beweisen. Letzteres verstanden nicht immer die Alten; und selbst Descartes vergaß sich nicht selten beym philosophischen Calcül dergestalt, daß aller Beweis, und jeder Anschein zu demselben, darüber verloren gieng (vergl. Mantücla hist. des mathemat. Tom. II. p. 74 — 156.). Etwas ähnliches hat der Hr. Hofr. schon vor 40 Jahren vorgetragen: s. Kästner's Betracht. üb. die Beschaffenh. und den Gebrauch des analytisch. Vortrags bey Hubes Abhandl. von den Kegelschnitten. Gött. 1759, 8.). — S. V — XIII, mehrere Bestimmungsarten späterer Mathematiker, die Lehre des Unendlichen algebraisch und geometrisch zu demonstriren, wobey Hr. K. verschiedene Methoden mit allem Rechte tadelt. Mit Maclaurin's Treatise of Fluxions ist der Verf. nicht zufrieden; Rec. auch nicht; es ist eine Perle in den Ocean geworfen, die keiner so leicht zu fischen sich getraut. Hr. K. hat dagegen meist die Methode der ersten oder letzten Verhältnisse gebraucht, deren sich Newton in seinen principiis bediente (vergl. *Newton* princip. mathemat. p 224 — 227, et 446 et 447. Amst. 1714, 4. maj.); dabey ist in der gegenwärtigen dritten Ausgabe nicht vergessen, was Euler, la Grange und die neuern Analysten, seit Newtons Zeiten von der Lehre des Unendlichen geleistet haben, zu benutzen und in Anmerkung zu bringen. Davon zeugen besonders folgende §§hen, die der Hr. Hofr., als neue Zusätze zu der 3ten Ausg., mit einem * allenthalben angezeigt hat; wie z. B. S. 16 — 20 §. 20: eine Differentialgleichung zwischen einer Größe und der, durch deren Potenzen sie gegeben ist, zu finden. Rec. vereinigt sich mit dieser Methode, wiewohl sie von dem gewöhnlichen Wege, den Hopital, Euler, Tempelhof, Vega und la Grange einschlagen, abweicht. Ganz neu ist S. 41 — 51 der 44ste §, der über die Geschichte des Streits der Differential-Rechnungserfindung manche literarische und kritische Auskunft ertheilt. (Bekanntlich hat man Newton beschuldigt: er habe von Leibniz die Differentiale abgesehen, und solche in den Ausdruck: Geschwindigkeiten (Fluxiones) übersetzt, wozu, um ihn zu verstehen, mehr

Nach-

Nachdenken gehört; vid. *Newtoni* philos. nat. princip. mathem. p. 224 seq. — Hr. Hofr. **Kästner** ist dagegen mit allem Rechte billiger, und entscheidet den Streit der Deutschen und Engländer dahin: Jeder sey auf seine Methode für sich gekommen; zulänglich war hierbey Nachdenken über das Verfahren vorhergehender Mathematiker; so habe er (der Hr. Hofr.) in seiner Recension über **Eduard Waring** meditat. analyticae geurtheilt. — Rec. hat etwas ähnliches gelesen von Hrn. Doct **Waring** on infinite series, in *the Monthly Review*; Vol. LXXVI. p. 30 et Vol. LXXVII p. 178 seq.). — S. 51 ffg. § 45 folgt eine Differentiale erster und letzter Verhältniß, wobey, S. 91 und 93, gleichartige Gleichungen für gleichlaufende krumme Linien angebracht werden. Wie die Winkel der Linien aus einer Ellipse, aus Brennpunkten mit der Tangente; demnächst wie krumme Linien, die einen Strahl nach zwey Reflexionen zurück bringen sollen; und wie die Ellipsen die Scheitel und Brennpunkte gemein haben, das wird S. 101 — 108 gezeigt. In der Rechnung des Unendlichen auf Logarithmen angewandt kommen S. 213 ffg., 234 — 251, und 275 — 278 Neuerungen vor, die theils künstl Logarithmen, theils unbestimmte algebraische Rectificationen zum Gegenstand haben. Ueber die Quadraturen und Rectificationen zum Kreise, besonders über Reihen, die sich nicht nähern, obgleich ihre Glieder immer kleiner werden, werden S. 307 — 312, § 300 ganz neue Gedanken mitgetheilt. Wie Potenzen eines Cosinus, durch Cosinus des vielfachen Bogens, — die Fläche der Ellipsen für Abcisse aus dem Mittelpunkte, — und der Ausschnitt aus dem Brennpunkte, selbst durch Winkel am Brennpunkte nach einer nicht gewöhnlichen Art gefunden wird, zeigen §§ 342 — 345, S. 377 — 389. — Ueberhaupt sind der Zusätze so viele, und das Gute, welches man allenthalben antrifft, ist in so veränderlicher Gestalt vorgetragen, daß man die Gränzen dieser Anzeige erweitern müßte, wenn man alles Vorzügliche ausheben wollte. Auch findet man auf die neueste Literatur, sogar auf Hindenburg's Archiv der Mathematik, 7tes Heft. Leipz. 1798, verwiesen. Doch vermissen wir die Bemühungen in der Rechnung des Unendlichen, welche wir **Tempelhof**, **Massenbach**, **Condorcet** und **Schulz** verdanken. Das vermindert aber nicht im mindesten den Werth des Buchs, vielmehr findet man in den Fragmenten zur Geschichte der Variationsrechnung, S.

799

799 — 876 so viel Neues, daß man gegen jenen unerheblichen Ausfall hinlänglich gedeckt wird. Auf Beleuchtung einzelner Sätze, Formeln und Methoden dürfen wir uns, aus Besorgniß, zu weitläufig zu werden, nicht einlassen. Als Mathematiker ist und bleibt Hr. Hofr. K. einer der ersten und wichtigsten Männer, der sich um die Wissenschaft äußerst verdient gemacht, und viele ansehnliche Männer gebildet hat. Durch dieses Werk hat er besonders gezeigt, daß bey allen Aufgaben, welche in den mathematischen Wissenschaften vorkommen, man im Grunde nichts anders suche, als die Verhältniß zwischen den gegebenen und unbekannten Größen zu bestimmen, und daß es dabey niemals auf die Frage ankomme, was eine Größe sey, sondern was sie für ein Verhältniß zur andern habe. Bey den unendlichen und unendlich kleinern Größen hat man zuerst wissen wollen, was dieselben sind, da man doch zuvor hätte untersuchen sollen, wie die Verhältniß beschaffen ist, welche sie zu andern endlichen Größen haben. Indem man aber dieses zu bewirken gesucht hat, sind in der Geometrie so viel verworrene, oft ungeschickte Begriffe hervorgebracht worden, daß verschiedene Männer sich nicht haben überwinden können, dieses Chaos zu entwickeln. Dieß hat Hr. Hofr. K. in der vorliegenden Schrift besonders auf eine Art gethan, die seinem geometrischen Scharfsinn Ehre macht. Statt daß Andre, durch einen analytisch-philosophischen Calcül, worinn sich von jeher die Franzosen auszeichneten, kühne, oft verwegene und gewagte Resultate hervorbringen, welche sie, mit Anwendung auf höhere Geometrie, Geheimnisse nennen, wo doch im Grunde keine sind, wenn man nur gewähnte Schwierigkeiten fahren läßt, welche der Geometer gar nicht kennt, oder welche ihm wenigstens fremd sind, — fährt unser Verfasser gerade zu, und läßt nichts von der Schärfe der Beweise nach, die nur denjenigen bekannt ist, die aus dem einzig wahren Gesichtspunkte, wie Hr. K. ausgehen; besonders da eine lächerliche Philosophie gemeiniglich eine unzeitige Geburt einer übel verstandenen und verwirrten Geometrie ist.

Et.

Be-

Geschichte der Mathematik, seit der Wiederherstellung der Wissenschaften bis an das Ende des achtzehnten Jahrhunderts, von A. G. Kästner. Zweyter Band. Göttingen, bey Rosenbusch. 1797. 2 Alphabeth, 2½ Bogen und XIV Seiten gr. 8.

Dieser Band enthält die Geschichte der Perspektiv, geometrischen Analysis und höhern Geometrie, Mechanik, Optik und Astronomie, in dem ersten Zeitraume bis zu Ende des 16ten Jahrhunderts, nebst einem Nachtrage zum ersten Bande. Der Inhalt macht diesen Band interessanter als den ersten. Der größte Theil desselben besteht wiederum in literarischen Nachrichten von Büchern und ihren Verfassern. Man lernt den Zustand der Wissenschaften nur fragmentarisch kennen aus dem, was von dem Inhalt der Bücher in den Recensionen derselben vorkommt. Doch ist in der Geschichte der Perspektiv, der höhern Geometrie, der Mechanik und Optik einiges im Zusammenhange vorangeschickt. In der Geschichte der Astronomie ist der erste Theil Geschichte der Astronomie, der zweyte enthält Recensionen ihrer Schriften, wiewohl auch in dem ersteren viele Schriften angezeigt werden. Diese Einrichtung ist nicht bequem für den Leser und auch nicht beym Nachschlagen. Es hätte der Zustand der Astronomie, so wie jeder andern Disciplin, in der abgehandelten Periode nur mit Beziehung auf die Schriften dargestellt werden müssen, worauf die literarischen Nachrichten von den Astronomen und ihren Schriften mit der umständlichern Anzeige ihres Inhalts und ihrer Einrichtung in einem zweyten Abschnitte beyzufügen gewesen wären. Man sieht aber aus dem, was der Verf. gegen Mayers Aeußerung, wie Geschichte der Astronomie abgefaßt werden müsse, erinnert, daß er hierin eine andere Theorie hat. Mayer hat von Weidlers Historia Astronomiae geurtheilt, sie sey nicht Geschichte der Astronomie, sondern Geschichte der Astronomen. In der Geschichte der Astronomen erwarte er, wie Astronomie entstanden, gebildet, gewachsen ist. Dieses Urtheil scheint Hrn. K. etwas zu streng. Weidler erzähle, sagt er, was jeder Astronom gethan und geschrieben hat; das gebe doch wohl allgemeine Begriffe von Bildung und Wachsthum der Astronomie.

mie. Bestimmte Nachrichten, etwa wie die Beobachtungen angestellt worden, Schlüsse aus ihnen hergeleitet, Rechnungen geführt, Tafeln verfertigt, u. d. gl. gehören für die Wissenschaft selbst. In der Astronomie sey es nothwendig auch unvollkommene, selbst mißlungene Bemühungen der Vorgänger zu kennen, weil sie immer den Weg zu was bessern bahnten. Allein die Nachrichten von dem Fortgange einer Wissenschaft, die mit biographischen und bibliographischen vermischt, ohne Zusammenhang mitgetheilt werden, gewähren keine interessirende Uebersicht und Bekanntschaft mit dem Fortgange der Wissenschaft. Die dogmatische Abhandlung derselben stellt sie in ihrem neuesten Zustande dar, und braucht bey mathematischen Disciplinen nicht sich um die unvollkommenen Methoden der frühern Zeiten zu bekümmern. Das muß eigentlich die Geschichte thun. Die Einschaltung historischer Nachrichten in den dogmatischen Vortrag ist nur dazu nöthig, daß man die Entstehung der neuen Methoden begreife. Die Geschichte der Wissenschaft erspart diese Einschaltungen. Aber um ihrem Zwecke Genüge zu leisten, muß sie systematisch seyn. Inzwischen bleibt die Arbeit des Hrn. K. als literarisches Hülfsmittel schätzbar, wenn auch gleich manches erzählt wird, was nur nach dem Geschmack des Verf. und für seine Liebhaberey interessant; für andere aber geringfügig und fremdartig ist, und der Vortrag ein collectaneenmäßiges Ansehen hat.

Ein paar kleine Beyträge, die Rec. mit geringer Mühe geben kann, sind folgende: Von des Porta Magia naturalis sagt der Verf. (S. 230) nur, daß die erste Ausgabe um 1560 erschienen seyn soll, zufolge Priestley's Gesch. der Optik; und weiterhin (S. 301), daß die erste Ausgabe, die Porta, wie er in der Vorrede zur zweyten Ausgabe berichtet, als ein sehr junger Mensch von 15 Jahren schrieb, vielleicht nicht so viel enthalten habe, als die folgenden. Das ist auch der Fall. Rec. besitzt eine Ausgabe, Antwerpiae 1562, die nur 4 Bücher auf 135 Octavseiten enthält. Das königl. Privilegium ist datirt Brüssel, den 25. Oct. 1559. Die gedachte Ausgabe ist also vielleicht die erste. Die zweyte, welche Porta in seinem 50sten Jahre veranstaltete, ist wenigstens sechsmal stärker als die erste.

In der ersten Ausgabe wird das verfinsterte Zimmer beschrieben; allein des in die Oeffnung zu setzenden Linsenglases

wird noch nicht gedacht; dieses kommt erst in der spätern Ausgabe vor. Dagegen giebt Porta an, daß man der Oeffnung gegenüber einen Spiegel stellen solle, nicht einen, der die Strahlen zerstreut, sondern einen, der sie vereinigt, also einen Hohlspiegel. Wo das Bild aufgefangen werden solle, zeigt P. nicht an; in der zweyten Ausgabe sagt er, daß man es auf einem kleinen papiernen Kreise oberhalb der Oeffnung erblicken werde. In der ersten Ausgabe vergleicht er die Pupille des Auges mit der Oeffnung des verfinsterten Zimmers, und den hintersten Theil des Auges mit dem Spiegel. In der zweyten läßt er die Krystallinse im Auge die Tafel seyn. Die Stelle L. XVII. cap. 10, wo P sagt, das man durch geschickte Verbindung eines Concav- und Convex-Glases entfernte und nahe Dinge größer und hell erblicken könne, findet sich nicht in der ersten Ausgabe. Die zweyte Ausgabe muß um 1595 zuerst herausgekommen seyn, da Porta sie 35 Jahr später als die erste hat erscheinen lassen. Die sehr kurze und unbestimmte, und, wie es scheint, nicht ganz richtige Anzeige von einem vergrößernden und deutlicher machenden Sehewerkzeug giebt zu erkennen, daß er nur etwas davon durchs Gerücht erfahren, da das Fernrohr wahrscheinlich um 1590 in Holland erfunden ist. Was er aber Kap. 11 von einer andern Einrichtung, entfernte Dinge deutlich zu sehen, ausführt, ist höchst unverständlich, wie es auch Hr. Kästner bemerkt, und läßt muthmaaßen, daß er es nicht wirklich versucht habe. Die Ausgabe, welche Hr. K. angiebt, hat die Jahrzahl 1579. Diese muß unrichtig seyn. Die Ausgabe, welche Rec. von den 20 Büchern der M. N. besitzt, hat denselben Druckort und dieselbe Seitenzahl, als jene, aber die Jahrzahl 1607.

Die Photismi de lumine et umbra ad prospectivam radiorum et incidentiam facientes, von Franciscus Maurolycus, welche Hr. K. aus der Uebersetzung von Priestley's Gesch. d. Optik anführt, wo sie nur aus dem Dictionnaire de Chaufepié angezeigt sind, sind einerley mit der Schrift, des Maurolycus: theoremata de lumine et umbra ad perspectivam et radiorum incidentiam facientia, die der Verf. beschreibt. Rec. besitzt eine Ausgabe dieser Schrift unter dem erstern Titel, die zu Neapel 1611 herausgekommen ist. Sie stimmt ganz mit dem Inhalte, der hier von der Schrift, theoremata etc. angegeben wird. Die beyden Ausgaben un-

unter dem Titel: Photiſmi etc., welche in der gedachten Ueberſetzung angeführt werden, ſollen zu Venedig 1575, und zu Meſſina 1613, herausgekommen ſeyn. Allein die erſtere Angabe iſt irrig. Denn die Schrift iſt nach dem Tode des Maurolycus (der 1575 ſtarb) herausgekommen, auf Koſten eines Genueſiſchen Patriziers, welches der Buchdrucker in der Zuſchrift an dieſen mit Dank rühmt. Man ſieht aus der Zuſchrift und aus der Vorrede des Buchdruckers, daß die Ausgabe von 1611 die erſte iſt. In der Zuſchrift wird des Fernrohrs als einer neuen und bewundernswürdigen Erfindung gedacht.

Von Purbachs Theorie der Planeten mit Reinholds Scholien führt Hr. K. nur die Ausgabe, Wittenberg 1601, an. Die erſte iſt vom Jahr 1542, ohne Seitenzahlen. Zu der Geſchichte der aſtronomiſchen Beobachtungskunſt iſt darin eine merkwürdige Stelle, Bogen Z. Reinhold zeigt darin, wie man in einem verfinſterten Gemach Sonnenfinſterniſſe nach ihrer Größe beobachten könne, und ſcheint es als etwas neues zu betrachten, da er es eine bewundernswürdige Erſcheinung nennt. Porta führt dieſe Art, Sonnenfinſterniſſe zu beobachten, auch in der zweyten Ausgabe der Magia nat. L. 17. cap. 6. an.

Zufällig findet Rec., daß in der Anzeige der zweyten Ausgabe von Pitiſci Trigonometrie S. 744 ein paar Schreibfehler vorgegangen ſeyn müſſen: 23. Aug. ſtatt 12. Sept. und 129 — 203 S. ſtatt 123 — 213 S. Die Ausgabe des Rec. iſt vom J. 1600, wie die von Hr. K. angezeigte, deren Exemplar in der Jahrzahl auf dem Titel eine kleine Veränderung erlitten hat, weswegen Rec. ſein Exemplar genauer mit der Anzeige von dem Käſtneriſchen verglichen hat.

Der Abdruck des Schreibens von Rhäticus an Schoner über des Copernicus Werk: de revolutionibus orbium coeleſtium, welches der Baſeler Ausg. von 1566 angehängt iſt, ſtimmt nicht ganz mit der Originalausgabe deſſelben überein, wie man aus ein paar von Hr. K angeführten Stellen ſieht, die in dem gedachten Abdrucke ſich nicht finden. Das Schreiben iſt auch in anderer Abſicht als in aſtronomiſcher der Aufmerkſamkeit werth. Man ſieht daraus, wie groß damals die Anhänglichkeit an die Lehrmeinungen des Alterthums allgemein war. Rhäticus verſichert Schonern, daß

Copernicus nicht aus Neuerungssucht; sondern nur aus wichtigen Gründen von den Sätzen der alten Philosophe abgehe; die Wahrnehmungen und mathematische Gründe zwängen ihn, einiges auch ungern anzunehmen. Er bittet Schonern, es ihm zu Gute zu halten, wenn er etwas zu freyes gegen das ehrwürdige und heilige Alterthum gesagt habe. Den Copernicus nennt er immer seinen Lehrer, und bittet Schonern, daß er ihn in seinem Studieren mit seinem Rathe leiten wolle. Denn Sch. wisse wohl, wie sehr junge Männer noch des Raths der ältern und verständigern nöthig hätten. Kästner macht bey dieser letztern Stelle die Bemerkung: „So schrieb einer, der schon Professor in Wittenberg gewesen war, und seine Stelle verlassen hatte, aus Begierde von dem Wiederhersteller der wahren Weltordnung zu lernen. Im Alter war freylich ein Unterschied, Schoner 1477 geboren, und Rhäticus 1514. Neuerlich fühlen sich, von ältern Gelehrten zu lernen, junge oefto abgeneigter, je jünger sie sind."

Literatur der mathematischen Wissenschaften. Von Fr. W. A. Murhard. Zweyter Band, enthaltend die Literatur der Geometrie und der Analysis. Leipzig, bey Breitkopf und Härtel. 1798. 1 Alph. 5 Bog. 8. 1 Rt. 8 gr.

Auch unter dem Titel:

Bibliotheca mathematica, vol. secundum, continens scripta geometrica et analytica.

Dieser Band des mathematischen Bücherverzeichnisses (wie der Titel lauten müßte, da Literatur viel mehr begreift, als hier geliefert ist) scheint mit etwas mehr Sorgfalt für die Anordnung aufgeschrieben zu seyn, als der erste, der in dieser Bibliothek, XLI, angezeigt ist. Freylich bemerkt man daran häufige Spuren von Flüchtigkeit, und eine Geflissenheit, die Bogen zu füllen. Die Titel hätten oft kürzer mitgetheilt werden müssen. Die Verzeichnisse aller Aemter und Mitgliedschaften der Verf. sind unnöthig, gewöhnlich auch die Namen der Respondenten von akademischen Disputationen, noch

noch mehr die Wohnungen der Verleger und Drucker. Manche weitläufige Inhalts-Anzeige hätte auch wegbleiben mögen. Wer diesen Bücherkatalogus gebrauchen will, muß denselben genau durchgehen, und sich das versetzte und zerstreute auszeichnen, und in die gehörigen Fächer ordnen. Die Abhandlungen aus den Sammlungen der Schriften gelehrter Gesellschaften sind eingetragen. Das ist sehr nützlich. Ob die gehörige Vollständigkeit erreicht sey, kann Rec. nicht untersuchen. Die Pariser, Petersburger und Berliner scheinen am besten gebraucht zu seyn; von den englischen Transactionen mögen nur die neuern Bände benutzt seyn.

Be.

Geschichte.

Diplomatisch-praktische Beyträge zum deutschen Lehnrecht und zur Westphälischen Fehmgerichts-Verfassung. Erster Theil. Dortmund und Leipzig. 1797. 267 Seiten. 4. Nebst zwey Stammtafeln. Zweyter Theil. 466 Seiten. Nebst einem Landkärtchen. 1798. 3 Rl. 20 gr.

Dieser ganze Theil enthält nichts als eine, wie ein besonderer Titel besagt, aus den Akten bey dem kaiserlichen Reichshofrath gezogene Darstellung der beyderseitigen Gründe in S. der Freyherrn von der Reck-Stockhausen wider die Freyherren von Böselager, die vermeinte Reichsbelehenbarkeit des Hauses und Guts Heesen betr. Als Verfertiger des Auszugs nennt sich in dem Vorbericht hinter dem zweyten Titel ein Herr Köster, ohne daß ihn ein Vorname oder sonst irgend ein Beysatz näher mit dem Leser bekannt mache, welcher behauptet, daß er die Darstellung nicht vollständiger und unparteyischer hätte entwerfen „können, wenn er auch selbst Referent in der Sache gewesen „wäre;“ und in der kleinen nicht unterschriebenen Vorrede hinter dem ersten Titel, werden die hier und im versprochenen zweyten Theil vorkommenden Auszüge musterhaft genannt. Was bleibt nun Rec. dabey übrig? Da er weder

Akten noch Beylagen vor sich hat: so kann er im Geringsten nicht urtheilen, ob die Auszüge wirklich so vollständig, unpartheyisch und musterhaft sind, als hier angegeben wird; muß also deßfalls alles dahingestellt seyn lassen. Einzig und allein wird man von demselben ein Urtheil erwarten, ob er in Ansehung des alten Lehenrechts und der Fehmgerichte etwa neue Aufschlüsse gefunden habe? und diese Frage kann derselbe nicht anders als mit Nein beantworten. Eben dieses gilt auch vom zweyten Theil, welcher abermals Streitschriften in der nämlichen Sache enthält. Indessen werden die überaus vielen, in beyden Theilen, bey aller Gelegenheit angebrachten Urkunden des Mittelalters, dem Liebhaber der Sitten und des Gerichtsstyls unserer Vorfahren gewiß ein nicht geringes Vergnügen verschaffen. Ein paar Register, nämlich ein diplomatisches, und eines der Wörter, würden sicherlich auch den Liebhaber der alten Genealogien noch zum Kauf anlocken.

Denkmal großer und verdienstvoller Staatsmänner, mit einem Anhang: das Bild eines angehenden Richters. Koburg. 1797. 15 B. 8. 16 Bl.

Als Verfasser dieses nützlichen Buchs nennt sich, in der Zuschrift an den Geh. Rath von Hinkeldei, der Koburgische Geheime Regierungsrath Spiller von Mitterberg, aus einer österreichischen um der Religion willen ausgewanderten Familie, deren Stammregister bey Hoheneck, österreichische Genealogien, T. III, S. 696, zu finden ist. Voran gehen, aus Schlichtegroll und Moser, einige Bemerkungen über den Nutzen von Lebensbeschreibungen, welchen der Verf. noch eigene Gedanken darüber beyfügt, denen Rec. beystimmt, wie er dann auch selbst eine nicht unbeträchtliche Sammlung von Leichenpredigten angelegt hat. Hernach kommen die Personalien von folgenden 10 Staatsmännern: 1) Johann Freund, Sachsen-Koburg. Kanzler, † 1595. 2) Bernhard Bertram, Sachsen-Altenburg. Geh. Rath, † 1640. 3) Johann Krebs, Fürstlich Brandenburgischer Kanzler. † 1646. 4) Johann Grotbausen, Braunschweigischer Kanzler, † 1648. 5) Philipp Möring, Braunschweig-Dannenbergischer Kanzler, † 1653. 6) Georg

„Franz-

Franke, Konsistorialpräsident zu Gotha, † 1659. 7) Johann Thomas oder Thomasius, Altenburgischer Kanzler, † 1679. 8) Joh. Mich. Strauß, Hennebergischer Gemeiner Kanzler, † 1661. 9) August Karpzov, Koburgischer Kanzler, † 1683. Endlich 10) Joh. Konrad von Scheres, genannt Zieriz, Koburgischer Kanzler, † 1704. Freylich sind nicht alle diese Männer von gleichem Werth. So hat gleich Nr. 1 nichts, was ihn über die Klasse gewöhnlicher guter Menschen erhebt. Nr. 2 ist freylich merkwürdiger. Doch hätten von ihm, so wie auch von allen übrigen, nicht die altväterischen weitschweifigen Personalien vollständig; sondern auszugsweise abgedruckt werden sollen; und die weitläufige, 4 Seiten wegnehmende Eintheilung der Leichenpredigt, hätte ohne den geringsten Schaden ganz wegbleiben können. Ein wirklich merkwürdiger Mann ist Nr. 6 Georg Franzke; von dessen Schriften aber, gleich wie auch bey den übrigen, kaum im Vorbeygehen etwas, und von andern, die sein Leben beschreiben, gar nichts gesagt wird. Auch Nr. 7, oder Johann Thomas ist merkwürdig, und das von ihm beygefügte Abschiedsgedicht rührend. Nr. 8 hätte vor vielen andern eine Erneuerung seines Gedächtnisses verdient, wenn nicht bereits vor nicht gar langer Zeit ihm diese Ehre schon in Juglers Leben der Rechtsgelehrten, S. 307, widerfahren wäre. Allenfalls hätte man in Ansehung aller Lebensumstände auf Juglern verweisen, und nur einen Auszug der ächt christlichen Gesinnungen, die Karpzov schriftlich hinterlassen hat, machen können. Nr. 10 stehet die eigene Lebensbeschreibung des durch viele milde Stiftungen noch lebenden Kanzlers von Zieriz, für Rec. das anziehendste, besonders wegen der darin geäußerten ächt christlichen Gesinnungen. Der darauf folgende Schluß, und der Zuruf an Freunde und Männer, denen religiöses Gefühl werth ist, vermuthlich von dem Verf. selbst, zeugen, so wie die hier und da eingestreuten Anmerkungen, von der edeln Absicht des Verf., Tugend und Religion unter seinen Mitbrüdern auszubreiten. Den Beschluß des Ganzen macht das aus den Beyträgen zur juristischen Literatur in den preußischen Staaten genommene Bild eines angehenden Richters, von welchem zu wünschen wäre, daß alle jungen in eine Gerichtsstelle tretenden Männer sich ihrer vollkommen ähnlich zu machen suchen möchten. Das Aeußerliche des Buchs wäre untadelhaft,

wenn nicht durchgehends die Kolumnentitel fehlten, welches das Suchen beschwerlich macht.

Neuere Geschichte des Fürstenthums Baireuth, von K. H. Lang, geheimden Archivar zu Plaßenburg. Erster Theil, vom Jahr 1486 — 1527. Göttingen. 1798. X und 218 S. 8.

Eine, wie der Verf. versichert, aus Archivalnachrichten genau gezogene Geschichte, in einer angenehmen Schreibart vorgetragen, wem sollte sie nicht willkommen seyn? besonders da auch der hier abgehandelte Zeitpunkt nicht zu weit von den jetzigen Zeiten entfernt ist. Der jetzige Band begreift die Regierungsjahre des Margarafen Friederichs, der beyde Maragrafthümer Baireuth und Anspach besaß, und Kasimirs, der mit seinen Brüdern ungetheilt regierte. Was nun unter diesen beyden Regierungen merkwürdiges in Krieg und Frieden sich zugetragen; wie der Hof, wie die Gerichtsverfassung, die Policey, die Handlung, kurz alles im Lande beschaffen gewesen, lieset man hier ausführlich beschrieben. Daß fast nirgends Beweisstellen angeführt sind, darüber erklärt sich der Vf. in der Vorrede; er äußert nämlich, einem Archivar müsse man in Rücksicht dessen, was er aus Archivalnachrichten schreibt, glauben, daß er dieselben recht gebraucht habe. Ob aber diese Entschuldigung dem Leser, der nicht bloß glauben, sondern auch prüfen möchte, eine hinlängliche Entschuldigung scheinen werde, ist eine andere Frage, welche doppelt alsdann entstehet, wenn das Erzählte besonders auffallend ist. So scheint z. B. der Verf S. 35 zu Ende andeuten zu wollen, als wenn Marggraf Friederich seiner Geistlichkeit ordentlich erlaubt habe, Beyschläferinnen zu halten. Zu einer Thatsache dieser Art hätte doch etwa in der Anmerkung die Stelle aus der Bestätigung der geistlichen Freyheiten, wo dieses zu lesen wäre, angegeben werden sollen. Eben so auch da, wo den Juden erlaubt worden, den Räubern und Dieben bey scheinender Sonne abzukaufen, und nur der Nachthandel mit diesen Leuten verboten war. Noch mehr Beweis verdiente die Erzählung von der himmelschreienden Ungerechtigkeit, welche 1515 die Söhne Marggraf Friederichs an ihrem Vater begiengen, S. 130, und von der unglaubli-

chen

chen Härte des einen Sohns gegen den gefangenen Vater, S. 150. So hätte auch wohl die Stelle ſelbſt aus dem Baireuther Stadtbuch angeführt zu werden verdient, da auf alle Verbrechen der Weibsperſonen das Lebendigbegraben geſetzt iſt, und ſo weiter. Es zeigt doch wirklich, wie Rec. dünkt, auch bey einem Schriftſteller, der ſeiner Sache noch ſo gewiß iſt, zu wenig Achtung für das Publikum an, wenn er ſolches auch bey den auffallendſten Erzählungen nicht in den Stand zu ſetzen ſucht, von der Wahrheit ſeiner Erzählung mit eigenen Augen ſich zu überzeugen. Doch, dieſes iſt noch leichter zu verzeihen, als das, daß der Verf. ſeine Geſchichte ſo ganz monarchiſch und zwar preußiſch-monarchiſch einzurichten ſucht, und daher S. 102 und 108 ſo geradezu behauptet, daß es in Franken bis zu Anfang des 16. Jahrh. keine freye Reichsritterſchaft und keine Landſtände gegeben. Und was ſoll vollends der Unparteyiſche dazu ſagen, daß der Verf. am Ende des Buchs ſo ganz Schmeichler wird, daß er mit nachdrucksvollen Ausrufungen die Erwerbung Preuſſens als eine Belohnung des Himmels für den gegen ſeinen Vater beſſer, denn die übrigen Brüder, geſinnten Hofmeiſter Albrecht erklärt. Alſo — die Handlung, da ein auf Lebenslang zur Verwaltung eines Landes von einer ganzen Geſellſchaft beſtellter Mann (ob er ein Fürſt iſt, thut bey dem allgemeinen Ausdruck nichts) dieſes Land der Geſellſchaft entreißt, und ſich allein zueignet, — iſt — eine Belohnung des Himmels für ſeine Tugend!!!

J.

Verſuch eines chronologiſchen Verzeichniſſes Heſſiſcher Urkunden. *Erſter Theil*, welcher die Urkunden vom achten Jahrhundert bis auf die Regierung Henrici Ferrei enthält. Rinteln, gedruckt bey Böſendahl. 1796. 408 S. 8.

Der Verf. iſt, laut Unterzeichnung der Zueignungsſchrift an des Hrn. Landgrafen von Heſſen-Caſſel Durchlaucht, der Hr. Regierungsrath Düyſnig zu Rinteln. Das ganze Werk wird drey Theile ausmachen, wovon der zweyte die Urkun-

den bis zum Tode Philipps des Großmüthigen, und der dritte bis auf die neuern Zeiten enthalten ſoll. Der vor uns liegende erſte Theil nennt, außer einem alphabetiſchen Verzeichniſſe derjenigen gedruckten Werke und Deductionen, worin die genannten Urkunden in extenſo enthalten ſind, Ein Tauſend drey Hundert vier und vierzig Urkunden, aus dem angegebenen Zeitraume. Der Verf. hat durch Unternehmung dieſer ſo mühſamen und, bey dem jetzigen Geſchmacke unſeres Publikums, eben nicht ſehr belohnenden Arbeit, gerechte Anſprüche auf den Dank nicht bloß der heſſiſchen, ſondern aller deutſchen Geſchichtsforſcher und Staatsrechtsgelehrten erworben, welchen er damit ein gewiß willkommnes und ſehr brauchbares Hülfsmittel in die Hände liefert, deſſen Werth durch das angehängte doppelte alphabetiſche Verzeichniß der Oerter und Perſonen, welche in den Urkunden genannt ſind (das wir bey Hempels Inventario diplomatico Saxoniae inferioris ungern vermiſſen), noch um vieles erhöht wird.

Da der Verf. durch den bloßen Verkauf ſchwerlich für Druckkoſten und Mühe entſchädigt werden dürfte: ſo iſt zu wünſchen, daß er höhern Orts zur Vollendung ſeines nützlichen Unternehmens thätig ermuntert werden möge, damit es nicht auch, wie das Hempelſche genannte Werk, ins Stocken gerathe.

Bb.

Geſchichte Preußens. Königsberg, gedruckt bey Degen. 1798.

Der Verf., Herr Kammerherr Graf von Klinkſporn, hat ſich unter der Zueignungsſchrift genannt. Da für Preußens Geſchichte bereits ſo manches geleiſtet iſt: ſo berechtiget eine neue Bearbeitung derſelben, etwas Vorzügliches, ſey es nun in Betreff der Bearbeitung ſelbſt, oder in Auffindung und Benutzung neuer Quellen zu hoffen. Allein in Hinſicht der Darſtellung und des Vortrags zeichnet ſich dieß Werk nicht im Geringſten aus; und was die allgemein bekannten Quellen anbelangt, wovon der Verf. eine Literarnotiz giebt, berechtiget er zu dem Verdachte, ſich von ihnen keine genaue

Be-

Bekanntschaft erworben zu haben. Zum Beweise dieses gehässig scheinenden Urtheils mag folgendes dienen. Er sagt: Lindenblatts Chronik sey incomplett geworden; Simon Grunaw sey auf den Bibliotheken zu Königsberg, und Lucas David habe ein Werk in 10 Bänden geschrieben. Kenner der preußischen Geschichte werden sich erinnern, daß Lindenblatt nie eine preußische Chronik; sondern nur die Geschichte seines Zeitalters schrieb, folglich nicht inkomplett wurde; daß von Grunaw kein vollständiges Exemplar auf irgend einer Bibliothek zu Königsberg existire, und daß Lucas David nur zwey Bände in Folio lieferte. Vielleicht ist dieß Gedächtnißfehler, so wie zwey auf wenig Seiten verschiedene Angaben, wovon die eine sagt, daß vier, die andre, daß ein Fuder Urkunden von Tapiau nach Marienburg, und von da nach Krakau gekommen wären, und dieser Gedächtnißfehler veranlaßt auch vielleicht den Verf., den Tacitus nicht de moribus, sondern de more Germanorum zu allegiren. Und aus ebendemselben wird S. 24 ohne Anführung des Kapitels, der Ausgabe oder Seitenzahl, eine dem Rec. ganz neue Thatsache mit folgenden Worten angeführt: Tacitus d. m. Germ. behauptet, daß die alten Bewohner Preußens von Drusi Flotten bekriegt worden, und vielleicht durch Verstümmelung des Worts, der Name entstanden. Dem Rec. ist bloß bekannt, daß Tacitus der Flotte, so wie der Begebenheiten des Drusus, in seinen Annalen erwähnt, ohne des Namens von Preußen oder der Bekriegung dieses Landes nur mit einer Sylbe zu gedenken; wohl aber erinnert er sich, daß Strykowski, und aus ihm der Litthauer Kujalowitz, das Mährchen von der nach Preußen verschlagenen Flotte des Drusus erfunden und verbreitet haben. Von Baczko hat in seiner Geschichte Preussens, Theil 1 Seite 120, Beylage 13, aus dem Ptolemäus ΣΤΑΥΑΝοι und dabey in Parentese als Conjectur ΣΤΕΥΕνοι angeführt. In der Geschichte selbst aber steht S. 76, wahrscheinlich durch einen Druckfehler, Rhaulauner. Diesen Druckfehler, die Stelle des Ptolomäus und die Conjectur fand Rec. im vorliegenden Werke, S. 27 und 28, wieder bey einander. Ein Beweis, daß wenigstens keine Abschreiberfehler begangen sind. Und da in dem ziemlich weitläufig gedruckten Bändchen auf 37 Seiten schon so wichtige Dinge zu rügen sind: so wird hoffentlich jeder Leser die Verlängerung des Sündenregisters dem Recensenten gerne erlassen, der es nur noch anzuzeigen für nöthig hält, daß dieß

erste

erste Bändchen bis auf das Jahr 1228 geht, folglich das ganze Werk, wenn es beendigt werden sollte, wenigstens 12 ähnliche Bände ausmachen dürfte.

Ausführliche Beschreibung der Feyerlichkeiten bey Gelegenheit der Sr. Majestät, dem Könige Friedrich Willhelm III. in Begleitung Ihrer Majestät der Königinn zu Königsberg in Preußen 1798 geleisteten Erbhuldigung. Nach den Acten E. Erl. Königlichen Etatsministeriums der Königlichen Krieges- und Domainen-Kammer und des Magistrats, bearbeitet und herausgegeben von der Königlichen Deutschen Gesellschaft zu Königsberg in Preußen. Königsberg, im Verlag der Königlichen Preußischen Hof- und Akademischen Hartungschen Buchdruckerey. 1798.

Rec. kann sich die Vorstellung einer Huldigungsgeschichte machen, die mit beständigem Hinblick auf die Sitten des Zeitalters, die Denkungsart, Empfindungen und Aeußerungen des Fürsten und der Unterthanen, der Provinz ein angenehmes Denkmal der Begebenheit bleiben, und als ein Beytrag zum Staatsrechte und zu den Sitten und der Denkungsart des Zeitalters auch dem Ausländer schätzbar werden muß. Die gegenwärtige, deren weitläuftiger Titel schon etwas Zurückschreckendes hat, enthält: die Vorbereitung zur Huldigung, den Landtag, aber nicht die Verhandlungen desselben, sondern bloß die bey Einführung der Deputirten gehaltenen Reden, den Einzug des Königs und der Königinn, den allgemeinen Courtag, den Huldigungstag und die Tage nach der Huldigung. Es ist alles Aeußere, es sind die Namen der Deputirten, so wie die vielen Gedichte in dieser Sammlung mit Sorgfalt aufgezeichnet, und zur Probe des steifen Vortrags erfolgt hier die Abschrift der ersten Zeilen:

„Friedrich Willhelm der Dritte bestieg, wie wir wissen, zwar in einer rauhen Jahreszeit, aber doch unter den heis-

heißesten Seegenswünschen seines Volks den väterlichen Thron."

Ni.

Miscellaneen (warum nicht vermischte Beyträge) aus der Diplomatik und Geschichte von J. Arnoldi. Marburg. 1798. 474 S. 8.

Ein äußerst mannichfaltiges, angenehmes und nützliches Buch, von dessen Ursprung der Verf., ein Regierungsrath in Dillenburg, so viel in der kurzen Vorrede sagt, daß es während den traurigen Kriegszeiten entstanden, und daher, wo etwas gefehlt seyn sollte, um so eher Nachricht verdiene. Diese wird ihm auch jeder billige Leser gerne gönnen, und mit dem, was derselbe einstweilen gab, bis er ein mehreres, ohne durch Kriegsunruhen verhindert zu werden, und also auch etwas durchgehend Genaueres geben könne. Der diplomatische Theil macht den Anfang; dann folgt der historische. Von beyden stehen die Rubriken am Ende des Buchs. Der erste Theil gehet bis S. 34, und enthält allerhand Beobachtungen, besonders über die alten Kalendertage und alten Siegel. Der zweyte beschäftigt sich, nach mehreren kleinen Abhandlungen über allerhand Gegenstände der Kulturgeschichte des mittlern Zeitalters, und einigen nicht unwichtigen Zusätzen, auch Verbesserungen zu Wenks hessischer Geschichte, (S. 139 — 201) bis zu Ende, also über die Hälfte des ganzen Buchs hindurch, mit Nachrichten von den alten adelichen Geschlechtern der Rheingegend. Eines Auszugs ist ein solches Werk nicht fähig. Selbst das ganze Inhaltsregister abzuschreiben, würde nicht zweckmäßig seyn. Also bleibt Rec. bey einigen Bemerkungen stehen. Die Behauptung, S. 13, aus Urkunden, daß das vornehme Frauenzimmer aus mittleren Zeiten auf den Siegeln auch zu Pferde vorgestellt werde, kann Rec. damit bestätigen, daß er selbst ein messingenes Siegel, größer und dicker als ein Laubthaler, auf welchem eine reitende Frau mit einem Vogel in der Hand, abgebildet ist, mit der Ueberschrift: S. Alheydis Comitisse de Naslowe, besitzt. Merkwürdig ist S. 39 eine 1360 ausgefertigte päpstliche Bulle, in welcher allen der Ablaß ihrer Sünden ver-

verſprochen wird, welche zum Bau der Brücke bey Diez etwas beytragen würden. Ein mit dem Zartgefühl des jetzigen Zeitalters gar nicht zu vereinbarender Auftritt iſt der S. 53 erzählte, da eine Nonne des ehemaligen Kloſters Dierſtein, im Jahr 1486, weil ſie beſchuldigt war, daß ſie ausſätzig wäre, ſich ganz nackend der mediciniſchen Fakultät darſtellte, welche ihr dann ein ausführliches lateiniſches, hier mit abgedrucktes Zeugniß ausſtellte, daß ſie von Kopf bis zu Fuß auf das Genaueſte betrachtet und befühlt; aber ganz rein befunden worden. Recht charakteriſtiſch für die damaligen Zeiten iſt das S. 116 von den Schandgemälden vorkommende, da ſich unter andern ein Ritter dazu verpflichtet, wenn er ſeinem Verſprechen nicht nachkomme, leiden zu wollen, daß man Schandgemälde auf ihn verfertige. Wie abergläubiſch man im Naſſauiſchen noch 1585 geweſen, zeigt ein mit abgedrucktes Aktenſtück, da Unterthanen, die ſich eben über die Auflagen beſchwert, und um Milderung derſelben gebeten hatten, ihren Landesherrn zugleich um Ausrottung der Hexen anflehen, mit dem Beyſatz, daß wenn er etwan die Koſten ſcheue, ſie ſolche hergeben wollten, weil ſie keine Feldfrüchte und kein Vieh vor den Hexen erhalten könnten. Der längſte Abſchnitt, und der alſo auch die längſte Betrachtung verdient, iſt derjenige, welcher die Nachrichten vom Adel in ſich enthält. Freylich iſt dieſes auch der, welcher am meiſten die Entſchuldigung wegen des Krieges bedarf. In der Vorrede heißt es, es ſollten hier Nachrichten von allen in den Urkunden des dortigen Archivs vorkommenden adelichen Geſchlechtern mitgetheilt werden. Dieſes iſt aber nicht geſchehen, wie jeder, der mit Naſſauiſchen Urkunden bekannt iſt, durch die zu großer Bequemlichkeit des Leſers gebrauchte alphabetiſche Ordnung, bald einſehen kann. So fehlt, um nur ein nicht unwichtiges Beyſpiel zu geben, die ganze noch beſtehende Familie von **Breidenbach zu Breidenſtein**, welche gar oft, als lehentragend von Naſſau, in dem alten **Naſſauiſchen Mannbuch** des Dillenbergiſchen Archivs, deſſen Abſchrift Rec. beſitzt, vorkommt. Auch ſtehen von manchen Geſchlechtern die bloßen Namen, mit einigen Vornamen der Perſonen aus ſolchen, und einer oder der anderen Jahrzahl da, wodurch dann der Artikel faſt ganz unbrauchbar wird, z. B. S. 437, von **Suiziche**, Heinrich, Ritter, 1415; oder S. 438, von **Surenbach**, Johann, Wepeling, 1384. Bey einer Fortſetzung dieſer genealogiſchen

schen Nachrichten, welche der Verf. zwar nur bedingt verspricht; die aber Rec. sehr wünscht, können diese Artikel vielleicht ergänzt, auch auf die fehlenden aus dem Nassauischen Mannbuch Rücksicht genommen werden. Ein Register aller Familiennamen am Ende, würde zur Erleichterung des Suchens sehr am rechten Fleck stehen. Druck und Papier sind einladend.

Diarium (warum nicht Tagebuch?) der Römischköniglichen Wahl und kaiserlichen Krönung Franz des II., mit sechzehn Kupfern. Frankfurt am Main. 1798. 178 S. in F.

Nach einem kurzen ununterschriebenen dem Kaiser und dem Hause Oesterreich Weihrauch streuenden Vorbericht folgt als erster Abschnitt eine Skizze der Kaisergeschichte von Karl dem Großen an. Dann im zweyten Biographie (warum nicht Lebensbeschreibung) Leopolds des II.; ferner im dritten Lage Europens, beym (bey dem) Regierungsantritt Franzens des II; im vierten die Geschichte der kaiserlichen Wahl und Krönung; und im fünften die geographische Lage des deutsch. Reichs nach dem Rastadter Friedensschluß, nebst einer großen Uebersichtskarte von Deutschland, mit Angabe der neuen Gränzen. Der geneigte Leser sieht nun schon aus der Inhaltsanzeige, daß hier sehr fremdartige Dinge, unter einem Titel, der den größten Theil davon nicht erwarten läßt, zusammengebracht sind. Denn schwerlich wird ein Leser, wenn ein Tagebuch einer Wahl und Krönung angekündigt wird, etwas mehr als den vierten Abschnitt erwarten. Am allerwenigsten aber wird er denken können, daß der ihm dieß Tagebuch versprechende Schriftsteller ein solcher Prophet seyn werde, daß er den 16. März 1798, als von welchem Tage die Vorrede datirt ist, etwas nach dem Rastadter Friedensschluß betrachten könne, da doch dieser Friedensschluß leider noch zu Ende 1798, da diese Recension geschrieben wird, nicht im Reinen ist. Freylich wird diese Uebersicht sammt der Karte, wie es im Vorbericht heißt, erst nach dem Frieden ausgegeben werden. — Aber — warum steht es denn schon lächerlicherweise als gegenwärtig auf dem Titelblatt? So viel vom Plan des Ganzen! Nun zur Ausführung! Die drey ersten gar nicht hierher gehörigen Abschnit-

schnitte sind im Ganzen nicht übel geschrieben; nur daß der erste aus irgend einem französischen Schriftsteller übersetzt zu seyn scheint, wie die Wendung mancher Stellen, und die Schreibart, Karlowinger (Carlovingiens) anstatt Karolinger, wie auch der Ausdruck Prinz von einem regierenden Fürsten, nicht undeutlich anzeigen. Im einzelnen fehlt es hier und da nicht an mehr oder an minder wichtigen Geschichts- oder Schlußfehlern; die aber hier anzuzeigen zu weitläuftig wäre. Wie der Verf., S. 4, den Fall des türkischen Reichs als so bestimmt für wahr annehmen könne, weiß Rec. nicht zu ergründen. Doch — nun zu dem, was eigentlich dem Titel nach alleine hier zu erwarten gewesen wäre, nämlich: zum Tagebuch der Wahl und Krönung. Dieses gehet erst S. 148 an, und füllt also nur 30 Seiten. Es enthält Auszüge der Protokolle der Sitzungen des Wahltags, und eine Beschreibung der Wahl- und Krönungsfeyerlichkeiten. Am Ende folgen die Kupferstiche der acht Kurfürsten, und ihrer ersten Wahlbothschafter, unter welchen das den Kaiser vorstellende gerade das schlechteste ist. Druck und Papier sind gut.

Es.

Die Feyerlichkeiten bey der Krönung Leopolds II. als Königs von Ungarn zu Preßburg den 15. Nov. 1790. Beschrieben von Joh. Nep. Schauff. Preßburg, in der Schauffischen Kunsthandlung. 1797. 148. S. 4.

Die Absicht dieses Werks ist, der Vorrede zufolge, nicht nur der ungrischen Nachkommenschaft eine Darstellung der Feyerlichkeiten bey Leopolds II. Krönung aufzubewahren; sondern auch eine allgemeine Uebersicht von ihrem Vaterlande zu geben. Voran geht eine kurze Geschichte des Königreichs Ungarn, oder vielmehr eine Regentenfolge, die ohne Bedeutung ist; sie ist gar zu kurz und auch nicht richtig genug. Gleich auf der ersten Seite heißt es, daß die Ungarn um das Jahr 869, unter ihrem Herzoge Arpad sich Ungarns bemächtigt und den Grund zum ungrischen Reich gelegt hätten;

da

da doch bekannt ist, daß die Ungarn erst 20 Jahre später an der Donau angekommen sind. Desto schätzbarer ist der hierauf folgende Aufsatz von den Landesstellen, obersten Aemtern und Reichsständen im Königreich Ungarn, S. 27 — 42, und die Beschreibung und Geschichte der ungrischen Reichskleinodien, S. 43 — 55, wobey die berühmte Reichskrone sehr genau abgebildet und schön illuminirt ist. Sodann folgt die ausführliche Beschreibung der feyerlichen Krönung Leopolds II. zu Preßburg am 15. Nov. 1790. S. 56 — 136, die freylich für Ungarn sehr interessant seyn muß. Beygefügt sind nicht nur die Abbildungen der Krönungsmünzen; sondern auch die sehr fleißig und sauber gestochenen und illuminirten Uniformen der bürgerlichen Avantgarde, des bürgerlichen Schützencorps (nicht Chor), der ersten ungrischen Bürgercompagnie, der ersten und zweyten deutschen Bürgercompagnie, und der zweyten ungrischen Bürgercompagnie.

Fir.

Historischer Versuch über einen österreichischen Pfennig, von einem Liebhaber der Numismatik. Prag, gedruckt bey Diesbach. 1798. 2 Bog. 8.

Auch über einen Pfennig zu schreiben, ist nichts unwichtiges, sobald entweder die Geschichte dadurch gewinnt, oder die Sache mit der gehörigen Genauigkeit aus derselben entwickelt wird, welches besonders hier der Fall ist.

Diese kleine Schrift, deren Verf. sich unter der Zueignungsschrift an den Hrn. Abt W. J. Mayer L. B. C. S. nennt, fängt mit der Frage an, ob der Pfennig, von welchem hier die Rede ist (und welcher, wenn die Fabrik eben das zeigt, was die Zeichnung zu erkennen giebt, einem alten bayrischen Pfennige sehr ähnlich ist), nicht einem Wladislaus zugeschrieben werden könne, — nämlich als österreichische Münze, und zwar dem ältsten Sohne Wenzel des I. Die darauf befindlichen Buchstaben W und A scheinen dieses zu bestätigen, und die übrigen Beweise nimmt er von noch drey andern Münzen her, die auch in dieser Schrift mit abgedruckt sind. Sie empfiehlt sich durch Gründlichkeit und Kürze,

und daher kann ein Auszug davon hier nicht wohl Statt haben, wenn die Anzeige nicht fast eben so stark, als die Schrift selbst werden sollte.

Dw.

Klassische, griech. und lat. Philologie, nebst den dahin gehörigen Alterthümern.

Beyträge zur Würdigung der bisherigen Grammatiken der lateinischen Sprache von U. H. Lauts. Erster Theil. Kritik des etymologischen Theils. Ὅτι γαρ Πολυ και πολλα ἑρπει, Ορθα διανοεισθαι φρενι, μη παρα καιρον, Δυσπαλες. Pind. Ol. 8, 30—33. Leipzig, bey Schwickert. 1798. 5 Bog. 8. 9 gr.

Unsere lateinische Grammatik bedarf durchaus um desto mehr einer genauen Revision, je weniger man noch bisher in den meisten Sprachlehren die Körner von der Spreu geworfelt und bey der Aufstellung der Anweisung und Regel im Ganzen auf Sprachphilosophie Rücksicht genommen hat. Allein jene Revision wird nach der gegenwärtigen Einrichtung, die alten Sprachen zu erlernen, immer noch einseitig und unvollständig bleiben müssen. So lange wir nämlich in dem Sprachunterrichte mit dem Lateinischen den Anfang machen, so lange werden Lehrer und Lehrlinge ihre Plage vollauf behalten, weil beyde alle Augenblicke auf grammatikalische Schwierigkeiten stoßen, gegen die sie nach der jetzigen Lage durchaus nichts auszurichten vermögen. Hat man hingegen die Sprache, nach welcher sich die römische sowohl innerlich als äußerlich größtentheils gebildet hat, nur einigermaaßen inne: so fallen dann eine Menge von Regeln und Ausnahmen, die außerdem sowohl bey dem Unterricht, als bey dem eigenen Studium allerley Unannehmlichkeiten verursachen, weg. Hoffentlich werden die nachfolgenden Generationen noch darauf Rücksicht nehmen, und den geraden, gebahnten und bequemen Pfad dem gekrümmten und holperigen Wege vor-

vorziehen. Sollte nicht selbst das Griechische, das doch bey einer regelmäßigen und vernünftigen Methode leicht und einfach beygebracht werden kann, durch den absurden und schwerfälligen Unterricht im Lateinischen manchen im voraus verleidet worden seyn? Ehe wir indeß dahin kommen, dieses Letzte der Natur der Sache nach zuerst zu lernen, müssen wir denn doch mehr auf Einfachheit und Erleichterung zu denken suchen. Dahin gehört z. B., daß wir bey dem Konstruiren und Regieren der Kasus die ganz unzuverlässige Methode zu fragen weglassen, indem bekanntlich fast auf alle Fragen alle Kasus folgen können; daß man schon frühe die Jugend darauf aufmerksam mache, die Römer lassen ihre Kasus entweder von einer wirklich dastehenden oder ausgelassenen Präposition regieren; daß man das Zeitwort von dem lästigen und unschicklichen Gefolge der Gerundien, Supinen, u. d. gl. trenne, und den Infinitiv in seiner Natur, d. i., als ein Nomen verbale aufstelle; den Temporibus selbst eine schicklichere Benennung und wohl auch andere Ordnung gebe; die Regeln so viel möglich allgemein mache, damit der Ausnahmen dadurch weniger werden, z. B die transitiven Zeitwörter haben gewöhnlich den Akkusativ, die zusammengesetzten den Dativ bey sich, u. d. gl.

Der Verf., der sich unseres Wissens bisher erst durch eine Bearbeitung pindarischer Sentenzen bekannt gemacht hat (S. N. A. D. B. 39. B. S. 177), beginnt hier mit guter Einsicht das allgemeine Revisionsgeschäft, und schon seine Bemerkungen machen einen großen Theil der lateinischen Grammatik überflüssig. Hätte er bey seinem Sichten vollends das griechische Sieb auch zur Hand genommen: so würde noch weniger geblieben seyn. Das ist aber nicht geschehen, was doch unter andern bey der Deklination und Bildung der Kasus sehr nöthig gewesen wäre. Mit Recht tadelt der Verf. gleich anfangs bey der Klassificirung der Wörter den Mangel an Einheit und die vielen unnöthigen Rubriken, die man füglich unter drey dergleichen bringen könnte, so daß man bloß 1) Benennungswörter der Personen und Sachen, 2) Bezeichnungswörter des Seyns, Handelns und Leidens, und 3) Bestimmungswörter des nähern Verhältnisses annähme. Den Participien, Gerundien und Supinen muß man einen ganz andern Platz anweisen, indem die ersten nichts als verbalische Adjektive, die zweyten bloß einzelne Kasus des Part. Fut. Pass., und die letzten Kasus eines ver-

dalischen Substantivs sind. Bey den Substantiven muß man auf die ursprünglichen Formen, die freylich nur noch bey einigen, z. E. auf c, l, n, r, s, vorhanden sind, mehr Rücksicht nehmen. Denn die Sprache hat zum Behuf ihrer Ausbildung und Verfeinerung die ersten Formen des Nominativs nach und nach mit andern vertauscht, von denen der Verf. fünf Arten annimmt. Man warf nämlich 1) am Ende einen Buchstaben weg; z. E. sel für *fell*, os f. *oss*; 2) oder setzte einen oder mehrere hinzu, rete für *ret*, heros f. *hero*, trabs f. *trab*, stirps f *stirp*, nex f. *nec*, vox f. *voc*, rex f. *reg*, u. s. w. (Wir sind hier nicht des Verf. Meinung; finden keine Vermehrung, sondern halten nach der Analogie des Griechischen hier den letzten Buchstaben *s* für einen Theil des Stammes, weil man wahrscheinlich anfangs sagte rets, wie pacs, vocs, calcs, trabs, regs, u. s. w., so daß in der Beugung des nachfolgenden Kasus überall bloß das i eingerückt wurde. So sprach man ohne Zweifel ursprünglich, wo man die Konsonanten noch möglichst häufte, auch senx, senecis, welchem in der Folge die Kultur der leichtern und mildern Aussprache wegen das *e* gab und das c nahm; wahrscheinlich auch corpors (wie sicher honors, arbors, was man aus honos und arbos noch sieht), dann corpos und statt der griechischen Endigung zuletzt die lateinische corpus.) Oder 3) man vertauschte die Endbuchstaben mit andern, z. E. cinis f. ciner (ciners), latus f. later (laters), lumen f. lumin (lumins); oder ließ 4) Wegwerfung und Vertauschung zugleich Statt finden, z. E. adamas f. adamant, suppellex f. supellectil (hier gilt das obige wieder; man sprach zuerst adamants, gigants, suppellectils, homons, und ließ die Vokalen alterniren); oder endlich 5) man verwechselte zugleich und setzte hinzu, z. E. bey den Formen *ebs*, *eps*, *ex*. (Bloß das Verwechseln kann gelten; denn man sagte nicht caelib, sondern caelibs für caelebs, princips nicht princip für princeps, vertics nicht vertic für vertex, u. s. w.) Vom Zeitwort von S. 36. Allerdings hat das lateinische Verbum die vielen Nüancen nicht, welche z. B. die Morgenländer dem übrigen geben; allein dem griechischen wird es doch nahe kommen. Wundern müssen wir uns daher sehr, daß der Verf. der Bedeutung nach keines Mediums und keines Optativs erwähnt, die doch beyde jeder, der nur eine Seite in einem lateinischen Schriftsteller richtig interpretirt hat der römischen Sprache zugestehen wird. Er nimmt bloß intransi-

tiv

tive und transitive Verba an und verwirft mit Recht alle andere Gespenster, die der Jugend ohne Noth oft so viel Furcht und Schrecken einjagen. Auch bey den Zeitwörtern, besonders bey den sogenannten anomalischen, muß man die ersten Formen vor allem aufsuchen; dann findet man, daß eigentliche Abweichung nicht, sondern bloß heterogene Zusammenstellung von verschiedenen Formentrümmern zugelassen werden kann; sum z. E. besteht aus *fum*, *eo* und *fo*; fero aus *fer*, *fero*, *lo*, *tulo*; volo aus *vo*, *vel*, *veli*, *vul*, *volu*, *volo*, u. s. w. Die deßhalb mitgetheilten Tabellen sind sehr gut, so wie die Anmerkung über — *tum iri* recht deutlich und gleichsam anschaulich ist.

Beyträge zur Würdigung der bisherigen Grammatiken der lateinischen Sprache von U. H. Lauts. Zweyter Theil. Kritik des syntaktischen Theils. Οτι γαρ Πολυ και πολλα ξεπει, Ορθα διακρινειν Φρενι, μη παρα καιρον, Δυσπαλες. Pind. Ol. 8, 30 — 33. Leipzig, bey Schwickert. 1798. 5 Bog. 8.

Mit Recht erhebt der Verf. in diesem mehr praktischen Theile seiner Revision ebenfalls laute Klagen über den Geist unserer gewöhnlichen Grammatiken, besonders in Rücksicht der zahllosen Regeln, welche für die eigentliche Bildung der Rede gegeben werden. Fast keinen Perioden kann man schreiben, ohne daß man von einem Schwarme von Regeln gequält wird. Ja um recht verfänglich zu werden, treibt man sogar z. E. bey Prüfungen bisweilen die vorzüglichsten Regeln in das enge Gehäge einer Probeschrift zusammen. Auf diese Art wird der Jüngling nie mit dem Geist der Sprache bekannt gemacht; sondern seine ganze Sprachkenntniß ist ein ungeheurer Haufe von Regeln, der wie gemischter Schutt im Gedächtnisse liegt. An die feinere Ausbildung der Muttersprache und der letzten stete Vergleichung mit dem Lateinischen, was doch zur Gründung und Befestigung der sprachphilosophischen Grundsätze so viel beyträgt, wird auch jetzt noch hin und wieder wenig gedacht.

Hier sichtet der Verf. mit vielem Fleiße erstlich die das Geschlecht (genus) betreffenden Regeln, die er auf folgende drey allgemeine Grundsätze zurückführen will: 1) Dem Römer sind alle die Nennwörter männlichen Geschlechts, die einen Menschen, ein Thier u. s. w. männlichen Geschlechts, oder etwas, das man sich als männlich zu denken gewohnt war, bezeichnen. 2) Die Namen der Weiber und anderer Dinge, die sie sich weiblich dachten (die er sich weiblich dachte), sind ihm, wie andern Völkern, weiblichen Geschlechts. 3) Bey dem unbestimmten Geschlechte gieng die Sprachbildung willkürlich zu Werke. (Rec. aber ist der Meinung, daß sie das nicht nur bey Nr. 3, sondern eben so auch bey den zwey vorhergehenden gethan habe. Die Geschlechtsbezeichnungen waren offenbar die ersten schüchternen Versuche, welche sich die Sprachen bey der Bildung der einzelnen bestimmteren Redetheile erlaubten. Zufall und Gewohnheit oder allmähliger Gebrauch hatten hierauf keinen geringen Einfluß. Je allgemeiner der letzte hierin ward, desto fester wurde er auch. Man sieht dieses ja selbst bey unserer Muttersprache. Vor zwey und drittehalbhundert Jahren wankte in derselben das Geschlecht noch sehr ungewiß hin und her. Erst seit 50 Jahren, da unser goldenes Zeitalter anbrach, steht dasselbe fester.) Er glaubt, daß die Ideen von Göttern und Göttinnen, die man sich bey Winden, Bergen, Flüssen, Städten u. s. w. dachte, zur Bestimmung des Geschlechts viel mögen beygetragen haben. „Ventus, sagt er S. 6, und so auch alle besondere Benennungen der einzelnen Winde sind männlichen Geschlechts, weil in der alten Mythe nicht das stille sittsame Weib mit dem schwachen Körperbau, sondern einige vierschrötige Grobmichel als Blasbälge angestellt waren. Daher war Herr Aeolus und nicht Frau Aeola dazu gesetzt. Und so dachte man sich denn den Wind stets männlich. — Hatte ein Fluß, oder Berg kein Wesen, das darin hauste: so konnte man ihm also auch kein Geschlecht geben; es blieb unbestimmt, und ward ein neutrum." Allein nicht den Römer, sondern eigentlich den Griechen, welchem jener hierin meistens folgte, müßte man eigentlich um diese Geschlechtsbestimmung fragen, der sich aber gleichfalls auf Redegebrauch und Willkürlichkeit berufen würde. — Auch die mühsame Kritik über den Gebrauch der verschiedenen Kasus würde viel leichter und einfacher geworden seyn, wär es dem Verf. gefällig gewesen, die Konstruktionsweise des Römers

mers mit der des Griechen, was durchaus nothwendig ist, zu vergleichen. Schon bey der Anzeige des ersten Theils hat Rec. im Allgemeinen etwas davon gesprochen. Hier noch das Genauere. Bey den Griechen nämlich hängt der Gebrauch der obliquen Kasus allein von einer entweder wirklich dastehenden oder ausgelassenen Präposition ab, welches Letztere sehr häufig der Fall ist. Die Römer machen es ganz so, ja oft mit einer Freyheit, die selbst der Natur ihrer Sprache entgegen ist, indem sie sogar gewisse Kasus setzen, ohne doch eine der griechischen ähnliche Präposition dazu zu haben, was z. E. in der bekannten Redeweise: magni facere aliquem, (αντι) μεγαλου (τιμηματος) ποιεσιν τινα, der Fall ist. Bald übertragen sie auch die griechische Präposition in das Lateinische, oder dachten sich dieselbe wenigstens übersetzt, und verbinden dann den gehörigen Kasus mit derselben, wie plenus (ab απο) auro; sie denken sich aber auch die griechische Präposition εκ, απο, und geben ihr dann ihren Kasus, plenus auri, dives artium, u. s. w. So ist gleich das vom Verf. S. 33 angeführte Beyspiel, monere aliquem *alicuius rei*, zu erklären, in welchem Falle sich der Römer nothwendig die Präpos. περι hinzudachte. Er übertrug aber auch bisweilen dieselbe in sein *de*, und konstruirte dann dem Genius seiner Sprache gemäß ganz richtig: monere aliquem *de* aliqua re. Aus eben der Ursache, daß man sich nämlich die Rede griechisch denkt, frappiren Konstruktionen, wie die ebendaselbst angeführte: Urbem quam statuo, vestra est, und ähnliche gar nicht mehr, weil das die besonders von den attischen Schriftstellern häufig gebrauchte und von den Römern nachgeahmte gewähltere Redestellung ist. So brauche ich dann nicht, wie S. 45, zu sagen, bey den Zeitwörtern, welche ein schätzen, achten, kosten, kaufen, u. s. w. bedeuten, sey der Genitiv Ausdruck des Werths; sondern ich darf mir nur in allen jenen Fällen αντι ausgelassen denken. Auch von dignus und indignus brauche ich dann keine weitläufige Regel, wie S. 168 (zumal da die Dichter auch den Genitiv damit verbinden, Virg. Aen. 12, 649, indignus avorum); sondern der Ablativ folgt auf dignus vermöge *pro*, und der Genitiv wegen αντι. Derselbe Fall ist z. E. auch bey uti, potiri, u. s. w. Der Römer setzte den Ablativ zu seinem uti, weil der Grieche das χρησθαι mit dem Dativ verband; zu potiri stellte er bald als Römer, bald als Grieche den Genitiv oder Ablativ. Wie schon gesagt ward, die lateinische

Grammatik kann durch Hinsicht auf die griechische sehr vereinfacht werden. Allein vorher ist auch bey dieser eine strenge und genaue Revision höchst nöthig. Möchten wir doch einen in diesem Fache bewanderten denkenden Sprachgelehrten durch unsere Erinnerung zu diesem zwar sehr delikaten, aber verdienstvollen Geschäft ermuntern können! Ehre und Beyfall würden seine Bemühungen gewiß belohnen.

Fo.

Quaestionum philologicarum specimen. Orationis aditialis indicendae causſa proposuit *Henr. Carolus Abr. Eichstädt*, Philos. Doct. et Prof. publ. extraord. in Acad. Lipsiensi (ordin. in lenensi). Lips., 1796. VIII und 80 Seiten. 4. 6 Gr.

Von jeher strikt man sich über die Bukolien des sikulischen Sängers, und über die harten Dissonanzen, die man in denselben zu bemerken wähnte. Dem Hrn. E. schien es vorbehalten gewesen zu seyn, in den Theokritischen Melodien die hin und wieder gestörte Harmonie herzustellen, und dadurch, wenigstens in sehr vielen Punkten, die streitende Parrey selbst zu besänftigen und zu beruhigen. Wie einst Bentlei, so darf jetzt nebst einigen andern auch Hr. E. auf den Ruhm eines feinen Kritikers Anspruch machen. Seine Verbesserungen sind nicht bloß Kinder des Scharfsinns, welche dieser in günstigen Momenten mit einer weitumfassenden Sprachkunde erzeugte; sondern sie gehören zu den seltenen kritischen Wesen, welche zugleich durch die gelehrteste aller Künste, durch die Kunst, eine Verbesserung zu ihrer nothwendigen Entstehung zurückzuführen, ihr Daseyn erhalten haben. Wer hatte mehr Gewandtheit im Verändern, als ehemals Reiske? Und wer sah schneller die Gebrechen verdorbener Stellen als er? Aber das Verbessern im eigentlichen Verstande gelang ihm nur sehr selten, weil er, es mochte nun Eigensinn oder Leichtsinn Ursache daran seyn, die Beurtheilungkraft zu dem Verbesserungsgeschäfte zu wenig geübt und bewährt hatte.

Den

Von Hr. E. haben wir eine ganz neue Bearbeitung des Theokritischen Textes zu erwarten, von welcher diese Untersuchungen eine Probe sind. In jeder Rücksicht wird sich diese Eichstädtische Recension vor allen vorhergehenden auf eine Art auszeichnen, daß wir durch sie aufs neue beweisen können, die gründlichste Behandlung der alten Geisteswerke sowohl auf Seite der Kritik als der Interpretation habe jetzt vorzüglich in Deutschland ihren Sitz. Das zarteste Gefühl, selbst da Flecken und Regellosigkeit zu bemerken, wo andre vorher Reiz und edle Form bewundert hatten, und nebst der feinen Kunst, den vorgeschlagenen Verbesserungen nicht nur einen solchen Grad von Wahrscheinlichkeit zu geben, sondern sie wohl gar auf die Stufe der Nothwendigkeit zu erheben, wird jedermann hier nicht ohne innige Theilnahme sowohl für den Verfasser, als für den durch ihn gereinigten Dichter entdecken. Besonders glückten ihm seine Veränderungen durch die Vergleichung der Theokritischen Stellen mit Stellen aus dem Virgil, von denen es unleugbar ist, daß einzelne Ausdrücke in denselben dem Griechen nachgebildet sind. Schon ein Paar Beyspiele werden unser Urtheil bestätigen können. Gleich in dem ersten Idyll hieß bisher der 109 Vers:

Ωραιος χ' Αδωνις, επει και μαλα νομευει.

Eldick schon schlug επ αγκεσι vor. Allein die Stelle Virgils Ekl. 10, 18: Et formosus oves *ad flumina* pascit Adonis, veranlaßte die glückliche Abänderung in επ' ακτας, das auch bey andern Dichtern vorkommt. Idyll. 18, 26 wird das ganz Unstatthafte der bisherigen Lesart ποτνια Νυξ gezeigt und bewiesen, daß dieses eben so wenig für Σελην als *Nox* für *Luna* stehen könne, worauf dann die leichte Abänderung ποτνι' ανακτ hervorgeführt wird. Nun erscheint die Vergleichung in einem schönern Verhältniß und in ihrer eigentlichen Wahrheit: Wie ihr reizendes Antlitz die hehre Königinn Eos strahlend enthüllt; wie der Lenz nach entwichenem Winter uns lächelt: also strahlet auch uns der goldenen Helena Schönheit. Von gleichem Werthe ist in eben diesem Id. v. 29 die Verwandlung des ehemaligen μεγαλα απ' ανεδραμε in μεγα λαιον απ' εδραμε, verglichen mit Virg. Ekl. 5, 32 — 34. Mehr anzuführen erlaubt uns der Raum nicht. Nur das können und müssen wir noch bemer-

merken, daß man selten so viel Gelehrsamkeit von so viel Geschmack begleitet finden wird, als hier.

Hir.

Darstellung der Mythologie für Künstler und Kunstfreunde, von *M. Fr. Rambach*, Prof. bey der K. Akad. der bildenden Künste, u. s. f. *Erster und zweyter Theil.* Berlin, bey Felisch. 1797. 8. 2 Rl.

Vorausgeschickt ist eine schon im vorhergehenden Jahre einzeln gedruckte und mit einem besondern Titel versehene Ansicht der Mythologie, als Einladung zu den Vorlesungen des Verf. in der Akademie der bildenden Künste. In dieser wird unter andern ein Entwurf zur Behandlung dieses so oft verworren und planlos getriebenen Studiums mitgetheilt. Der Verf. macht darin eine sechsfache Hauptabtheilung der mythologischen Dichtungen: in physische und astronomische, in den Götterstaat oder die eigentliche Göttersysteme, in die zu mythischen Dichtungen erhobenen historischen Sagen von einem götterähnlichen Menschengeschlechte, in den Mythen von den Dienern der Götter und den Schutzgeistern der Menschen, in die moralischen Dichtungen und die italischen Nationalgottheiten. Den Beschluß von Allem würde dann eine kurze mythologische Erdbeschreibung machen. In dem vorliegenden Werke hat indeß der Verf. diesen Plan nicht allerdings befolgt; sondern sich mit einigen Winken für die Klassifikation der einzelnen mythischen Dichtungen nach demselben begnügt. Jenen Plan gedenkt er zu einer andern Zeit auszuführen.

Nach der auf dem Titel angegebenen Bestimmung dieser Darstellung für Künstler und Kunstfreunde muß man die Ausführung derselben beurtheilen, und wird alsdann gern von manchen Anforderungen abstehen, die sich sonst wohl an einen neuen gelehrten Bearbeiter dieser Kenntnisse machen ließen. Der Verf. hatte die Absicht, die mythologischen Dichtungen hier als ein Ganzes zu betrachten, welches sich die Phantasie zugeeignet hat, und ist der Meinung, daß Alles

in

in dieser Wissenschaft seinen bestimmten Platz habe. Auch hielt er einen geschmückten Vortrag der Phantasie für Pflicht des Erzählers dieser Dichtungen und glaubt, er werde dadurch diejenige Deutlichkeit, die er bezwecken kann, am sichersten erreichen. Wenn daher der Ton dieses Buchs nicht immer in den Gränzen des Lehrvortrages bleibt, sondern oft in redneriſche und fast dichteriſche Schreibart übergeht, so hat man das nicht als Fehler, sondern als Absicht zu betrachten, die sich auch gar wohl aus der ganzen Form und aus der nächsten Bestimmung dieses Unterrichts rechtfertigen läßt, der ohne diese Art von Einkleidung vielleicht weniger gefallen und gefruchtet hätte. Selbst dazu kann dieser Vortrag beförderlich seyn, daß der mit Schulkenntnissen selten sehr vertraute und an gelehrte Erörterungen nicht gewöhnte Geist des angehenden Künstlers von den ihm so nothwendigen mythischen Gegenständen nicht zurückgeschreckt werde, und daß dadurch Phantasie und Gefühl bey ihm desto lebhaftere Anregung erhalten; indem es diese doch vornehmlich sind, die sich beym Anschauen und Ausüben der Kunst geschäftig und thätig erweisen.

Qr.

Staatswissenschaft.

Pragmatische Geschichte der Zölle in Deutschland und der deutschen Reichszollgesetze, von Friedrich Wilhelm Freyherrn von Ulmenstein, F. Nassau-Weilburgischem Regierungs-Rath. Halle, bey Gebauer. 1798. 300 S. 8. 1 Rl.

Diese Schrift ist ein Pendant zu des Verf. Versuch einer systematischen Einleitung in die Lehre des deutschen Staatsrechts von Steuern und Gaben, und nicht statistisch-kameralistisch, wie sich derselbe S. 26 erklärt.

Demungeachtet wird sie dem deutschen Kameralisten so wohl nutzen als dem Publicisten, da demselben die in das Zollwesen einschlagenden Kenntnisse des Staatsrechts unentbehrlich sind, sobald sich nur seine Arbeiten in diesem Fache über Rechnung und Controll hinaus erheben.

Der

Der erste Abschnitt enthält die ältere Geschichte der Zölle.

Die deutsche Benennung Zoll scheint dem Verf. von sollen herzukommen; warum nicht von zahlen? Der erste Finanzimperativ ist zu allgemein, als daß sich vermuthen läßt, die Alten hätten allein den Zoll ausschließlich darnach benannt. Nach Pufendorf rechnet U. nur das, was für Einfuhr, Ausfuhr und Durchfuhr der Handelswaaren bezahlt wird, zum Zoll; Fähr- und Chausseegeld aber nicht. Das eigentliche sogenannte Weagold stoße oft mit dem Zoll zusammen, daher desselben so wie auch des Geleitsgelds im Werke mit erwähnt werde. S. 16 ist der merkwürdige römische Zolltarif L. 16 §. 7 Dig. de publican. eingerückt, und eine Frankfurter Zollrolle. Von mehreren Artikeln jenes Tarifs fand der Verf. die Bedeutung der Benennung in keinem Wörterbuch, und weiß daher nicht anzugeben, was Folium pentasphaerum, Chalbane, carpasum, Hopia, auch nicht was lapis universus gewesen ist.

Aus der Geschichte der mittlern Zeiten wird gezeigt, daß der Zoll meist und gewöhnlich Handelswaaren betraf, besonders fremde Waaren nach der Abneigung gegen alles Fremde; auch scheinen die Judenzölle ihr Daseyn nicht sowohl dem Religionshaß als vielmehr dem Umstand zuzuschreiben zu seyn, daß die Juden als fremde rastlose Handelsleute dazu besonders geeignet gefunden wurden.

S. 78 wird bey Gelegenheit einer Schilderung der abscheulichen Anarchie des Mittelalters in einer Note der deutschen adlichen Jugend eine sehr richtige Warnung und gute Lehre gegeben. Das Vorurtheil, welches in Frankreich in den letzten Zeiten der nun gestürzten Monarchie herrschte, „für einen vornehmen Mann schicke es sich nicht, Gelehrsamkeit und viele Kenntnisse zu besitzen," habe wahrscheinlich viel zum Sturz des französischen Adels beygetragen, ꝛc.

Der zweyte Abschnitt enthält die neuere Geschichte der wegen der Zölle vorhandenen deutschen Reichsgesetze. S. 115 die besonders merkwürdige Geschichte des Zolles zu Elsfleth, welchen Graf Anton Günther von Oldenburg anzulegen 1619 den Consens, und 1723 ihn als ein Mannlehen vom Kaiser und Reich erhielt — wie sehr Bremen dagegen stritte, ꝛc.

S. 215 bemüht sich U. Leysers Behauptung, daß der Zoll wegen des veränderten Werths des Gelds von den Zollherren erhöht werden könne, zu widerlegen.

Die

Die ältern Kupfermünzen hätten ihren innern Gehalt so sehr nicht verändert; im obern Deutschland müsse der Werth des Pfennigs auf denjenigen Werth reducirt werden, in welchem der oberdeutsche Heller gegen das Silber stehe. Hier muß Rec. weiter fragen; gegen welches Silber? Doch wohl gegen das Gewicht reines Silbers, womit es ehemalen verglichen wurde; nicht gegen das Gewicht, welchem heutiges Tags so viel mehr Kupfer zugesetzt ist, die heutige rauhe Mark.

Eigentlich kann man gar nicht sagen, daß in solchen Fällen der Zoll erhöht werde, so wenig wie, daß der Kaufmann und der Kapitalist bey Münzveränderungen den Werth der Waare erhöhten. Wird noch dasselbe geleistet, dieselbe Waare geliefert, wie ehemal: so muß auch dasselbe dafür bezahlt werden; also entweder in dem alten Geld — oder mittelst einer Zulage, wodurch das neue Geld dem alten gleich wird.

Der dritte und letzte Abschnitt handelt von der Bestrafung sowohl bey der Hintergehung der Zölle, als über die Vergehung der Zöllner nach den römischen, altdeutschen und neueren Reichsgesetzen, recht gut und brauchbar ausgearbeitet.

Gs.

Handbuch der allgemeinen Staatswissenschaft, nach Schlözers Grundriß bearbeitet von Chr. Dan. Voß. Zweyter Theil. Leipzig, bey Weidmanns. 1797. 36 Bog. 8. 1 Rl. 16 Gr.

Der Verf. liefert hier, dem im ersten Theil vorgelegten Plane zufolge, die Staatsverfassungslehre und den theoretischen Theil der Staatsverwaltungslehre; der praktische Theil ist für den folgenden letzten Band aufbehalten. In der Einleitung wird vom Wesen, Zweck und den Gränzen der Politik gehandelt. Sodann geht der Verf. im ersten Theil zur Staatsverfassungslehre, oder zur allgemeinen formalen Bestimmung der höchsten Gewalt fort, und giebt 1) eine Uebersicht der verschiedenen Regierungsformen, nach den gangbaren Hauptbestimmungen: hierauf folgt 2) eine nähere Prüfung der verschiedenen Regierungsformen, aus dem Gesichtspunkt der

mög

möglichen Zweckmäßigkeit; 3) Versuch einer Grundlegung zu einer zweckmäßigen und sichern Bestimmung der höchsten Gewalt, oder Regierungsform. Der theoretische Theil der Staatsverwaltungslehre, oder die erste Abtheilung des zweyten Theils enthält eine allgemeine materiale Bestimmung der höchsten Gewalt, oder allgemeine Regierungsgrundsätze, und zwar 1) allgemeine Grundbestimmung des Wesens und der Gränzen der höchsten Gewalt oder Regierung; 2) allgemeine politische Grundsätze für die Ausübung der höchsten Gewalt, oder politische Basis der möglichst zweckmäßigen Staatsverwaltung. Dieß alles ist sehr bündig und fast zu systematisch, jedoch verständlich genug, abgehandelt, und der Verf. kann auf den Beyfall und Dank des Publikums um so sicherer rechnen, da er hier wirklich viel Neues, manches besser und bestimmter vorgetragen hat. Bey der Untersuchung der Mängel in den positiven gemischten Regierungsformen (S. 215 fgg.), erklärt sich der Verf. nicht für die französische Regierungsform, weil sie aristokratisch-aristokratisch, folglich unfähig sey, eine vorzügliche Zweckmäßigkeit zu erhalten; zwar findet er nicht alles an ihr verwerflich, erklärt sich jedoch der großbritannischen, als einer monarchisch-aristokratischen, geneigter. „Auch dürfe man wohl die Voraussetzung äußern, die neue französische Regierungsform würde einen bisher ungewöhnlichen Grad der Vollkommenheit und Zweckmäßigkeit erhalten haben, wenn man nicht zum ersten und unwandelbarsten Gesetz derselben gemacht hätte, daß sie eine Republik seyn sollte, und wenn nicht ein fanatischer Haß gegen das Königthum, und ein vorsetzliches Bestreben, dieses von Grund aus auszurotten, und nie wieder Wurzel fassen zu lassen, durch die Ausführung derselben überall wirksam gewesen wäre. Uebrigens scheine es merkwürdig, daß man dennoch der monarchischen Form in der executiven Gewalt so nahe gekommen sey, als man derselben nur kommen konnte“ (S. 217). Man muß sich erinnern, daß der Verf. dieß alles noch im Jahr 1796 schrieb. Seit dem berüchtigten 18. Fruktidor hat sich die Sache völlig verändert; die französische Regierungsform ist in eine völlige Oligarchie ausgeartet. Bey der Untersuchung der fehlerhaften Repräsentationen (S. 218 fag.), wobey es nicht bloß auf die Organisation der Aristokraten- Wahl oder des Wahl-Aristokraten-Körpers ankommt, sondern auch auf die Bestimmung der Repräsentanten-Qualitäten überhaupt, und der Art und Weise, wie dieselben zur Repräsenta-

tion

tion gelangen, behauptet der Verf., daß bey einer zweckmäßigen Repräsentation der Nation und nach richtigen Verhältnissen vertheilten höchsten Gewalt zwischen dem Monarchen und der Wahl-Aristokratie (Unterhaus) eine Mittelgewalt oder Erb-Aristokratie (Adel und Clerus) gar nicht nöthig, sondern vielmehr zweckwidrig sey. Weder der Adel noch der Clerus, als Corporationen betrachtet, sey eines Gemeingeistes, geschweige denn eines reinen und parteylosen Patriotismus fähig, weil er von einem Corporationsgeist regiert werde; dieser tödte oder hindere nicht nur geradezu jeden Gemeingeist, sondern es werde durch denselben auch ein wirklicher status in statu gebildet; er finde also nur in diesem sein einziges Interesse, und das Wohl des Ganzen gehe ihn weiter nichts an, als in sofern sein Untergang mit dem Untergange des Ganzen verknüpft seyn dürfte. Sollte dieß wohl so ohne alle Einschränkung gegründet seyn? Sollte nicht bey dem Erbadel und dem Clerus, neben ihrem Esprit de corps, auch reiner und parteyloser Patriotismus Statt finden können? Beyspiele hat ja wohl Großbritannien in Menge gegeben. Eben so ist es dem Rec. gar nicht einleuchtend, daß die Erb-Aristokraten, oder Besitzer großer Grundstücke, bey einer für den Staat eintretenden Gefahr weit weniger zu verlieren haben, als der übrige Theil der Nation, folglich auch ein geringeres Interesse an der Vertheidigung des Gesammteigenthums haben, und also am wenigsten geneigt seyn können, dafür beträchtliche Aufopferungen zu machen (S. 226). Der große Gutsbesitzer kann, zur Zeit des Kriegs, außerhalb der Gränzen oder im Innern des Reichs, sein Eigenthum nicht so leicht in Sicherheit bringen, als der Kaufmann oder der Fabrikant; dieser kann auswandern, ohne viel zurückzulassen; jener muß bleiben, oder fast alles Preis geben. Der Verf. weiß sehr gut, daß seiner Behauptung das, was in unsern Tagen in Frankreich vorgegangen ist, entgegensteht. Er sucht diesem Einwurf zu begegnen; aber seine Gründe haben uns nicht überzeugt. Was der Verf. von der Theilnahme des Clerus an der Nationalrepräsentation halte, läßt sich nach jenen Aeußerungen leicht errathen. Er hält sie für widersinnig, weil der Clerus als Corporation gar nicht zur Nation gehöre; und für schädlich, indem er nur das ganz außerhalb der Staatsverbindung liegende Interesse seiner Corporation vor Augen habe; und hiervon will er nicht einmal den protestantischen Clerus ausgenommen wissen. „Die christliche Religion, sagt

er

er S. 241, hat es allein mit der Ewigkeit zu thun, und es ist eine in neuern Zeiten erzwungene und mit ihrer Natur streitende Richtung, welche man derselben auf das bürgerliche Leben zu geben, wenigstens dem Scheine nach, sich angelegen seyn läßt. Die guten Bürger machen die Gesetze (?), höchstens als Beförderungsmittel die Moral. Die Religion bereitet den Himmelsbürger vor; das Ziel der Bemühungen des Clerus liegt also dort. Was dazu gehört, ein guter Himmelsbürger zu seyn, mag und muß er wissen; allein eben deßhalb ist er in der irdischen bürgerlichen Gesellschaft gemeiniglich und eigentlich ein Fremdling." Und daraus zieht er den Schluß, „daß der Clerus zu einer Wirksamkeit für die Erreichung des allgemeinen Staatszwecks hienieden auf keine Weise geschickt seyn könne, indem er a) weder die Absicht haben könne, seine Wirksamkeit für denselben zu verwenden, noch b) bey ihm die Fähigkeit vorauszusetzen sey, dieselbe dahin gehörig zweckmäßig zu verwenden; dafern ihm aber auch beydes zugestanden werden müßte, ihm doch c) seine eigentliche Bestimmung, die Wirkung zu den beyden ihm seiner Natur nach nothwendigen Zwecken, diese Wirksamkeit gar nicht zulassen würde." Ein Unbefangener wird sogleich einsehen, daß der Verf. sich durch seinen Eifer oder durch vorgefaßte Meinungen wider den Clerus zu weit habe fortreißen lassen. Sonst muß man gestehen, daß er seinen Gegenstand mit vielem Fleiß und philosophischem Scharfsinn bearbeitet hat.

Ks.

Neue Allgemeine
Deutsche Bibliothek.

Sieben und vierzigsten Bandes Zweytes Stück.

Achtes Heft.

Intelligenzblatt, No. 45. 1799.

Geschichte.

Johann Caspar Lavater, Pfarrer zu Zürich, an das Direktorium der französischen Republik. Schweiz. 1798. 30 S. 8. 2 M.

Bürger Reubell, Mitglied des Direktoriums der französischen Republik, an den Bürger Johann Caspar Lavater, Pfarrer zu Zürich. Aus dem Französischen übersetzt, mit Anmerkungen. 1798. 88 S. 8. 6 M.

Johann Caspar Lavater's zwey merkwürdige Schreiben. 1. An den Bürger Schauenburg, Obergeneral der fränkischen Armeen in der Schweiz. 2. Beschluß der Dankrede im Namen der Züricher Bürgerschaft an den Herrn Bürgermeister Kilchsberger. Zürich. 1798. 29 S. 8. 3 M.

Unter zahllosen Flugschriften über die eben so denkwürdigen als traurigen Begebenheiten unserer Tage, die heute erscheinen und morgen wieder verschwinden, sind wohl nur wenige mit der Begierde und dem allgemeinen Antheil gelesen worden, als Lavaters Schreiben, welches er an das französische Vollziehungsdirektorium gerichtet, und an den B. Reubell adressirt hatte. Der ganze Inhalt dieses Schreibens, und

die kraftvolle und kühne Sprache, worin mit den alles vermögenden Herrschern geredet wird, erregte anfänglich, bey solchen besonders, welche Lavaters Charakter als Mann und freyen Schweizer nicht kennen, Zweifel gegen seine Aechtheit; der nur zu allgemein verbreitete Kleinmuth getraute es sich nicht einmal zu ahnden, daß es noch einen Besiegten und Unterdrückten gebe, welcher in diesem Ton vor seinem stolzen Ueberwinder zu reden wage: bis denn eine öffentliche inquisitorische Anklage des G. Schauenburg gegen L., die aber, aus so oft selbstgepriesener Langmuth der militärischen Proconsuln, nachher wieder zurückgenommen ward, jene Zweifel hob.

Gegen die Einseitigkeit eines und des andern in diesem Schreiben enthaltenen Vorwurfs, ließe sich wohl mit Recht eben so viel einwenden, als wie gegen viele schwerfällige und schimpfende Ausdrücke, womit sie alle begleitet sind, wenn man hierüber mit einem edlen freyen Manne hadern wollte, der im patriotischen Eifer und im tiefen Gefühl eines gerechten Schmerzes und Unwillens, die Worte, womit sich dieser Luft machte, nicht wog, und nicht alle Vertheidigungsgründe für sein unterdrücktes Vaterland mit philosophischer Kälte darzustellen und zu entwickeln vermochte. — Rec. ist zu dieser strengen Untersuchung eben so wenig geneigt, als zu einer Verhandlung über solche streitige Punkte berechtigt. Er beschäftigt sich hier bloß mit der Anzeige dieser drey interessanten Aktenstücke der schweizerischen Revolution.

Lavater erhebt die Stimme der Klage Namens des größten Theils seiner Nation, um dem französischen Directorium, nach einigen vorangeschickten, in dieser Verbindung aber wohl etwas zweydeutigen Lobsprüchen auf die französische Nation und ihre Thatengröße, folgende Wahrheiten mit starken Worten zu sagen: daß die französische Nation kein Recht hatte, sich in die innern Angelegenheiten der Schweiz zu mischen, da sie selbst mit so großem Erfolg dieses von den coalisirten Mächten sich angemaaßte Recht, in Absicht Frankreichs, bestritten, und ihre Freyheit behauptet hat; daß der Sturz der Aristokraten selbst, welcher der Schweiz sonst hätte erwünscht seyn können, auf diesem Wege der Gewalt von außenher, nicht hätte geschehen dürfen; daß die Mittel, mit welchen eine neue — sonst bewunderungswerthe — Constitution der Schweiz aufgedrungen wurde, verabscheuungswür-

dig

dig waren; daß die Wegführung der Staatsschätze und Vertheidigungsmittel aus der Schweiz eine Räuberey, und die Erpressungen von Kontributionen aller Art, wozu selbst die ruhigen Kantone verdammt, und den mit grausamen Spott sogenannten Oligarchen und ihren unschuldigen Familien auferlegt wurden, die ärgste Tyranney genannt zu werden verdienen; daß ferner die Behandlung des Hirtenvolks der innern Kantone Grausamkeit athmete; und daß endlich das Benehmen der Direktorialagenten in der Schweiz, gegen wehrlose Schlachtopfer der militärischen Uebermacht, in eine Wuth ausartete, welche mit der gepriesenen Großmuth des Siegers, und mit seinem Wahlspruch: „Krieg den Pallästen, Friede und Schonung den Hütten," gräßlich contrastire. — L. fordert am Schluß seines Schreibens die französische Nation auf, die in der Schweiz verübten schreienden Ungerechtigkeiten wieder gut zu machen, die Schweiz „von „dieser Freyheit der Hölle (!) wieder zu befreyen, und selbst „zu seyn, was sie scheinen will, Befreyerinn, Wohlthäterinn, Freundinn — und dann, Königinn der Herzen."

Das vorgebliche Antwortschreiben des französischen Direktors (wahrscheinlicher, eines besoldeten Vertheidigers) ist in aller Hinsicht von sehr leichtem Gehalt, und als Vertheidigung des Verfahrens in der Schweiz höchst einseitig und schlecht gerathen. Es läßt sich, wie auch der Uebersetzer bemerkt, nur mit wenig zu rechnenden Gründen darauf ein, alles das, was die Welt in dem Benehmen der Franzosen gegen die Schweiz empört hat, allenfalls in einem mildernden Licht darzustellen; der Stolz des übermächtigen Siegers scheint sich so weit nicht herablassen zu wollen. Es bekämpft vielmehr mit Sophismen, bespöttelt sogar, hohnlächelnd, mehrere von L. vorgebrachte Vertheidigungsgründe, und weiset mit diktatorischen Gemeinsprüchen ab. Der Verf. des Briefes greift L. zuerst von einer der schwächsten Seiten des seinigen an. Er habe, sagt er, hohe Lobsprüche auf die Nation seinen Schmähungen (wie sie genannt werden) vorangeschickt, um diesen einen freyen Paß zu verschaffen. — L. wird beschuldigt, er habe sich bey seinen Anklagen von seinem Herzen auf Kosten seines Verstandes täuschen lassen, ꝛc. — Dann vertheidigt das Schreiben mit Scheingründen: 1. das Recht des Direktoriums, sich in die innern Angelegenheiten der Schweizer zu mischen. Es sey von der Ver-

letzung des Völkerrechts, und von einem feindlichen Ueberfall der Berner Oligarchen dazu aufgefordert. Die geheimen von einigen Kantonen begünstigten Unternehmungen der Contrerevolutionäire, wären diesem längst vorangegangen. Die Franz. handelten also bloß vertheidigungsweise, als sie in die Schweiz einbrachen. — 2. Der Angriff auf die kleinen Kantone. Dieß sey eine nothwendige Maaßregel gegen solche Empörer gewesen, die sich dort der allgemeinen und von mehrern Kantonen freywillig (?) beschloßnen Annahme der neuen Konstitution widersetzt hätten, und hierbey von den alten Oligarchen gehetzt und gemißbraucht wären. Also auch hierin wären die Franzosen sowohl für sich selbst als für die übrigen Schweiz. Kantone bloß vertheidigungsweise verfahren; auch um zu verhüten, daß die Maaßregel der Verräther, die Schweiz einem fremden Fürsten zu überliefern (!), nicht ausgeführt worden. — 3. In dem Punkte, wegen der Kontributionserpressungen, zeigt der Verf. eine Art von schonender Delikatesse gegen das empörte Gefühl des freyen Schweizers, sich solche Lasten aufbürden zu lassen. Aber der Schreiber affektirt diese Schonung nur; denn man kann hinter der Heuchlermaske den empörenden Scherz, den ein bewaffneter Angreifer mit der Ohnmacht des wehrlosen Beraubten treibt, und das schadenfrohe Lächeln des verschwenderischen Forderers über die sorgfältige Sparsamkeit und das erschöpfte Unvermögen des wenig begüterten Alpenbewohners nicht verkennen. — Der angreifende Theil (die Schweizer Regierungen) meint dieser hohnlächelnde Sophist, mußte als Urheber des Streites, billig die Kosten des Krieges tragen, und die Summen hergeben, womit die Wittwen und Waisen der Gebliebenen unterstützt, und entschädiget werden konnten. (Gerade, als ob dazu die geplünderten Reste des Nationalschatzes, dieses Eigenthums der Nation, nicht ihrer Regierung, wirklich verwandt, und nicht vielmehr größtentheils zur Bereicherung von untergeordneten Machthabern des Direktoriums, oder sonst, vergeudet wären!) Man solle, heißt es weiter, die Verbrechen der Agenten des Direktoriums nennen, damit sie nach der Strenge des Gesetzes bestraft werden könnten. (Ist denn das nicht laut von der Nation und von ihren Stellvertretern geschehen? und sind die Verbrecher bestraft worden? Rapinat, Reubells Schwager, ward zwar auf eine kurze Zeit in seinen Funktionen suspendirt, da dieser im Bade

zu

zu Plombieres war; aber gleich nach dessen Zurückkunft in den Direktorialpallast, — vielleicht mit einigen freundschaftlichen Verweisen! — wieder eingesetzt. Das geschah von der französischen Regierung in der Schweiz, während eben diese Regierung in Rom den Nepotismus des Papstes bestrafte!).

Der Uebersetzer dieses Schreibens hat dem Text verschiedene Bemerkungen beygefügt, in welchen er das inkonsequente Benehmen einiger alten Schweizer Regierungen während der Revolution in Frankreich, und im Anfange der Unruhen in der Schweiz, eben so sehr tadelt, als er unbefangen den guten Seiten der vorigen Schweizerverfassung Gerechtigkeit widerfahren läßt. Mit Würde und Mäßigung deckt er ferner die Sophismen auf, die der französische Briefsteller zur Vertheidigung braucht, und saat besonders über den letzten Punkt der Kontributionserpressungen unbestreitbare und starke Wahrheiten. In einer Nachschrift zu diesen Bogen ermahnt der Uebersetzer die Schweizer, einen Schleyer über alles Geschehene zu werfen, hofft die franz. Regierung werde durch ihr künftiges Betragen selbst dazu mitwirken, daß die Epoche der unter solchen Strömen von Blut, und unter so schrecklichen Bedrückungen zu Wege gebrachten Revolution der Schweiz möge vergessen, und daß endlich eine immer mehr vervollkommnete Regierungsform die Opfer werde verschmerzen lassen, welche die Einführung derselben gekostet hat. Er schließt mit einer humanen Aufforderung an das Volk der Schweiz, vereinigt zur Vervollkommung ihrer neuen Verfassung zu arbeiten, und mit Ruhe der Früchte zu warten, welche für die Schweiz daraus erwachsen können.

Der in der letzten Piece enthaltene Brief Lavaters an den G. Schauenburg enthält Bitten um Mäßigung besonders in Ansehung der Eintreibung der Kontributionen von den edlen Mitgliedern der alten Züricher Regierung. — Die Dankrede an den Bürgermeister Kilchsperger, wovon diese Bogen ein Bruchstück enthalten, ward am 28sten März v. J. gehalten, als in Zürich die Ur- und Wahlversammlungen zusammentraten. Der Redner giebt darin der revolutionirenden französischen Regierung einige derbe Erinnerungen, und bringt übrigens dem edlen Patrioten Kilchsperger, welcher sich noch im höchsten Alter und während den Stürmen

der Revolution für das Wohl seiner Mitbürger so sehr verdient machte, das Opfer der Verehrung und Dankbarkeit, das diesem, auch von dem Rec. kindlich verehrten trefflichen Greis so ganz gebührt.

Helvetiens neue Staatsverfassung, von Seiten des Einflusses der Religion und Sittlichkeit auf das Glück der Freystaaten betrachtet von Johann Jakob Heß, Antistes der Stadt Zürich. Zürich, bey Orell, Füßli und Comp. 1798. 159 S. 8. 12 Z.

Die edle Absicht des sehr achtungswürdigen Verf. dieser kleinen Schrift geht dahin, zu seinem Antheil dazu mitzuwirken, daß das Ansehen der Religion und die Ehrfurcht für Sittlichkeit auch unter der neuen Verfassung seines Vaterlandes erhalten werde, so wie diese, wenigstens in dem größten Theil der Schweiz unter den vorigen Regierungen geachtet wurden. Er will auf die Gefahren aufmerksam machen, welche bey der Hintansetzung dieser stärksten Stützen der Tugend und Gerechtigkeit, für die neue Konstitution selbst entstehen würden. Seine Lehren sind das Resultat der Beobachtungen, die er in seinem Beruf über den Gang der Revolution und über ihren Einfluß auf die Sittlichkeit zu machen Gelegenheit hatte, und er trägt sie nach dem folgenden allgemeinen Umriß vor.

1ster Abschnitt. Der Uebergang eines Volks von einer seit Jahrhunderten gewohnten Staatsverfassung zu einer andern, ist eine bedenkliche Krisis für seinen sittlichen Charakter, und eben dadurch auch für die neue Verfassung selbst. Revolutionen geben den Leidenschaften einen weiten und freyen Spielraum; sie regen die geistigsten und sittlichsten Kräfte mit auf. An die Revolution im Staat schließt sich mehr oder weniger eine moralische Revolution an, die in das Innerste der Menschheit eingreift. Bey kleinen Staaten sind die Staatsveränderungen an wichtigen moralischen Folgen noch fruchtbarer wie bey großen Staaten; denn bey jenen wirken die Kräfte meistens nur einwärts, und die gefährlichen

chen unter ihnen finden keine Ableitung nach außen, wie bey großen Staaten, um diese wenigstens für den Augenblick in ihren Verfassungen zu sichern. — Eine für den Volkscharakter höchst bedenkliche Wendung könnte in einem kleinen Staat die Revolution noch haben, wenn dieser mit einem großen benachbarten Staat, der auf die Revolution des erstern den größten Einfluß hatte, in solchen Verhältnissen stünde, daß nicht allein seine Politik, sondern auch seine Sitten auf jenen Einfluß haben. — Um so bedenklicher ist diese Wendung, wenn die neue Verfassung der Art ist, daß das Mitwirken reiner Sittlichkeit und fester Tugend zu ihrer Fortdauer unentbehrlich ist. — Dieses Letztere wird in folgenden Hauptsätzen näher entwickelt: 1. Um das Freyheits- und Gleichheitssystem auch nur mit Sicherheit bey einem Volk einzuführen, wird schon ein hoher Grad von Güte des Charakters, und was denselben veredlen kann, erfordert. 2. Ohne die möglichste Fürsorge für das, was Tugend und Sittlichkeit befriedigt und befestigt, findet kein unschädlicher, geschweige denn ein der Gesellschaft nützlicher Genuß derjenigen Rechte und Vortheile Statt, welche das Freyheits- und Gleichheitssystem verspricht und giebt. 3. Auch giebt es ohne diese Fürsorge keinen hinreichend kräftigen Antrieb zur genauen Erfüllung der auf jene Rechte und Vortheile gegründeten Pflichten; und 4. kein hinreichend sicheres Verwahrungsmittel gegen die mancherley Zufälle, welche eine auf Freyheit und Gleichheit gegründete Verfassung erschüttern und schwächen können.

2ter Abschnitt. Die Beförderung dieser so nothwendigen Sittlichkeit und Tugend im Staate, geschieht hauptsächlich durch Befestigung des Bandes, welches die Tugend an Religion knüpft, und welches heilig und unverletzlich gehalten werden muß: dieses Band ist die Gewissenhaftigkeit, in sofern diese eine Fertigkeit bedeutet, bey Reden und Handlungen auf höhere Verantwortlichkeit, d. i. auf eine nicht bloß Menschen zu gebende Rechenschaft, Hinsicht zu nehmen. Die christliche Religion enthält gerade solche Grundsätze, welche der bürgerlichen Verfassung höchst wichtig und anpassend sind. — — — Volkstugend will man haben, aber keine Volksreligion: d. h. keine bis zum Ansehn öffentlich autorisirter Religionsübung sich erhebende Gottesverehrungsanstalten; keinen Nationalkultus, der ein öffentliches Religionsbekenntniß

niß voraussetzte. Das Inkonsequente und Nachtheilige dieser Meinung für die bürgerlichen Verhältnisse wird, im Gegensatze der Meinung der Beförderer des Religionsbekenntnisses unter allen Ständen, mit Würde und Wärme von dem Verf. auseinandergesetzt, und mit besonderer Hinsicht auf die Schweiz bewiesen. — Aber manches dürfte sich gegen den Eifer sagen lassen, mit welchem der Verf. sich für theokratische Systeme erklärt, und die Modalität der Mosaischen Gesetzgebung mit dem Offenbarungsglauben vertheidigt, und sie unsern Zeiten anpaßt.

Im 3ten Abschnitte giebt Herr Heß den Stellvertretern des Volks, den Religionslehrern und jedem, der durch Wort oder That zum Wohl des Vaterlandes beyträgt, wichtige und auf das wahre Beste des Staates abzweckende Erinnerungen. Sie betreffen hauptsächlich, die richtige Beurtheilung der Religion; die Unparteylichkeit in der Behandlung der Staatsbürger, in Rücksicht der Ungleichheit ihrer politischen und religiösen Gesinnungen; die Beybehaltung des Originellen des alten Schweizercharakters; die Vorsicht in dem Gebrauche moralischer und politischer allgemeiner Benennungen, die auf den Charakter des Menschen Einfluß haben können; die Mäßigung des Eifers für solche alte Formen, worin nicht das Wesen der Religion besteht; die Geltendmachung solcher Vortheile der neuen Konstitution, welche der Religiosität und Sittlichkeit durch gehörige Benutzung beförderlich seyn können. — Der Verf. schließt mit höchst wichtigen Winken über die neue Gestalt der Dinge in der Schweiz, über die Befestigung des Gemeinwohls der Bürger, und mit einem Aufruf an die Volksrepräsentanten und an Helvetien selbst, in welchen die ächte Vaterlandsliebe des edlen Mannes und sein hoher Enthusiasmus für Bürgerglück und Bürgertugend hervorleuchtet.

Ki.

Leonhard Meister, über den Gang der politischen Begebenheiten in der Schweiz. März- und April-Monat. 1798. 80 und 56 S. 8. 14 M.

Die

Die Folge der Revolutionsbegebenheiten, welche in den letzten beyden Heften dieser periodischen Schrift dargestellt, und, so viel es der Zweck derselben erlaubte, entwickelt werden, ist diese: — Am 27sten Febr. (1798) ward in den Verhandlungen zwischen den Berner und Züricher Abgeordneten und dem franz. Obergeneral Brune, von diesem das Ultimat gegeben, wogegen die Berner Regierung noch zögernde Vorstellungen machte. Brune entschloß sich nun zu feindlichen Maaßregeln, und die Berner Regierung beschloß, Gewalt mit Gewalt zurückzutreiben, in welchem Entschluß sie besonders vom K. Luzern unterstützt ward. In der Nacht des 1sten März griffen die Berner die Franzosen an; und nun begann der kurze, und für die Berner unglückliche Krieg, dessen tumultuarische Führung und für so Viele verderblichen Erfolg die Berner Regierung, durch ihre schwachen und inkonsequenten Maaßregeln, größtentheils verschuldete. Am 5ten März rückten die Franzosen in Bern ein. — Gegen Zürich zogen am 6ten die Landbürger mit ihren Forderungen; am 9ten nahm die Stadt die Landgarnison gefordertermaassen auf; der große Rath willigte in die Abtretung seiner Gewalt an die Landkommission, und schloß mit dieser einen Vergleich, in welchem jedoch bey weitem nicht alle Punkte der Gewaltführung gehörig bestimmt wurden. In der Verwirrung, worin die alte Regierung die Lage der Dinge gelassen hatte, bestrebte sich die Landesversammlung die zweckdienlichsten Mittel zur Erhaltung der innern Ruhe zu finden. — Mittlerweile erhoben sich gegen die neue Schweizerkonstitution mehrere Kantone. Auch von dem K. Zürich geschahen dem G. Brune Gegenvorstellungen; dieser beantwortete sie mit der Alternative: entweder unbedingte Annahme der Konstitution, oder Vorrücken der franz. Armee. Nun beschloß Zürich am 29sten März die Untheilbarkeit der Helvetischen Republik, und die Ur- und Wahlversammlungen traten nun zusammen. — In Bern wurden die Zeughäuser geleert, die Kontributionen ausgeschrieben, und der franz. Commissär Lecarlier erließ Verfügungen wegen der neuen Verfassung. — Mehrere Kantone blieben noch unentschlossen, andre widersetzten sich gradezu der Annahme der Konstitution, und die friedliebenden Kantone versuchten vergeblich, jene mit sich zu vereinigen. — Der Abt von St. Gallen organisirte einen Kreuzzug und Bürgerkrieg. Der franz. General drohete den widersetzlichen Gemeinden, und schrieb Kriegssteuern für

die Mitglieder der alten Regierungen und ihre Familien aus. — In Arau versammelten sich gleich nach Ostern die Nationalrepräsentanten, und formirten sich zu zwey gesetzgebenden Körpern. — — Mit dieser Hauptepoche der Schweizerrevolution beschließt Herr M. diese Hefte; und seitdem erscheint in Zürich ein eignes, nach einem andern Plan bearbeitetes historisches Tageblatt über den Fortgang der Begebenheiten, welches von dem Verf. redigirt, und von Escher und Usteri (bisher Verfasser des schweizerischen Republikaners) herausgegeben wird. — Dem April-Hefte angehängt ist noch ein Ueberblick von Helvetien, in Hinsicht seiner vorigen Verfassung, welcher von H. M. schon vor dem Umsturz derselben geschrieben ward. Er schließt mit einer kurzen Darstellung des unterscheidenden Charakters der Helvetischen Revolution.

Tagebuch der helvetischen Republik. Erster Band. Vom 12ten April bis 12ten May. 1798. 507 S. 8. 1 Rh.

Mit der Epoche der Sitznehmung der gesetzgebenden Räthe der helvetischen Republik, zu Arau am 12ten April 1798, bis zu welchem Zeitpunkt Herr Leonhard Meister seine Darstellungen der Begebenheiten in der Schweiz führte, und damit aufhörte, fängt das gegenwärtige, von eben diesem Verf. redigirte Tagebuch an. — Es zerfällt in zwey Abtheilungen. Die erste ist ein Journal der Verhandlungen und Beschlüsse der gesetzgebenden Räthe und des Direktoriums, genau aus den Protokollen und officiellen Papieren gezogen, concentrirt vorgetragen, und mit den bedeutendsten Urkunden, als officiellen Schreiben, Reden, Vorschlägen, Staatsberichten, als Belege, Nummerweise in einer Beylage begleitet. — Die gewöhnlichen Verhandlungen sind in diesem Tagebuche nur kurz berührt; die bedeutendern ausführlicher mitgetheilt. — Die 2te Abtheilung enthält ein Tagebuch der, außer den im 1sten Abschn. schon enthaltenen Vorfällen, sich sonst ereigneten Begebenheiten, und ist chronologisch nach der Tagesfolge eingerichtet. — In diesem Bande erhält man eine allgemeine Uebersicht der Gährungen in den Kantonen, wovon einige die Konstitution nach einigen Debat-

Debatten annahmen, andere sie standhaft verwarfen, und sich dagegen auflehnten; — der Verhandlungen in den Kantonsverwaltungen; — der Verfügungen der französischen Generale und Commissaire, und ihrer Folgen; — der Fehden in den Kantonen; — des Kriegs mit den Franzosen; — des feindlichen Ueberfalls von 5000 vereinten Schweizern und Unterwaldern der Stadt Lucern am 29sten April. Die Stadt hatte kaum 400 Mann Besatzung; man mußte also diese fanatischen Landleute einziehen lassen. Sie forderten Kontributionen, raubten, und überließen sich, von ihren Pfaffen gehetzt, allen feindlichen Ausschweifungen gegen ihre Mitbürger, bis sie, noch an demselben Tage, theils von selbst wieder abzogen, theils vertrieben wurden. Der Schaden, den die Stadt durch diesen Ueberfall erlitt, war noch außer den 10,000 fl. bezahlter Kontribution, sehr groß. — Blutige Gefechte zwischen den Franzosen und Glarnern bey Raperschweil am 30sten April, worüber die Berichte der streitenden Parteyen sehr von einander abgiengen. Kapitulation mit Glarus. — Es folgen nun, wie hinter dem ersten Abschnitte, Belege zu diesen Erzählungen.

Bey aller Vollständigkeit, die Rec. diesen kurzen Berichten über die Begebenheiten des Tages nicht abläugnen kann, gesteht er doch, daß der Plan in dem Vortrag derselben ihm nicht gefällt. Die Erzählungen sind, so wie hier Tageweise geordnet, zu fragmentarisch, zerstückt und abgerissen, und können es nach diesem Plan nicht anders seyn. Zweckmäßiger wäre die Einrichtung vielleicht so zu treffen; daß die Begebenheiten eines oder mehrerer Monate zusammengenommen, und dann gereihet würden unter bestimmten Rubriken, z. B. nach dem Inhalt dieses Bandes: Innere Unruhen, Verhandlungen über Annahme der Konstitution, Krieg, Diplomatik ꝛc. — — So könnten diese einzelnen Facta, mit Beysetzung des Datums, chronologisch geordnet werden, die Materien blieben zusammen, die Uebersichten würden erleichtert, und das Ganze würde belehrender, und auch zur Lektüre angenehmer seyn, als es in seiner jetzigen fragmentarisch unzusammenhängenden Form ist.

Vf.

Erdbeschreibung und Reisebeschreibung.

Des Fra Paolino da San Bartolomeo Reise nach Ostindien, aus dem Französischen mit Anmerkungen von Johann Reinhold Forster, Professor der Naturgeschichte und Mineralogie in Halle, u. s. mit einem Kupfer. Berlin, in der Vossischen Buchhandlung. 1798. 483 Seiten. 8. 1 Rth. 16 gr.

Oder:

Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen u. s. Funfzehnter Band. Ebendas.

Es ist zu wenig gesagt, wenn man diesen Fra Paolino den gelehrtesten Missionar nennt, der je den Indischen Boden betreten hat. Man kann ihn mit allem Fuge und Rechte den besten Autoren über Indien beyzählen. Das Original ist nach der Vorrede Italiänisch, und daß die Uebersetzung aus einem französischen Texte gemacht sey, wird nicht gesagt. Es scheint daher auf dem Titel ein Druckfehler, und Französisch in Italiänisch zu ändern zu seyn. Ein anderes Werk desselben Verfassers: Systema Brahmanicum, wovon in Gotha ein Auszug herausgekommen, ist mit seiner hier gelieferten Reise nicht zu verwechseln. Der Verf. war von 1776 bis 1789 in Indien, und erwarb sich tiefe Einsichten, nicht allein in der Tamulischen und Malabarischen; sondern auch in der schweren Samskredan-Sprache. Er hat daher viele Nachrichten aus einheimischen Schriftstellern, die von wenigen Europäern gelesen werden können, geschöpft, auch ungedruckte Aufsätze anderer Missionarien genutzt. Er landete zu Pondichery, und beschreibt zuerst die Küste Coromandel, oder nach seiner Orthographie Ciamandala. Wenn man seine Art, die Namen der Länder und Städte zu schreiben, die er aus Indischen Bücher genommen zu haben versichert, mit der gewöhnlichen vergleicht: so muß man sich verwundern, daß sie bisher so sehr haben verstellt werden können. Daß der Verlust Pondicherys, das die Engländer in dem gegenwärtigen Kriege den Franzosen weggenommen haben, eher

Ge-

Gewinn als Verlust für Frankreich sey, wird aus der Bemerkung wahrscheinlich, daß die Franzosen den Engländern Weine, Tücher, Kanonen, Feuergewehr u. s. zugeführt, und dafür Waaren gelöst haben, die größtentheils in Indien blieben. Der Zustand der christlichen und heidnischen Religion, und was dahin Bezug hat, ist das, was am meisten die Aufmerksamkeit des Verf. fesselte, und am genauesten von ihm beschrieben ist. Was er von Tanjaur, Marava, Madura und Carnada, und überhaupt dem nördlichen Indien meldet, beruhet größtentheils, weil er selbst an der Küste von Coromandel nur 3 Monate gewesen ist, auf den Nachrichten anderer Missionarien. Neu und merkwürdig ist, was er von dem großen Verkehr der Küste Coromandel und Malabar über die Gottesgebirge anführt. Von den Münzen, Maaßen und Gewichten wird sehr ausführlich gehandelt. Malabar beschreibt der Verf. aus eigener Erfahrung, welches um so wichtiger ist, weil sich in diesem Lande, das von den Einfällen der benachbarten Nationen weniger gelitten hat, als die mehr nördlichen Gegenden, noch vieles von den alten Sitten und Gebräuchen erhalten hat. Die Anzahl der Christen, Juden, Araber, Europäer, und aus ihrem Geblüte Entsprungener schläget er zu 400000 Seelen an, die der ursprünglichen Bewohner zu 1,600000; und weil nach Forsters Bemerkung die Arealgröße von Malabar 540 Q. Meilen beträgt: so kommen 3703 Menschen auf 1 Meile. Was von der Industrie gesagt wird, hat Forster aus seinem großen Schatze von Gelehrsamkeit vorzüglich schön erläutert. Der jetzige König muß den Engländern ½ Sack Rupien, oder 25000 röm. Scudi jährlichen Tribut entrichten. Er hat sich dazu aus Furcht vor seinen Nachbarn, Tippu Sultan, Fürsten von Maissur und Concam, und dem Fürsten von Arrucate in Südosten verstanden. Der König war dem Verf., dessen Fertigkeit in der malabarischen Sprache er bewunderte, sehr gewogen. Der Titel **Missionsangelegenheiten** schrecke keinen ab, auch dieses interessante Kapitel mit Aufmerksamkeit durchzulesen. Die Kapitel über die Zoologie haben von Forster viele Erläuterung bekommen. Im 2ten Buche handelt der Verf. von der Geburt und Erziehung der Kinder, dem Ehestande, den Gesetzen, welchem Abschnitte noch eine Invective gegen Sir W. Jones vorgesetzt war, die der Uebers. weggelassen hat. Die 4 vornehmsten Stämme oder Kasten der Indier werden so geschrieben: Brahmâna, Kschetria

Kschetria oder Ragiaputrá, Vayshya, und Shudra. Es sind die nämlichen, die nach Sprengels Orthographie Bramines, Zschettries, Beys (Bice) und Suders heißen. Von der Sprachgelehrsamkeit des Verf. läßt sich erwarten, daß das Kapitel Sprachen unter die wichtigsten gehöre. Das Religionssystem wird so dargestellet, daß die Indier einen Gott glauben, der das Weltall erschaffen hat; keine Atheisten noch Materialisten sind, weil sie ein Wesen glauben, das durch sich selbst bestehet, alles hervorgebracht hat, und der Urheber des Universums ist; daß sie keine Manichäer sind, indem sie als bekannt annehmen, daß Gott über alles erhaben, ewig, einzig in seiner Art sey, u. s. w. Im Anfang erschuf Gott eine Weibsperson, die Natur, die als Göttinn verehrt wird, und der alle übrige Gottheiten ihr Daseyn zu verdanken haben. Die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele ist ein allgemein angenommener Glaubensartikel. Und solche Leute werden in Europa noch immer Heiden gescholten? Sie zu bekehren schickt man noch immer aus katholischen und protestantischen Ländern Missionarien! Kalender, Festtage, Tonkunst, Baukunst und andere Wissenschaften, Arzneykunst, Kräuterkunde, werden ausführlich abgehandelt. Auf der Rückreise hielt der Verf. bey Ceylon an, nachher bey den Inseln Bourbon, Isle de France, Küste Lagoa in Südafrika, und Ascensioninsel, worüber gleichfalls gute Bemerkungen mitgetheilt werden, denen Förster durch die seinigen noch mehr Werth und Gewicht verschafft hat. Ueberhaupt hat F. recht viele und gelehrte Anmerkungen hinzugefüget. Ein solcher Autor verdient auch von einem solchen Manne commentirt zu werden. Schade, daß der Tod ihn aus der Reihe der Commentatoren und Uebersetzer hinweggenommen hat. Wer wird ihn ersetzen?

Kr.

Buonaparte auf dem Wege nach Indien, oder geographisch-historische Untersuchungen über die verschiedenen Wege nach Indien, und über die seit dem Ursprunge der Geschichte von Aegyptern, Persern, Juden, Griechen, Römern, Arabern,

Ita-

Italienern, Portugiesen ꝛc. dahin unternommenen Wanderungen, Handels- und Heerszügen. Ein Geschenk für Zeitungsleser. Berlin, bey Oehmigke dem ältern. 1798. 88 Seiten. 8. 8 gr.

Als man in den Zeitungen las, daß die von Toulon den 15ten May 1798 ausgelaufene Flotte nach Aegypten gesegelt sey, glaubte man allgemein, Buonaparte's Absicht sey, durch Aegypten zu reisen, um sein Kriegesheer nach Indien zu führen. In keinem der von dem Rec. gelesenen englischen Pamphlets ahndete man, daß die Besitznehmung Aegyptens der Zweck der großen Expedition sey, wie der Erfolg sattsam gewiesen hat. Daß von einem so wenig unterrichteten Manne, als der Verf. obigen Traktates ist, der, wie schon das prahlerische Aushängeschild zu erkennen giebt, gerade das Gegentheil von dem ist, qui nil molitur inepte, die wahre Absicht nicht errathen ist, kann niemand befremden. Die Schrift gehört zu den vielen, die die Ereignisse des Tages erzeugen, und deren kurze Dauer der Eilfertigkeit und Nachlässigkeit, womit sie geschrieben werden, angemessen zu seyn pfleget. Der Verf. beschreibt drey Wege nach Ostindien, 1) über Aegypten und das rothe Meer; 2) über Syrien und den persischen Meerbusen; 3) ganz zu Lande. Bey keinem dieser Wege läßt er sich aufs Detail und die Bestimmung ihrer Länge ein, die er aus Schriften, die in Deutschland nicht unbekannt sind, hätte nehmen können. Der Verf., S. 19, rechnet viel auf den Beystand, den die Holländer auf Vorder-Hindostan, Malacca, den sundischen und moluckischen Inseln den Franzosen in Transportirung der Armee aus Aegypten nach Indien leisten werden. Weiß er aber nicht, daß der größte Theil dieser Besitzungen von den Britten in Besitz genommen ist? Und wenn die Holländer auch noch die moluckischen Inseln insgesammt hätten, wie wenig würden die Schiffe aus den Gewässern zu jener Absicht gebraucht werden können! Auf den wenig genügenden Wegweiser folgt eine Beschreibung der Länder, durch welche das französische Heer vielleicht ziehen wird. Sie ist sehr oberflächlich, und scheint aus den gewöhnlichen Compendien abgeschrieben zu seyn. Wir wünschten, der Verf. hätte die kleine jüdische Republik

publik in Afrika genannt, wo, wie zu Jerusalem, die Juden die Mehrheit ausmachen. Woher mag die Nachricht seyn, daß man 1763 in Jerusalem 18000 Einwohner, worunter 11000 Juden, und 7000 Christen waren, zählte, S. 41? Dergleichen Zählungen sind aus mehr Gründen unwahrscheinlich. In der historischen Darstellung des Verkehrs zwischen Indien und Europa holt der Verf. von den entferntesten Zeiten aus, womit der Klasse von Zeitungslesern, denen er nützlich seyn will, nichts gedient seyn wird. Von dem großen Karawanen-Handel, der im Mittelalter von dem schwarzen Meere über das feste Land nach Indien und China gieng, weiß der Verf. nichts. Er läßt die Indischen Waaren über den Persischen oder Arabischen Meerbusen nach Europa kommen. Angehängt ist ein kurzer Auszug aus den deutschen Uebersetzungen von Donald Campbell von Borbeck und G. Forsters Reise. Letztere gehört fast gar nicht hieher. In fugam vacui mag der Auszug da stehen. Die ganze Brochüre möchte in fugam vacui geschrieben heißen, wenn ein Verf. sich damit entschuldigen kann, daß beschriebenes Papier besser ist, als unbeschriebenes. Rec. muß aber gegen diesen Grundsatz protestiren.

Ab.

J. S. Stavorinus, Schiffskapitains in Diensten der holländisch-ostindischen Kompagnie, Reise nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, Java und Bengalen, in den Jahren 1768 bis 1771. Aus dem Holländischen frey übersetzt, und mit Anmerkungen begleitet von (vom) Professor Lueder in Braunschweig. Berlin, bey Haude und Spener. 1796. 16½ Bog. gr. 8. 18 Gr.

Das holländische Original erschien zu Leyden im Jahre 1793 in zwey Bänden. Herr Professor Lueder, hat nicht sowohl eine wörtliche Uebersetzung, als vielmehr einen Auszug daraus geliefert, und alles, was nur dem Schiffer und dem Holländer wichtig seyn konnte, weggelassen. Das Ganze ist in vier Bücher abgetheilt, von welchen das erste die

die eigentliche Beschreibung der Reise des Verf. enthält; in den drey übrigen ist die Beschreibung der in der Aufschrift namhaft gemachten Länder mitgetheilt. Am ausführlichsten ist die Beschreibung von der Insel Java im dritten Buche, welches allein die Hälfte des ganzen Werks einnimmt. Da, wie Herr Professor Lueder nur zu wahr bemerkt, die Geschichte des gegenwärtigen Asiens noch so große Lücken hat, und ein so dichter Staub noch auf so vielen statistischen Angaben von asiatischen Ländern ruhet: so gehört diese Uebersetzung keinesweges zu den überflüssigen Bemühungen, zumal nachdem ihr durch Herrn Lueders unterrichtende Anmerkungen in statistischer, geographischer, und selbst naturhistorischer Hinsicht ein so bedeutender Werth gegeben ist.

Das erste Buch von S. 1 — 60 besteht aus fünf Abschnitten, woraus wir das Merkwürdigste hier ausheben wollen.

Erster Abschnitt: „Reise von Seeland nach dem Vorgebürge der guten Hoffnung.“ Die Singels, eine große Sandbank, anderthalb Meilen weit von der englischen Küste, gewährt nur bey Süd-West und Westwinde Sicherheit; ist aber bey Süd oder Süd-Süd-West gefährlich. Am äussersten Ende dieser großen Sandstrecke wird daher ein nächtliches Feuer unterhalten. Das artige Titschfield. Southampton. Der Fluß, der die Stadt mit zwey Armen umgiebt, und Southampton-Water heißt, trägt bis über die Stadt Seeschiffe von mittelmäßiger Größe. Portsmouth. Die Werke an der Landseite sind vorzüglich beträchtlich. Das Wasser zwischen Portsmouth und dem Flecken Gosport wird als ein Hafen gebraucht, dessen Eingang durch starke Batterien vertheidigt ist. Die hohen Klippen am äußersten Ende der Insel Wight und eine Sandbank auf der andern Seite machen das Fahrwasser in etwas gefährlich. Porto Santo. Die Süd-Ostseite ausgenommen, von lauter steilen Felsen umgeben. Madera. Sechs bis sieben Meilen von Porto Santo, und größer und höher als letzteres. An der Süd-Ostseite von Madera die Serfero, drey kleine, dürre und unbewohnte, aber sehr hohe Eilande. Madera zeigt sich von ferne wie eine dichte Rauchmasse, die nur beym Annähern heller zu werden scheint. Der fliegende Fisch findet sich hier häufig ein. Er hält sich mehrentheils zwischen den Wendekreisen auf; kömmt aber

auch, wiewohl seltener, bis zum zwey und drey und dreyssigsten Grad der Breite; weiter hinaus aber niemals. Am zwey und zwanzigsten August passirten sie den Wendekreis; die größte Hitze war acht und siebenzig und ein halber Grad. Die Insel Sal, eine der Kap Verdischen Inseln, drey oder vier Meilen lang, und halb so breit. Der südliche Theil ist höher als der Südöstliche, der abhängig in die See läuft. Die Insel Bonavista, sechs oder sieben Meilen südwärts von Sal, und um ein Drittheil größer als letztere. Am dreyßigsten August starke Gewitter, gewöhnlich beym Auf- und Untergang des Monds, der auf die Luftbeschaffenheit innerhalb der Wendekreise einen besondern Einfluß hat. Je näher sie der Linie kamen, desto häufiger wurde die Menge der Doraden, Albicoren, Bonyt- und Hayfische. Die Doraden gehören zu den schmackhaftesten Seefischen. Sie fiengen welche von zehn bis zwölf Pfunden am Gewichte, da hingegen Albicoren, von sechzig bis siebenzig Pfund schwer, fast die Angelschnur zerrissen. Bonyt, der den Albicoren am Geschmack vollkommen gleicht, scheint auch nur der kleinere Albicore zu seyn. Ein Hayfisch hatte sogar in ein elsernes Instrument, das man ihm ins Maul stieß, Löcher mit seinen Zähnen gebissen. Selbst der gefangene und an Bord gebrachte Hayfisch schlägt oft mit seinem Schwanze dem Unvorsichtigen noch Arme und Beine entzwey. Am zwey und und zwanzigsten September (so, und nicht November muß es heißen) passirten sie die Aequinoctiallinie. Die Hitze war sieben und siebenzig Grad (S. 10). Theils die Erscheinung der Kochshennen und Malegassen, zwey Arten von Seevögeln, die sich nie weit vom Lande entfernen; theils die Abweichung der Magnetnadel, die über achtzehn Grade westlich betrug, versicherten sie von der Annäherung der Küste, die sie am siebzehnten November bald erreichten.

Zweyter Abschnitt: „Vorgebürge der guten Hoffnung — Reise nach Batavia.“ Der erste Anblick, wenn man auf die Rhede zufährt, ist nichts weniger als schön. Man erblickt da nur ein steiles, felsigtes und unfruchtbares Gebürge. Kastel und Stadt treten erst hervor, so wie man sich dem Ankerplatze nähert. Der Verf. erstieg selbst den Gipfel des Tafelberges, wozu er über vier Stunden nöthig hatte. Schöne Aussicht von diesen Höhen, S. 14 und 15. Der Thermometer zeigte in der Stadt achtzig Grad; aber

auf

auf dem Berge war die empfindlichste Kälte. Ganz flach ist diese Tafel doch nicht; sondern mit hier und da hervorragenden Felsen bis sechs Fuß hoch. Spuren von stehendem Wasser fanden sie nirgends, doch war der felsigte Boden wie Meereswellen geformt. Aus den Ritzen der Felsen quöll ein angenehmes, ein wenig ins Gelbe fallendes Wasser hervor. Beym Herabsteigen fanden sie eine reizende Grotte, deren Boden mit kurzem Grase bedeckt war, und aus deren Wänden gleichfalls ein helles, süßes Wasser quoll. Reise nach Batavia am dreyzehnten December. Die Insel St. Paul. Die Insel Amsterdam, die einzigen Eilande in dieser grossen See außer dem Wendekreis des Steinbocks. Jenes ist von beträchtlicher Höhe. Zwey im Jahre 1726 von der ostindischen Kompagnie dahin gesandte Schiffe fanden beyde Inseln menschenlos; aber auf beyden frische und mineralische Wasser, auch einen guten Ankerplatz, und Fische in Menge an den Gestaden. Ein in der Nachbarschaft dieser Inseln aus dem Wasser aufdringender Laut, der dem Laute eines wehklagenden Menschen glich, war der Vorbote eines Sturms. Zu Ende des Jänners stand das Thermometer auf ein und achtzig bis vier und achtzig, bey einem Sturme und Gewitter gar auf acht und achtzig Grad. Am zwölften Februar langten sie auf der Insel Enaano, fünf und zwanzig Meilen von der Prinzeninsel, an. Sie prangt mit einigem Grün; ist aber nur von einigen menschenleeren Fischerfamilien bewohnt. Das Eiland met Het Rif, oder das Dvorvige Eiland. Erst am funfzehnten März erblickten sie die Westküste von Sumatra, und gelangten dann zu dem Eilande Dwars in de Weg, und dann an die Spitze von Bantam, bey der Insel Panjang.

Dritter Abschnitt: „Reise von Batavia nach Bantam." Die Entfernung beyder Städte von einander beträgt zwar nur dreyzehn Meilen; die Landcommunication ist aber durch mächtige Wälder und Moräste gesperrt. Zur See macht man den Weg mit einem leichten asiatischen Fahrzeuge, hier Flieger genannt, in weniger als vier Stunden. Bantam liegt in einer weit gestreckten Ebene, ist von bedeutendem Umfang; enthält aber nur von Rohr geflochtene mit Lehm beworfene Hütten, umzäunt mit gespaltenem Bambusrohr, und mit Kokosbäumen umpflanzt. Es hat weder Mauern noch Festungswerke, sondern nur das Fort

Diamant, innerhalb welchem der königliche Pallast steht. Eine der hier gewöhnlichen Lustbarkeiten ist das Pferderennen, welches auf einem dazu bestimmten Felde, Pasce'baan, von dem Könige, seinen Prinzen und den Großen des Reichs gehalten wird. Dieses geschiehet einem ehemaligen Könige von Bantam zu Ehren, der in der Mitte dieses Feldes sein Grabmal hat. Unweit dieses Grabmals werden die Prinzen beschnitten. In der Moschee, die kein Christ oder Heide bey Todesstrafe betreten darf, verrichtet der König zuweilen selbst den Gottesdienst. Das Fort ist unbedeutend, hat eine meist unbrauchbare Artillerie, die der König erhält; wird aber einzig von der holländischen Kompagnie besetzt, die den Schein haben will, die geheiligte Person des Königs zu beschützen; in der That aber denselben wie ihren Gefangenen bewacht. Eine Audienz bey dem Könige, und daselbst genossenes Traktament, S. 27—32. Ein Grabmal eines Heiligen der Bantamer, Vounomg Santri, S. 35 und 36. Niemand darf sich in der Nachbarschaft desselben die mindeste Unsittlichkeit erlauben. Der Heilige war einst ein Wunderthäter, der trockenen Fußes über das Meer wandelte, und viele Tage und Nächte ohne Nahrungsmittel zubrachte. Das Fort Speelwyk, S. 27. Man hält es für noch ungesunder als Batavia. Noch gehören der Kompagnie zwey Residenzplätze in dem südlichsten Theile Sumatras, Lampong-Toulan-Bauwang und Lampong-Samanca, die jährlich eine beträchtliche Menge Pfeffer liefern, und unter dem Oberbefehl von Bantam stehen. Eben so werden die Posten Anjer und Jerette von Bantam aus, zur Untersuchung aller ankommenden Schiffe, mit einiger Mannschaft besetzt.

Vierter Abschnitt: „Reise von Batavia nach Bengalen.“ Etwa vier oder fünf Meilen weit vom Lande, dem Berg Carepore gegen über, liegen Dünen, zwischen welchen man das mit Bäumen bedeckte Gestade, und die sogenannte Jngernatsche große Pagode erblickt, die durch die reichen Gaben der Büßenden so außerordentliche Reichthümer besitzt. Die weit in die See gestreckten Sandbänke im Westen der westlichen Mündung des Ganges. Gefährliche Fahrt im Jennegat bey Jnsely, wo gleichfalls das Fahrwasser von Sandbänken beengt wird. Alle Güter von Dacca passiren den Haze-Kanal. Bis zum Haze-Kanal ist das Land eine völlige Wildniß, und nur von Tygern und

andern

andern reissenden Thieren bewohnt. Erst jenseits des Kanals zeigen sich kleine von Bengalen bewohnte Dörfer, Felder und Weideland. Bey dem Dorfe **Doveren** haben die Britten eine Factorey und einige Packhäuser. Da, wo der alte **Ganges**, der seinen Ursprung tief im Lande hat, mit dem eigentlichen **Ganges** sich verbindet, ist wiederum die Fahrt, wegen der großen Sandbänke und starken Ströhmungen, äußerst gefährlich. Bey diesem Zusammenflusse hatten die Britten im Sinne, eine Batterie anzulegen, um den Fluß zu schließen, welches in der That die schicklichste Stelle ist.

Fünfter Abschnitt: „**Bengalen und Zurückreise nach Batavia.**“ Traurige Folgen der Unklugheit und Habsucht eines Directeurs der holländisch-ostindischen Kompagnie für das Dorf **Chinsura**, das der Nabob von **Cossimbazar**, wegen verweigerten Zolles, mit seiner Mannschaft einschließen, und in die kläglichste Hungersnoth versetzen ließ. Bey **Serampour** ein dänisches Etablissement, aber von einigen wenigen Häusern und von unbedeutendem Handel. Reizende Fahrt von dem schönen französischen Etablissement **Chandernagor** nach **Chinsura**, **Hougly** und **Bandel**. Prächtige Anlagen des französischen Gouverneurs bey **Garetti**. **Calcutta**. Das große Dorf **Voltha**, am linken Ufer des Ganges, mit einer guten Rhede. Reise bis zum Kanal **Nisserijon**. Einfache Art, den Zucker zu bereiten, S. 50, 51. Der Kanal **Chagadda**. **Gouptipara**. **Tripeny**. Alte Ruinen in den Gehölzen bey Tripeny mit persischen Inschriften. Schreckliche Hungersnoth in **Patna** und **Bengalen**, eine Folge der schlechten Reisärnte und der unmenschlichen Habsucht der Britten, die den Reishandel zum Monopol gemacht hatten, S. 58—60.

Zweytes Buch. „**Bengalen.**“ Von S. 61—156.

Erster Abschnitt: „**Bengalens Lage, Größe und natürliche Beschaffenheit.**“ Mit diesem Buche werden die Anmerkungen der Uebersetzung zahlreicher, weil überall aus **Rennel**, **Tieffenthaler** und andern die nöthigen Bestimmungen und Nachweisungen beygebracht sind. Bengalens mittlere Länge ist ohngefähr hundert und fünf Grad ostwärts von Teneriffa, so daß man hier um sechstehalb Stunden früher Mittag hat, als in Amsterdam. Bengalen hat nur eine kalte und eine warme Jahreszeit. Jene beginnt mit

dem November, und dauert bis zu Anfang des Februars. Heftige Nordwinde, dicke Nebel, ja selbst Hagel in großen Eisstücken sind da nicht selten. Mit dem Anfange dieser Jahreszeit werden die besten Feldfrüchte eingesammelt, und die Fluren erholen sich von der versengenden Hitze. Mit der Mitte des Februars wird die Wärme mit jedem Tage grösser. Fürchterliche Gewitter sind mit heftigem Platzregen verbunden. Vom May bis zum August dauert die Regenzeit; die Hitze ist dann unerträglich, und wird erst im Oktober gemäßigt. Die Regen und die Ueberschwemmungen unterhalten eine immerwährende Fruchtbarkeit; daher versorgt Bengalen mehrere Länder Asiens mit dem so wohlthätigen Reis, der im ganzen östlichen Indien die Stelle des Brodts vertritt. Unter den Fruchtbäumen ist der Kokosbaum der nützlichste. Das süße Wasser der unreifen, und der verdickte Gallert der reifenden, so wie der Kern der reifen Nüsse, die Schaale, die garnartigen Fasern der Schaale, die Blätter des Baums und sein Stamm, alles ist auf mannichfaltige Art zu benutzen. Der Suribaum, der gleichfalls ein angenehmes Getränk gewährt. Der Manglebaum. Der Ganges, S. 68 u. ff. Im Julius, August und September hat er seine größte Höhe. Ebbe und Fluth sind dann so heftig, daß Schiffe und Fahrzeuge von ihren Ankern losgerissen werden. Im März und April hat er das wenigste Wasser. Bey seiner Mündung ist er vier deutsche Meilen breit; er wird aber immer schmäler, je weiter er ins Land hinauf kommt. Sein trübes Wasser wird durch eine Art Bohnen, die man zerrieben in ein Faß mit Wasser wirft, klar und trinkbar gemacht. Von Inseln bis Chinsura kann er mit großen Schiffen befahren werden. Die Hindus verehren ihn göttlich, und der Verf. sah zu Ende des März eine so ungeheure Menge zum Ganges wallfahrender Sünder, daß sie gar nicht zu zählen waren. Eine Menge Kanäle, die alle in den Ganges sich ergießen, befördern den Transport der Waaren ungemein. Einige derselben sind selbst für große Schiffe fahrbar. Die Ufer dieser Kanäle prangen mit schönen Ankern, Wiesen und Flecken. Noch hat das Land eine Menge gegrabener Wasserbehälter, die sich in der Regenzeit anfüllen, und die Einwohner, während der Dürre, mit dem besten Wasser versorgen.

Zwey-

Zweyter Abschnitt: „Von den Einwohnern Bengalens. Die beyden Hauptarten der Einwohner sind die Mogolen oder Mohren (so nennt man, ganz unpassend, die Mohammedaner) und die Jentiven oder Hindus, das ist, die Verehrer des Brahma. Diese machen die zahlreichste Klasse aus. Die Hindus sind, ihrer dunkelbraunen Farbe ohngeachtet, dennoch wohlgestaltet; aber mehrentheils faul, wollüstig, diebisch und furchtsam. Nur die Banianen oder Kaufleute sind thätiger; auch findet man unter diesen den größten Reichthum. Es fehlt den Hindus nicht an Fähigkeiten. Die Banianen rechnen in der Geschwindigkeit große Summen im Kopfe aus. Auch sollen vor der Besiegung Bengalens durch die Mongolen, hier reinere Sitten gewesen seyn. Die nachtheiligen Folgen der Eintheilung in Kasten, S. 77 u. f. Auch die Verminderung der allgemeinen Menschenliebe schreibt Stavorinus dieser unglücklichen Verfassung zu. Er sah einen Kranken, auf öffentlicher Strasse von Tschackals angefallen, vergeblich um Hülfe schreyen, weil — man ihn nicht kannte. Allenfalls trägt der Hindus einen ihm unbekannten Unglücklichen ans Ufer des Ganges, damit er sein Leben in den Fluthen schneller endige. Geschicklichkeit ihrer Handwerker, besonders der Gold- und Silberschmiede. Eben so verhält es sich mit den übrigen Handwerkern. Ihre Weber fertigen ein so feines Nesseltuch, daß man ein Stück von fünf und zwanzig Ellen in eine gewöhnliche Tabaksdose packen kann. Ihre Kleidertrachten für beyde Geschlechter; Nahrungsmittel, S. 81, 82. Der Verf. unterredete sich mit den Braminen über ihre Religion; versichert aber, nichts Bestimmtes von ihnen erfahren zu haben. Das Beygebrachte geht auch nicht über das längst Bekannte. Aber Herrn Lueders vortreffliche Anmerkung, S. 84 und 85, giebt desto bedeutendere Winke. Ausführliche Beschreibung dreyer religiösen Feste, des Gangesfests, des Chackenfests, und des Fests der Reinigung. Das erstere sah der Verf. selbst. Es wird im Oktober gefeyert, und kostet dem Banian, der es giebt, eine ansehnliche Summe. Es dauert vier Tage, und stellt eine Vermählung der Göttinn Dulga mit dem Ganges dar, in welchen Strom das Bildniß der Göttinn unter großen Ceremonien geworfen wird. Man erwartet, die Göttinn solle der Welt, zur Besiegung des bösen Geistes, noch mehrere Kinder schenken, und diese Erwartung drückt man durch allerhand unzüchtige Tänze aus. Das

Chackenfest ist ein Büßungsfest, wo durch körperliche Selbstpeinigungen mancherley Art die Gnade des Himmels erfleht werden soll. Pagoden und Götzenbilder, S. 91 u. ff. Sie werden von den Braminen bey Tage und bey Nacht bewacht. Die Braminen und Fakohrs, S. 92 — 96. Die Schlangenbeschwörer, die vermittelst kleiner Compressen von Kattun den Schlangen täglich das Gift benehmen, sich sodann von ihnen an allen Theilen des Körpers Wunden beybringen lassen, und mit den tanzenden Schlangen im Lande herumziehen. Obgleich ihnen der Biß der Thiere nicht schädlich ist: so bemerkt man doch, daß diese Menschen von Ausschlag und Blattern nie frey sind, S. 96 — 98. Gaukler von ungemeiner Geschicklichkeit. Ihre Tänzerinnen, ohne welche kein Fest und keine große Mahlzeit gefeyert wird.

Dritter Abschnitt. Der Verf. sah selbst der Verbrennung eines ihrem verstorbenen Manne folgenden Weibes am Ufer des Ganges zu, und beschreibt diesen unmenschlichen Gebrauch von S. 100 u. ff. nach allen Umständen Er befand sich auf der Seite des Scheiterhaufens, auf welcher ihre Füße etwas aus dem Holzstoße hervorragten, und bemerkte an denselben auch nicht die mindesten Zuckungen. Auch bestieg sie denselben mit der größten Unerschrockenheit, und sogar mit Freudigkeit in der Mine. Berührt ein Europäer, auch nur durch einen Zufall, ein so geweihtes Opfer: so wird es dadurch entheiligt, und zu der Verbrennung ungeschickt. Der aber, welcher sie berührt, zieht sich dadurch das größte Unglück zu, wenn er nicht im Stande ist, sich durch eine große Summe loszukaufen. Einem holländischen Direkteur kostete ein solcher Unfall fünf und zwanzig tausend Rupien. Selbst eine von ihrem treulosen Manne mit Verachtung behandelte junge Frau, that diesen heldenmüthigen Schritt, wider alles Einwenden der nächsten Verwandten, die sie von dieser Verbindlichkeit gänzlich freysprachen. „Die Weiber," sagt der Verf. S. 106, „welche auf diese Art sich aufopfern, leben „der Ueberzeugung, daß sie, jenseits des Grabes, ihren Gatten wieder finden, und mit ihm dann alle Freuden genießen, „welche den Sinnen schmeicheln. Dieser Glaube zerreißt bey „ihnen alle Bande, die den Menschen an die Erde fesseln, „und erhöht den Muth des von Natur schwachen Weibes dergestalt, daß es sich dem schrecklichsten Tode freudig Preiß „giebt." Die herrschenden Krankheiten sind der Durchlauf,

geschwol-

geschwollene Beine, eine Art von Fieber, das man Jvunidaad nennt, und das Abzehrung oder gänzliche Lähmung des Körpers zu Folgen hat, und die Pocken. Die Inoculation geschieht durch Eingebung pulverisirter Pocken. Die inländischen Aerzte sind meistentheils Braminen, die nur nach empirischen Vorschriften curiren. Von der Anatomie fehlen ihnen alle Kenntnisse, da die Religion es nicht gestattet, Leichname zu zergliedern, oder Blut zu vergießen. Die Mongolen übertreffen an Muth die Hindus. Auch sind die Mongolischen Seapogs, unter europäischer Anführung, ziemlich gute Soldaten. Die Sittenlosigkeit bey den Mongolen ist aber noch viel größer, als bey den Hindus.

Vierter Abschnitt. Ueber die Gewalt der Nabobs, Fausdahr und Semidahr, welches die Land- Distrikt- und Dorfgouverneure sind. Münze. Gewicht. Maaß. Eintheilung der Zeit. Mittel, zu Wasser und zu Lande zu reisen. Die Badjehras. Die Boulias, deren jene zu Waarentransporten, diese zu Courierreisen gebraucht werden. Der Palankin. Landthiere. Der Elephant. Der Tyger. Der Büffel, der ein sehr wohlschmeckendes Fleisch giebt. Der Tschakal; dieser und eine Art Adler reinigen die Ufer des Ganges von den todten Leichnamen, und verhüten die Verpestung der Luft. Bengalens wichtigste Produkte sind Seide, Kattun, Opium, Salpeter, Gummilack, Waitzen, Reis und Butter. Die beste und meiste Seide wird zu Cossienbazar gewonnen. Baumwolle oder Capok zu der feinen Kattunleinewand wird noch aus Surate eingeführt, ohnerachtet Bengalen eine sehr große Menge erzeugt. Gemalter Kattun wird nur auf der Küste von Koromandel gefertiget; die feinste Kattunleinewand und das feinste Nesseltuch aber bey Della gewebt. Die Webereyen (Arrengs) sind über das ganze Land verbreitet. Sehr mühsam ist die Gewinnung des Opiums, das in Bahar geärndtet, und auf dem Ganges durch Bengalen nach Java, den moluckischen und andern Inseln des östlichen Indiens geführt wird. Ein Acker von zehn Quadratruthen liefert fünf bis sechs Pfund. Jährlich werden in Bahar über eine Million Pfunde dieses Saftes eingesammlet, und meistens in dem hindostanischen Reiche und dem übrigen Asien verbraucht. Auch der Salpeter wird in Bahar gewonnen. Im Jahre 1770 wurden davon zwey und eine halbe Million Pfunde ausgeführt. Den

Gummilack liefert ein der fliegenden Ameise ähnliches Insekt. Man bedient sich der schönen hochrothen Farbe, die bey der Auflösung erhalten wird, zum Färben des Kattuns an der Küste von Koromandel. Der geschmolzene und gereinigte Gummilack giebt den Schellack.

Fünfter Abschnitt: „Von den Europäern in Bengalen.“ Von den vier europäischen Nationen, den Britten, Holländern, Franzosen und Dänen, die sich hier Niederlassungen verschafft haben, sind die Britten die bedeutendste. Der Verf. erzählt S. 127 u. ff. die erste Veranlassung, die zu der steigenden Uebermacht der Britten Gelegenheit gab, und versichert dabey aus den Berichten englischer Officiere, daß in dem merkwürdigen Treffen bey Plassi, das das Schicksal dieser Länder entschied, Lord Clive, außerhalb der Schußweite, nur von seinem Palankin zugesehen habe, und nicht eher zum Vorschein gekommen sey, als bis sich der Feind schon auf der Flucht befand. (Wie viel mag doch von den weiter erfolgten Glücksfällen, die den blutsaugerischen Agenten der räuberischen Handelsgilde zum Millionair erhoben, auf die Rechnung seines persönlichen Verdienstes und seiner gepriesenen Großthaten zu setzen seyn!) Ueber das englische Bedrückungssystem führt der Verf. die längst bekannten Klagen. Alles ist dem Monopol dieser Blutegel unterworfen; selbst der Kuhmist, der den Armen zur Feuerung dient, geht durch die Hände privilegirter Aufkäufer. Calcutta, der Hauptort der Britten in Bengalen, liegt am östlichen Ufer des Ganges, beynahe dreyßig Stunden weit vom Ausflusse desselben. Der Fluß ist hier viel tiefer, als bey Chinsura, das dreyzehn Stunden höher liegt, und ist zu allen Jahreszeiten für große Seeschiffe fahrbar. Die Stadt zieht sich volle drey Viertelstunden weit längs dem Flusse hin, und etwa anderthalb Viertelstunden vom Ufer ab landeinwärts. Sie ist nicht so regelmäßig, wie Batavia; hat aber sehr große und prächtige Gebäude, zu welchen namentlich der Court, oder das Rathhaus, das Schauspielhaus und die Armenische Kirche gehören. Das neue Fort William liegt eine Viertelstunde weit von der Stadt am Ufer des Ganges, dessen Wasser in die Graben des Forts durch Hülfe der Schleusen geleitet werden kann. Um alle Werke des Forts zu besetzen, würden gegen sechshundert Stück Kanonen erforderlich seyn. Kein Schiff kann den Fluß hin-

hinauf oder hinab, ohne sich den Kanonen des Forts auszusetzen, und von der Landseite kann der Feind in einer Entfernung von drey bis vier Stunden entdeckt werden. Der Verf. meint, schon die großen Ausgaben, die eine so ansehnliche Kriegsmacht erfordert, als die Britten gegen Meutereyen und Aufstand hier fortwährend halten müssen, könne beytragen, ihrer Herrschaft in diesen Ländern wiederum ein Ende zu machen. Das Ansehen der Holländer ist jetzt sehr tief gesunken. Sie müssen schon zufrieden seyn, wenn sie den zu ihren jährlichen Versendungen nöthigen Kattun erhalten. Indessen gesteht der Verf., daß das Privatbetragen der holländischen Direkteur manches zur Verschlimmerung dieser Verhältnisse beygetragen. Das holländische Comptoir in Bengalen steht unter der hohen Regierung in Batavia. Die erste Person im Rathe ist der Direkteur, die zweyte das Oberhaupt von Cossimbazar, und die dritte der Hauptadministrator. Zu diesen kommen noch sieben Mitglieder, die nach ihren verschiedenen Funktionen benennt sind, und worunter der Posten des Fiskals, wegen der Erpressungen, die er ausüben kann, einer der einträglichsten ist; daher wird auch der Fiskal von den Eingebornen mehr gefürchtet, als der Direkteur.

Sechster Abschnitt: „Besitzungen der Holländer in Bengalen.“ Diese sind die beyden Dörfer **Chinsura** und **Bernagor**. Jenes ist längs dem Ganges, aber höchst unregelmäßig gebaut, und hat einen Umfang von drey Viertelstunden. Die bessern Häuser sind von Steinen, haben platte Dächer und nur ein Stockwerk. Der weißen Ameisen wegen gebraucht man sehr wenig Holz dazu. Statt der Fenster bedient man sich von Schilf geflochtener, und in Rahmen gespannter Vorhänge. Die geringern Häuser der armen Bengaler sind von Stroh und Lehm, und erhalten ihr Licht durch die Thür. Die Kirche und ein schönes Gebäude **Welgelegen** (Bellevûe) sind von dem Direkteur **Sichtermann**. Die Loge der Kompagnie heißt Fort-Gustav. Das Freymaurergebäude **Lanwedra**, eine Viertelstunde von Chinsura, hat über dreyßigtausend Rupien gekostet. **Bernagor** liegt am östlichen Ufer des Ganges, zehn oder eilf Stunden unterhalb Chinsura. Hier werden die gröbsten Sorten von blauen Schnupftüchern verfertigt. Noch hat die Kompagnie Handelslogen oder Faktoreyen zu **Calcapur**, zu **Patna** und zu **Dacca**. Das Comptoir zu **Patna** in **Bahar** dient zum

Ein-

Einkauf des Salpeters und Opiums. Zu Dacca werden Kattune fabricirt. Die holländische Besatzung in Bengalen ist nicht über hundert und funfzig Mann stark.

Siebenter Abschnitt. Von Amsterdam gehen nach Bengalen Eisen, Tücher und Barrensilber, welches hier zu Rupien ausgemünzt wird, und ansehnlichen Gewinn bringen soll. Man schätzt das Kapital, welches die Kompagnie jährlich zu ihrem Handel bedarf, zwischen vierzig bis funfzig Tonnen Goldes.

Der Handel der Franzosen ist nicht einmal mit dem Handel der Holländer zu vergleichen. Und von den Dänen geht jährlich höchstens ein Schiff oder zwey hierher.

Auch machen noch Perser, Armenier und verschiedene andere Morgenländer des Handels wegen in Bengalen vortheilhafte Geschäfte. Allerdings müßte der Handel dieser Länder der blühendste von der Welt seyn, wenn nicht „die „arbeitende Klasse des Volks aller Schmach, aller Verach„tung und allen Mißhandlungen ihrer stolzen und übermüthi„gen Beherrscher Preis gegeben wäre.“ —

Drittes Buch: „Von der Insel Java,“ von S. 157—238.

Erster Abschnitt: „Javas Lage, Gränzen und Eintheilung.“ Die Aussicht gewinnt, so wie man sich dem Gestade von Java nähert; die Waldungen von Kokosbäumen und die Reisfelder im Hintergrunde verkündigen die Fruchtbarkeit der Insel, deren Boden sie zieren, und was an der Seite Sumatras fehlt, trifft man hier, nämlich guten Ankergrund. Am Eingang der Sundastraße liegt die **Prinzeninsel**, anderthalb Meilen von der Javaschen, und sechs Meilen von der Sumatraschen Küste entfernt. Diese Insel hat nur vier Meilen im Umfange, ist flach, von Javanschen Fischern bewohnt, und gewährt, wegen ihrer immer grünen Bäume, dem Vorüberfahrenden eine anmuthige Ansicht. Die Länge der **Sundastraße** beträgt auf der Seite Sumatras vom Anfange der Fläche bis zum **Varkenshoek** funfzehn deutsche, und auf der Seite von Java, von der ersten Spitze bis an die Spitze von Bantam, zwanzig Meilen. Zwölf Meilen von der Prinzeninsel, gerade da, wo die Straße am engsten ist, liegt, dem Varkenshoek auf

Sumat

Sumatra gegenüber, und mitten in dem Fahrwasser, das Eiland Dwers in de Weg (queer über den Weg, auf einigen Karten als Insula Media bezeichnet). Es ist klein, niedrig, von Riffen umgeben, dicht mit Bäumen besetzt, und unbewohnt. Ihm gegenüber ist der Busen Anjer, wo die die Straße verlassenden Schiffe noch einmal Wasser einnehmen, welches ein kleiner Bergstrom liefert. Von Anjer bis an die Spitze von Bantam sind durchgehends hohe Gebürge mit einem gegen die See niedriger herablaufenden Vorlande. Unter jener Spitze erweitert sich der Meerbusen von Bantam. Von der Spitze Pontangh, die den Bantamischen Meerbusen östlich einschließt, bis zur Rhede von Batavia genießt man die herrlichsten Prospekte, und eine Menge kleiner, mit ewigem Grün prangender Eilande liegen vor dem Seefahrer im Meere da, wie hingesäet. Die gegen mehrere Punkte offene Rhede von Batavia ist doch wegen der vielen Eilande, die die Wellen abhalten, vollkommen sicher, und gewährt einer großen Menge Schiffe den besten Ankergrund. Die ganze Insel, deren Länge Stavorinus zu hundert und fünf und sechzig Meilen angiebt, ist in fünf Herrschaften oder Reiche vertheilt, welche der Kompagnie ganz oder zum Theile unterworfen sind. Die erste dieser Herrschaften, von Westen an gerechnet, ist Bantam. Der König von Bantam gebietet über Leben und Tod seiner Unterthanen; muß aber der Kompagnie 37,500 Pfund Pfeffer als Tribut liefern; darf weder dieses noch ein anderes Produkt seines Reichs und der neueroberten Staaten (auf Borneo und Sumatra) an fremde Nationen verkaufen, und wird allein von der Kompagnie zu dieser Würde gewählt. (Noch im Jahre 1767 fand eine solche Ernennung Statt, u. der Rath von Indien, Hr. van Ossenberg, erklärte dem ernannten Kronkandidaten Abdue-Mosagir-Mochamed-Ali-Joudeen, im Namen des Herrn General-Gouverneurs und der Gesellschaft: „dat genoemde Pangorang (Prinz) Ratoe, deze aanzienlyke Verheffing steeds zal aanmerken *als eene byzondere gunst en weldaad, die de Edele Compagnie op dit Oogenblik aan hem bewyst, van hem aan te neemen tot een kleinzoon van de Nederlandsche Oostindische Maatschappy: mits gaders dat hy voor daan, by alle gelegenheden, ent en allen tyden zich oprecht en dankbaar gedragen zal, door en loffelyk bestaan en Wandel, gehoorzamende de bevelen van de Edel Compagnie* en van zynen

Heer

Heer Vader, geduurende zyn ganſche leven.)“ Das zweyte Reich iſt Jaccatra, zwiſchen Bantam und Cheribon. Seit dem der letzte König deſſelben im Jahre 1619 von den Truppen der Kompagnie beſiegt iſt, ſind alle Jaccatraſche Javaner geborne Unterthanen der Kompagnie. Vor dieſer Revolution war Jaccatra die Hauptſtadt dieſes Reichs; jetzt iſt es Batavia, das dicht neben den Trümmern von Jacatra erbauet iſt. Das dritte Reich heißt Cheribon, oder T' Sjeribon. Es wird von drey, von der Kompagnie dem Namen nach unabhängigen Fürſten beherrſcht. Doch müſſen auch dieſe alle Produkte ihres Landes der Kompagnie zu beſtimmten Preiſen überliefern, und dürfen keine fremde Nation in ihre Häfen aufnehmen. Die nachtheilige Lage dieſer Fürſten zwiſchen Jaccatra und dem von der Kompagnie abhängigen Reiche des Suſuhunam, oder des Kaiſers von Java, zwingt ſie außerdem ganz ſo zu handeln, wie die Kompagnie es haben will. Geſchieht dieſes nicht: ſo wird der Widerſpenſtige abgeſetzt, und die Regierung einem andern übertragen. Das vierte Reich iſt das Reich des Suſuhunam. Es begriff ehedem den größten Theil der Inſel, auch Cheribon gehörte dazu; aber ſeit der Niederlaſſung der Holländer verlor es viel von ſeinem Glanze. In der Mitte dieſes Jahrhunderts ward es getheilt: ſo daß die eine Hälfte dem Kaiſer als Lehen der Kompagnie verblieb, die andere dem empörten Prinzen, Manko Boeni, gleichfalls als holländiſches Lehen, ertheilt ward, und dieſer abgekommene Theil macht das fünfte Reich der Inſel aus. Man könnte noch ein ſechſtes Reich, nämlich das Eiland und Fürſtenthum Madura, aufführen. Sie macht aber nicht eigentlich einen Theil der Inſel Java aus Der Fürſt von Madura iſt ebenfalls ein Lehenträger der Kompagnie.

Nur die Erbitterung und die Uneiniakeit unter dieſen Fürſten, welche die Holländer, wo nicht anfachen, doch auch nicht im mindeſten zu mildern bemühet ſind, macht es den letztern leicht, über jene den Meiſter zu ſpielen. Käme eine Vereinigung jener Fürſten zu Stande: ſo wären die Holländer verloren. Und eben um es nicht mit einem allzumächtigen Ganzen zu thun zu haben, theilte man Java in zwey getrennte Staaten unter zwey ſich gegenſeitig unverſöhnlich haſſende Fürſten.

Zwey-

Zweyter Abschnitt: „Javas natürliche Beschaffenheit“ (Produkte und Einwohner). Da die Länder jenseit der Linie zweymal im Jahre die Sonne über sich haben, und die Sonnenstrahlen fast immer senkrecht empfangen: so ist eine ziemlich allgemeine Meinung, daß die Hitze daselbst unerträglich seyn müsse. Die erfrischenden Land- und Seewinde aber, so wie der Umstand, daß hier die Sonne, das ganze Jahr hindurch, immer nur um sechs Uhr auf, und um sechs Uhr untergeht, folglich lange und kühle Nächte giebt, mäßigen die Hitze um vieles. Vom Julius bis zum November stand der Fahrenheitsche Thermometer bey der größten Hitze zwischen vier und achtzig und neunzig Graden; nur ein einzigesmal bis auf zwey und neunzig Grad. Gegen die Gebürge auf der Südseite der Insel nimmt die Wärme noch mehr ab. Sechzehn Stunden südwärts von Batavia, am Flusse des blauen Gebürges, bedarf man in den Morgenstunden selbst die Winterkleider. Die erwähnten Land- und Seewinde wehen alle Tage; der Seewind Vormittags um eilf oder zwölf Uhr bis Abend gegen acht oder neun Uhr, und der Landwind von Mitternacht bis eine oder zwey Stunden nach Sonnenaufgang. Von da bis zu der Stunde, wo der Seewind sich erhebt, dauert gewöhnlich die Stille. Man theilt das Jahr in zwey Perioden, in die Ost-Mousson, oder die trockne Zeit, vom May bis Ausgang des Septembers; und in die West-Mousson, oder Regenzeit, die mit dem Ausgang des Novembers, oder dem December eintritt. Das Wort Mousson kömmt von dem Malayischen Wort Mousscin, Jahreszeit, her. Die West-Mousson ist die ungesunde Jahreszeit, in welcher die größte Sterblichkeit herrscht. Seit einigen Jahren ist der Eintritt der Moussons sehr unregelmäßig geworden, ohne daß man im Stande gewesen ist, die Ursache dieser Veränderung bis jetzt ausfindig zu machen.

Donnerwetter hat man zu Batavia häufig; doch thun sie wenig Schaden.

Java hat nur kleine Flüsse, die vom Gebürge nordwärts sich längs der Nordküste ins Meer ergießen. Diese sind an den Mündungen so versandet, daß bey niedrigem Wasser selbst kleine Fahrzeuge nicht einlaufen können.

Unter

Unter den Produkten Javas ist der Pfeffer das vorzüglichste. Der beste wird in dem westlichen Theil der Insel, nämlich im Königreich **Bantam** gewonnen. Er beträgt jährlich über sechs Millionen Pfunde. Der von **Palembang** und **Borneo** ist bey weitem geringer an Werth und Güte. Für jedes hundert und fünf und zwanzig Pfund Pfeffer erhält der König von Bantam sechs Reichsthaler. Der weiße Pfeffer ist nicht, wie häufig geglaubt wird, die Frucht einer vom schwarzen Pfeffer verschiedenen Pflanze; sondern man legt den schwarzen Pfeffer, noch ehe er völlig trocken ist, in Kalk, beraubt ihn des äußersten Bastes, und so wird aus schwarzem weisser Pfeffer. Das zweyte Produkt ist der Reis. Wenn, nach der Aussaat, die jungen Pflanzen bis drey Hände breit aufgeschossen sind: so werden sie in Büscheln von sechs und mehrern Pflanzen zusammen reihenweise verpflanzt; dann verstopft man um die Regenzeit die kleinen Bäche, so, daß sie austreten, und die Reisfelder überströmen. So bleibt das Wasser, bis die Halmen die gehörige Stärke haben, stehen. Hierauf giebt man den Bächen wieder Abflüsse, und läßt das Land von der Sonne trocknen. Der Reis wird mit kleinen Messern, einen Fuß unter der Aehre, und zwar einzeln, Halm vor Halm, abgeschnitten; dann in Büschel gebunden, von welchem jeder zehnte dem Schnitter gehört. Um ihn von den Hülsen, die den Hülsen unsers Habers ähnlich sind, zu reinigen, wird er in großen, ausgehohlten, hölzernen Blöcken gestampft. Je länger dieß geschieht, je weißer wird er im Kochen. Außer **Java** und Celebes, wächst auf den übrigen ostindischen Inseln, kein Reis. Im Jahre 1767 bedurfte Batavia, Ceylon und **Bantam**, nur um sich auf ein Jahr zu versorgen, nicht weniger, als ein und zwanzig Millionen Pfund Reis. Auch Zucker wird in großer Menge geärndtet und nach Batavia gesandt. Im Jahre 1768 brachte Jaccatra allein über zwanzig Millionen Pfund. Der meiste davon gieng nach dem westlichen Indien, nämlich nach Surate und Malabar, deßgleichen auch nach Europa. Die mehresten Zuckermühlen besitzen die **Chinesen**. „Ohne den Zuckerbau," bemerkt Herr Professor **Lueder** in der Anmerkung zu S. 176, „hätte die Kolonie den Wohlstand nicht behaupten können, der ihr noch immer blieb, und so ist es mehr als zweyfach zu bedauren, daß so manche Zuckermühle schon wegen Holzmangel eingieng, und ihrer noch mehrere werden eingehen müssen."

Kaffee,

Kaffee, das vierte wichtige Produkt dieser Insel, wird nur in den Reichen Jaccatra und Cheribon erbauet. Der Gouverneur Iwarderkoon ermunterte die Javaner zum Bau des Kaffees, und im Jahre 1768 konnte Jaccatra der Kompagnie schon 4,465,500 Pfund liefern. Für jeden Picol, oder 125 Pfund, werden acht Gulden und acht Stüver bezahlt. In dem gebürgigen Theil der Insel wird die Baumwollenstaude im Ueberfluß gebauet, und die Javaner spinnen aus der Wolle Garn. Salz wird von Kembang nach Batavia gebracht, und die Kompagnie treibt damit einen vortheilhaften Handel nach der Westküste von Sumatra. Der Indigobau in Jaccatra gedeiht am wenigsten. (Die Kompagnie kann mit der erbauten Quantität noch nicht einmal die Bedürfnisse holländischer Fabriken befriedigen. Das auf der Nordküste erbaute Holz macht zwar keinen Handelszweig für die Kompagnie aus; ist aber doch als Schiff- und Bauholz von großem Nutzen.

Die Insel liefert demnach für die Holländer nicht nur eine große Menge und Mannichfaltigkeit höchstschätzbarer Handelswaaren; sondern versorgt auch mit Nahrungsmitteln den größten Theil ihrer asiatischen Besitzungen.

Zu den vorzüglichsten Fruchtbäumen der Insel gehören der Kokos- und der Suribaum, der den Palmwein giebt; der Orange- Citron- und Apfelsinenbaum; der Tamarinden- und der Pompelmusbaum; der Durinus, Suurksak- Manga- und Manga-Tanges-Baum. Die Manga-Tangesfrucht gleicht einem Granatapfel, und ist von dem angenehmsten, erfrischendsten Saft. Die Frucht des Durinus ist von der Größe eines Mannskopfs, zwar von einem unangenehmen Geruche; aber nichts desto weniger sehr wohlschmeckend, stärkend und nahrhaft. Die Katappes wachsen auf hohen Bäumen, und übertreffen am Geschmack die Wallnuß. Die Ananas wird zu Batavia wenig geachtet.

Faulheit, Trotz und Feigheit sind die Grundzüge in dem Charakter des Javaners. Trotzig ist er gegen Geringere, und kriechend gegen Höhere, so wie gegen alle, von denen er etwas zu erwarten hat. Der gemeine Javaner trägt zu seiner Kleidung bloß ein Stück Kattun, um die Mitte des Leibes geschlagen, zwischen den Beinen durchgezogen, und hinten befestigt. Alle übrigen Theile des Körpers bleiben unbedeckt.

Nur auf dem Kopfe hat er eine kleine Mütze. Die Reichen gehen in einem langen weiten Rocke von geblümtem Kattun, nach morgenländischer Art, und tragen auf dem Kopfe einen Turban. Das weibliche Geschlecht trägt ein baumwollenes Gewand, Saron genannt. Man schlägt es um den Leib, und befestigt es unter dem Busen. Es hängt über das Knie, zuweilen auch bis auf die Knöchel herab. Das lange Haupthaar wird am Hinterkopfe in eine Scheibe gewunden, und mit Nadeln von Holz, Schildkröte, Gold oder Silber befestigt. Diesen Wulst tragen auch die Damen zu Batavia. Die Kinder beyderley Geschlechts gehen bis ins achte oder neunte Jahr ganz nackt.

Der gemeine Javaner begnügt sich mit einer Frau. Vornehmere und Vermögende halten sich Beyschläferinnen, so viel sie können. Das weibliche Geschlecht ist nicht übel gebildet, und schätzt vorzüglich die Umarmungen der Weißen. Die Javaner wohnen in Hütten von gespaltenem Bambusrohr, die mit Lehm beworfen, und mit Attap oder Kokosblättern gedeckt sind. Diese Wohnungen sind ohne Thüren und Fenster, bestehen gemeiniglich aus einem Zimmer, in welchem Mann, Frau, Kinder, auch nicht selten eine Menge Hühner hausen. In den Wohnungen der Wohlhabendern herrscht etwas mehr Bequemlichkeit; doch haben auch diese im Ganzen ein ärmliches Ansehen. Die vornehmste Nahrung des Javaners besteht aus gekochtem Reis und aus Fischen. Ihr Trunk ist Wasser, und, wenn sie es haben können, Arak. Noch rauchen sie eine Art inländischen Tabak mit Opium vermischt; der aber eine erschlaffende und betäubende Wirkung hat. Ihre Vergnügungen sind das Gongom, das Ballspiel und Hahnengefechte. Eine Auflage auf die großen Streithähne zahlt selbst der Aermere an die Kompagnie, und die Pacht von dieser Domaine trug im Jahre 1770 monatlich vierhundert und zwanzig Gulden ein.

Die herrschende Religion ist die mohammedanische. Landeinwärts, über das Gebürge hinaus, nach der Südseite sollen aber noch Abkömmlinge von den alten Götzendienern seyn. Die ganze Insel ist voll von Moscheen. Die bey Cheribon ist die berühmteste.

Sowohl die Weiber als Männer beschäftigen sich mit der Ausübung der Arzneykunst. Sie kennen die Wirkungen mehre-

mehreren einheimischen Pflanzen, und verrichten mit denselben Kuren, die in Erstaunen setzen. Auch halten viele der in Batavia wohnenden Europäer die einheimischen Aerzte höher, als die studierten Herren, die aus Holland herüber kommen. Eines ihrer Hauptmittel besteht in der anhaltenden Reibung des Körpers, und in der Bestreichung des kranken Theils mit feingeriebenem Holz und Oel.

Zu der Bearbeitung des Ackers bedient man sich der Büffel, die größer und schwerer, als unsere Stiere sind. Die Pferde aber sind nur klein. Statt eines Zaumes regiert man die schwerfälligen Büffel vermittelst eines Strickes, der durch die Scheidewand der Nasenhölen gezogen ist. Diese Büffel haben große Ohren und Hörner, die gerade aus stehen und einwärts sich krümmen. Gewöhnlich sind die Büffel von aschgrauer Farbe, und besonders kleinen Augen. Diese Thiere sind so sehr daran gewöhnt, dreymal des Tages ins Wasser geführt zu werden, um sich abzukühlen, daß man nicht im Stande ist, sie an die Arbeit zu bringen, bevor sie gehörig gebadet sind. Die Milch der Büffelkuh erhitzt, und wird deßhalb von den Europäern nicht geachtet.

Dritter Abschnitt: „Batavia.“ Sie hat von Seiten ihrer Schönheit und ihres ausgebreiteten Handels vor allen Städten des östlichen Indiens den Vorzug. Ihre Form ist ein länglichtes Viereck, dessen nördliche und östliche Seite die kürzesten sind. Sie hat keine gepflasterten Gassen; sondern nur an den Häusern hin einen drey bis vier Fuß breiten Weg von Steinen für Fußgänger. Doch wird der Boden sehr eben und gleich gehalten. Der Jaccatrafluß, über welchen drey Brücken gebauet sind, durchströmt die Stadt von Süden nach Norden. Eine Redoute, mit etwas Geschütz an der mittlern Brücke, bestreicht den Fluß der Länge nach, der innerhalb der Stadt zehn bis zwölf Ruthen breit ist. Außerhalb der Stadt ist er von beyden Seiten mit einem zweyhundert und dreyßig Ruthen langen Pfahl- und Mauerwerk umgeben, an dessen westlicher Seite die Schiffe der Privatkaufleute anlegen, damit an der Ostseite ein freyer Paß für die ein- und ausgehenden Fahrzeuge bleibt. Am Ende des östlichen Dammes ist ein Haus für die Pferde, welche die kleinen Fahrzeuge in den Fluß und aus demselben ziehen. Gegen über liegt ein Hornwerk, das sogenannte

Wasserkastel, das ungeheure Summen gekostet hat; jetzt aber sehr baufällig ist. Auch sind durch die Vergrößerung der vor dem Flusse liegenden Bank, welche den Ankerplatz von dem Kastel entfernt hat, die Schiffe, denen man die Einfahrt in die Rhede verwehren wollte, ziemlich aus der Schußweite gerückt, und die Einfahrt in den Fluß verwehrt tief gehenden Fahrzeugen schon jene immer größer werdende Bank, die, wenn ihre Vergrößerung so fortgeht, den Fluß dereinst ganz unbrauchbar machen dürfte. Den nördlichen Theil der Stadt macht das Kastel von Batavia aus, im welchem die Packhäuser, das Gouvernementshaus, und das Artilleriegebäude befindlich sind. In dem Gouvernementshaus versammelt sich der Rath von Indien wöchentlich zweymal. Der Saal desselben ist mit den Gemälden aller Gouverneurs geziert. Die Stadt ist von einem sehr breiten Graben, von einer Mauer von Korallenfelsen, und zwey und zwanzig Bollwerken umgeben. Sie hat fünf Thore, drey reformirte Kirchen und eine lutherische, das Equipagenwerft mit den dazu gehörigen Packhäusern für Schiffsbedürfnisse, und den Häusern der Kommandeurs, und das Ambachtsquartier, gleichfalls für die Handwerker und Arbeiter der Kompagnie. Die Häuser sind durchaus sehr leicht von gebrannten Steinen aufgeführt, an der Außenseite mit Kalk beworfen, mit Schiebefenstern nach englischer Art oder mit geflochtenen Rahmen versehen. Ihr Inneres ist sehr schmucklos, die Spiegel ausgenommen, welche die Europäer in Asien sehr lieben. Die wenigsten Häuser haben Gärten. Die monatliche Miethe ist außerordentlich hoch, und die Hälfte davon muß zu policeylichen Unkosten an den Magistrat abgegeben werden. Das Kapital der neuerrichteten Bank wird zwischen zwey und drey Millionen Reichsthaler angegeben. Sie verintressirt die Gelder zu fünf Procent. Die Vorstädte von Batavia sind groß und schön. Besonders volkreich ist das chinesische Quartier, obgleich die Häuser desselben nur gering und schlecht sind. Man findet hier Laden an Laden von theils selbst verfertigten, theils aus China erhaltenen, theils auch europäischen Waaren. Da das jährliche Kopfgeld der Chinesen (monatlich ein halber Ducaten) über vierzigtausend Reichsthaler beträgt: so läßt sich schon hieraus auf ihre Anzahl ein Schluß machen. Alle stehen unter einem Chef ihrer Nation, der Capitain-Chinees genannt wird. Am ersten oder zweyten Tage jedes Monats wird vor seiner Thüre eine Fahne aufgepflanzt, und

dieß

dieß ist das Signal zur Entrichtung des Kopfgeldes. Sie sind auf den Handel, gleich unsern Juden, erpicht. Auch muß man gegen sie nicht mindere Vorsicht brauchen, wenn man nicht betrogen seyn will. Noch stärker, als ihre Gewinnsucht, ist ihr Hang selbst zu der unnatürlichsten Wollust. Sie halten Hausgötzen, vor denen Tag und Nacht Lampen und Weihrauch brennen. Eine Stunde von Batavia, in der Nähe des Forts Ansjol, haben sie auch einen Tempel in einem kleinen Erlenhain, dem Ufer eines kleinen sanften Flusses. Die Regierung duldet diese Tempel und den Götzendienst; nur der Ausübung der katholischen Religion hat sie sich hartnäckig widersetzt. Eine halbe Stunde von Batavia befinden sich auch die Gräber der Chinesen, die theils unter, theils über der Erde, oben gewölbt, und mit chinesischen Aufschriften versehen sind. Sie besuchen dieselben von Zeit zu Zeit, bestreuen sie mit wohlriechenden Blumen, und lassen, beym Abschiede, einige Stücke Seidenzeug, Kattun, gekochten Reis und andere Lebensmittel zurück, die denn bald Freunde finden. Landeinwärts gehen von Batavia fünf Wege, unter welchen der nach dem kleinen Fort Jaccatra zu beyden Seiten die herrlichsten Gärten hat. Ein Weg führt nach Tanabang, wo alle Sonnabende ein großer Markt von Lebensmitteln gehalten wird, die aus den höhern Gegenden des Landes gebracht werden.

Vierter Abschnitt: „Regierungsform zu Batavia." Der Rath von Indien oder die hohe Regierung, die über Batavia und zugleich über alle Besitzungen der holländisch-ostindischen Kompagnie in Asien gesetzt ist, besteht aus einem Generalgouverneur, aus fünf wirklichen Räthen, den Gouverneur am Vorgebirge der guten Hoffnung dazu gezählt, aus neun außerordentlichen Räthen, und aus zwey Secretären. Sie entscheidet alle Sachen, Justizsachen ausgenommen, vergiebt alle Aemter und Stellen, selbst die Gouverneurstellen; doch müssen die Verfügungen der Versammlung der Siebzehner in Holland zur Approbation vorgelegt werden. Die Macht des Generalgouverneurs ist sehr willkürlich und ausgedehnt. Alle Mitglieder des Raths bedürfen seiner Gunst zu Beförderungen, und müssen, wollen sie nicht gerade nach Europa zurückgeschickt, oder sonst von ihm gedrückt werden, sich sehr hüten, ihm mißfällig zu seyn. „Man muß," sagt der Verf. S. 198, „ein Augenzeuge gewesen

seyn, wenn man sich einen Begriff von der sklavischen Unterwerfung machen will, welche die Unterbedienten gegen des Gouverneurs Befehle beweisen." „Unbegreiflich ist es," setzt er hinzu, „wie freye Holländer zu solcher Sklaverey herabsinken konnten?" — Der Gouverneur giebt nur Montags und Donnerstags auf seinem prächtigen Landsitze, Weltevreden, fünf Viertelstunden von Batavia, und Dienstags und Freytags auf einem andern Landsitze öffentliche Audienz. An den übrigen Tagen wird Niemand vor ihn gelassen, wenn es nicht Sachen von äußerster Wichtigkeit betrifft. Die Audienz erwartet man auf der Ebene vor dem Hause, unter freyem Himmel, bis man von der Leibgarde ins Haus gerufen wird. Fährt der Gouverneur aus: so begleitet ihn ein Detaschement der Leibwache zu Pferde, mit einem Offizier, und zwey blasenden Trompetern voraus. Begegnet man ihm in einer Kutsche: so muß man aussteigen und warten, bis Seine Hoch-Edelheit vorüber ist. Eine Kompagnie Dragoner hält bey ihm die Wache, und zu Befehlen und Botschaften steht noch eine Anzahl Hellebardierer in Bereitschaft, die kurze rothe Röcke reich mit Gold tragen. Kömmt der Gouverneur in die Kirche: so stehen Damen und Herren, ja selbst die Räthe von Indien, auf, und setzen sich nicht eher, als bis es der Gouverneur gethan hat. Gleiche Ehre wiederfährt der Gemahlinn des Gouverneurs. Auf den Generalgouverneur folgt im Range der Generaldirekteur, dem alle Handelssachen anvertraut sind. Auf den Direkteur folgen die ordentlichen und außerordentlichen Räthe, die den Versammlungen beywohnen, meistens wiederum Präsidenten von andern Kollegien zu Batavia, und Aufseher über auswärtige Comptoire sind, von welcher Würde nur der Direkteur frey ist. Da man die Aufsicht über die auswärtigen Comptoire gewöhnlich nur durch Bedienten eines niedern Ranges verwalten läßt: so werden denn auch die besten Einrichtungen vereitelt. Die beyden Regierungssekretäre führen das Protokoll, worauf der Gouverneur die Beschlüsse ertheilt. Der erste Sekretär faßt die Resolutionen ab, und legt sie dem Gouverneur zur Durchsicht vor, worauf sie, nach den beliebigen Veränderungen des Gouverneurs, in der nächsten Versammlung vorgelesen und gebilligt werden. In dem Königreiche Jaccatra (denn diese erst S. 234 u. f. gegebenen Notizen fügen wir gleich hier an) spielt ein Stellvertreter des Generalgouverneurs den Souverain. Die

Statt-

Statthalter, die unter ihm das Land regieren, sind Eingeborne, und heißen, nach den verschiedenen Rangstufen und nach der Ausdehnung des Bezirks, der ihnen untergeben ist, **Adapatis, Tomangongs, und Ingbebe'es.**

Die Justiz über die Beamten der Kompagnie verwaltet der Justizrath. Dieser ist zwar unabhängig von dem Rathe von Indien; doch bewirken auch hier Bedürfnisse und Hoffnungen eine Art von Abhängigkeit. Der Justizrath besteht aus einem Präsidenten, aus acht ordentlichen Mitgliedern und zwey Zugeordneten. Ihr Gehalt von zwey und zwanzighundert Reichsthaler reicht nicht wohl zu, wenn sie Familie haben. Ein Advokatfiskal muß auf die Bedienten der Kompagnie ein wachsames Auge haben, und ein Wasserfiskal führt die Anklagen, welche die Schifffahrt betreffen. Das Schöffenkollegium richtet die Bürger und freyen Leute, die nicht im Dienste der Kompagnie stehen.

Die Strafen, auf die hier erkannt wird, sind außerordentlich hart, vorzüglich in Rücksicht der Morgenländer. Die schrecklichste ist wohl das Spießen. Da es, nach der hier eingeführten Methode, so verrichtet wird, daß kein edler Theil dabey leidet: so lebt der Unglückliche oft acht und mehrere Tage, und wird von den unsäglichsten Martern des Durst's gequält, falls nicht ein kalter Brand seine Peinigung endet. Der Verfasser sah eine dergleichen Execution selbst mit an, und beschreibt sie S. 203 und 204. Man ist der Meinung, daß bey dem verrätherischen und mordlustigen Charakter der Nation die Criminaljustiz nicht wohl gemildert werden könne. Die Sklaven von **Celebes** und **Makassar** und noch mehr die **Bokanesen** versetzen sich durch Opium in eine künstliche Raserey, während welcher sie in den Straßen von Batavia alles ermorden, was ihnen entgegen kömmt, so daß man sich ihrer mit einer Art von Fanghölzern bemächtiget, und sie auf der Stelle rädert.

Unter der Waisenkammer zu Batavia stehen alle Waisenkammern des ganzen östlichen Indiens der Holländer. Alle Gelder der gestorbenen Waisen müssen hierher gesendet werden. Das Kollegium hat einen Präsidenten, der Rath von Indien ist, sechs Waisenmeister, einen Sekretär und einen Schreiber.

Die Gesellschaft zum Opiumhandel bezahlt der Kompagnie jede Kiste mit fünfhundert Reichsthalern: erhält aber dafür acht bis neunhundert Reichsthaler. Der Schleichhandel mit Opium ist aufs schärfste verpönt: aber doch lockt der damit zu machende Gewinn zu beständigen Contraventionen.

Der Chef der Seemacht zu Batavia hat die Aufsicht über den Schiffbau und alles, was die Seefahrt betrifft. Ihm folgt der Kommandeur oder Oberequipagenmeister, der über das Aus- und Einladen, über die Bemannung und Verproviantirung der Schiffe gesetzt ist. Ein Vicecommandeur und ein Unterequipagenmeister sind seine Gehülfen. Auf diese folgen die Scheepshovden, welches Schiffer-, Ober- und Untersteuerleute sind.

Die Miliz besteht aus der Landmiliz; dem Dragonerkorps zu Batavia, das dem Generalgouverneur zur Leibwache dient; zwey Bataillons Infanterie, der Garnison von Batavia; zwey Kompagnien Pemnisten, die aus Kaufleuten, Buchhaltern und Assistenten bestehen; zwey Kompagnien von Seeleuten und Handwerksgesellen der Kompagnie, und zwey Kompagnien Freyleute und Bürger von Batavia.

Eine Sache von größter Wichtigkeit in den Besitzungen der Kompagnie ist — der Rang. Der Herr des Hauses hat kein angelegeneres Geschäft, als jedem Gaste pünktlich die Stelle anzuweisen, die sein Rang ihm zuerkennt, und keiner der Gäste kann gröblicher fehlen, als wenn er dawider anstößt. Besonders sind die Weiber unerbittlich streng in diesem Punkte. Zwey Damen von gleichem Range in Kutschen weichen schwerlich eine der andern, und sollten sie auch Stunden lang stillhalten. Die Frauen zweyer Geistlichen gaben einen solchen Auftritt in einem engen Wege, wo denn die ausgesuchtesten Schimpfwörter nicht gespart wurden, und ein Prozeß daraus entstand, der mit der größten Erbitterung geführt wurde. Prediger sind hier zwölfe, die in holländischer, portugiesischer und malayischer Sprache predigen. Ihr Dienst ist gemächlich genug. Ihr jährlicher Gehalt mit Hausmiethe und Kostgelde beträgt gegen dreytausend Gulden, und diese reichen nicht zu, wenn der Geistliche mit seiner Familie, wie ein Oberkaufmann leben will. Jährlich oder zweyjährlich bereist einer die holländischen Besitzungen auf der Westküste von Sumatra, um dort das Abendmahl aus-

auszutheilen, u. s. w., und diese Gelegenheit benutzt man denn zum Vortheil seiner Börse durch mitgenommene Waaren. Nachrichten von Gold- und Silbermünzen, Maaßen und Gewichten beschließen diesen Abschnitt.

Fünfter Abschnitt: „Lebensart der Europäer in Batavia." Die Fröhlichkeit der hiesigen Gesellschaften ist immer mit einer gewissen Zurückhaltung verbunden. Auch das unbedeutendste Wort kann hier Ungelegenheit verursachen. Mehrere Male hörte der Verf. hier die Warnungsregel: „In Batavia kann man seinem eigenen Bruder nicht trauen!" Die Damen haben ihre Gesellschaften für sich. Die Männer machen sich mit ihnen wenig zu schaffen: und so bleiben sie denn, auch wenn sie Jahrzehende im Ehestande verlebt hatten, die einfältigsten Geschöpfe. Die meisten Frauen sind meistens in Indien, entweder von europäischen Müttern, oder von indischen Sklavinnen, die Beyschläferinnen eines Europäers waren, geboren. Ueberhaupt ist das weibliche Geschlecht hier in großer Vernachläßigung. Da die Mädchen schon im zwölften oder dreyzehnten Jahre mannbar sind: so heyrathen sie früh und ohne die geringsten Kenntnisse. Unter Sklavinnen erzogen und aufgewachsen theilen sie mit diesen alle schlechte Sitten, Laster und Vorurtheile. Selbst die erwachsenen Frauen leben mit ihren Sklavinnen auf den vertraulichsten Fuß; lassen sie aber doch nichts desto weniger, wenn sie einen verbotenen Umgang mit ihren Männern argwohnen, auf das Grausamste peinigen. Eine Folge der frühen Heyrathen ist die Unfruchtbarkeit der Ehen, und daß eine Frau von dreyßig Jahren hier schon zu den alten gezählt wird. Ganz fehlt den hiesigen Schönen das Frische und Blühende, was unsre europäischen Frauen so sehr auszeichnet, und selbst die Weiße der hiesigen Frauen kömmt einem Europäer leichenfarbig vor. Eine Wittwe, wenn sie wohlhabend ist, befindet sich hier schon im vierten Monate nach dem Tode ihres ersten Mannes in den Armen des zweyten. Die hiesigen Frauenzimmer kleiden sich nur noch des Sonntags holländisch; außerdem, und in Gesellschaften erscheinen sie nur in der leichten langen, oder kurzen, bis auf die Knie reichenden Kabay. Der Kopfputz mit glatt hinaufgestrichenem Haar, das von Kokosöle glänzt, und mit Gold und Juwelen geschmückt ist, macht den wichtigsten Theil des Anzugs aus; und die Sklavinn, die das Haar am geschicktes-

sten zu behandeln weiß, erhält die meiste Gunst. Vier und mehrere Sklavinnen begleiten ihre Gebieterinn in Gesellschaft, und eine trägt die reich verzierte Betteldose, welches ein vorzüglicher Gegenstand des Luxus ist. Ein Hauptvergnügen der Batavischen Damen ist es, in ihren Equipagen des Abends in der Stadt herumzufahren. Sonst, da Batavia noch im blühenden Wohlstand war, ließen sie sich auch von Musikanten begleiten. Jedem Wagen muß ein Sklavenjunge polizeymäßig mit einem Stocke vorlaufen, damit niemand überfahren werde. Für eigene Equipage muß ein Impost von hundert und dreyßig Reichsthaler gezahlt werden; man miethet sich daher lieber für sechzig Reichsthaler einen Wagen monatlich, und überläßt den Impost dem Wagenvermiether. Auch der Wagen verräth den Rang des Besitzers. Sänften kennt man hier gar nicht; aber wohl, wenn gleich selten, kleine, schmal zulaufende Kasten, welche die Stelle der Sänften vertreten.

Sechster Abschnitt: „Auswärtige Komptoire.“ Ihrer sind acht: das Gouvernement von Ambon, und ein Theil der Insel Ceram, Banda, Ternate und Tidor, Makasser auf der Insel Celebes, Malakka, Samarang, das Gouvernement auf der Küste von Koromandel, und Ceylon oder Kandy. Aus Ceram zieht die Kompagnie allein Gewürznelken, die dort in solcher Menge erzeugt werden, daß man im Jahre 1768 die zunehmende Anzahl Bäume auf 550,000 verminderte. Im Jahr 1770 wurden 2,200,000 Pfund Nelken geliefert. Banda producirt Muskatennüsse und Blüthen. Banda ist sowohl durch die steilen Ufer, als durch die reissende Strömung in der engen Fahrt vor jedem Ueberfall sicher. Die Schiffe der Kompagnie müssen alle heranbugsirt werden. In Ternate sind alle gewürzliefernde Bäume ausgerottet; aber es ist nebst Tidor und einigen Nebeninseln der Schlüssel zu den Molukken, und in sofern wichtig. Aus Makasser auf Celebes zieht man Sklaven und Reis. Auch diese Insel ist zur Erhaltung der Molukken von großem Werth. Malakka ist ein Ort von Wichtigkeit, weil man nur durch diese, oder die Sunda-Straße nach China, Siam, den Molukken und Sunda-Inseln gelangen kann. Zu dem Gouvernement von Samarang auf der Nordküste von Java gehören alle Seeplätze bis Cheribon. Es liefert Reis und Holz. Unter dem Gouvernement

auf

auf der Küste von Koromandel stehen alle Handelsplätze der Holländer auf dieser Küste, nämlich Palical, Sadraspatnam, Jakkernakpoeram, und Bimilipatnam. Man zieht von dorther baumwollene Zeuge. Ceylon ist seit dem Frieden von 1763 mit dem Kaiser von Kandi ganz den Holländern unterworfen; nur die innern Gegenden des Landes verblieben dem Kaiser. Es liefert Zimmt und Perlen, die man jetzt bey Mannar und Aripo fischt. Auf der Insel Timor und zu Banjer-Massing auf der großen Insel Borneo hat die Kompagnie ein Oberhaupt. Sie zieht von der letztern Pfeffer. In Bengalen und Surate sind Faktoreyen mit ihren Direkteuren. Die Besitzungen auf der Küste Malabar stehen unter einem Kommandeur. Der malabarische Pfeffer wird für den besten in ganz Indien gehalten. Auf der Westküste von Sumatra ist ein Kommandeur. Sie liefert Gold, Kamfer und Pfeffer. Auf der Ostküste von Sumatra, im Reiche Palambang, ist ein Resident. Man zieht von dort Pfeffer und Zinn. Auch in Cheribon ist ein Resident. Es liefert die meisten Kaffeebohnen. Der Handel nach Japan wird mit zwey oder mehrern Schiffen auf dem kleinen Eilande Decima (Tanasima?) bey der Stadt Nangasatti getrieben. Man erhält daher Japanischen Kamfer, Stangenkupfer, Porcellain und Lack. Vier Schiffe fahren jährlich direkt aus Holland nach China, und setzen dort Zinn, das sie in Bavia einnehmen, mit Vortheil ab. Der Handel mit Cochin, Pegu, Persien, Mocha und andern asiatischen Ländern hat aufgehört.

Der Verf. mißbilligt die kostbaren Bemühungen zur Fortsetzung des Handels im Westen (S. 230 u. ff.), und räth, den Handel in Bengalen, Surate und auf der Küste Koromandel nur so zu betreiben, wie den Handel nach China und Japan, wodurch die kostbaren Festungen erspart würden. „Es kann," sagt er S. 231, „der Kompagnie keinen bedeutenden Nutzen bringen, den Souverain in Gegenden zu spielen, in welchen sie keinen ausschließenden Handel hat, und keiner einzigen fremden Nation den Handel verbieten kann. Ihr Handel im Westen muß sich halten; denn Gewürze und Japanisches Kupfer steht einzig und allein nur von der Kompagnie zu erlangen. Und dann wäre auch noch der Vortheil, daß bey weniger ausgedehnten Besitzungen sich die Mißbräuche eher heben und verhindern ließen." Ungestraft führen die Britten Kattun, Opium, und andere Waaren

ren in Batavia ein, während dieser Privathandel den holländischen Schiffsleuten verboten ist, und nehmen dagegen ganze Ladungen Zucker mit sich, den gleichfalls kein Holländer ausführen darf. Die Prämien, die allen aus Indien nach Europa zurückkehrenden Mannschaft, statt der sonst mitgenommenen Waaren, zugestanden werden, hätten der Kompagnie innerhalb dreyßig Jahren volle achtzehn Millionen Gulden baaren Geldes gekostet. Und man könne den Verfall von Batavia, die ihren Wohlstand vornehmlich dem Privathandel schuldig sey, zum Theil der Einführung jener Prämien zuschreiben. „Batavia," heißt es S. 233, „sinkt mit jedem Jahre tiefer, und gleichwohl sollte alles mögliche geschehen, was diese Stadt, als den Mittelpunkt der Besitzungen der Kompagnie, heben und im Flor erhalten könnte."

Von den kleinen vor Batavia liegenden Eilanden ist Onrust das vornehmste. Es enthält mehrere große Magazine und Packhäuser, ein paar Sägemühlen, eine Kirche und einen starken Damm zu Schiffsladungen, und zur Ausbesserung der Schiffe. Kleiner ist das Eiland de Kniper, welches nur einige Packhäuser und zwey Dämme enthält. Auf dem Eilande Purmerend steht ein allgemeines Krankenhaus, welches von milden Beyträgen der Europäer und Javaner unterhalten wird. Das Eiland Edam ist der Verbannungsort für Verwiesene, welche hier Schiffstaue machen. Auch enthält es einige Salzmagazine.

Das vierte Buch enthält in drey Abschnitten (von S. 239 — 252) eine kurze flüchtige Zeichnung „Von dem Vorgebürge der guten Hoffnung," der Kapstadt, ihren Einwohnern und einigen natürlichen Merkwürdigkeiten, die zwar nicht unangenehm zu lesen ist; doch aber auch nichts Neues oder Unbekanntes zum Auszeichnen darbietet; daher wir es bey dieser allgemeinen Angabe bewenden lassen.

Schon oben haben wir auf den Werth der Anmerkungen des Herrn Professor Lueder aufmerksam gemacht. Er sagt, er habe sich nur diejenigen hinzuzufügen erlauben dürfen, die man wirklich findet. An einigen Orten hätte er dieß musterhafte Gesetz der Sparsamkeit ohne Vorwurf überschreiten können, z. B. S. 120 und 121, wo wir einer belehrenden Anmerkung über den verminderten Seidenhan-

handel Bengalens entgegen sahen. Auch S. 136 wünschen vielleicht unkundige Leser über den unglücklichen Zug der Holländer von 1759 eine nähere Auskunft.

Ag.

Gelehrtengeschichte.

Uebersicht des Lebens und der Schriften des verstorbenen Dänischen Kammerherrn und Historiographen, Peter Friedrich von Suhm, meistens 1796 geschrieben von Professor Rasmus Nyerup; nebst auserlesenen Briefen auswärtiger und einheimischer Gelehrten an den Verstorbenen; aus dem Dänischen, und theils aus dem Schwedischen frey, übersetzt, mit einigen Anmerkungen theils von dem Verfasser, theils von dem Uebersetzer, dem Bibliothek-Sekretair F. Ekkard. Kopenhagen, bey Prost und Storch. 1799. 1 Alph. 12 Bog. 1 Rf. 12 gl.

Ueber diese Biographie dürfen wir uns hier nicht so weit verbreiten, als es der merkwürdige Inhalt wohl bedürfte, weil sowohl der Verf. derselben, als auch der, den sie betrifft, nicht zu der deutschen Völkerschaft gehören, und nicht das Original, sondern nur die deutsche Uebersetzung, dem Plane nach, in unserer Bibliothek einen Platz erhalten kann. Allein einiges müssen wir doch von dem Kammerherrn von Suhm anführen, da dieser allerdings zu den merkwürdigsten Gelehrten seines Zeitalters gehört. Die beyden königlichen Bibliothek-Sekretaire, Herr Professor Nyerup und Herr Ekkard verbesserten die erste Arbeit in einigen Anmerkungen. Herr Ekkard ließ in seiner Uebersetzung aus manchem Briefe unbedeutende Stellen hinweg, und gab andern durch Umschreibungen mehrere Deutlichkeit. Herr Nyerup war von seinem Gegenstande so sehr eingenommen, als ein Mann es nur seyn kann. Er versichert, mit dem Hrn. Kapitain von Abrahamson, daß Suhm in der Dänischen Zunft

der

der gelehrten Republik in eben der Rücksicht der Einzige gewesen sey, als Friedrich von Preußen es unter den Königen war. Kein Zeitalter, und kein Volk habe einen einzigen Mann, der Suhmen gleich gewesen sey; der in allen Fächern sich gleich groß erwiesen habe; der sowohl für das lesende als das studierende Publikum der einige Lehrer gewesen sey; der große Schätze besessen, und bloß für Aufklärung hingegeben habe; dessen Bescheidenheit, Sanftmuth, Freundlichkeit, Dienstfertigkeit, Entfernung vom Selbstruhme, Erduldung jeden Widerspruchs, Herablassung zu Menschen aller Gattung, und Unterstützung gelehrter Personen und Anstalten, ohne Gleichen gewesen sey; der sich als Historiker, Kritiker und Entdecker unbekannter Wahrheiten, als Philosoph durch seine moralischen und gemeinnützigen Abhandlungen, und als schöner Geist durch seine nordischen Idyllen und Erzählungen, stets in dem glänzendsten Lichte gezeiget habe, und dessen Bibliothek in 20 Jahren den Dänen mehrere Aufklärung verschaft habe, als die königliche und Universitäts-Bibliotheken in funfzig Jahren. Suhm erhielt von seinem Vater, dem Admiral Ulrich Friedrich Suhm, eine gute Erziehung. Einer seiner Lehrer brachte ihm eine so tiefe Liebe gegen lateinische und griechische Philologie bey, daß er alle Neigung gegen andere Wissenschaften und Leibesübungen und Künste verlor. Daher eröffnete er seine Schriftstellerbahn im 20. Jahre mit einem Lucianischen Gespräche über die Keuschheit, und gab die Beysitzerstelle im Hofgerichte bald zurück, weil ihn die Richtergeschäfte anekelten. Er ward Hofjunker, dann Kammerjunker, endlich Etatsrath, und ein reicher Mann durch seine Verheyrathung mit der Tochter des Etatsraths und Kaufmanns Angel zu Throndhjem. Durch diese Verehligung ward er nach Drontheim 1751 gebracht, und obgleich seine, zwar nicht schöne, aber kluge, haushälterische, und wohlerzogene Gattinn seiner Neigung, das Geld nicht zu achten, Gränzen setzte: so brachte dennoch seine Freygebigkeit ihn um ein beträchtliches Vermögen, was dem seinigen gleich war, und veranlaßte ihn 1765 nach Kopenhagen zu gehen. In Drontheim fand er Schöningen, der ihn zu der nordischen Geschichte zog, und er und sein Freund setzten sich gemeinschaftlich in den Besitz der italiänischen, englischen, und alten isländischen Sprachwissenschaft. Ausgebreiteter war der Kreis seiner gelehrten Freunde in Kopenhagen, und daher fieng er hier die vielfachen Schriften an, die ihm einen

fort-

fortdaurenden Ruhm verschaften. Von jeder ist die Geschichte mitgetheilet, und in dieser ist auch von ihren Recensionen und Censuren gehandelt. Von Suhms bekanntem Briefe an den König ist vieles erzählt; aber dennoch noch nicht alles, was Ausländer darüber urtheilten. Nach dem Tode seines einzigen Sohnes im Jahre 1777, beschlossen er und seine Gattinn, sich durch ein großes Kollegium in Kopenhagen ein fortdaurendes Andenken zu errichten. Er vergrößerte nun seine Bibliothek auf mehr als hunderttausend Bände; erweiterte die Bibliothekzimmer mit einem Aufwande von 20,000 Thlr., kaufte jährlich für 5000 Rthlr. Bücher, erhielt Bibliothekarien, öffnete seine Bibliothek täglich jedem, der sie gebrauchen wollte, und gab große Summen für Copisten von Handschriften, und zur Unterstützung armer Studenten her. Seine Gemahlinn starb 1788, und der größte Theil ihres Vermögens gieng mit dem Kupferwerke zu Roraas, welches vertrank, unter. Er, der schon sechzigjährig war, heyrathete eine schöne und junge, aber nicht reiche Kopenhagerinn. Er nahm das Historiographiat ohne Gehalt an, und kaufte der Reiske ihren kritischen Apparat 1779 für eine Leibrente von 200 Rthlr. ab, wofür die gelehrte Eigenthümerinn 36,000 Thlr. nach und nach erhielt. Im Jahre 1795 verlor Suhm, bey der großen Feuersbrunst, zwey Werke, die er auf seine Kosten drucken ließ, nämlich den T. VIII. Scriptorum rerum Daniae medii aevi, und den 7ten Band seiner dänischen Historie. Endlich überließ er seine Bibliothek 1796, für eine Leibrente von 3000 Rthlr., der königlichen Bibliothek. Diese Rente geniesset seit seinem Tode, am 7ten September 1798, seine Wittwe zu zwey Drittheilen. Die der Biographie hinzugefügten Briefe betreffen vorzüglich Dänemark; dann aber auch die schwedische, englische und französische Literatur, und sind sehr unterhaltend und belehrend. Unter den ausländischen Korrespondenten finden wir Pium VI., den Cardinal Borgia, den Herzog Karl von Würtemberg, den Grafen von Herzberg, Denis, Villoison und Herder.

Bz.

Leipziger gelehrtes Tagebuch auf das Jahr 1798. Leipzig, in der Weidmannschen Buchhandlung. 10 Bog. 8. 12 gr.

Auch diesen Jahrgang des beliebten Leipziger gel. Tagebuchs, so wie die meisten seiner Vorgänger, fängt Herr Prof. Eck mit der Nachricht von neuen Stiftungen an. Der Churfürst selbst hat mehrern verdienten Lehrern Pensionen ertheilt — welchen, und wie viel? wird nicht gesagt — hat die Sternwarte mit neuen Instrumenten versehen, und für die Ausbildung junger Aerzte durch ein klinisches Institut gesorgt, woran bisher Leipzig gegen andre Universitäten einen Mangel hatte. Ueberdem hat der in diesem Jahre verstorbene Oberhofgerichtsadvocat und Senator Dr. Gaudlitz der Thomasschule, der Freyschule, dem Rathsalmosen, dem Zucht- und Waisenhause zu St. Georg, dem Hospitale zu St. Johannis, und dem Lazarethe, jedem tausend Thaler; und der Kaufmann Seydenschwanz dem Universitätsalmosen gleichfalls tausend Thaler vermacht. Ueberdem sind in diesem Jahre 13 Kandidaten als Magistri, und 3 Gelehrten, und darunter Herr Hofrath Geißler in Gotha, und Herr Professor und Rektor Fischer, als Magistri jubilaei, renuncirt worden. Vier Magisters haben sich habilitirt. Die juristische Doktorwürde haben sich zwey erworben, wovon der eine, Dr. Tittmann aus Dresden, unter den Docenten der Universität erscheint. Dreyzehn aber erhielten die höchste Würde in der Arzneygelahrheit. Antrittsreden zu außerordentlichen Professuren haben gehalten Herr M. Herrmann und Herr M. von Praße, als Lehrer der Philosophie, und Herr Dr. Hüber als Lehrer der Rechtswissenschaft. In den Lectionsverzeichnissen ist abermals das Korps der Rechtslehrer das stärkste; denn wir haben ihrer 33 gezählt; der medicinischen öffentlichen und Privatdocenten nur eilf. Der neueingeschriebenen akademischen Bürger waren 275. Durch den Tod hat Leipzig den würdigen Professor Boßeck verloren, der sich seit 60 Jahren durch Unterricht in den morgenländischen Sprachen um die Universität vorzüglich verdient gemacht hatte, und dabey, nach dem gerechten Zeugnisse des Herausgebers, ein seltenes Muster der Frömmigkeit, altdeutscher Redlichkeit, Bescheidenheit und Wohlthätigkeit war: aber dem unerachtet im 81sten Lebensjahre nur als außerordentlicher

eher Lehrer der ebräischen Sprache starb; ein Fall, der in Leipzig nicht ganz ungewöhnlich ist. Schon 1780 stiftete er, in fremdem Namen, ein Stipendium von 600 Thlr. für einen in Leipzig studirenden Theologen, dessen Collatur er dem großen Fürsten-Collegium übergab. In einer Sitzung der Leipz. ökonomischen Gesellschaft wurde der Anbau der Haselstaude empfohlen, nicht nur wegen ihres schnellen Wuchses als Brennholz; sondern auch wegen ihres vorzüglichen Oelgehaltes; denn 3 Pfund reife Nußkerne geben 2 Pfund Oel, das an Geschmack dem Mandelöle gleiche, ob es gleich den Geruch nicht habe. Auch wurden diese Nüße, ihres flüchtigen Oeles wegen, als das beste Kaffee-Surrogat empfohlen. Ein geborner Leipziger, M. Eichenbach, der 1791 als Ingenieur-Hauptmann in Diensten der Holländischen O. J. C. stand, und in Malacca in englische Kriegsgefangenschaft gerieth, ist zu Madras gestorben. Er war vor seiner Abreise nach O. J. der Verf. von 14 mathematischen und physikalischen Schriften, deren Verzeichniß hier gegeben wird. Auch hat Leipzig einige junge Schulmänner nach Halle und Zeiz abgegeben, und abermals einen Philosophen Heydenreich verloren, der sein Amt, aber nicht seine Schriftstellerey, resignirt hat, und zu Burgwerben, bey Weißenfels, lebt. Unter den Leipziger Kupferstechern haben Capiaux, Geißler, Böttger und Schwarz die meisten Blätter geliefert. Von den acht in diesem Jahre in L. studierenden Grafen waren 2 Reichsgrafen, zu Löwenstein-Wertheim, einer aus Südpreußen, und ein Graf Paumgarten aus Bayern, u. s. w.

Am.

Handlungswissenschaft.

Fabriken- und Manufakturen-Addreß-Lexicon von Teutschland und einigen angränzenden Ländern, oder Verzeichniß der Fabriken und Manufakturisten dieser Länder, der Waaren die sie verfertigen, und welche Messen sie damit beziehen. Nach den Waaren alphabetisch geordnet, und mit kurzen

Erläuterungen zur Kenntniß derselben begleitet. Ein Kaufmännisches Comptoir-Buch. Erster Theil. Weimar, im Industriecomptoir. 1798. 326 und XVI S. 8. 1 Rl.

Der Verf. hat bey diesem Buche, dessen Inhalt aus dem Titel hinlänglich zu ersehen ist, die Absicht gehabt, den Kaufmann mit der Mannichfaltigkeit der Fabrikate näher und besser bekannt zu machen; ihm eine vollständige Kenntniß der deutschen Fabriken zu verschaffen, und ihm bey seinen Speculationen einen Fingerzeig zu geben, woher er dieses oder jenes Fabrikat am besten beziehen kann. Er ist so bescheiden, diese seine Arbeit für einen bloßen Versuch zu erklären, dem noch vieles zur Vollkommenheit fehlt; dennoch muß Rec. — der die Schwierigkeiten kennet, die damit verknüpft sind, auch nur in einem Fache der Handelskunde etwas zusammen zu bringen, das man dem Publikum vorzulegen wagen darf — frey gestehen, daß für einen ersten Versuch viel geleistet ist. Wenn man daher auch hier und da bey den angeführten Fabrikanten Lücken findet, und dagegen andre in ihrer Reihe auftreten, die sehr unbedeutend sind, und an die sich ein Kaufmann nicht vortheilhaft adressiren würde: so benimmt doch solches dem Buche von seiner Brauchbarkeit nichts; und wenn ein jeder Fabrikant, der sich übergangen findet, dem Verf. seine Adresse giebt, so wird er zur Vervollkommnung des Werks beytragen.

Versuch eines allgemeinen Handlungs- und Fabrikenadreßbuches von Deutschland und einigen damit verwandten Provinzen, mit den nöthigen Sach-Waaren- und Meß-Registern versehen. Ronneburg und Leipzig, bey Schumann. 1798. 34½ Bog. 1 Rl. 12 gr.

So sehr der Verf. in der Vorrede seine Bemühungen rühmt, sich aus allen Handelsstädten unsers Vaterlandes Adressen zu verschaffen: so gern glauben wir es ihm, daß seine Mühe an den mehrsten großen Orten vergeblich gewesen sey; und daher ist auch das Buch beynahe nichts weiter geworden, als

was

was es nicht seyn sollte, — ein todtes Buch aus 9 zusammen getragen. Rec., der von vielen deutschen Städten die Adreßkalender der neuesten Jahre besitzet, findet nichts weiter als einen getreuen Auszug aus denselben, und bey andern, wo dem Verf. wahrscheinlich diese Hülfsmittel fehlten, sucht er ihm bekannte gute Handelshäuser vergebens. Inzwischen ist wahrscheinlich die Hauptabsicht des Verf. oder Verlegers durch die ziemlich ansehnliche Anzahl der Pränumeranten erreicht, und Dank wird er sich wenigstens bey einigen, die Gebrauch davon machen können, erwerben, wäre es auch nur von den Lotterie-Collecteurs, die hier einen grossen Vorrath von Adressen zu Distribuirung unverlangter Loose finden.

Aß.

Handbuch der merkantilisch-geographischen Gewerbe- und Produktenkunde für Kaufleute, Geschäftsmänner und Statistiker, enthaltend eine möglichst vollständige Uebersicht der Erzeugnisse der Natur, des Kunst- und Industriefleißes, der Handlung und Gewerbe in allen Theilen der Welt, von August Schumann. Erster Theil, Deutschland enthaltend. Ersten Bandes zweyte Abtheilung. Erfurt, bey Kaiser. 1798. 12 Bog. 8. 12 Gr.

Die erste Abtheilung dieses Werks, mit welcher die zweyte in ununterbrochner Seitenzahl fortläuft, ist im 37sten Bande dieser N. A. D. B. S. 260 angezeigt worden. Die Einrichtung ist die nämliche, wie bey jener. Der Verf. fährt mit den Nachrichten von Pommern fort; darauf folgen Anhalt, die churſächsischen Kreislande, und die übrigen Provinzen des Oberſächsischen Kreises von S. 241 bis 391. Der Schwäbische Kreis ist der dritte in der Ordnung, der von S. 391 bis S. 424 dieser Abtheilung abgehandelt wird. Bey allem Fleiße, den der Verf. angewendet hat, bleibt jedoch das Werk nur eine Compilation aus alten und neuen Schriftstellern, ohne daß etwas Neues aus brieflichen oder handschriftlichen Nachrichten hinzugefügt wäre. Das sieht man

besonders bey den Nachrichten vom schwäbischen Kreise, die sehr dürftig sind, und wo viele Oerter bloß genannt werden, die, wenn sie ohne Gewerbe und Industrie sind, ganz wegbleiben konnten. Rec. ist der Meinung, daß ein Handbuch dieser Art nur von einem in der gelehrten Welt bekannten Manne geschrieben werden müßte, dessen Name ihm von jedem bedeutenden Handelsplatz die neuesten Nachrichten, mit denen man freylich nicht jedem sogleich aufwartet, auf sein Gesuch verschaffen würde. Man will auch gern glauben, daß es dem Verf., wenn er sich darum bemühet hat, nicht gelungen ist, und daher sind so viele alte Angaben von Ein- und Ausfuhr geblieben, welche sich seit den letzten 8 Jahren, oder seit dem Anfange des Krieges sehr verändert haben. Dem denkenden Kaufmann interessiren dergleichen Data vorzüglich. Wir ersuchen daher den Verf., um sein Werk brauchbar zu machen, sich solche Erkundigungen nicht verdrießen zu lassen.

Wa.

Carl Christian Illings Comtoir-Nachrichten für Kaufleute, enthaltend eine Erklärung der Münzen und des Wechselcourses der vornehmsten Handelsorte, nach deren habenden beständigen und variirenden Valuten, nebst Vergleichung des Ellenmaasses und Gewichts eines jeden Orts mit dem Maasse und Gewichte zu Amsterdam, Berlin, Breslau, Hamburg, Leipzig, Nürnberg und Wien. Dresden, bey Wittwe Gerlach und Comp. 1798. 1 Alph. 1 Rf. 4 gr.

Von der Entstehungsart dieses Buchs giebt uns der Verf. in einer Anrede an ein Hochzuverehrendes Handlungspublikum Nachricht. Man habe nämlich Nelkenbrechers Taschenbuch bey seiner ersten Erscheinung bequem bey sich in der Tasche führen können; durch die vielen Verbesserungen aber, da man es zu einer gewissen Vollkommenheit bringen wollen, sey es zu corpulent geworden. Man hätte daher den Herrn J. veranlaßt (wer ihn veranlasset, wird nicht gesagt; vielleicht

eigne

eigne Schreiblustigkeit), jenes Buch von den darin vorhandenen (vermeinten) überflüßigen Anzeigen zu reinigen (mit andern Worten, es seiner Vollkommenheiten zu berauben) und er habe sich dieser mühsamen Arbeit unterzogen, indem er den Flächeninhalt, das Körper- Quadrat- und Cubikmaaß, wie auch verschiedene Tabellen gänzlich weggelassen — und warum? weil man solche in andern Büchern findet. Um nicht in Collision mit dem Verleger des Nelkenbrecherschen Taschenbuchs zu kommen: so habe er gegenwärtig es unter seinem eignen Namen herausgegeben (und sich wie die Krähe mit fremden Federn geschmücket).

Wir glauben, der Verf. hat sich durch diese Anzeige hinlänglich selbst recensirt, und der Käufer hat nun die Wahl, ob ihm der vollkommene Nelkenbrecher, den er nicht bequem in der Tasche tragen, aber in der Schreibstube ohne Beschwerde gebrauchen kann, lieber ist; oder der unvollkommne unter einem neuen Namen, worin er manches vermißt, ihn aber besser zu sich stecken, und auch vielleicht etwas wohlfeiler im Preise haben kann.

Aß.

Handbuch für Kaufleute und Seefahrer, welche sich mit dem Ostseehandel beschäftigen, und den Sund oder die beyden Balte befahren; oder revidirte Sunder Zollrolle, nebst Bestimmung aller andern Abgaben für Schiffe und Waaren bey der Durchfahrt durch den Sund, und verschiedenen historischen Nachrichten, den Ostseehandel betreffend. Aus dem Dänischen übersetzt, und vermehrt von Johann Andr. Lesser, Kön. Dän. Canzleyrathe. Kopenhagen, bey Schubothe. 1798. 13 Bog. 8. 12 Gr.

Der Verf. verdient für die Herausgabe dieses Handbuchs den wärmsten Dank der ganzen durch den Sund handelnden deutschen Kaufmannschaft; da er nicht nur eine sehr vollständige und richtige Zollrolle, woran es fehlte, liefert; sondern

auch von dem Ursprunge und Grund dieses Zolles, von den Hafenabgaben von Schiffen, von den Anordnungen, Schiffbruchige betreffend, und von der Schiffahrt durch den Sund in den letzten Jahren interessante Nachrichten ertheilet. Wir glauben zur Empfehlung dieses Werks genug gesagt zu haben, wenn wir es unentbehrlich für jeden durch den Sund handelnden Kaufmann und gehenden Schiffer erklären.

Wa.

Vermischte Schriften.

Patriotisches Archiv für Deutschland. Der Gottheit — dem Fürsten — dem Vaterlande gewidmet von Sam. Chr. Wagner. Des ersten Bandes erstes Stück. Mit dem Bildnisse des Domcapitulars Herrn von Rochow. Berlin, in Commission bey Maurer. 1799. 256 S. 8.

Der Band in 4 Stücken. 2 Rth. 16 gr.

Die Tendenz dieser sehr gemeinnützigen Zeitschrift ist die vermittelst des Vereins patriotischer Männer und Schriftsteller beförderte Aufrechthaltung der Ordnung, der Eintracht, und der Zufriedenheit in den Staaten, durch mannichfaltige Belehrung des Volks der Deutschen, und durch Winke zur Beherzigung für Staatsbeamte und Volksführer aller Art, in Belebung des Gemeingeistes und Patriotismus, Schärfung des Sinns für reine Sittlichkeit und ächte Religiosität. Eine allgemeine Uebersicht des Plans und Inhalts dieses ersten Stücks wird das redliche Bemühen des Herausgebers und der Mitarbeiter zur Erreichung dieses in dem Vorberichte dargelegten edlen Zwecks zeigen. Die Aufsätze sind unter folgende festgesetzte Rubriken geordnet:

I. Patriotische Belehrungen. 1. Wer sind die Beförderer gewaltsamer Staatenrevolutionen in Deutschland? Sie werden in zwey Hauptklassen gesondert: in die Klasse der Unbehutsamen die der guten Sache, der Ordnung und Ruhe schaden, ohne es selbst zu wollen; und in die Klasse

der

der absichtlichen boshaften Ruhestörer. Zu der erstern Klasse werden gerechnet: die politisch Kleinmüthigen und Besorglichen unter allen Ständen, die sich nahe oder ferne Veranlassungen zu Revolutionen einbilden, wo keine sind, und auf diesem Wege oft wirkliche Uebel durch bloß eingebildete herbeyrufen; — die gutmüthigen Erzreformatoren, die gern alle Mängel im Staate hinwegschaffen und verbessern wollen, und bey der untadelhaften Absicht, ihr Schärflein zum allgemeinen Wohl beyzutragen, die unrechten Mittel dazu wählen; — die Rechtlich-Unzufriedenen, deren Verdienst verkannt und hintangesetzt ward, und die in ihrer Empfindlichkeit hierüber die Gränzen überschreiten; — die Verketzerer, Feinde ächter Aufklärung, Aufhetzer der Fürsten gegen ihr Volk. (Mit zu vielem Glimpf sind diese letztern Menschen in die erstere Klasse gebracht; sie gehören vermöge der durch ihr Geschrey hervorgebrachten Wirkungen in die zweyte Klasse.) — Zu der Klasse absichtlicher Ruhestörer gehören: die deutschen Sans-Culottes, die hommes sans aveu, Taugenichtse, Glücksritter, Projektmacher, welche, da sie weder Ehre noch Vermögen bey hervorgebrachten gewaltsamen Erschütterungen zu verlieren haben, im Trüben zu fischen, und bey dem allgemeinen Ruin sich augenblickliche Vortheile zu gewinnen hoffen; — die Niezufriedenen, Herrsch- und Ehrsüchtigen, Rachgierigen; — die Freunde der Finsterniß und Tyranney (nur in geringen Nüancen sind diese Menschen von den letzten zur erstern Klasse gerechneten verschieden); — die ungerechten und unwürdigen Staatsdiener. Manche der Beherzigung würdige Wahrheit enthält dieser ausführliche Aufsatz des Herausgebers, so wie die Beantwortung der 2ten Frage: Wie wird wahre Vaterlandsliebe in dem Menschen geweckt und erhalten? Der wahre Patriotismus besteht in der natürlichen Anhänglichkeit an den Geburts- und Erziehungsort, verbunden mit der Ueberzeugung, daß die Verfassung des vaterländischen Staates diejenige sey, durch welche der eigentliche Zweck aller Staatsverfassungen am wenigsten gehindert, und am sichersten befördert werde. Wahre Vaterlandsliebe entsteht folglich aus dem lebhaften Bewußtseyn des Staatsbürgers, daß er im ungestörten Besitz seiner Menschenrechte ist, welches Bewußtseyn ihm einzuflößen der Zweck der Gesetzgeber und Gewalthaber seyn muß. Erweckung und Belebung dieses Patriotismus wird bewirkt durch Einsicht des Unterthanen von dem, was er

dem Staate zu verdanken hat, und was er ihm dafür zu leisten schuldig ist. Diese Einsicht ist eine Frucht der Bildung und der Aufklärung. — 3. Ueber die Gewalt patriotischer Beyspiele (von Hanstein), vornehmlich der höher aufgeklärten Stände auf die niedern ungebildeten Klassen. Hier ist besonders von den Beyspielen in Abstellung des genußlosen Aufwandes und in Einführung vernünftiger Wirthschaftlichkeit die Rede. — 4. Ueber die Eudämonistik in Lehrbüchern für die Jugend von v. Rochow. Lebendige Darstellung des eudämonistischen Hauptgrundsatzes: „Handle so, daß dir jetzt und künftig wohl sey." — 5 Wo, und wie schließt sich an das eudämonistische das Kantische Lehrsystem an? von Demselben. Dem Lehrling werde gezeigt, daß er zur Befolgung jenes Hauptgrundsatzes der Eudämonistik sich selbst ein Gesetz, und in vielen wichtigen Fällen sein eigner Gesetzgeber seyn müsse. Diese Autokratie aber führt zum Forschen nach Wahrheit, diese zur Gewissenhaftigkeit und zur Achtung für den innern Richterspruch der Vernunft; und so sieht man an den Gränzen des Gebietes der reinen Vernunft, in welchem Harmonie aus innern Gründen die Köntainn ist. — 6. Ueber Belebung des Patriotismus bey der Jugend (in besonderer Rücksicht auf die preußischen Staaten) von Wilmsen. Beförderung der Kenntniß der vaterländischen Geschichte, durch ausgehobne denkwürdige Züge derselben, in kleinen in den Volksschulen zu vertheilenden periodischen Blättern, wird hier mit Recht als ein solches Mittel empfohlen. — 7. Vergleichung der Vorzeit mit der Gegenwart in sittlicher und policeylicher Hinsicht. Beyspiele grausamer Morde im vorigen Jahrhundert, aus des Herausgebers historisch-topographischer Beschreibung der Stadt Rathenow ausgehoben, zum Beweise der sittlichen Verbesserung unsers Zeitalters in dieser Gegend.

II. Patriotische Vorschläge, zur Abhelfung des dringenden Volksbedürfnisses an noch fehlenden guten Volksbüchern; zur Verminderung ungerechter Vergleiche mittelst der Friedensrichter; zur Verbesserung des Gesindewesens; zur Errichtung eines Institutes für Handwerkslehrlinge. Die musterhafte von der Hamburger Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe schon im Jahre 1791 gestiftete, die Ideen des Verf. dieses Vorschlags größtentheils erfüllende Unterrichtsanstalt für junge Handwerker, Künst-

Künstler und Fabrikanten, deren Verfassung in der Schriftensammlung dieser Gesellschaft enthalten ist, hätte eine ausführlichere Erwähnung verdient, als hier in einer Note geschehen ist.

III. Patriotische Charakterzüge. Mit guter Wahl sind unter dieser Rubrik eine Reihe von Beyspielen edler Züge aus allen Ständen gesammelt.

IV. Patriotische Literatur. Anzeige einiger patriotisch-historischer Bücher.

V. Patriotische Gedichte.

VI. Nachrichten von patriotischen Stiftungen. (Wegen Mangel an Raum in diesem ersten Stücke des Archivs, wird diese Rubrik in dem folgenden ausgefüllt werden.)

VII. Patriotische Sätze. Materialien zu ausführlichen Betrachtungen über Zufriedenheit, politische Aerzte, Jagdgerechtigkeit, häusliches Glück, Aufklärung, Tugend, Urchristenthum, Patriotismus, Luxus und Genießlust, Zuchthäuser, Betteley, Erziehung, Staatenpest, Uebertreibung. — Schreiben des Geh. Ober-Rechn. Raths Tismar an den Herausg. über die bekannte Kön. Kabinetsordre, worin Friedrich Wilhelm III. den Betrag der üblichen freyen Carnavals-Redoute von 4000 Thlr. im vorigen Winter den Armen widmete, und über andre vom Könige, seit dem Regierungsantritt, den Armen und gemeinnützigen Stiftungen geschenkten Unterstützungssummen, mit einem Aufruf an die höhern Stände zur Nachahmung dieses großen und schönen Beyspiels.

Der Musaget. Ein Begleiter des Genius der Zeit, herausgegeben von August Hennigs. Erstes bis fünftes Stück. 1798 und 1799. Altona, bey Hammerich. (Jedes Stück von etwa 12 Bog.) 8. 16 gr.

Unsre Journalisten von Profession glauben schon recht viel für ihre mondwandelnden Unternehmungen gethan zu haben, wenn

wenn sie ihrem des lieben Gewinnstes wegen zwischen Schlaf und Wachen Erzeugten einen hochklingenden Namen mit in die Welt geben. Herr H. unter andern übt diese Alltagskunst. Hier ist sein Musaget! Der Anführer der Musen, der sorgsame Pflegevater der Wissenschaften und Künste — ein gehorsamer Begleiter seines Genius der Zeit. Wie die Götter des hohen Olymps doch mit sich spielen lassen! Dem großen Apoll hat unser Journalist hier die winzige Rolle zugetheilt, auf dem Stoppelfelde des Genius der Zeit, da ohnehin die Aerndte nicht sonderlich reich ausfällt, der vierteljährige Aehrenleser seines monatlichen Vorgängers zu seyn, und die dort und sonst am Wege verlorenen Halme in magere Garben zu binden — — Es würde in der That ein sehr undankbares, Papierverderbendes Geschäft abgeben, wenn Rec. hier den Nomenklator aller der größtentheils unbedeutenden Gedichte, die in Menge vorkommen, der übersetzten und sonst entlehnten, auch wohl zum zweytenmal wieder abgedruckten Aufsätze machen wollte. Er will bloß diejenigen Originalaufsätze nennen, die sich aus diesem Haufen über die Mittelmäßigkeit erheben, oder sonst relativ merkwürdig sind.

1stes Stück. Der (der Ueberschrift nach) „vortreffliche Brief des verstorbenen Gr. W. F. von Schmettow" enthält zwey gewöhnliche, gutmüthig gesagte, einem jungen Manne nach der Universität mitgegebene Ermahnungen, bey deren Mittheilung es dem edlen bescheidenen Verf. nicht geahnet haben mag, daß sie einst mit einer Ueberschrift im Superlativ ins Publikum geschoben werden würden. — Herr Danere in Bremen hat in der „Rückerinnerung an die Helvetische Gesellschaft in Olten" mit einiger Darstellungsgabe über das äußere Gewand jener vormaligen edlen Verbrüderung freyer Schweizer manches Artige gesagt, und seine Leser an jene glückliche Zeit der jetzt für lange aus diesem schönen Lande entwichnen Ruhe und Eintracht, wehmüthig erinnert. — Skandinavische Literatur-Gesellschaft." Es ist eine in Kopenhagen zusammengetretene Societät patriotischer Dänen zur Beförderung des literarischen Umlaufes in den drey nordischen Reichen, von deren Wesen und Wirkungen hier nur wenig gesagt ist. — „Ueber Vulkans selbstlaufende Dreyfüße und goldne Mädchen," ein ganz guter Beytrag zur Erklärung des Homers vom M. Seidenstücker

cker in Helmstädt. — „Neue kleine Beobachtungen über Taubstumme von Eschke in Schönhausen."

2tes Stück. „Herrmann und Dorothea von Göthe." Eine seyn sollende Kritik des trefflichen Gedichts unsers Göthe, von Herrn Hennings selbst in absprechendem, wegwerfendem Ton, worin (correspondirend mit einem ähnlichen Aufsatz im 5ten Stücke) er dem Verf. dieses Familiengemäldes des Genie und Geschmack abläugnet, es mit einem — — — non est pictum (wobey nur das erste schmutzige Wort fehlt), stempeln möchte, das Ganze eine Posse und Karrikatur von Vossens Louise ist, und auch die Personen Karrikaturen genannt werden, ꝛc. ꝛc. Herr H. hütet sich wohl, in eine Analyse eines Gedichtes einzugehen, dessen Geist er nicht zu fassen und zu beurtheilen, sondern nur mit gemeinen und platten Ausfällen anzubellen versteht. — In einer folgenden erträglichern Recension des 6ten Th. der Schriften des Asmus omnia sua secum portans beweiset Hr. H., daß dieser platte Schriftsteller eher als ein Göthe in seinem Gesichtskreise liege. — „Vertheidigung der Lüge." Ironie aus dem Schwedischen des Grafen Creuz.

3tes Stück. „Zustand der bildenden schönen Künste in Dänemark." Der Titel dieses von einem Dilettanten geschriebenen Aufsatzes verspricht zwar mehr, als in diesem geleistet wird; doch aber können die Nachrichten von der letzten Ausstellung in Kopenhagen, und einige kurze Beurtheilungen der vorzüglichsten Künstler dem Kunstfreunde nicht anders als willkommen seyn.

Das 4te und 5te Stück enthält ein ganzes Schock Gedichte, und in Prosa nichts von Bedeutung, außer einem mit Zartheit der Empfindung, philosophisch scharfsinnigem Blick und ästhetischem Takt geschriebenen — leider aber mit Noten des an diesen Eigenschaften dürftigen Herausgebers verunreinigten — Aufsatz: „über Weiblichkeit in der Kunst, in der Natur und in der Gesellschaft." — Im 5ten Stücke käuet Herr Hennings sein plattes Raisonnement über Göthe noch einmal, und zwar in der humanen Absicht wieder, um als Kunstrichtender Musaget durch seine Anstrengung dem (Göthischen) „Geschmack verderbenden Strome einen" (sehr löchrichten) „Damm entgegenzuwerfen." — Es ist zu hoffen, daß dieser Pseudo-Musaget

seine

seine Rolle, die ihm wohl eben so wenig Geld, als Beyfall einbringen mag, bald werde ausgespielt haben.

Ki.

Nr. I. Der Westphälische Anzeiger. Monate July — December 1798. Dortmund, in der Exped. des Westphälisch. Anzeig. (oder bey Blothe und Comp.) 816 gespalt. Column. 4. mit blauen Umschlägen. 1 Rl. 12 gr.

Nr. II. Magazin für Westphalen. Jahrgang 1797. Erstes bis sechstes Stück. Dortmund, bey Blothe und Comp. 564 S. 8. mit blauen Umschlägen. 2 Rl.

Ebendasselbe. Jahrgang. 1798. Erstes bis drittes Stück. 280 S. 8. mit bl. Umschl. 1 Rl.

Der Sinn für auswärtige und vaterländische Literatur hat seit etwan 20 Jahren die Westphälinger dergestalt belebt, daß unter ihnen nicht nur treffliche Gelehrte im Publiko erschienen sind, die bey Deutschen und Ausländern in großer Achtung stehen; sondern Westphalen kann nunmehr, wie andre Reichskreise, zumal wie Ober- und Niedersachsen, seine ökonomische Gesellschaftsabhandlungen, seinen Anzeiger, und seit vielen Jahren, sein Magazin, das immer mit allem Ruhme erschien, den deutschen Patrioten aufweisen. Es ist nicht Vorliebe des Rec. für die literarischen Bemühungen der Westphälinger, daß er diese schmeichelhaften Erinnerungen voranschickt, um Gelegenheit zu finden, die Materien in den beyden vorliegenden Werken zu erheben. Nein! es ist die Liebe zur Wahrheit, Westphalen von dem ungerechten Vorwurfe zu befreyen, daß es in der Länder- und Volkskultur unter den Deutschen noch am weitesten zurück sey, wie dereinst nicht nur Voltaire, sondern noch kürzlich ein Franzose in einer öffentlichen Schrift mit dreister Stirn, die seinem terroristischen Charakter eigen ist, behauptet hat. Rec. ist daher schuldig, das zu sagen, was wirklich ist, ungeachtet

geachtet er am westphälischen Anzeiger so wenig, als am Magazin für Westphalen den nahen oder entferntesten Antheil hat.

Nr. I. begreift A, eine gedrängte Uebersicht der wichtigsten politischen Ereignisse, und B, das allgemeine Interesse Westphalens betreffende Nachrichten; und zwar letztere über: 1) Moralität; 2) Erziehung; 3) Vorurtheile; 4) gute Volksbücher; 5) Gesundheitskunde; 6) Oekonomie; 7) Handlung und Fabriken; 8) nützliche Erfindungen aller Art; 9) nützliche Anstalten; 10) Vaterlandsliebe, oder Nachrichten von patriotischen Aufopferungen, Landesverbesserungen, u. dergl.; 11) geographische und statistische Veränderungen; und 12) Justiz- Policey- und Cameralverordnungen. C. Familien- und andere im gemeinen Leben vorkommende Nachrichten; als: Anzeigen von Heyrathen, Geburten und Sterbefällen; von Ort- und Amtsveränderungen; von Dienstgesuchen, Darlehnen, und Verkäufen, Anfragen, Ediktalladungen, Steckbriefe, neue Etablissements und Bücheranzeigen werden ebenfalls aufgenommen. Wöchentlich erscheint der Anzeiger zweymal; jedes der fortschreitenden Nummer zu jedem Jahrgange enthält wenigstens ein gedruckter Bogen. Der Preis ist auf dem Titel bemerkt. — Dieß ist also im kurzen der Zweck eines Wochenblatts, das in vielen Stücken mit dem Reichsanzeiger ꝛc. gleichen Schritt hält. — Wir wollen aber nunmehr den Werth der darin vorkommenden Materien ebenfalls kürzlich anzeigen und beurtheilen.

Im Ganzen sind die Verleger, oder der Redacteur dieses Instituts, den eben erwähnten Ueberschriften treu geblieben, und haben in manchem Gebiete der Wissenschaftskunde mehr geleistet, als sie versprachen. Doch hätten wir hin und wieder mehr Erklärungspräcision gewünscht; wir wollen davon einige Beyspiele anführen: Mon. July, Columne 16, steht unter dem Herdickischen Kornpreiszettel, die Münzwährung: Bergisch Cour. — Das klingt fremd. Denn der Markaner drückt seine im Handel und Wandel übliche Valuta durch Altgeld aus, um diese Währung von dem Preuß. Cour. der landesherrl. Kassenmünze, und dem Goldpreise, die Pistole zu 5 Thlr. gerechnet, klar zu unterscheiden. Bergisch Cour. oder Bergisch Geld sagt man

in

in der Grafschaft Mark äusserst selten; und wird nur in der Gegend von Schwelm, im Herzkampe, und so in den Grenzorten am Bergischen Lande, der Nachbarschaft wegen gebraucht. — Daß ebend. und in mehrern Numern der **Elberfelder Wechsel-Courts-Zettel** eingerückt wird, ist sehr löblich, weil fast aller Wechsel- und baarer Geldhandel der Märkischen Kaufmannschaft durch das blühende und Gewerbereiche Elberfeld getrieben wird. Nur hätte die Redaction des **Westphäl. Anzeigers** auch sorgen müssen, daß dergleichen **Courszettel** einmal für all erklaret, und in jedem Monatsheft wieder erneuert worden sey. Denn nicht alle Leser dieses Wochenblatts sind Kaufleute, die dergleichen Coursanzeigen ex usu verstehen. Auch Gelehrten und andern Volksklassen, die mit dem Gelde umgehen, und nach dem Auslande bisweilen remittiren, und von daher Gelder einziehen wollen, ist das Verständniß dieser Course ein Bedürfniß. Wir wollen deßhalb ein paar Angaben aus dergleichen Zettel ausheben, und davon die Erklärung unsern Landsleuten, die nicht Wechselhandel treiben, mittheilen: **Mon. Jul.** Col. 48 steht:

Amsterdam Cour $\frac{1}{m}$ **.....167 Briefe, 167 Geld,**

d. i. Amsterdam giebt in seinem eigenen Kassengelde, 250 Guld. oder 100 Rthlr. holländ. Cour., jeder zu 50 Str. holl., und empfängt dafür durch Elberfeld 167 Rthl. zu 60 Stbr. in Conventionsthl. zu 1 Thl. 36 Str. d. l. Reichs 24er Fuß. — Bergisch Cour. ist der Conventthl. zu 1 Thl. 40 Str. Rotterdam ist das nämliche, nur gewöhnlich $\frac{1}{2}$ Proc. minder. Ferner:

London ..... $\frac{2}{m}$ **..... Rthl. 8. 17. Br.**

d. i. Elberfeld giebt in Briefen, die über 2 Monate in London zahlbar sind, 8 Thl. 17 Str. im vorigen Reichs 24r Fuß, und empfänat dafür in England 1 Pf. Sterl., eine fingirte Münze von 20 Schill. Sterlings. Geld wird selten nach London übermacht; es sey denn, daß es durch Hamburg oder Bremen geschiehet. —

Es kommen in diesem Anzeiger allerley schöne Aufsätze, Anfragen, wie im allgem. literar. Anzeiger und mehr andere merkwürdige, theils das allgemeine Deutsche, theils Westphalens

phalens Interesse betreffende Nachrichten und Anzeigen vor, die, wie selbst kurze Recensionen über Volksschriften, Achtung verdienen. Monat July, Colum. 94, wird gefragt: Woher die Benennung Blamüser (eine wirkliche Handels- und Rechnungsmünze) in der Grafschaft Mark und den benachbarten Orten entstanden? Rec. ertheilt zur Antwort: daß Blamüser eine Lüttichsche Münze ist, die im 16ten Jahrhunderte, in den niederrheinischen, Münsterischen und Lüttichschen Gegenden, von den Bischöfen zum Meßpfennig für die röm. kathol. Priester bestimmt, und späterhin zum Gottesheller bey Leibgewinnen gemacht wurde. Sie war die gewöhnliche größere Scheidemünze, und wurde im Handel und Wandel allenthalben für einen halben brabändischen Schilling, wofür sie noch ausgebracht wird, ausgegeben. Nach dem Reichs 24 fl. Fuß gilt sie jetzt 2 Gr. 4⅘ Pf. Preuß. Cour. Der Aufsatz und die Entscheidung der Frage a. a. O. Col. 137 — 141: Waren die alten Westphälinger frey und gleich? hat uns, eben deßwegen, weil sie auf richtige historische Untersuchung sich gründet, recht gefallen. Sie überzeugt, daß das, von den Franzosen einzuführen vorgegebene Gleichheitssystem der Natur, Erfahrung und Geschichte aller Zeiten widerspricht. — Die topographisch-merkantilische Beschreibung der Stadt und des Gerichts Hagen im Septbr. Heft, Col. 332 — 336, zeugt von dem Blühen des Handels und der Industrie dieser Gegend, die wenigen Deutschen, die nicht in Eisen und Stahl handeln, oder aus Westphalen gebürtig sind, bekannt ist. Es ist aber alles Wahrheit, was von dieser Gegend angeführt wird, da Rec. die meisten Kaufleute von Person kennt. — S. 343 a. a. O. stimmen wir völlig mit dem Verf. der Rüge einer Unverschämtheit ein. Man sehe darüber das Urtheil des gegenwärtigen Rec. in der N. A. D. Bibl. 36r Bd. S. 232 — 238; und 42r Bd. 1s St. S. 53 fg. — Octbr. S. 555 — 557 wird die Darstellung des Gewerbs- und Fabriken-Zustandes der Stadt-Hagen vom Septbr. a. d. O. fortgesetzt und berichtiget. — Die Ausführung des Beytrags zur westphälischen Geschichte, über die bekannte Frage: Waren die, welche Christum kreuzigten, Westphälinger? Mon. Octbr. Col. 598 fg. ist keinesweges befriedigend. Rec. wird darüber an einem andern Orte historische Zweifel, welche die Unrichtigkeit der Auflösung jenes Problems darstellen, in seinen eigenen Schriften aufführen, in-

dem

dem es hier der Ort nicht gestattet. — Die Vertheidigung des Predigers und General-Inspektors des lutherischen Ministerii der Grafschaft Markt, Herrn J. Fr. Dalenkamp, gegen die Anmaassungen des katholischen Pastoris Herrn J. Pet. Kruse in Hagen ist, dem Vernehmen nach, bey der Cleve-Märkschen Landes Regierungsdeputation zu Cleve, in einen rechtlichen Proceß verwandelt worden, wovon der Ausgang zu gewarten steht. Auch hat der Hagensche Bürger (Nov. 1798. Col. 638) Recht, den würdigen Herrn Dr. Med. E..h..s, gegen die Bemerkung in Nr. 34 dieser Blätter, in Schutz zu nehmen. — Ungeachtet wir vierzehn Meilen von einander entfernt wohnen, und mit keinem einzigen Hagenschen Einwohner in Verbindung stehen: so sind wir es doch der Wahrheit und der Unparteylichkeit schuldig, der gerechten Sache vorzustehen. — Die Aufforderung zur Entwickelung des historischen Problems: Ueber den Ort der Niederlage des Varus (s. Mon. Decbr. Col. 742 fg.) ist leichter zu machen, als zu entscheiden. Bisher ward die Fürstenbergsche Meinung für die klassisch richtigste angenommen; seitdem aber Herr Mannert in seiner Geogr. der Griechen und Römer, 3r Bd. S. 87 fg. Zweifel erregt, und den Ort in die östliche Gegend der Grafschaft Mark, oder den nördlichen Theil des Herzogthums Westphalens versetzt, ist mancher auf andre Gedanken gebracht worden. Der ungenannte Aufforderer a. a. O. (vermuthlich Herr Pr. M—r) ist nicht so entscheidend, als Nitsch Wörterbuch der alten Geograph. S. 57. fg., welches der Mannertschen Meinung, ohne sie weiter zu untersuchen, unbedingt beytritt. Vielmehr wünscht er, daß ein Vierter, klassisch schreibender Gelehrter, dessen Ansehen eben so anerkannt und vollgültig sey, als das des von Fürstenberg, Möser und Mannert, und die die Niederlage des Varus in drey verschiedenen Gegenden Westphalens festsetzen, es übernehmen möchte: Richter zwischen gedachten drey abweichenden Auctoritäten zu seyn, damit man endlich mit Gewißheit sagen könne: Hier ist der Ort, wo Herrmann und unter ihm unsere deutschen Vorväter den Varus schlugen, und wo Roms und Deutschlands Schicksal auf zwey Jahrtausende entschieden ward. Rec. wagt es nicht, dieß Richteramt zu übernehmen, weil zahllose Schwierigkeiten die Entscheidung, wo nicht unmöglich machen, wenigstens sie anmerklich erschweren. Statt allem Richterspruche

sprüche, den wir uns absichtlich enthalten, wollen wir nur einige Bemerkungen hinzufügen, die ein künftiger Geschichtsforscher prüfen, und vielleicht benutzen kann. Rec. hat, ohne sich an vorhin gedachte Auctoritäten zu binden, die Quellen der römischen Geschichte über diesen Gegenstand, bey der gegenwärtigen Veranlassung, nochmals gelesen und sorgfältig geprüft; findet aber nirgend, wodurch sich die Meinung des Herrn **Mannerts** bestärken, oder zur Evidenz bringen liesse. Denn was **Strabo** (lib. VII. p. 291 in fin. ed. *Casaub.*) beyläufig davon anführt, ist nichts; und was sein deutscher Uebersetzer in den Noten (s. Strabo Erdbeschreib. übers. von **A. J. Penzel**, 2r Bd. S. 983—85) davon beybringt, entscheidet für die von **Fürstenbergsche** Meinung, womit auch die des **Cellarius** (s. Geogr. antiq. Tom. I. p. 300 ed Cant. 1703, 4.) übereinstimmt. **Dio Cassius** (lib. I, VI. cap. 16—19), **Vellejus Paterculus** (lib. II. cap. 117—120) und besonders **Tacitus** (Annal. l. I. cap. 60 et 61) bleiben daher Hauptquellen. Letzterer sagt (l. c. cap. 60 in fine): der römische Zug habe den ganzen Strich zwischen der Ems (Amisius Fluv.) und der Lippe (Luppia Fluv.) verheert, den **Teuteberg** (so nennt es **Lipsius** in not. ad *Tacit.* l. c. p. 31. not. 211. Antv. 1607, fol.) erobert, wo der Rest der Varischen Legionen, der Sage nach, unbegraben gelegen hätten. Aber, wo lag dieser Teuteburgsche Wald? Ist es wahr, daß die Rothe- und Knochenbäche, die sich im Lippschen, bey Detmold befinden, ihren Namen von dieser Schlacht erhalten haben, und in dieser Gegend römische Münzen u. Waffen ausgegraben seyn sollen, wie **Schaten** (hist. Westph. lib. I. p. 65) behauptet: so wird die Meinung des Hrn. **Mannerts**, so scharfsinnig sie auch an sich ist, dadurch geschwächt. Der Hauptgrund des Hrn. **Mannerts**, welcher seine Hypothese zu bestärken scheint, ist die Nachricht, die er (**Geogr. der Griech. und Römer** 2r Bd. S. 100 zu unt.) hinzusetzt: die Römer hätten nach der Schlacht des **Varus in einer Nacht den Rhein erreicht**. Aber, welcher von den Alten sagt das? und mit welcher historischen Zuverlässigkeit kann dieß bewiesen werden? Herr **Mannert** führt darüber keine Auctorität an; und doch ist es glaublich, daß er deßhalb eine Quelle, aber welche? vor Augen hatte. Denn es läßt sich nicht denken, daß **Mannerts** Scharfblick, der sonst durchgängig auf unverwerfliche Zeugen baut, gerade in diesem schwierigen Punkte,

eigenes Ansehn für historische Wahrheit ausgegeben habe. Gesetzt aber, es ließe sich dieser Umstand evident erweisen: so finden wir für unsern Theil ebenfalls Bedenken, Herrn **Mannerts** angewiesenes Lokal für die erschlagenen Römer, in der von ihm angenommenen Gegend anzunehmen. Angenommen, es sey das Schlachtfeld des **Varus** in den Gegenden zwischen Menden, Arensberg, bis über Camen nach Lünen gewesen: so hätten die flüchtenden Römer, sey es auch in der längsten Winternacht des Decbr., nicht über die Lippe setzen, und nordwärts dieses Flusses dem Rheine zueilen, und ihn vor dem Anbruche des Tages erreichen können. Dieß war in gerader Richtung der gegenwärtigen Poststraße ein Weg von 16 bis 20 Stunden; und gewiß war damals die Heerstraße der Römer, die sie durch die dicksten Wälder hauen mußten, nicht so gebahnt, wie jetzt der Postweg von Lünen nach Wesel. Also wieder ein Grund, daß das Eine so wenig, wie das Andre richtig seyn kann. Bevor also der Punkt, wegen der nächtlichen Flucht nach dem Rheine, gehörig ausgemittelt und historisch erwiesen worden, können fernere Untersuchungen der Art nicht das Mindeste fruchten. —

Nr. II. ist gewissermaaßen eine Fortsetzung des so beliebten ältern **westphälischen Magazins** des Herrn ꝛc. **Weddingen**. Das vorliegende enthält viele gute, brauchbare, und die vaterländische Geschichte aufklärende Abhandlungen und kürzere Aufsätze, die Aufmunterung verdienen. Dahin gehören für 1797.

Erstes Stück, S. 7 — 44, die Abhandlung über die Frage: **Was sollte jetzt für die Geschichte der Grafschaft Mark geschehen?** Hierin werden treffliche Winke gegeben. — **Zweytes Stück**, S. 96 — 112: **Woher kam es, daß zur Zeit des hanseatischen Bundes in den Ackerstädten des Hellwegs Manufakturen blüheten?** (Der Hellweg ist die Gegend an der Heerstraße der Grafschaft Mark, die von Essen über Bochum, Dortmund, Unna, Werl, und so nach der Weser zu geht, und deutsch gesprochen, der heilige Weg, oder die Straße, an welcher die alten Westphälinger ihre Tempel, Altäre, und gottesdienstlichen Haine anzulegen pflegten, und an der noch im 15ten Jahrhundert und später eine Menge so genannter katholischer Heiligenhäuser oder Capellen standen, zu denen ihre Verehrer wallfahrteten, ihre Gebete zu verrichten.)

Ein

Ein ganz vorzüglicher historischer Aufsatz, der sich im dritten Hefte, S. 193 — 241, befindet, verdient, als würdiger Pendant zu Steinen's westphäl. Historie, alle Aufmerksamkeit und Nachahmung. Dahin gehöret die Geschichte der Herrschaft und Familie von Volmestein im vierten Hefte, S. 301 — 343, welche im fünften Hefte, S. 389 — 438, und 447 — 467; auch sechsten Hefte, S. 485 — 505, fortgesetzt, und für das erste Hauptstück dieser Geschichte geschlossen wird. — Der statistische Zustand der Grafschaft Mark im Jahre 1782 soll authentisch seyn, und aus der Brieftasche eines Kreisbeamten herrühren. Dieser Aufsatz (5tes Heft S. 468 — 483) enthält viel Gutes; bleibt Rec. gesund: so wird er innerhalb 2 Jahren diesen Zustand für 1800 liefern.

Im Jahrgang 1798 erstes Heft, S. 1 — 17, und zweytes und drittes Stück, S. 127 — 155, wird das 2te Hauptstück der Volmesteinschen Familiengeschichte fortgesetzt. Der Beytrag zur Geschichte der Osemunds- und Drathfabrike in der Grafschaft Mark (1tes Heft S. 18 — 37, und 2s Heft S. 97 — 126) verdient gelesen zu werden. Merkwürdig ist die historische Abhandlung (2tes und 3tes Heft S. 164 — 222): Ueber Thierfang und Jagd, mit Rücksicht auf die Grafschaft Mark und deren Geschichte. — In dem daselbst S. 271 fg. befindlichen Verzeichnisse der im Herzogthum Cleve und in der Grafschaft Mark vor dem Jahre 1713 und 1714 üblichen Traide- oder Scheffelmaaße, — befinden sich manche Fehler, welche Rec. nicht alle hier anführen kann, weil es der Raum nicht gestattet; er wird aber darüber nächstens eine rectificirte Tafel in seinen eigenen Schriften bekannt machen. Die Angabe des Berl. Scheffelmaaßes, welches man S. 273 bald zu 3218$\frac{2}{7}$ Cub. Zoll, bald zu 3080 Cub. Zoll. berechnet, wird S. 274, nach dem Hausvater, 1ter Th. S. 586, zu 2622 Cub. Zoll angegeben. Hiermit stimmt Nelkenbrecher's Taschenbuch S. 400, Berl. 1786, überein; aber die 8te verbesserte Auflage des Herrn Gerhardts von diesem Werke S. 34, Berl. 1798, setzt dafür 2741$\frac{1}{2}$ Cub. Zoll. Uebrigens sehen wir der Fortsetzung dieser nützlichen Volksschriften vergnügt entgegen, und wünschen, daß sie so wohl thätige Ausarbeiter nützlicher Gegenstände, als viele patriotische Abnehmer finden,

den, und dadurch dieses löbliche Unternehmen mit Beyfall unterstützen mögen.

Mo.

M. August Moritz Runglus, Predigers zu Rahnsdorf und Wergzahne, Archiv der Vorsehung für die Menschenwelt. Halle und Leipzig, bey Ruff. 1798. Erstes Heft (mit einer Vorrede von D. Fr. Volkm. Reinhard, Oberhofprediger und Oberconsistorialrath zu Dresden.) 101 S. und XIV S. Vorrede. Zweytes Heft, 87 Seit. 8. 14 gr.

Was für und gegen eine solche Sammlung von Anekdoten und Erzählungen zur Bestätigung des Glaubens an die göttliche Vorsehung gesagt werden kann, findet sich in der kurzen, aber sehr lesenswürdigen Vorrede des Herrn O. C. R. Reinhard. Mit Recht bemerkt er zuletzt, daß Beyspiele von göttlichen Führungen, welche zunächst die äußerliche Wohlfahrt betreffen, nur alsdann nutzbar seyn können, wenn diese Führungen, so viel als möglich, in ihrer sittlichen Tendenz dargestellt werden, das heißt, wenn man es nicht dabey bewenden läßt, das bloße Faktum zu erzählen, wodurch jemand gerettet, in bessere Umstände versetzt, und beglückt worden ist; sondern wenn zugleich bemerkt wird, welche Folgen für die sittliche Verfassung des Geretteten und Beglückten, für die Berichtigung und Vermehrung seiner Einsichten, für die Uebung seiner Kräfte und für seine Gewöhnung zum Guten, die erzählte Begebenheit entweder wirklich gehabt habe, oder hätte haben sollen. Je sorgfältiger dieß geschehe, sagt er, desto mehr fühle man sich überall in dem Gebiete und unter dem Einflusse eines moralischen Regenten, der zwar das physische Wohl seiner vernünftigen Geschöpfe nie vernachläßigt; aber, als Vater der Geister, alles zuletzt darauf bezieht, daß wir seine Heiligung erlangen. — Der Herausgeber ist diesem Winke größtentheils folgsam gewesen, und seine aus mehrern Schriften zusammen getragenen historischen Zeugnisse für die fortdaurende Wirksamkeit eines höhern Wesens in der Anordnung der Weltbegebenheiten, gewähren daher

eine

eine lehrreiche und beruhigende Lektüre. Er bringt alles in drey Hauptfächer: 1. Vorsehung Gottes in Gefahren; 2. Wege der Vorsehung zur Bestimmung und Glückseligkeit (besser: Vorsehung Gottes in der Leitung des Menschen zu seiner Bestimmung und seiner Glückseligkeit); 3. Vorsehung Gottes in der Ausübung des Vergeltungsrechts in dieser Welt. Auszüge wird man hier nicht erwarten. Rec. versichert überhaupt, daß die Beyspiele größtentheils wohl gewählt sind. Nur wäre zu wünschen, daß der Herausgeber nie andere, als solche, aufnehmen möchte, welche historisch beglaubigt werden können. Auch dürfte er wohl keine Erzählung, wie es im zweyten Hefte mit der Geschichte Luthers geschehen ist, abbrechen, um sie in einem andern Hefte fortzusetzen. Es kommt gerade in einer solchen Schrift vorzüglich viel darauf an, daß man die ganze zweckmäßige Verkettung von Umständen übersehe, wodurch irgend eine wohlthätige Veränderung begründet ward.

Aud.

W. F. Wuchrers, Markgr. Badenschen Hofraths und ordentl. Prof. der reinen Mathem. und der griechisch. Sprache, kleine Schriften. Karlsruhe, in Macklots Hofbuchh. 1799. 324 Seit. 8. 1 Kupfertafel.

1. Mittel, den Flor niedriger Schulen zu befördern, eine Rede zu Lörrach im Oktober 1768; als Herr W. sein dasiges Lehramt niederlegte. 2) Das Schicksal des Weltmenschen und des Christen, in dieser und jener Welt, eine Predigt, zu Karlsruhe 1769 gehalten. 3) Ode auf den Geburtstag Karl Friedrich, Markgr. zu Baden, 1771. 4) Einige geometrische Sätze. Lehre in Malers Geometrie, vollständig dargethan, mit Anwendung geometrischer Analysis. Inhalt jedes in einen Kreis beschriebnen Vierecks. In jedem Trapeze Ueberschuß der Summe der Quadrate seiner vier Seiten, über die Summe der Quadrate seiner Diagonalen. Berechnungen von Kreuz- und Tonnengewölben. Einiges ist nach Euler behandelt. Die Absicht dieses Programms war, Nutzen von geometrischen Untersuchungen zu zeigen,

welche

welche weiter, als auf Elementarkenntnisse gehn. Die Kupferplatte gehört dazu. 5) Mißbrauch der Einbildungskraft. Ist Lastern beförderlich, vergrössert und verringert das Gute, welches durch allerley Charakterschilderungen anschaulich gemacht wird. 6) Sind alle große Männer Neuerungssüchtig? Wie und warum sind sie es? Veranlassung zu diesem Aufsatze giebt eine Stelle des Philo im Leben Moses. Große Geister pflegen viel Neues in den Wissenschaften einzuführen. Dann redet der Verf. von Erfindern in Wissenschaften, Verbesserern im Staate, u. dergl. 7) Beytrag zur Pyrotechnik. Ueber Raketen. Ein Freund von ihm schlug zwölf Raketen auf einmal, ließ Jahr vor Jahr immer eine steigen, die 12te stieg im 12ten Jahre so gut, als die erste. Einen ähnlichen Versuch machte er selbst mit romanischen Lichtern, die 1774 verfertigt waren, und nach 12 Jahren noch die schönste Wirkung thaten. Der Satz war nur aus Pulver und Kohlen. Aus einem Satze für einen gegebenen Caliber, welcher für andre zu berechnen, dem Strahle der Raketen Farben zu geben. Perlenraketen. 8) Beschreibung der mit dem Gymnasio illustri verbundnen Realschule. 9) Schon da geschieht viel Gutes, wo viel Böses gehindert wird. In allen diesen Aufsätzen nützliche Lehren, lichtvoll und eindringend vorgetragen. Nachrichten von Hrn. W. Leben und Schriften.

Ho.

Intelligenzblatt
der
Neuen allgemeinen deutschen
Bibliothek.

No. 39. 1799.

Dienstveränderungen und Beförderungen.

Der ausserordentliche Professor der Philosophie zu Jena, Hr. Johann Friedrich August Göttling, ist zum ordentlichen Professor der Philosophie ernannt worden.

Der Privatdocent der Mathematik, Hr. Conrad Friedrich Martin Stahl, zu Jena, ist zum ausserordentlichen Professor der Philosophie daselbst ernannt worden.

Hr. Dr. Philipp von Eckardt, Privatdocent der Arzneywissenschaft zu Jena, ist als Unterdirektor bey dem unter Aufsicht des Hrn. Hofrath Loder stehenden Entbindungsinstitute daselbst angestellt worden.

Hr. Karl August Hofmann zu Weimar, vormaliger Provisor, jetzt Besitzer der Hofapotheke daselbst, als chemischer und pharmaceutischer Schriftsteller bekannt, hat den Titel als Professor erhalten.

Der ausserordentliche Professor der Philosophie und Diakonus an der Stadtkirche zu Jena, Hr. Johann Adolph Jacobi, ist zum Pfarrer in der Ruhla, Sachsen-Gothaischen Antheils, ernannt worden.

Der zeitherige Amtmann zu Georgenthal im Herzogthume Gotha, Hr. Wilhelm Heinrich Jakobs, erhielt aus eigner Bewegung von seinem Fürsten das Prädicat als Rath.

Zu Dessau wurde der Rektor an der dasigen Hauptschule, Hr. Johann Gottfried Pfannenberg, zum Prediger bey der dortigen Georgenkirche und zugleich zum Mitgliede des geistlichen Ministeriums ernannt. Seine Stelle erhielt der dritte Lehrer jener Schule, Hr. Gerhard Ulrich Anton Veith, und für diesen rückte Hr. V. A. de Mare'es ein.

Der bisherige Oberprediger, Hr. Starke zu Bernburg, ist zum Hofprediger der Kirche zu Ballenstedt berufen worden.

Hr. Prof. August Friedrich Hecker zu Erfurt, hat den Charakter eines fürstlich Hohenloh-Sigmaringischen Hofraths erhalten.

Von dem regierenden Fürsten zu Schwarzburg Rudolstadt ist der praktische Arzt, Hr. Dr. Daniel Collenbusch zu Eisenberg, zum Medicinalrathe, dann der Privatlehrer der Arzneywissenschaft zu Erfurt, Hr. Dr. Mayer, zum Rath, und der ausübende Arzt, Hr. Dr. Vogel zu Stadt Ilm, gleichfalls zum Rathe ernannt worden.

Vermischte Nachrichten.

Erinnerungen des Königl. Großbritannischen und Churfürstl. Braunschweig-Lüneburgischen Consistoriums d. d. 4. May 1799. das Verbot des Journals von Fichte und Niethammer betreffend.

Unsere ꝛc. Es ist euch bereits bekannt, daß Unsers allergnädigsten Königs Majestät aus landesväterlicher Vorsorge für das allgemeine Beste sich bewogen gefunden, das sogenannte philosophische Journal, welches die Professoren zu Jena, Fichte und Niethammer, herausgegeben, wegen gefährlicher, höchst anstößiger und gemeinschädlicher Grundsätze, die in demselben geäußert worden, in Höchst Ihro deutschen Landen zu verbieten.

Königl. Churfürstl. Landes-Regierung hat Uns nun überlassen, diese, auch dem siebenden Stück der dießjährigen Hannoverschen Anzeigen inserirte, Landes-Verordnung mit einigen dabey noch diensam scheinenden Erinnerungen besonders für junge Prediger und Candidaten, welchen ihr in den

euch

euch anvertrauten Inspectionen das anliegende Exemplar jener allerhöchsten Verordnung zur Einsicht mitzutheilen habt, zu begleiten.

Wir dürfen nun wohl voraussetzen, daß die Resultate der in dem gedachten Journale herrschenden Philosophie, so wie der Hauptinhalt und die Tendenz des 1sten, und der andern Abtheilung des zweyten Aufsatzes in dem Ersten Hefte des gedachten Journals vom Jahre 1798, welche zu dem höchsten Verbote die nähere Veranlassung gegeben, euch, wenn auch nur zunächst aus zuverlässigen Auszügen in bewährten kritischen Anzeigen und gründlichen theologischen Zeitschriften, bekannt geworden seyn werden.

Nach dem eignen Geständnisse des Herausgebers jenes Journals S. 4. des 5ten B. hat die in demselben herrschende Philosophie nicht etwa eine bescheidene Prüfung, nicht eine Berichtigung und Ergänzung der philosophischen Begriffe, die etwa im Umlaufe sind, mögen sie Antikantisch oder Kantisch heißen, sondern ihre gänzliche Ausrottung und eine völlige Umkehrung der Denkart über die wichtigsten Punkte des menschlichen Nachdenkens zur Absicht, und erklärt allen und jeglichen, (die nämlich dieser umkehrenden Philosophie nicht huldigen) S. 55. des 5ten B. laut und feyerlich den Krieg. Dieser Geist verräth sich denn auch nur allzudeutlich, wie im 1sten Aufsatze des 1sten Heftes des 6ten B. obigen Journals, so insbesondere in der von dem Verfasser jenes Aufsatzes zur Vertheidigung seiner Lehren im Anfange dieses Jahrs herausgegebenen sogenannten Appellation gegen die Anklage des Atheismus, aus welcher der Sinn und die Anwendung der von ihm aufgestellten Grundsätze erkannt werden soll, so sehr dieß auch durch so manche, darin vorkommende, Widersprüche erschwert wird

Unter den Lehren, die in den angezogenen Aufsätzen aufgestelit werden, und die nicht bloß philosophischen, sondern theologischen Inhalts sind, und auf die Praxis und moralische Denkart einfließen, möchten nun wohl nachstehende Grundsätze eine besondere Aufmerksamkeit auf sich ziehen:

1. Der Verfasser des ersten Aufsatzes in dem angeführten ersten Hefte des Journals von 1798 und der sogenannten Appellation betheuert zwar, die Beziehung einer übersinnlichen moralischen Weltordnung auf den Menschen, (die er auch wohl aus Herablassung, wenn man mit einem andern davon zu reden hat, und als eine Folge der Endlichkeit unsers

Verstandes, ein höchstes moralisches Wesen zu nennen erlaubt, und deren Bewußtseyn sich allein dem Gefühl aufdringe) anzunehmen, führt daher auch eine erhaben seyn sollende moralische Sprache, und bedient sich mancher neutestamentlichen Ausdrücke:

2. Aber er betrachtet dieses Wesen nach seinem Idealismus und Ichheitsprincip nicht als für sich bestehend, läugnet auch die Realität und das Seyn einer von unsrer Vorstellung unabhängigen, für sich bestehenden, Gottheit dreist und laut hinweg. (Wenn er auch die Gottheit dem Namen nach beybehält, oder nach seiner Art nur beyzubehalten verstattet: so hebt er doch in der That den Glauben an das selbstständige Seyn und an das Wirken Gottes ganz auf.)

3. Er stürzt ferner den Menschen über seine Bestimmung in Ungewißheit, indem er ihm zwar auf der einen Seite große Dinge verspricht; auf der andern aber dieß Versprechen wieder zurücknimmt, weil er das ganze übersinnliche Daseyn ungewiß macht, und der Moral den Grund und die unentbehrlichste Stütze derselben raubt.

4. Ueberdem macht er den Bekennern des (christlichen) Glaubens an einen für sich bestehenden Gott ohne Unterschied unerweisliche und bittere Vorwürfe, beschuldigt sie des Atheismus, des Götzendienstes ꝛc., und legt ihnen Behauptungen zur Last, die theils ganz ungegründet, theils von allen richtig denkenden Verehrern jenes Glaubens längst verworfen sind.

Schon hieraus wird genugsam erhellen, in welchem Betracht und aus welchen Gründen eine ernstliche Warnung vor Sätzen der Art und des Gehalts nothwendig war, und warum mehrere Gelehrte und verdiente Theologen in öffentlichen Blättern erklärt haben, daß der Inhalt und die unverkennbare Absicht der durch jene Aufsätze verbreiteten Lehren ihren Einsichten und Grundsätzen entgegen sey.

Wir zweifeln nun nicht einst, daß ihr selbst diese und ähnliche Grundsätze und Meinungen, und die dagegen bereits im Druck erschienenen nützlichen Erinnerungen und gelehrten Vertheidigungen der guten Sache der wahren Religion und des Christenthums reiflich werdet erwogen, und nach der gerechten und weisen Regel des Apostels I Thess. 5. 21. Παντα δοκιμαζετε; το καλον κατεχετε. im Zusammenhange und mit gewissenhafter Sorgfalt geprüft haben.

Um so mehr vertrauen Wir denn auch, daß ihr euch angelegen lassen seyn werdet, in eurem Wirkungskreise möglichst ver-

verhüten zu helfen, daß solche Grundsätze sich nicht verbreiten, aus welchen Behauptungen des Inhalts und Gehalts hervorgehen, und die eine gründliche Prüfung nicht aushalten, auch auf die Moralität einen sehr nachtheiligen Einfluß haben können, wenn sie gleich durch die Art des Vortrags den nicht genug unterrichteten, und nicht alles selbst prüfenden, Leser blenden.

Vorzüglich wird diese eure pflichtmäßige Aufmerksamkeit auf solche angehende Prediger und Candidaten des Predigtamts zu richten seyn, die etwa mit dem sonst rühmlichen Eifer für die Erweiterung ihrer Einsichten noch nicht die Festigkeit und Reife der Prüfung solcher neuer Meinungen, die durch den moralischen Anstrich die Leser einnehmen, verbinden möchten.

Je weniger indessen solche für wahre Religion und Moral gefährliche Meinungen, oder andere damit in Verbindung stehende Sätze, die durch einen leicht möglichen Mißverstand wie aller, so insbesondere der ächten christlichen, Religiosität und Moralität nachtheilig werden können, hin und wieder unbekannt geblieben seyn dürfen; desto angelegentlicher werdet Ihr Euch bemühen, eine oder andere, jene Grundsätze und Meinungen widerlegende, Abhandlung, (als B. Schäffer über des Hrn. Professors Fichte Appellation an das Publikum. Gotha 1799. Eberhard über den Gott des Hrn. Professors Fichte und den Götzen seiner Gegner. Halle 1799. Eines ungenannten Appellation an den gesunden Menschenverstand in einigen Aphorismen. 1799. Neues theologisches Journal 1stes Stück 1799. u. a.) zur allgemeinern Kenntniß in Umlauf zu bringen. Bey dieser und jeder andern Veranlassung werdet ihr denn die sich darbietende schickliche Gelegenheit wohl zu benutzen wissen, junge Prediger und Candidaten zum fernern gründlichen Studium des wahren Sinnes und Geistes der heiligen Schriften, und des ächten Christenthums in seinem wahren Zusammenhange, und dessen fruchtbare Anwendung auf das praktische Leben zu ermuntern, und an die heilige Verpflichtung zu erinnern, die reine Lehre der christlichen Religion nach dem wahren Inhalte der biblischen Schriften, wie auch unsere Bekenntniß-Bücher dazu die Anleitung geben, in Predigten und Catechisationen richtig, zweckmäßig und den Grundsätzen einer wahren christlich-moralischen Erbauung gemäß, vorzutragen.

Wir dürfen hier nicht erst anführen, was die kostbare Erhaltung, Beförderung und allmählige Verbesserung der im Staate vorhandenen höheren und anderen Bildungs-Anstal-

ten verbürgt, wie ernstlich man wünsche, daß der Geist gründlicher biblischer Forschung, Untersuchung und Prüfung der vorzutragenden Lehren, (darauf allein eine tiefe und praktische Ueberzeugung von der Wahrheit und dem Werthe derselben sicher ruhen kann) mehr und mehr geweckt und unterhalten werde: und wie wenig man freymüthige, bescheidene und mit Gründen unterstützte Aeußerungen der Resultate des rege gemachten Prüfungsgeistes zu hemmen, oder nur aufzuhalten, zur Absicht gehabt habe. Nur ist es nicht zu verkennen, wie dringend die Nothwendigkeit sey, daß dem einreissenden Strome einer oberflächlichen, leichtsinnigen und unkritischen Behandlungsart der religiösen und moralischen Wahrheiten, der zunehmenden Umkehrsucht in dem Gebiete der leitenden Ideen; der anmaßenden Forderung eines imponirenden Glaubens an unerwiesene Behauptungen, und ein philosophisches System, das für das einzige untrügliche gehalten werden soll; der unmoralischen Sitte, nur durch Paradoxie, scheinbare Neuheit und blendende Originalität glänzen zu wollen; der eignen Art und Kunst, durch eine erhabene Tugendsprache, (die selbst dem Egoismus und der ausschließenden Beyfallsucht zum Mantel dient, und womit das stolze und intolerante Benehmen dessen, der diese Sprache führt, in auffallendem Widerspruche steht) unkundige und unbefangene einzunehmen und zu täuschen, und dem Einflusse, den diese Manier auf die Denkart, die Sitten und die ganze moralische Praxis des Zeitalters dermalen hie und da schon bewiesen hat, möglichst entgegen gewirkt, und so dem daher zu fürchtenden Unheil, (das, wenn es sich weiter verbreiten sollte, eine verkehrte Richtung der Talente, Irreligion und Immoralität herbeyführen könnte) noch zu rechter Zeit durch schickliche und wirksame Mittel vorgebeugt werde. Und nicht sicherer und zuverlässiger wird dieses geschehen können, als wenn (dem Geiste des vernünftigen und christlichen Glaubens an eine höhere göttliche Weltregierung gemäß) ächte Solidität im Studium der Religion und Moral, und, wie die möglichste Erweckung und Uebung des Scharfsinnes, so auch anhaltender Fleiß, Bescheidenheit und Bestimmtheit im Untersuchen und Erklären einzelner Lehren und geltender Systeme, nach Verhältniß, Gelegenheit, Empfänglichkeit und Zeitumständen empfohlen, und auf alle mögliche Weise befördert werden.

Wir

Wir zweifeln übrigens nicht, daß der vorbemerkten Königl. Verordnung in eurer Inspektion schon beyher werde nachgelebt, mithin mehrgedachtes philosophisches Journal in keine Lesegesellschaft aufgenommen seyn; und fügen nur noch für die in eurer Inspektion sich aufhaltenden Candidaten nachrichtlich hinzu, wie Königl. Churfürstl. Landes-Regierung in einem unter dem 14ten Jän. d. J. an Uns ergangenen Schreiben sich folgendergestalt geäussert habe: „Wir wollen nicht hoffen, daß diejenigen Candidaten, die zu Jena ihre Studien getrieben haben, zu solchen Grundsätzen, als durch das vorbemerkte Journal zu verbreiten gesucht werden, sich haben verleiten lassen. Allemal aber wird es die Vorsicht erfordern, die Prüfung derselben vorzüglich mit darauf zu richten, daß aus ihren Antworten ihre Art, über solche Gegenstände zu denken, sich überzeugend ergebe."

Das Duplikat dieses Unsers Ausschreibens, von welchem jeder Prediger und Candidat ein Exemplar erhält, erwarten Wir mit den gewöhnlichen Praesentatis versehen, anhero zurück: auch werden wir uns angenehm seyn lassen, wenn demnächst in euren künftigen Amts- und Visitations- auch Candidaten-Berichten bemerkt wird, wie ihr die Gelegenheit, die sich euch darbieten möchte, Unsere wohlmeinende Absicht zu befördern, habt benutzen können. Wir sind ꝛc.

Hannover, den 4ten May, 1799.

Königlich Großbritannische und Churfürstl. Braunschweig-Lüneburg. wirklicher Geheimer-Rath und zum Consistorio verordnete Präsident, auch Consistorial- und Kirchenräthe.

C. L. A. v. Arnßwaldt.

An
sämmtliche unter hiesigem Consistorio stehende General- und Special-Superintendenten, auch geistliche Ministeria in Städten, Stiften und Klöster.

Der guten Absicht des Consistoriums wird gewiß aufs beste Gnüge geleistet, wenn sie überall so aufgefaßt und beherziget wird, wie z. B. folgender Umlauf zu erkennen giebt, womit Herr Superint. Röhrs zu Gifhorn sie in seinen beyden

beyden Kirchsprengeln Gisshorn und Fallersleben bekannt machte:

„Meine Herrn Amtsbr. so wie die H. Candidaten ersuche ich, von beygehender Königlicher Verordnung (s. Int. Bl. Nro. 12. 1799.) so wie von beygehendrn Ausschreiben eines Königl. Cons. das Ficht- und Niethammersche Journ. betr., jeder ein Exemplar zu nehmen. —"

„Dem Inhalte des verehrl. Consistorial-Ausschreibens noch etwas hinzuzufügen würde, desto unnöthiger seyn, da mir von Keinem unter Ihnen eine Billigung der angezogenen in gedachtem Journ. enthaltenen Grundsätze bekannt geworden ist. Indessen werde ich von denen, der Widerlegung jener Grundsätze gewidmeten Abhandlungen, deren das verehrliche Cons. gedenkt, diejenigen, welche ich selbst besitze, Ihnen gerne communiciren."

„Daß übrigens die Absicht des Cons. Ausschreibens nicht seh, zu eigentlichen polemischen Predigten gegen die angezogenen Grundsätze zu ermuntern, wodurch die in unsern Gemeinden noch unbekannten, gefährlichen, und zu keinen reinen und festhaltenden Begriffen zurückzuführenden Fichteschen Vorstellungen, von einem republicanischen, in einem bloßen Systeme, das keinen Director hat, bestehenden Gotte, nur erst in Umlauf gebracht werden könnten, versteht sich wohl von selbst. Da sich indessen nicht berechnen läßt, welche mißverstandene Begriffe oder richtige Vorstellungen von der Gottheit, nach und nach von dem kleinen lesenden Theile unsers Publikums aufgefasst und Andern mitgetheilt werden können; so werden meine H. A. Br. die uns jetzt aufliegende Verpflichtung leicht einsehen, durch gründliche, faßliche und anschauliche Darstellungen der Nothwendigkeit eines Glaubens an Gott, so wie das Christenthum ihn uns lehret, ohne dabey der Fichteschen Streitigkeiten im mindesten zu gedenken, in unsern Predigten, Catechisationen und biblischen Vorlesungen, so wie, wenn eine schickliche Gelegenheit sich dazu darbietet, bey gesellschaftlichen Unterredungen entgegen zu wirken.

Hochachtungsvoll ꝛc.

Intelligenzblatt

der

Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek.

No. 40. 1799.

Todesfälle.

1799.

Den 1. Februar starb zu Zobel in Schlesien Hr. Gottfried Sigismund v. Arndt, Königl. Preuß. Commissionsrath, geboren zu Stephansdorf den 20. April 1746, also 53 Jahre alt. Seine Aeltern waren bürgerlich; der Adel wurde dem Verstorbenen wegen seiner Verdienste um die Landwirthschaft ertheilt, in welcher Rücksicht Arndt vorzüglich als Erfinder eines neuen Feldbestellungssystems bekannt ist, das auch von ihm in einer eignen gedruckten Abhandlung beschrieben wurde.

Den 4. Julius zu Wittenberg der dasige dritte Diakonus an der Stadtkirche und akademische Privatlehrer, Hr. M. Johann Friedrich Lippoldt, 63 Jahre alt.

Den 20. Julius zu Wolfleben in der Grafschaft Hohnstein, Hr. Christoph Friedrich Limburg, Prediger daselbst, 70 Jahre alt, Verfasser einer Abhandlung von den Raubbienen.

Den 23. Julius Hr. Christian Ludwig Leutwein, Pfarrer zu Eningen im Wirtembergischen, 69 Jahre alt.

Den 24. Julius zu Berlin Hr. Ludwig Esaias von Pajon de Moncets, Königl. geheimer und Oberconsistorialrath, Prediger bey der französischen Kirche in der Klosterstraße, 75 Jahre alt.

Gelehrte Gesellschaften.

Die Gesellschaft zur Beförderung vaterländischer Industrie zu Nürnberg setzt für das nächste Jahr 1800 einen Preis von funfzig Gulden Rheinl. auf die beste Beantwortung der Frage:

Wie können Arme, männlichen und weiblichen Geschlechts, besonders, wenn sie Professionisten sind, — solche, welche durch Krieg, durch Verbote, u. dgl. Ursachen, um ihren Handverdienst, und um ihre Arbeit gekommen sind — in großen Städten, und vorzüglich in Nürnberg, bis zur Wiederauflebung ihres darnieder liegenden Gewerbes, am leichtesten Beschäfftigung zur Erlangung eines nothdürftigen Unterhalts erhalten?

Bey der Beantwortung wird vorausgesetzt, daß:

1) nicht allein junge und gesunde, sondern auch alte und kränkliche Personen, in soferne sie nur noch arbeiten können, dabey Ernährung finden;

2) daß besonders diejenigen Professionisten, welche durch Krieg, oder durch Verbote ihrer Fabrikate um ihren Erwerb gekommen sind, einstweilen einen andern Nahrungszweig erhalten;

3) daß unter den Vorschlägen nicht die gewöhnlichen Arbeiten, z. B. Holzhauen, Holztragen, Nähen, Spinnen, u. dgl. mehr angeführt werden, weil diese ohnehin bekannt, und schon eine Menge dürftiger Personen damit beschäfftigt sind;

4) daß die Vorschläge nicht allzugroßen Schwierigkeiten in der Ausführung, noch allzuvielen Einschränkungen unterworfen sind;

5) daß die Beschäfftigung nicht etwa nur auf eine kurze Zeit, sondern wo möglich von sicherer Dauer sey; und endlich

6) daß eine hinlängliche Anweisung zu der nöthigen Einrichtung bey der Ausführung der Vorschläge gegeben werde.

Ferner wird ein Preis von hundert Gulden Rhein. im Jahr 1801 demjenigen zuerkannt, welcher ein vollkommenes Kochgeschirre von solchen Material erfindet, welches nach der Untersuchung des sel. Prof. Werners

ners in Hinsicht auf Holzersparung und Gesundheit die erforderlichen Eigenschaften hat?

Es muß aber dieses Kochgeschirre:

1) in seinen Wänden sehr dünne, und höchstens $\frac{1}{8}$tel Zoll dick seyn, damit es nicht allzu viele Wärme vernichtet:

2) es müßte aus einer Masse gemacht seyn, die fest und stark genug ist, um dem Gefäß bey einer solchen Dünne die erforderliche Dauer zu geben.

3) es müßte diese Masse oder Materie, nicht nur der äussern mechanischen Gewalt, sondern auch dem Feuer möglichst widerstehen;

4) sie müßte wenigstens für die zu den Speisen erforderlichen Essig- und Salzsäuren unauflösbar, und der Gesundheit unschädlich seyn; endlich

5) muß dergleichen Geschirre in Nürnberg selbst fabriciret werden können, und das Material entweder daselbst zu haben seyn, oder nicht sehr weit herbeygeholt werden dürfen.

Diejenigen, welche über die erste Frage Preisschriften einsenden wollen, müssen solche längstens bis den 1. März 1800 dem Hr. Joh. Ferdinand Roth, Diakon bey St. Sebald, als Correspondenz-Secretair der Gesellschaft, unter unbekanntem Siegel, und wenn es Nürnbergische Verfasser sind, von fremder Hand geschrieben, überschicken, mit einem Motto bezeichnen, und eben dieses Motto auf die Aussenseite eines der Abhandlung beyzulegenden versiegelten Zettels, worin ihr Name, Stand und Wohnort bemerkt ist, schreiben. — Diejenige Abhandlung, welche nach der, die den Preis erhält, für die beste erkannt wird, erhält das Accessit, und der Verfasser derselben wird ebenfalls dem Publikum angezeigt; seine Schrift erhält er aber wieder zurück. Die Erfinder eines Kochgeschirrs ganz von der Beschaffenheit, wie es in der Preisfrage verlangt wird, werden bis zum 1. März 1801 die Proben davon, nebst den dazu gehörigen möglichst vollständigen Nachrichten und Anweisungen an den Hrn. Senator v. Welser, den ältern, einsenden, worauf sodann demjenigen, der ein solches erfunden hat, welches hinlänglich alles Erforderliche leistet, der Preis von 100 Gulden den 1. Junius 1801 ausbezahlt wird.

Am 8. August 1799 hielt die Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin wegen der Geburtsfeyer Sr. Majestät des Königs eine öffentliche Sitzung. Herr Merian

eröffnete solche durch eine der Feyer dieses Tages angemessene Rede, und zeigte an, daß die physikalische Klasse der Akademie über die Frage: „Von welcher Art sind die erdigten Bestandtheile, welche man durch Hülfe der chemischen Zergliederung in den verschiedenen einländischen Getreidearten findet? Treten diese in solche so ein, wie man sie darin findet, oder werden sie durch die Lebenskraft und durch die Wirkung der Organe der Vegetation erzeuget?“ zwey Abhandlungen erhalten, von welchen sie der erstern mit der Devise: Omnis cognitio multis est obstructa difficultatibus, den im Jahre 1797. verdoppelten Preis von 100 Ducaten zuerkannt habe. Bey Eröffnung der versiegelten Devise fand sich der Name, Herr Johann Christian Carl Schrader, Apotheker in Berlin. Der zweyten Abhandlung mit der Devise: Experientia sola, hat sie das Accessit ertheilt, und fordert den unbekannten Verfasser hierdurch auf, sich zu erklären, ob er wünscht, daß seine Abhandlung zum Druck befördert werde. Die philosophische Klasse hatte die Frage aufgegeben: Auf eine unwiderlegliche Art den Ursprung unserer Erkenntnisse zu zeigen, entweder indem ganz neue Beweise gegeben, oder indem die schon geführten Beweise in ein neues Licht gestellt, und ausser allen fernern Zweifel gesetzt werden.“ Hierüber sind 8 Abhandlungen eingegangen; da aber keine derselben dem Wunsche der Akademie entsprochen: so hat sie beschlossen, diese Frage noch einmal zur Beantwortung vorzulegen, den Preis bis zum Jahre 1801 auszusetzen, und erwartet, daß alsdann die Abhandlungen bis zum ersten May gedachten Jahres eingesandt seyn werden. Die physikalische Klasse der Akademie giebt für das Jahr 1801 folgende Frage auf: Wirkt die elektrische Materie auf gährende Körper? in diesem Fall wie wirkt sie? befördert oder hindert sie die Gährung? bringt sie Veränderungen in den Produkten der Gährung hervor? Welchen Nutzen kann man von diesen Erfahrungen auf die Bereitung der Weine, auf das Bier- und Essigbrauen und auf das Branntweinbrennen ziehen? Der Preis besteht in einer goldenen Medaille von 50 Ducaten. Das scheidende Jahrhundert giebt jedem denkenden Menschen Veranlassung, auf die großen und wichtigen Begebenheiten desselben zurückzublicken; und hiebey bieten sich die großen Männer, welche diese hervorbrachten,

ten, sie leiteten, und auf dieß Jahrhundert einen entscheidenden Einfluß hatten, von selbst dar. Die Akademie der Wissenschaften glaubt keinen passendern Gegenstand wählen zu können, als wenn sie ihrem großen Wiederhersteller und Wohlthäter eine ausserordentliche Preis-Aufgabe widmet, und giebt daher folgende Frage auf: „Welchen Einfluß hatte Friedrich der Zweyte auf die Erklärung und Bildung seines Jahrhunderts?“ Der Preis ist gleichfalls eine goldene 50 Ducaten schwere Medaille und die Akademie erwartet die Abhandlungen spätestens den 1sten May 1800. Hierauf las Hr. Meierotto die Lobschrift auf den verstorbenen Herrn Ramler. Herr Erman las eine Abhandlung über die literarischen Versehen (Bevues). Herr v. Burgsdorff: über die Erfindung des besten Kaffee-Surrogats aus den Abgängen, welche bey der Fabrikation des Rohzuckers von den Runkelrüben bleibt. Herr Zöllner beschloß diese Sitzung durch Vorlesung einer Abhandlung: „Beytrag zur Kritik der neuesten Philosophie.“

Vermischte Nachrichten.

Beschluß der Bücherverbote zu Wien, im December 1798. Januar und Februar 1799.

Sammlung unterhaltender und lehrreicher Erzählungen, nebst einer Auswahl Idyllen, von Geßner. Deutsch und französisch. Paris und Straßburg, 1798.

Schaumann (T. C. G.) Geschichte der Republik Frankreich unter der Direktorial-Regierung, 2te Abtheilung. Halle. 798. 8.

Schlenkert (Fr) Moritz Churfürst von Sachsen, ein historisches Gemälde. 1. 2. 3. Theil. Leipzig. 1798. 8.

Schmid (Joh. E. Chr.) allgemeine Bibliothek der neuesten theol. Literatur in Bandes 35 Stück. Gießen 1798. 8.

Schmiedchen (J. G. D.) das Haus von Grodnow, oder die Liebe nach der Ehe. 1r u. 2r Theil. Leipzig.

Schwänke (erotische) aus Kupidos Brieftasche. 2r Theil. Leipzig. 1799.

Seneca (des Lucius Annäus) Vergötterung des Kaisers

Klaudius, nebst einer hingehörenden Stelle aus dem Sprichwörtern des Erasmus übersetzt, von Adolph Grönninger. 1798. 4.

Sonntags-Blatt, 1 — 52 Stück. Flensburg. 1797. 8.

Staatenkunde (neueste) ein Journal für Regenten und Völker, 1r Band 4s Heft. Deutschland 1798. 8.

Staatsanzeigen (neueste), 4r Band 4s Stück. Germanien 1798. 8.

Stäudlin (C. Fr.) Grundriß der Tugend- und Religionslehre, zu akademischen Vorlesungen für zukünftige Lehrer in der Christl. Kirche. 1r Theil. Göttingen 1798. 8.

Stanz (Conrad) Darstellung der reinen Rechtslehre von Kant, zur Berichtigung der vorzügl. Mißverständnisse. Frankf. und Leipzig. 1798. 8.

Stöver (D. H.) unser Jahrhundert. Fortsetzung von Voß. 6r Theil. Altona. 1798. 8. oder:

Voß (D. C.) das Jahrhundert der Aufklärung. Eine Gallerie historischer Gemälde. 3r Theil. Altona 1798. 8.

Thierkreis (der politische), oder die Zeichen unsrer Zeit. 2ter Theil. Fortgesetzt von Monachomachus. Maynz. 8. oder:

Ungeheuer, neuestes graues, herausgegeben von einem Freunde der Menschheit. 2r Band. Bagdad. 798. 8.

Thieß (J. Otto) Communion-Buch für aufgeklärte Christen, 3te verm. Aufl. Linz und Gera. 1798. 8.

— — Einleitung in die neuern Geschichten der Religion, der Kirche und der theolog. Wissenschaften zum Gebrauche akademischer Vorlesungen. Schleswig. 1797. 8.

Vater Gehrhardts (des alten) Gespräche über die politische Lage, worin sich das Menschengeschlecht überhaupt, und Deutschland insbesondere, durch die französische Revolution befindet. Mainz VII.

Volkslehrer (der) monatliche Unterhaltungen aus der Religion, Natur, Kunst und Menschenkunde, für den Bürger und Landmann, 15 Bändchen. Zittau 1798. 8.

Wachs (Hans) oder die Geistesmoden im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts, 1r u. 2r Theil. 1797. 8.

Walsleben und Helfenstein oder: soll man heyrathen? Ein Versuch nach Beyspielen in dialogisirter Form. Danzig. 1798. 8.

Wanderungen und Kreuzzüge Abdalah's des Kosmopoliten durch Europa, zur Zeit der jetzt herrschenden Aufklärungs- und Revolutionsepoche. Kölln, im 1n J. d. Freyheit. 8.

Wan-

Wanderungen (kosmopolitische) durch Preußen, Liefland, Kurland, Lithauen, ꝛc. in den Jahren 1795 — 1797. in Briefen an meinen Freund. 18 Bändchen. Germanien.

Weltgeschichte (allgemeine) zur Unterhaltung für Liebhaber u. Ungelehrte. 4r Theil. Frankf. und Leipz. 1799. oder:

Geschichte der Deutschen, zur Unterhaltung für Liebhaber und Ungelehrte. 1r Theil. Frankf. a. M. 1799. 8.

Zustand (über den neuen politischen) und die Verhältnisse der europäischen Staaten, besonders Frankreichs seit der Revolution. Aus Burke's hinterlassenen Papieren. Hamburg. 1798. 8.

Schriften in ausländischen Sprachen.

Acte d'independançe des états unis d'Amerique et Constitutions des republiques française, cisalpine et ligurienne, dans les quatre langues francaise, allemande, anglaise et italienne. 8.

Amans (les) reunis, ou les fruits de l'amour et de l'education. á Paris An. VI. 8.

An, deux mille quatre cent quarante, Réve s'il en fût jamais, suivi de l'homme de fer, songe, par L. S. Mercier. Nouv. Edition. Tome 1. 2. 3. à Paris An. VII.

Annuaire du Departement du Bas-Rhin pour l'an VII de la Rep. française. Par le Cit. Bottin. à Strasbourg. 12,

Annuaire du Republicain ou legende physico economique. Par C. Millin. II. Edd. à Paris An. II. 8.

Campagnes des Français, pendant la revolution. Tome 1 et 2. Par A. Liges. à Blois An. VI. 8.

Collection générale des lois, proclamations, arrêtés et autres actes du Directoire executif An. IV. Tome et Partie 1 et 2. An. V. Tome 2. Partie 1 et 2. An. VI. Tome 3. Partie 1. à Paris An. IV. V. VI. de la Rép. 4.

Correspondence de l'armée française en Egypte, interceptée par l'escadre de Nelson, publicée a Londres, les notes traduites en français, suivies d'observations par E. T. Simon, à Paris An. VII. 8. (nec erga Schedam conceditur.)

Cousin (le) du compere Mathieu, à Paris. 12.

Creatio universi Adami et Evae nec non peccatum et poena protoparentum.

Histoi-

Hiſtoire de Pierre III. Empereur de Ruſſie, imprimée ſur un manuſcrit trouvé dans les papiers de Montmerin. Par l'auteur de la vie de Fréderic II. 3 Tomes. à Paris.

Hiſtoire ſecrète de la révolution françaiſe. Par franç. Pugés. Tome 3me et dernier, à Paris. An. VII. 8.

Jacobin (le) Eſpagnol ou hiſtoire du moine Ambroſio et de la belle Antonia ſe ſoeur. Trad. de l'Anglois. 4 Tom. à Paris. 1797. 12.

Lettre au Roi de Pruſſe, ſeconde ſuite a l'unique moyen de faire la paix, par un noble Venitien. Sept. 1798. 8.

Lettre à Mr. le Baron de Thugut pour ſervir à l'unique moyen de faire la paix, par un noble Venetieu. Aout 1798. 8.

Loix et inſtructions nouvelles concernant l'organiſation et les fonctions des Commiſſaires des guerres, à Paris. An. 3 — 8.

Memoires philoſophiques d'Henrion, ancien membre du point central des ſciences, arts et metiers, à Paris. 12.

Mercure Brittannique par Mallet du Pan. Decbr. 1798. et Jan. 1799. N. 9. 10. Londres. 8.

Poëte (le) où memoires d'un homme de lettres ecrits par lui même. Tome 1. 2. 3. 4. à Hambourg.

Procès fameux jugés avant et depuis la revolution. Tom. 16. Par le Cit. des Eſſarts, à Paris. An. VI.

Recueil d'hiſtoires inſtructives et amuſantes, ſuivi d'un choix d'Idylles tirées des oeuvres de Geſsner en franç. et ailemand, à Paris et à Strasbourg. 1798. 8.

Tableau (nouveau) ſpeculatif de l'Europe. Par le Général Dumouriez. Septembre 1798. 8.

Tombeau (le) ouvrage poſthume d'Anne Radeliffe, trad. du manuſcrit par Hector Rouſſier, et Bicet. Tome 1. et 2. à Paris. An VII. 8.

Venus (la) populaire ou Apologie des maiſons de joie trad. de l'anglois. Nouv. Edition, à Paris. 12.

Voyage dans les Departements de Françe. Cahier 32 — 66. à Paris. 1798. An. VI.

Druckfehler.

Im 45ſten Bande S. 95 Z. 19 ſtatt Lauben, Heinzen leſe man: Faulen-Heinzen.

Intelligenzblatt
der
Neuen allgemeinen deutschen
Bibliothek.

No. 41. 1799.

Dienstveränderungen und Beförderungen. *)

Der bisherige Churfürstl. Braunschweig-Lüneburgische Hof- und Canzleyrath, Hr. D. Theodor Hagemann, zu Celle, ist zum Ober-Appellationsrath auf der gelehrten Bank ernannt worden.

Hr. August Christian Bartels, zu Braunschweig, Abt zu Riddagshausen, Propst des Aegidienklosters und Herzogl. Braunschweigischer Hofprediger, ist zum Consistorialrath ernannt worden.

Der Hr. geheime Kriegssecretair Gärtner zu Braunschweig, (Verfasser einer Abhandlung über die Theilung der Gemeindeweiden vor Braunschweig. 1798. 8.) wurde als Kriegsrath angestellt.

Hr.

*) Wir merken ein für allemal an, daß mehrere der von uns erzählten Veränderungen in der Lage der deutschen Schriftsteller noch aus dem Jahre 1798 sind. Billigen Lesern wird diese Verspätung keiner Entschuldigung bedürfen; sie werden von selbst einsehen, daß es theils unerreichbar bleibt, alle Nachrichten so früh, als man wohl wünschen möchte, zu erhalten; theils aber dem Zweck und der Einrichtung unsrer Blätter mehr die Vollständigkeit der Notizen über Alles, was deutsche Schriftsteller angeht, als die Neuheit derselben, nahe liegt. —

Hr. D. Welge, Physikus der Reichsstadt Gossel, hat das zu Harzburg im Braunschweigischen neuerrichtete Physikat erhalten.

Der bisherige Braunschweigische Hofgerichtsassessor, Hr. Friedrich Karl von Strombeck, zu Wolfenbüttel, Verf. einiger Uebersetzungen von Schriften des Ovids, ist als Hofrath in die Dienste der Aebtissinn von Gandersheim getreten.

Hr. Beck aus Halle, Verf. des einzig möglichen Standpunkts, u. s. w. ist Professor der Metaphysik zu Rostock geworden.

Hr. M. Johann Dietrich Hartmann, zu Rostock, hat eine Collaboratorstelle an der Schule zu Schwerin erhalten.

Todesfälle.

1799.

Den 2. April zu Neu-Strelitz starb der Herzogl. Mecklenburg-Strelitzische Schloßhauptmann und Kammerherr, Hr. Christoph Heinrich Adolph von Zehmen, Verfasser verschiedener ökonomischen Schriften, 72 Jahre alt.

Den 13. April Hr. Johann Gottfried Wachsmuth, Magister der Philosophie und Superintendent zu Bitterfeld in Chursachsen, 59 Jahre alt.

In demselben Monate zu Thelkow im Mecklenburg-Schwerinischen der dasige Prediger, Hr. Otto Friedrich Ehrenreich Hennings, 41 Jahre alt, Verf. der Gebete für Kinder, nebst einem Anhange von einigen Liedern, 1798. und einiger anonymischen Aufsätze in der Monatsschrift von und für Mecklenburg.

Den 1. Junius zu Genf der Oberpfarrer der Lutherischen Kirche das., Hr. Johann Christian Beumelburg, geboren zu Gotha im Jahre 1729; er hat verschiedene, vorzüglich ascetische Schriften herausgegeben.

Den 4. Junius zu Pirna, Hr. Land- Amts- und Stadtphysikus D. Karl Ludwig Schmalz. *)

Den

*) Die Todesanzeige, aus welcher diese Nachricht entlehnt ist, läßt, wegen ihrer Unbestimmtheit, ungewiß, ob der Verstorbene wirklich der hier angezeigte, oder ein andrer Arzt zu Pirna sey, der gleichen Namen führe. —

Den 10. Junius zu Niederoderwitz in der Niederlausitz der dasige Pfarrer, Hr. M. Johann Traugott Flössel, 67 Jahre alt, Verf. einiger specialhistorischen Abhandlungen, die zum Theil einzeln, zum Theil in Journalen abgedruckt sind.

Den 18. Junius zu Offenbach am Mayn, Hr. Johann Andre, Markgräfl. Schwedtischer Kapellmeister, 59 Jahre alt; durch theatralische Versuche, insbesondre aber durch musikalische Arbeiten bekannt.

Den 29. Junius zu Landsberg an der Warthe der dasige Inspector und Prediger, Hr. Martin Dietrich Stenigke, 57 Jahre alt.

Den 30. Junius zu Ludwigslust der Herzogl. Mecklenburgische Ober-Roßarzt, Hr. Johann Christoph Steinhof, 45 Jahre alt.

Den 1. Julius zu Bückeburg der Gräfl. Schaumburg-Lippische Regierungsrath, Hr. Johann Daniel Reiche, 52 Jahre alt, Verfasser verschiedener Deductionen.

Den 7. Julius Hr. Cornelius von Pauw, Canonicus zu Xanten, 60 Jahre alt, Verfasser der Recherches sur les Americains und sur les Egyptiens.

Den 19. Julius zu Jena Hr. Karl Friedrich Walch, Herzogl. Sachsen-Weimar- und Eisenachischer geheimer Justizrath, ordentlicher öffentlicher Lehrer des Codex und der Novellen, der Juristenfacultät Senior, des gesammten Hofgerichts und Schöppenstuhls ordentlicher Beysitzer, und der Jenaischen lateinischen Gesellschaft Director, 65 Jahre alt.

Chronik deutscher Universitäten.

Leipzig. 1799. Den 15. Januar brachte Hr. Oberhofgerichts- und Consistorial-Advokat, Hr. D. Johann August Apel, den zweyten Theil seiner Abhandl. de causis matrimonii annullandi, 66 S. 4. auf das Katheder. Respondent war Hr. Christian Gottfried Hillig a. Leipzig.

Den 22. Jan. vertheidigte auf gleiche Weise Hr. Ernst Blümner, Studiosus juris, die von seinem Bruder, dem Herrn Oberhofgerichtsassessor und Senator, D. Heinrich Blümner, geschriebene Abhandl. Scabini judiciorum criminalium ad L. Carolinam poenalem descripti. 80 S. 4.

Den 24. Jan. vertheidigte Hr. Stephan Carl Richter aus Leipzig, unter dem Vorsitze des Hrn. D. Johann Conrad Sickel, den ersten Theil einer von ihm selbst abgefaßten Abhandlung: de vi militiae veterum Germanorum Heribannariae jure Germanico privato conspicua. 54. S. 4.

Den 7. Februar war die gewöhnliche Magisterpromotion; die Einladung dazu war vom Hrn. Prof. Beck, und enthielt: Observationum critico-exegeticarum, Part. II. 18 S., und dazu gehört H. Prof. Ecks Gedicht: Pecoris pastor et philosophus, Gayi Britanni, Fabula prima, carmine latino expressa. 22 S. 4. Diesem Gedichte sind die Lebensläufe der Magister hinzugefügt. Unter ihnen waren in diesem Jahre wiederum drey Jubelmagister: Hr. Geheime Finanzrath Andreas von Wagner der ältere in Dresden, Hr. Prof. D. Georg Rudolph Böhmer zu Wittenberg, und Hr. Prof. Anton Ernst Klausing zu Leipzig.

Den 9. Febr. hielt Hr. D. Johann Christian Knötzscher, als Professor juris publici extraordinarius, seine Antrittsrede: de M. Tullio Cicerone in defendendis reis imitando. Das Programm, mit welchem er dazu einlud, handelt: De poenis inficiationis temere litigantium, jure Saxonico electorali statutis, ad Ord. Proc. rec. tit. XVI. §. 2. 3. 36 S. 4.

Den 15. März erhielt Hr. Karl Friedrich Nicolai aus Görlitz, die medicinische Doctorwürde, nachdem er eine Abhandlung: Dynamologiae chemico-physico-medicae Specimen, 44 S. 4., unter Vorsitz des Hrn. Assessor D. Birkholz vertheidigt hatte. Das Programm dazu schrieb Hr. Hofr Platner; es enthielt: Medicinae studium octo semestribus descriptum, Part. VI. 14 S.

Der 20. März war zu der Gersdorfischen Gedächtnißrede angesetzt, wozu Hr. Ordinarius der Juristenfacultät, Hr. D. Bauer, durch Responsorum juris LXXXXVII. einlud: die Rede selbst wurde von Hrn. Karl Heinrich Traugott von Gersdorf gehalten, und handelte den Satz ab: Civitatis finem singulorum finem esse debere, 10 S.

Zu der gewöhnlichen Feyer des Osterfestes erschien, als Einladungsschrift, vom Hrn. Domherrn und Prälat D. Burscher, als Dechant der theologischen Facultät: Spicilegium

XXVII.

XXVII. autographorum illustrantium rationem, quae interceſſit Erasmo Roterodamo etc. 12 S.

Den 2. April erlangte Hr. Advocat Christian Friedrich Eberhardt aus Leipzig, die juristische Doctorwürde, nachdem er unter Vorsitz des Hrn. Prof. Stockmann, eine Abhandlung: de libellis famosis, 28 S. 4. vertheidigt hatte. Die Einladungsschrift vom Hrn. Ordinarius D. Bauer enthielt: Responsorum juris LXXXXVIII. 15 S. 4.

Den 13. April vertheidigte Hr. M. Christian Friedrich Schwägrichen, Medicinae Baccalaureus, und Mitglied der Linneischen Societät, mit seinem Respondenten, Hrn. Joh. Christian August Clarus, Medicinae Baccalaureus aus Coburg, seine Abhandlung: Topographiae botanicae et entomologicae Lipsiensis Specimen primum. 30 S. 4., und erlangte dadurch das Recht, öffentliche Vorlesungen zu halten.

Den 3. May erlangte Hr. Friedrich Bassenge aus Dresden, die medicinische Doctorwürde. Seine, ohne Präses, vertheidigte Abhandlung, war überschrieben: de acido phosphoreo, usui therapeutico rite accommodando, 36 S. Das Programm vom Hrn. Hofrath Platner war: Medicinae studium octo semestribus descriptum, Part. VII. 13 S.

Die Einladungsschrift zu Anhörung der gewöhnlichen Pfingstfestrede, enthielt des Hrn. Prälaten und Domherrn Burscher Autographorum illustrantium rationem, quae interceſſit Erasmo Roterodamo etc. Spicil. XXVIII. 22 S. 4.

Die Bornische Stiftungsrede kündigte Herr Domherr Bauer an mit der Contin. XCIX und C. seiner responsorum juris. 8. S. 4.

Den 13. Junius disputirte, unter Vorsitz des Hrn. Oberhofgerichtsassessor Erhardt, Hr. Karl Christian Garbe aus Lübben, Studiosus juris, über Observationes historicas de Constitutionis Carolinae usu in forum Saxonicum introducto. 36 S.

Den 19. Junius wurden die gewöhnlichen Reden zum Andenken des Sylversteinischen Stipendiums gehalten: die Einladungsschrift verfaßte Hr. Hofrath Platner, und es enthielt dieselbe die 8te Fortsetzung seiner Abhandlung: Medicinae studium octo semestribus descriptum. 10 S. 4.

Den 28. Junius erlangte Hr. M. Christian Friedrich Schwägrichen die medicinische Doctorwürde, nachdem er über den 2ten Theil seiner Abhandlung: Topographiae botanicae et Entomologicae Lipsiensis (s. den 13. April), ohne Präses, disputirt hatte. Das Programm hiezu vom Hrn. Hofrath Platner enthielt Cont. IX. der eben angeführten Abhandl.: Medicinae studium etc. 14 S.

Zu der am 29. Junius statt findenden Redefeyerlichkeit wegen des Bestuchefischen Stipendium, lud Hr. Prof. Cäsar ein durch eine Abhandlung: de jurisdictionis academicae praestantia. 15 S.

Kleine Schriften.

Die Frage: ob Vellejus Paterculus nicht, als Schmeichler, gegen die Familie des Augusts, insbesondre aber gegen den Tiber und Sejan, seine Geschichtserzählung unglaubwürdig mache? ist schon wiederhohlt, bald für, bald wider, abgehandelt worden. Unter den neuesten Schriftstellern, die sich damit beschäfftigten, gehört Hr. Professor Jacobs, der in der Vorrede zu seiner Uebersetzung des Vellejus, die Vertheidigung des Historikers übernahm. Hr. Professor Morgenstern wählte auch denselben Gegenstand für die Ankündigung seiner Vorlesungen an dem Athenäum zu Danzig, und handelt davon unter dem Titel; De fide historica Velleji Paterculi, inprimis de adulatione ei objecta, Commentatio critica. 1798 (4. 48. S.) faßte aber den Gesichtspunct anders, als jener sein Vorgänger; und indem er das, was man zur Anklage und zur Vertheidigung des Vellejus vorbrachte, nochmals revidirt, kömmt er auf das Resultat, daß, wenn es auf historischen Glauben ankömmt, der genannte Historiker diesen wirklich nicht im vollsten Maaße verdienen könne, da er nicht nur oft, (frevlich vielleicht aus guten politischen Gründen) das Tadelhafte verschweigt; sondern auch nicht selten das, was nur einigermaaßen zu loben war, im übertriebenen Style preist und erhebt.

Vermischte Nachrichten.

Kenntniß der Englischen Schriftsteller von der Literatur Deutschlands.

In St. James Chronicle, vom 5ten Februar 1799 steht ein Aufsatz über den Zustand der Preßfreyheit in Auslande, welcher die wüthendste Anklage vorzüglich gegen die deutschen Schriftsteller, wegen Begünstigung der Revolutionen enthält, und sie hauptsächlich dadurch begründet, daß diese Schriftsteller sich vereinigen, die Nothwendigkeit des Friedens recht einleuchtend zu machen. Diese Beschuldigungen und andere politische Meinungen des Vf., wie z. B. daß nur Erneuerung des Kriegs jenen übeln Einwirkungen der Schriftsteller zuvorkommen könne, lassen wir auf sich beruhen; sie werden mit der Vernunft oder Unvernunft der Leser des Aufsatzes fallen oder stehen; aber ein Paar Stellen heben wir aus, die unserm Zwecke näher liegen, und welche beweisen, wie genau manche Schriftsteller das kennen, was sie beurtheilen.

„Der Churfürst von Sachsen, heißt es in der Stelle, „sah sich kürzlich in der Nothwendigkeit, ein periodisches Blatt „betitelt: philosophisches Journal, zu verbieten, welches der „Professor Jena verfaßte, und in welchem der Atheismus öf„fentlich empfohlen wurde."

Die andere Stelle lautet: „Nur wenige unpartheyische „und verdienstvolle Schriftsteller, wie z. B. Professer Zim„mermann in Braunschweig, und Herr Reichardt, Biblio„thekar des Herzogs von Sachsen Gotha, Verfasser des „Schwäbischen Merkurs, und einige andre setzen sich der „Ueberschwemmung des literarischen Gifts entgegen, welche „ganz Deutschland bedrohet." u. s. w.

Von folgenden Büchern sind neue, zum Theil nur wenig veränderte Auflagen erschienen:

Neuentdeckte Gedichte Ossians, übersetzt vom Frhrn. v. Harold. 2te Aufl. Düsseldorf, Dänzer. 1798. 8. (14 gr.)

Louise, ein ländl. Gedicht in drey Idyllen von J. H. Voß. 2te Aufl. m. K. Königsberg, bey Nicolovius. 1798. 8. (1 th. 8 gr.)

Lenor.

Lenorda's Schwärmereyen. 2te Ausg. Leipz. u. Gera, Heinsius. 1797. 2 Thle. 8. (1 th. 12 gr.)

A. G. Meißner's Bianca Capella. N. Aufl. Leipzig, Dyck. 1798. 8. (2 thl. 16 gr.)

Fauſt's Leben, Thaten und Höllenfahrt in 5 B. (von F. M. Klinger) Leipzig, Jacobäer. N. verb. Aufl. 1799. 8. m. K. (1 thl. 16 gr.)

Geſchichte Raphaels von Aquillas; ein Seitenſtück zu Fauſts Leben in 5 B. (von Ebendenſ.) N. verbeſſ. Aufl. Ebendaſ. 1799. 8. m. K. (1 thl. 16 gr.)

Geſchichte Giosars des Barmeniden; ein Seitenſtück ꝛc. in 5 B. N. v A. Ebendaſ. 1799. 8. m. K. (2 th. 8 gr.)

Gemälde des menſchlichen Herzens von A. Lafontaine. N. verbeſſ. Aufl. Halle, Ruf. 1799. 4 Thle. 8. (6 thl. 16 gr.) (enthält den Naturmenſchen und den Sonderling.)

Quintus Heymeran von Flaming, von A. Lafontaine. N. Aufl. Berlin, Voß. 1798 4 Thle. 8. (4 th. 16 gr.)

Der Geiſterbanner; eine Geſchichte aus den Papieren eines Dänen geſammlet, von Lor. Flammenberg. 1r Th. 2te verm. Aufl. Breßlau, Korn. 1799. 8. (1 th.)

Leben und Thaten des weil. hochw. Paſtor Rindvigius; ein nachgelaſſenes Werk des auch weil. hochw. Dr. K. F. Bahrdt. 2te Ausg. (1798) 8. (1 th. 12 gr.)

Novellen, von C. A. Seidel, 15 B. 2te Aufl. Bayreuth, Lübeck. 1798. 8. (20 gr.

Gilblas von Santillana, von Le Sage, a. d. Franz. 4 Thle. N. A. Berlin, Himburg. 1798. 6 Bde. 8. (3 th. 16 gr.

Caroline von Lichtfield; eine Geſchichte in 2 Thlen. 2te Aufl. Berlin, Unger. 1798. 2 Thle. 8. (1 th.)

Intelligenzblatt
der
Neuen allgemeinen deutschen
Bibliothek.

No. 42. 1799.

Beförderungen und Dienstveränderungen.

Der Frühprediger zu St. Jakob und Prof. zu Rostock, Hr. Johann Christian Petersen, wurde zum Nachmittagsprediger, und an seine Stelle Hr. Mag. Georg Detharding zum Frühprediger gewählt.

Der bisherige Cantor, Hr. Friedrich Beutel zu Malchin im Mecklenburgischen, hat das dortige Rectorat erhalten.

Hr. Clermann, Candidat der Theologie, (Herausgeber einiger Oden und Lieder für das Klavier) wurde als Collaborator des Consistorialraths und Superintendents Passows zu Sternberg im Mecklenburgischen angestellt.

Hr. Joachim Heinrich Schröter zu Rostock, der zu Göttingen die Rechte studirte; nachher aber die Handlung seines Vaters zu Rostock übernommen hat, wurde von dem Stadtrathe daselbst unter dem Titel eines Secretairs zum Verwalter des St. Georgenhospitals angestellt.

Hr. Kanzleyrath und Regierungsreferendar von Kamptz zu Neustrelitz ist zum ritterschaftlichen Beysitzer des herzoglichen Hof- und Landgerichts zu Güstrow erwählt worden.

In den Herzogthümern Schleswig und Holstein kamen folgende Veränderungen vor:

Hr. Jakob Georg Christian Adler, Oberconsistorialrath und Generalsuperintendent des Herzogthums Schleswig ist zum Schloßprediger auf Gottorp ernannt worden.

Hr. Diakonus Detlev Johann Wilhelm Glshausen zu Oldesloe ist zum Prediger in Hohenfelde ernannt worden.

Hr. Johann Tycho Harz, Compastor zu Tönningen, hat den Ruf als Probst und Hauptpastor nach Husum erhalten.

Hr. Georg Johann Sievers, Rektor in Glückstadt, ist zum Prediger in Havetoft, Amts Gottorf, erwählt worden.

Hr. Prof. Heinrich Johann von Krebs zu Kopenhagen, wurde charakterisirter Major.

Hr. Leopold Heinrich von Schauenburg, Ritter und Escadronchef beym königl. Dänischen Feldjäger-Korps, ist zum Major und Kriegs- und Land-Kommissar im dritten Jütschen Distrikte ernannt worden.

Todesfälle.

1799.

Den 28sten Julius starb zu Langensalza der ehemalige holländische Hauptmann, Hr. Johann Friedrich von Braun, 79 Jahre alt, von welchen er die letztern in grosser Dürftigkeit verlebte. Er ist als Verf. einer geschätzten; aber noch nicht ganz vollendeten Sächsischen Geschichte bekannt; das Ende des Mscpts soll jedoch in den Händen des Verlegers sich befinden. Ein unglücklicher Hang zu alchemistischen Arbeiten war eine der Hauptquellen seiner drückenden Lage.

Den 28sten Julius starb zu Berlin Hr. Dr. Ernst Gottfried Kurella, Rath des Königl. Ober-Collegii medici et sanitatis, 74 Jahre alt.

Den 6ten August starb ebendaselbst der berühmte Natur-

turforscher, Hr. Markus Elieser Bloch, Doktor der Arzneywissenschaft und praktischer Arzt, 76 Jahre alt.

An eben diesem Tage starb zu Wien Hr. Franz Bernhard, Edler von Rees, (nach) Meusel, Vicepräsident des Niederösterreichischen Appellationsgerichts; nach der Todesanzeige,) wirklicher Hofrath bey der obersten Justizstelle, und Ritter des Stephansordens, 52 Jahre alt. Er war Mitarbeiter an dem Josephinischen Civil- und Criminalgesetzbuche.

Am 21sten August starb zu Lübeck der Doktor der Medicin, Hr. Johann Julius von Wallbaum, 76 Jahre alt.

Am 22sten August starb zu Altenburg der dasige Geheime Oberconsistorialrath und Generalsuperintendent, Hr. Gotthilf Friedemann Löber, 77 Jahre alt.

Chronik deutscher Universitäten.

Altdorf. Von den vorhergehenden Jahren sind noch folgende akademische Verhandlungen zu merken:

1797, den 25sten August erhielt Hr. Peter Heinrich von Körber, aus Reval, abwesend, durch ein Diplom, die medicinische Doctorwürde; die von ihm eingesendete Inauguralschrift handelte: de medicamentis urinam moventibus ex classe Sedantium.

1798. Am 12ten April vertheidigte Hr. Felix Christian Albert Gürtler, aus Nördlingen, seine Diss. cont. disquisitionem aetiologiae arthritidis, praesertim eius causae proximae, und erhielt die Würde eines Doktors der Arzneywissenschaft und Chirurgie.

Den 16ten Julius disputirte Hr. Johann Christian Kornacher, aus Schweinfurt: de modo agendi medicamentorum in corpore vivo animali, und erwarb sich dadurch die Würde eines Doktors der Arzneywissenschaft und Chirurgie.

1799. Den 29sten Jan. erhielt gleiche Würde Hr. Christoph Christian Daniel Albrecht, aus Rothenburg an der Tauber, nachdem er de nitro flammante disputirt hatte.

Den 20sten Februar erhielt Hr. Karl Friedrich Schmidt, Consulent der Reichsstadt Nürnberg, die juristische Doctorwürde. Statt der Inauguraldissertation schickte er verschiedene juristische Arbeiten an die Facultät.

Den 24sten April brachte Hr. Johann Georg Christoph Meinel, aus Neukirchen im Sulzbachischen, seine Inauguralschrift: de difficili vulnerum in nosocomiis militaribus cura, eiusque cautis.

Den 25sten April vertheidigte Hr. Rudolph Christoph Karl Sigmund von Holzschuher, aus Nürnberg, seine Abhandlung: de poena extraordinaria deficiente plena criminis probatione neutiquam decernenda, und erhielt darauf die juristische Doctorwürde.

Den 6ten May erlangte gleiche Würde Hr. Johann Friedrich Junge, aus Nürnberg, dessen vorher vertheidigte Abhandlung enthielt: Nonnulla capita doctrinae de mutatione fideicommissorum familiae.

Gelehrte Gesellschaften.

In der Versammlung der Kurfürstlichen Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt, am 2ten August, welcher Sr. Erzbischöflichen Gnaden, der Hr. Koadjutor Reichsfreyherr von Dalberg beywohnten, verlas Hr. Prof. Tromsdorf eine Abhandlung: Beyträge zu den Entzündungsversuchen durch den Stoß. Der Verf. wiederholte nicht nur die schon von andern Chemikern, z. B. von Mons, Dollfuß, Haßenfratz, Brugnatelli, Berthollet und Fourcroy angestellte Versuche, sondern lieferte auch die Resultate seiner eigenen neuen Versuche; da er mit der Untersuchung, die er sich vorgesetzt hat, bey weitem noch nicht fertig ist: so versprach er die Fortsetzung nach Beendigung derselben der Akademie mitzutheilen. Er glaubt, auf Re-

sul-

sultate zu kommen, die für die Theorie sehr wichtig sind. Zugleich stellte er einige der interessantesten Versuche in der Session an. Auch zeigte er das neue chemische Präparat, den Phosphor-Kalk, vor, aus dem sich überaus bequem, das phosphorhaltige Wasserstoffgas entwickeln läßt, und bemerkte, daß er eben beschäfftiget sey, den Phosphor auch mit den andern kalischen Erden zu verbinden. Mit dem Baryt erfolgte die Verbindung noch leichter, als mit dem Kalk, und der Phosphor-Baryt entwickelt auch ungemein viel Phosphorwasserstoffgas, allein das Präparat ist weit kostspieliger, wegen des höhern Preises des Baryt's.

Hierauf legte der Hr. Kammerrath Reinhardt eine vom Hrn. Major von Vega eingesendete doppelte Berechnung des halben Umkreises $= \pi$ für den Halbmesser $= 1$ bis auf die 143ste Decimalstelle vor, einmal nach der Formel

$$= 8.\left\{\begin{array}{l} \frac{73}{1.3.}\left\{\frac{1}{343.}\right\}^{a} + \frac{169}{5.7.}\left\{\frac{a}{74}\right\}^{b} + \frac{265}{9.11.}\left\{\frac{b}{74}\right\}^{c} + \\ + \frac{26}{1.3.}\left\{\frac{1}{27.}\right\}^{A} + \frac{58}{5.7.}\left\{\frac{A}{81.}\right\}^{B} + \frac{90}{9.11.}\left\{\frac{B}{81.}\right\}^{C} + \end{array}\right.$$

dann auch nach der schneller zusammenlaufenden Reihe:

$$\frac{1}{8}\pi = 5.\left[\frac{73}{1.3.}\left[\frac{1}{343.}\right]^{A} + \frac{169}{5.7.}\left[\frac{A}{2401.}\right]^{B} + \frac{265}{9.11.}\left[\frac{B}{2401.}\right]^{C} + \frac{361}{13.15.}\left[\frac{C.}{2401.}\right]^{D} + - -\right]$$

$$+ \left[\left[\frac{3}{79}\right\}^{a} + \frac{1}{5.}\left[\frac{9b.}{6241.}\right\}^{c} + \frac{1}{9}\left\{\frac{9d.}{6241.}\right\}^{e} + \frac{1}{13}\left[\frac{9f.}{6241.}\right\}^{g} + \frac{1}{17}\left\{\frac{9h.}{6241.}\right\}^{i} + \frac{1}{21}\left\{\frac{9k}{6242.}\right\}^{l} + \right\} - -\right]$$

$$-\left[\frac{1}{3.}\left[\frac{9\overset{b}{\frown}a}{6241.}\right\}+\frac{1}{7.}\left\{\frac{9\overset{d}{\frown}c}{6241.}\right\}+\frac{1}{4.}\left\{\frac{9\overset{f}{\frown}e}{6241.}\right\}\right.$$

$$\left.+\frac{1}{15.}\left\{\frac{9\overset{h}{\frown}g}{6241.}\right\}+\frac{1}{19.}\left\{\frac{9\overset{k}{\frown}i}{6241.}\right\}+--\right],$$

aus deren genauer Uebereinstimmung bis einschließlich zur 126sten Stelle sowohl ihre Richtigkeit, als die Bemerkung, daß in der 113ten Selle statt der gewöhnlich dastehenden 7 eine 8 seyn müsse, sich bestätigte.

Der von der Oberlausitzischen Gesellschaft ausgesetzte Preis, auf die beste und brauchbarste Maschine, welche ohne allzu großen Aufwand, und wo möglich ohne Beyhülfe von Wind und Wasser, bloß durch Vieh, oder Menschenhände in Arbeit gesetzt, den Kalk zur Düngung der Asche stößet, oder mahlet, hat folgende Aufsätze und Anzeigen veranlaßt:

1) Einen Aufsatz mit einer Zeichnung und dem Sinnspruche: qui bene distinguit, bene docet.

2) Ein Schreiben des Herrn Leibjägers Kupfer, aus Brandis bey Leipzig, nebst einer Zeichnung eines Modells, das er der Gesellschaft für 50 Rthlr. anbot.

3) Ein Modell von dem Huf- und Waffenschmidt Brauer in Mitteloderwiz.

4) Einen Aufsatz mit der Unterschrift: nulla dies sine linea, nebst Zeichnung zweyer Mahlmaschienen.

Was den ersten Aufsatz betrifft, so würde die Maschiene, so einfach sie ist, niemals anwendbar seyn; da der Verfasser unsere uranfängliche Kalksteinart nicht kennt, und der Kostenaufwand bey einem Scheffel gemahlenen Kalkes der nämliche seyn würde, wie bey gebranntem.

Auf das Modell des Herrn Kupfer konnte sich die Gesellschaft, ohne in Anschlag zu bringen, daß sich der Erfinder nannte, gar nicht einlassen. Eben so wenig konnte auf des Schmidts Brauer Modell Rücksicht genommen werden, theils weil er sich genannt hatte, theils weil die Ausführung im Großen, Menschenkräfte übersteigen würde. Der letzte Aufsatz

satz war zu unvollständig, und schien zu viel Irrthum in Berechnung auf Kraft in sich zu enthalten.

Die Gesellschaft sahe sich daher außer Stande, den Preis zu vertheilen, und nahm die Frage ganz zurück.

Die Verfasser können ihre Aufsätze zurückerhalten, widrigenfalls werden die versiegelten Zettel zu Ende Septembers verbrannt werden.

Die Oberlausitzische Gesellschaft setzt auf die beste Beantwortung der Frage:

Giebt es in unserer Geschichte und Verfassung noch Spuren, daß einst die Oberlausitz, vor der Vereinigung mit Böhmen, mit Polen verbunden war? fünf und zwanzig Thaler aus. Die Abhandlungen werden bis zum letzten Februar 1800 angenommen, und, wie gewöhnlich, mit einer Inschrift und versiegeltem Namen an den Secretair D. Anton eingesendet.

Vermischte Nachrichten.

Von folgenden Büchern sind neue, zum Theil nur wenig veränderte Auflagen erschienen:

Versuch, die harten Urtheile über die Kantische Philosophie zu mildern, von Joseph Weber. 2te Aufl. Würzburg. 1796. 8.

Ueber den Umgang mit Menschen, von Adolph Freyhrn. von Knigge. Sechste verb. Aufl. Hannover, bey Ritscher. 1789. 8. (1 rthlr. 16 gr.)

De la Rochefoucoult's Sätze aus der höhern Welt- und Menschenkunde. Franz. und Deutsch herausgegeb. von F. Schulz. Neue verb. Aufl. Breßlau, bey Korn. 1798. 8. (16 gr.)

Sophrons Lehren der Weisheit und Tugend für seinen erwachsenen Sohn, oder Moral für Jünglinge (von Schmerler). Neue Ausg. Leipzig, bey Voß. 1798. 2 Th. 8. (1 thlr.)

Moralische Erzählungen von Sophie von la Roche. 2te Ausg. Mannheim, bey Löfler. 1799. 8. (1 thlr. 8 gr.)

David

David Claus, ein Sittenbuch für gute Leute in allen Ständen, von J. W. Streithorst. 2te Aufl. Halberstadt, bey Groß. 1798. 8. (8 gr.)

Anna oder der Fallstrick der Ehre und des Reichthums, von J. G. D. Schmiedgen. 2te wohlfeile Ausg. Gera, bey Heinsius. 1798. 8. (6 gr.)

Nützlicher Auszug aus Sanders Großem und Schönen in der Natur für Kinder. 2te sehr verb. Aufl. Quedlinb. bey Ernst. 1799. 8. (6 gr.)

Amphybiorum Physiologiae Spec. I—II. scripf. I. G. *Schneider*. Ed. repet. Züllichau, ap. Frommann. 1797. kl. 4. (vorher in Commiss. zu Frankf. a. d. O. bey Kunze.)

Anweisung zur nützlichsten und angenehmsten Bienenzucht. 3te verm. und verbess. Aufl. Leipzig, bey Fleischer. 1798. 8. (1 thlr. 4 gr.)

Anweisung, holzsparende Oefen, Pfannen- Brat- Kessel- und Küchenfeuerungen anzulegen, von J. W. Chryselius. 2te, mit einigen Zusätzen vermehrte Auflage. Leipzig, bey Voß und Leo. 1798. 8. (1 thlr. 8 gr.)

Seyfert von Tennecker Bruchstücke zur Kenntniß der Pferde, vorzüglich die Krankheiten und Kurarten betreffend. 1—2tes Heft. Neue Ausg. Freyberg, bey Craz. 1798. 8. (12 gr.)

Intelligenzblatt
der
Neuen allgemeinen deutschen
Bibliothek.

No. 43. 1799.

Beförderung.

Zelle. Der bisherige Hof- und Canzleyrath, auch Hofgerichtsassessor ordinarius, Dr. Theodor Hagemann, ist von dem Könige zum Oberappellationsrathe ernannt, und, nach abgelegten Probearbeiten, bereits installirt worden.

Bücheranzeigen.

Von dem unlängst in Paris erschienenen wichtigen Werke: Mémoires historiques et philosophiques sur Pie IV., von einem berühmten dortigen Gelehrten, ist eine Deutsche Uebersetzung unter den Händen eines bekannten Schriftstellers, welcher mit dem Verfasser selbst in Correspondenz steht und sie nächstens in meinem Verlage erscheinen lassen wird. Den 31sten August 1799.

Carl Ernst Bohn.

Im October 1799 sind bey Gebmigke dem Jüngern in Berlin folgende neue Bücher erschienen, welche um beygesetzte Preise auch in andern Buchhandlungen zu haben sind:

Neueste Anweisung zur gründlichen Erlernung des Whistspiels, dritte Aufl. 8. 1800. 3 gr.

Schulze, kleines Magazin von Reisen zur angenehmen und belehrenden Unterhaltung der Jugend, nach den neuesten deutschen und ausländischen Originalwerken bearbeitet. Erstes Bändchen, (Stedmanns Nachrichten von Surinam) mit 5 illuminirten Kupfertafeln, gr. 8. Berl. 1800. 1 thlr. 8 gr. Gebunden 1 thlr. 12 gr.

Desselben Werks 2tes Bändchen, (La Peurouse Reisen um die Welt) mit 5 illuminirten Kupfern, 1 thlr. 8 gr. Gebunden 1 thlr. 12 gr.

Der Romanenfreund, eine Sammlung interessanter Ritter- und Geistergeschichten ꝛc. 2ter, 3ter und 4ter Band, mit Kupfern, 8. Berlin. 1800. 2 thlr. 12 gr.

Neues berlinisches Titulatur- und Addreßbuch, oder vollständige Nachricht von den Titeln und Aufschriften bey Vorstellungen an sämmtliche Dikasterien und Kollegien, an einzelne hohe Personen, an Militair- und Civilbeamten; imgleichem bey Anschreiben der Kollegien an einander in den Preußischen Staaten, von einem Kanzleyvorsteher. Zweyte gänzlich umgearbeitete und stark vermehrte Aufl. gr. 8. Berlin. 1800. 18 gr.

Die gelben Erzählungen oder das Buch der Kindheit nach Freville. Zweyte mit sechs neuen bunten Kupfertafeln von Busler vermehrte Auflage. 8. Berl. 1800. Gebunden 22 gr.

Neuester Spielalmanach für das Jahr 1800; oder gründliche Anweisung zur leichten Erlernung aller Karten-, Brett-, Kegel- und Ballspiele. Mit Kupf. 8. Berlin. 1800. Gebunden 1 thlr. 8 gr.

Hayne Termini botanici iconibus illustrati; oder botanische Kunstsprache durch Abbildungen erläutert; mit einer Vorrede von Wildenow. 2ter Heft. Fol. Berlin. 1800. 1 thlr. 12 gr.

Gynäologie, oder über Jungferschaft, Beyschlaf, Liebe und Ehe. Erster und zweyter Supplementb. oder 14tes und 15tes Bändchen, mit 10 Kupfertafeln, 8. Berl. 1800. 4 thlr. 16 gr.

Neue Bildergallerie für junge Söhne und Töchter, zur angenehmen und nützlichen Selbstbeschäfftigung, aus dem Reiche der Natur, Kunst, Sitten und des gemeinen Lebens. 7ter Bd., mit 20 Kupfertafeln, gr. 8. Berlin. 1800. 2 thlr. 8 gr.

Dass. Buch mit illum. Kupf. gr. 8. 1800. 3 thlr. 22 gr.

Neue

Neue Bildergallerie — — auf engl. Papier mit gemalten Kupfern. 4 thlr. 18 gr.

Das Bildniß Sr. Majestät Friedrich Wilhelm des III. Königs von Preußen, von Lowe gezeichnet, und von Meyer gestochen, vier Zoll hoch und drey Zoll breit. Neue wohlfeile Ausgabe. 12 gr. bunt gedruckt 1 thlr.

Das Bildniß Ihro Majestät der Königinn Louise von Preußen, nach Hrn. Schadow, von Oeling gemalt, und von Jügel gestochen, en Medaillon, vier Zoll hoch und drey Zoll breit. Neue wohlfeile Ausgabe, 12 gr. bunt gedruckt 1 thlr.

Neuer Schauplatz der Natur und Kunst. Eine Reihe der vorzüglichsten Gemälde von merkwürdigen Völkerschaften, Thieren, Pflanzen und Ansichten schöner Gegenden, für die Belehrung und Unterhaltung der Jugend. 3ter Bd. mit schwarzen Kupfern. gr. 8. Berlin. 1800. 2 thlr. 8 gr.

Dasselbe Buch mit illuminirten Kupfern. gr. 8. 1800. 3 thlr. 22 gr.

Gallerie der Welt in einer bildlichen und beschreibenden Darstellung von merkwürdigen Ländern, Völkerschaften, Thieren, Natur- und Kunsterzeugnissen ꝛc. 2ten Bds. 3tes oder 7tes Heft, gr. 4. mit 4 Kupfert. Berlin. 1800. Auf Schreibepap. mit schwarzen Kupf. 1 thlr. 4 gr.

Auf Schreibepap. mit bunten Kupf. 1 thlr. 22 gr.

Auf engl. Papier mit geglätteten Kupf. 2 thlr 8 gr.

Der neueste Stellvertreter des indischen Zuckers, oder der Zucker aus Runkelrüben; die wohlthätigste Entdeckung des achtzehnten Jahrhunderts. Zweyter Heft. 8. Berl. 1799. 6 gr.

Der Anekdotenfreund. Eine Sammlung kleiner Geschichten, Anekdoten, Epigrammen ꝛc. für Freunde des Witzes, Scherzes und der Laune. 3ter Heft. 8. Berlin. 1800. 6 gr.

Der Naturfreund; oder Darstellungen aus der gemalten Welt. Ein nützliches und angenehmes Lesebuch für wißbegierige Kinder. Neue vermehrte Aufl. mit 9 Kupfert. gr. 8. Berlin. 1800. Gebunden 1 thlr. 8 gr.

Die Kunst mit Weibern glücklich zu seyn; nach Göthe, Lafontaine, Rouſseau und Wieland. Ein Almanach für das J. 1800. Mit Kupf. von Bolt. 8. Berlin. 1800. Gebunden 1 thlr. 12 gr.

Die

Die Kunst mit Männern glücklich zu seyn; nach Göthe, Lafontaine, Roußeau und Wieland. Ein Almanach für das J. 1800. Mit Kupf. Gebunden 1 thlr. 12 gr.

Taschenbuch für Weinkäufer, Weintrinker und Weinhändler, für das J. 1800. Mit einem Kupfer. 8. Berlin. Gebunden 20 gr.

Taschenbuch für Freunde des Witzes und der Laune, zum Nutzen und Vergnügen für freundschaftliche Zirkel. Mit Kupf. Erster Jahrg. 1800. 12. Berlin. Gebunden 1 thlr. 8 gr.

In Kommission.

Gellerts Fabeln und Erzählungen, 2 Theile. 8. Berlin. 1800. 6 gr.

Dieselben mit 12 Kupfern von Busler. 12 gr.

Vermischte Nachrichten.

Von folgenden Büchern sind neue, zum Theil nur wenig veränderte Auflagen erschienen:

Anthusa oder Roms Alterthümer, ein Buch für die Menschheit Die heiligen Gebräuche der Römer von K. Ph. Moritz. 2te unveränderte Aufl. Berlin, bey Maurer. 1797. 8. (1 thlr. 12 gr.)

Kurze Biographieen der berühmtesten Römer zur Zeit der Monarchie und Republik, für junge Leute. Berlin, in der akad. Buchhandl. 1797. 8.

Pausanias ausführliche Reisebeschreibung von Griechenland; aus dem Griechischen übersetzt, mit Anmerkungen von J. Eust. Goldhagen. 2te Aufl. 1—2ter Th. in 3 Bänd. Berlin, bey Schöne. 1798—99. 8. (4 thlr.)

Nouveau Dictionnaire français-allemand et allemand français par le lit. *Lavaux*. Berlin, bey Vieweg. 1798. 4 Th. gr 8. (6 thlr.

Intelligenzblatt
der
Neuen allgemeinen deutschen
Bibliothek.

No. 44. 1799.

Bücheranzeigen.

Bey Beyer und Moring in Erfurt sind vorige Ostermesse und bis hierher folgende neue Bücher erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Abhandlungen der Kurfürstl. Mainzischen Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt 1ster Bd. gr. 8. mit Kupf. 1 thlr. 18 gr. Auch unter dem Titel:

Nova Acta Academiae Electoralis Moguntinae quae Erfurti est, tom. I. cum fig. 1 thlr. 18 gr. (Die Mathematischen werden besonders verkauft unter dem Titel):

Abhandlungen, mathematische, der K. M. Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt, von den Jahren 1797 und 98, mit Kupf. gr. 8. 1 thlr.

Albertine von Gallizien, oder das Gespenst in der Todtengruft. Aus dem Engl. 1ster Th. 8. 22 gr.

Buchholz, Ch. F., Beyträge zur Erweiterung und Berichtigung der Chemie, 1stes Heft. gr. 8. Broch. 14 gr.

Dalbergs, F. H. von, zwölf Lieder mit Begleitung des Klaviers, gr. 4. Broch. 1 thlr.

Facius, F. W., deutliche Anweisung für den Zeichenschüler, 2ten Bds. 1stes und 2tes Heft, mit schwarzen und illum. Kupf. 4. Broch. 12 und 20 gr.

Geheimnisse, die, des Schlosses Mowbray, aus dem Engl. mit Kupf. 1ster Th. 8. 22 gr.

Jugler, Dr. F. H.: Ist es nothwendig und möglich, beyde Theile der Heilkunst, die Medicin und Chirurgie, sowohl in ihrer Erlernung, als Ausübung, wieder zu vereinigen? Welches waren die Ursachen ihrer Trennung, und welches sind die Mittel ihrer Wiedervereinigung? Eine von der Kurf. Mainz. Akademie zu Erfurt gekrönte Preisschrift, gr. 8. 14 gr.

Neapel und die Lazzaroni, ein charakteristisches Gemälde für Liebhaber der Zeitgeschichte: mit einem großen Carrikaturkupfer, welches die Bewaffnung der Lazzaroni's vorstellt. 8. 16 gr.

Pauliska oder Denkwürdigkeiten einer pohlnischen Emigrantinn. Aus dem Franz. 1ster Th. 8. 18 gr.

Rehm, H. F. Leichenpredigten zur Aufklärung und Beruhigung für solche, welche Aeltern, Kinder, Geschwister oder Freunde beklagen. gr. 8. 18 gr.

Tromsdorf, Dr. F. B., chemische Receptirkunst oder Taschenbuch für praktische Aerzte, welche bey dem Verordnen der Arzneyen Fehler in chemischer und pharmaceutischer Hinsicht vermeiden wollen. Zweyte verbesserte Auflage 8. 1 thlr.

Wimpfen, des Freyherrn von, neueste Reise nach St. Domingo, oder Nachrichten über die geographischen, physischen, statistischen, moralischen und politischen Verhältnisse dieser Insel. Aus dem Franz. 2tes Bändch. 8.

Frankreich im Jahr 1799. VIIItes Stück.

Inhalt:

I. Eine merkwürdige literarische Entdeckung. II. Schicksale Pichegrüs, Barthelemys und einiger andern Deportirten u. s. w. von Ramel. (Fortsetzung.) III. Einiges über den am 20sten Prairial zu Arau an seinen Wunden gestorbenen General Cherin. IV. Klage des Teufels über den Misbrauch, der gegenwärtig so häufig mit seinem Namen getrieben wird. V. A. C Villeterque über die von Barthelemy in den Jahren 1792 und 93 aufgesetzten Memoiren sein Leben

Leben und einige seiner Werke betreffend. VI. Aus dem Tagebuche eines Deutschen in Paris. VII. Reminiscenzen auf einer Reise durch einen Theil Frankreichs am Ende des 6ten Jahres der Republik. Fortsetzung. VIII. Oeffentliche Sitzung des Nationalinstituts, vom 15ten Messidor. IX. Erläuterungen, gegeben vom Bürger Talleyrand an seine Mitbürger. X. Romance, mit Musik fürs Clavier.

Inhalt des VIIIten Stücks:

I. Ueber die Folgen der Gegenrevolution von 1660 in England, von Benjamin Constant. (im Auszuge.) II. Der neue Jacobinerclub. III. Des Repräsentanten Couthois Rede im Rathe der Alten am 8ten Thermidor im 7ten Jahre, über die Parthey des Auslandes in Verbindung mit der Faction einiger Unruhestifter. IV. Sieyes im Kampfe mit den Jacobinern. V. Antwort von L. M. Reveillere-Lepeaux auf die gegen ihn und seine ehemaligen Collegen gerichteten und dem gesetzgebenden Corps vorgelegten Denunciationen. VI. La Discretion, mit Musik.

Vermischte Nachrichten.

Von folgenden Büchern sind neue, zum Theil nur wenig veränderte Auflagen erschienen:

Der Kinderfreund, ein Lesebuch zum Gebrauche in Landschulen, von F. Eb. v. Rochow; für einen Theil Oberdeutschlands besonders bearbeitet von Schlez. 2 Theile. Vermehrte Aufl. Nürnberg, bey Grattenauer. 1798. 8. (6 gr.)

Astronomischer Kinderfreund auf 1798. Dritte verb. Aufl. Berlin, bey Wever. 1799. 8. (8 gr.)

Anweisung zum Briefschreiben für die Jugend beyderley Geschlechts. 4te Aufl. Warschau, bey Wilke. 1797. 8. (8 gr.)

Briefe für Kinder; eine Sammlung durchgehends zweckmäßig belehrenden Inhalts. Neue ganz umgearbeitete Aufl. Braunschw., in der Schulbuchhandl. 1798. 8. (10 gr.)

Erzäh-

Erzählungen für Kinder und Kinderfreunde, nach dem Franz. der Frau de la Fite bearbeitet von J. Mich. Armbrusser. 2te Aufl. St. Gallen, bey Huber. 1798. 8. (16 gr.)

Vermischte Abhandlungen (aus dem Gebiete der Politik, Finanzwissenschaft, Pädagogik und Redekunst) von Villaume. Zweyte unveränderte Aufl. Berlin, in der akad. Kunst- und Buchhandl. 1796. 8. (Erschien zuerst ohne den hier eingeklammerten Zusatz 1793; s. N. A. d. Bibl. B. XVII. St. 2.)

Von folgenden Büchern sind Fortsetzungen erschienen.

Kurze Predigten und Predigtentwürfe über die gewöhnlichen Sonn- und Festtagsevangelien, nebst einem Anhange von Casualpredigten und Reden, von Raymund Dapp. Berlin, bey Nicolai. III. Jahrg. 2te Abth. 1796. 3te Abth. 1797. IV. Jahrg. 1ste Abth. 1797. 2te Abth. 1798. 3te Abth. 1799. gr. 8. (1 thlr. 12 gr.)

Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Jahres über frey gewählte Texte, von And. Keller. Tübingen, bey Fuß. 4ter Th. 1795. 8.

Dr. Jos. F. Ch. Löfler's Predigten, 2te Ausg. 3ter Bd. Jena, bey Frommann. 1798. 8. (1 thlr. 12 gr.)

Predigten über die Evangelien der Sonntage und Feste des ganzen Jahrs, von Mag. Gottfr. H. Schatter. 2ter Th. 2te Aufl. Leipzig, bey Baumgärtner. 1799. 8.

Intelligenzblatt
der
Neuen allgemeinen deutschen
Bibliothek.

No. 45. 1799.

Bücheranzeigen.

Bekanntmachung neuer Bücher aus dem Verlage der Gebrüder Gedicke in Weimar.

1. Fabriken- und Manufakturen-Addreß-Lexicon von Deutschland und einigen angränzenden Ländern, Zweyter Theil, enthaltend das Verzeichniß der Fabrik- und Manufaktur-Orte dieser Länder, mit Anzeige der Waaren, die daselbst verfertigt werden;

oder auch unter dem Titel:

Geographisch-Technologisches Handbuch für reisende Kaufleute. Nach den Orten alphabetisch geordnet und mit kurzen statistischen Nachrichten versehen von Johann Christian Gädicke. gr. 8. 1799.

Der erste Theil dieses Werks enthält, wie bekannt, ein alphabetisches Verzeichniß deutscher Fabrikwaaren, kurze Erklärungen derselben, und die Addressen derer Fabriken, aus welchen man die Waaren erhalten kann. In diesem zweyten Theile hingegen findet man ein alphabetisches Verzeichniß deutscher Fabrikörter, deren geographische Lage, Häuser- und Einwohnerzahl, und, so viel als möglich, genaue Nachrichten über die in denselben befindlichen Fabriken und Manufakturen, wer die Stifter derselben waren, wie viel sie Menschen beschäfftigen, was sie jährlich an Waaren liefern, wohin ihr vorzüglichster Handel geht, und dergleichen Nachrichten mehr. Die Fabriken-Addressen sind hier nicht wiederholt, sondern es ist, um Raum zu ersparen, blos darauf hingewiesen worden.

Beyde Theile zusammen geben also eine Uebersicht des ganzen deutschen Fabrikwesens, in merkantilischer und statistischer Hinsicht, und der zweyte Theil kann auch als ein besonderes Werk unter obigem zweyten Titel betrachtet werden.

Neue Beyträge von Fabriken-Addressen und Waaren-Verzeichnisse derselben, oder Berichtigungen jeder Art des einen oder des anderen Theils, werden noch immer von uns angenommen und gratis darinnen abgedruckt.

Der erste Theil kostet 1 thlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr. und der zweyte Theil 1 thlr. 16 gr. sächsisch oder 3 fl. Reichs-Courant. Man kann sich deswegen an alle Buchhandlungen wenden; wer sich aber an uns selbst wendet, oder an unsern Commissionair in Leipzig, der dasigen Sommerschen Buchhandlung, von einem Theile 5 Exemplare nimmt, und die Bezahlung franco einsendet, bezahlt nur 4 Exemplare, oder erhält auf mehrere 20 pro Cent Abzug.

II. Wir haben den Verlag des Neuen Deutschen Merkurs von Hrn. Hofrath Wieland für das J. 1800 übernommen, und werden uns sehr angelegen seyn lassen, ihn

sauber

sauber und gut zu drucken, und an die Leser desselben von 1800 mit Anfange eines jeden Monats, unter den alten Bedingungen — den Jahrgang zu 3 thlr. sächsisch, oder 5 fl. 24 kr. Reichs-Courant — zu spediren. Die neuen Bestellungen auf den Jahrg. 1800 bitten wir entweder an uns selbst, oder an jede beliebige Buchhandlung, Post- oder Zeitungs-Comtoir, bis im December dieses Jahres einzusenden. Wer sich an uns selbst oder an die Sommersche Buchhandlung in Leipzig wendet, erhält das 5te Exemplar frey, oder auf mehreren 20 pro Cent Rabatt.

III. Praktisches Tagebuch für Landprediger zur leichtern Führung ihres Amtes und zur bessern Aufsicht über die ihnen untergebenen Landschulen. Herausgegeben von Dr. J. A. Jakobi und von J. T. L. Danz. gr. 8.

Das erste Stück dieses vor einiger Zeit angekündigten Tagebuchs für Landprediger ist nunmehro fertig und bey uns sowohl als auch in allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungs-Comtoiren in roth Papier geheftet für 16 gr. oder 1 fl. 12 kr. zu haben.

Schon der Inhalt wird jedem anzeigen, wie nützlich diese Schrift dem Landprediger seyn müsse. Sie erstreckt sich über alle Geschäffte desselben, und wird, wenn mehrere Hefte vorhanden seyn werden, ein wahres Repertorium für ihn seyn.

Die zweyte Abtheilung, welche allein dem Landschullehrer bestimmt ist, wird in blau Papier geheftet für 8 gr. oder 36 kr. besonders verkauft, damit die Landschullehrer nicht nöthig haben, die erste Abtheilung, welche ihnen wenig nutzen würde, auch mit zu kaufen. Die Schullehrer auf dem Lande erhalten hier mit der Zeit ein Hausbuch, das sie in wenig Stücken in Ungewißheit lassen wird. Es wird so leicht keine Arbeit des Landschullehrers seyn, worüber er hier nicht Anweisung, Unterricht und Muster erhält.

Das 5te Exemplar von einem oder dem anderen wird ebenfalls von uns oder von der Sommerschen Buchhandlung in Leipzig frey gegeben.

IV. Ferner sind bey uns erschienen und zu haben:

Freymüthige Aeußerungen über die Bibel und ihren Werth als Religions- u. Sittenbuch für alle Zeiten. 12 gr. od. 54 kr.

Dr. F. W. C. Hunnius Einschränkungen der neuesten Bearbeitungen der Brownischen Erregungstheorie. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Bergrath, Dr. A. N. Scherers kurze Darstellung der chemischen Untersuchungen der Gasarten. 6 gr. od. 27 kr.

Bergrath, J. C. W. Voigts, kleine mineralogische Schriften. 1ster Th. mit 1 Kupf. 20 gr. od. 1 fl. 30 kr.

Kupferstiche:

Portrait des Hrn. Hofrath Wieland, gezeichnet und gestochen von Lips, 10 Zoll hoch und breit. 1 thlr. 14 gr. od. 2 fl. 45 kr.

Portrait des Hrn. Geh. Rath von Göthe, gezeichnet und gestochen von Lips, 10 Zoll hoch und breit. 1 thlr. 14 gr. od. 2 fl. 45 kr.

Fête de Bacchus, gemalt von Nicolas Poussin und gestochen von Lips, 22 Zoll breit und 16 Zoll hoch. 2 thlr. oder 3 fl. 36 kr.

Marius, nach Drouais gestochen von Lips, 8 Zoll breit und 6 Zoll hoch. 16 gr. od. 1 fl. 12 kr.

Johann Reinhold und Georg Forster, Vater und Sohn, historische Portraits, nach einem Gemälde von J. F. Rigau in Aqua Tinta und Roulette gearbeitet von Dan. Beyel. 12 Zoll hoch und 8½ Zoll breit. 1 thlr. od. 1 fl. 48 kr.

Gebrüder Gädicke in Weimar,
für Leipziger Messe auf der Nikolai Straße unter
No. 561.

Vermischte Nachrichten.

Von folgenden Büchern sind Fortsetzungen erschienen:

Christliches Tagebuch zur häuslichen Erbauung in den Morgen und Abendstunden auf alle Tage im Jahre, herausg. von Mag. K. F. Lohdius und Mag. J. F. H. Cramer. 2te Aufl. 2ter Th. Dresden, bey Gerlach. 1797. 8.

Allgemeine Sammlung liturgischer Formulare in evangel. Kirchen, von Dr. G. F. Seiler. 1sten Bds. 2te Abth. 2te Aufl. Erlangen, bey Palm. 1797. 8. (12 gr.)

Dr. Ch. E. Wünsch Unterhaltungen über den Menschen. 2ter Th. 2te Aufl. mit Kupf. Leipzig, bey Breitkopf und Härtel. 1798. 8. (2 thlr.)

Kuno von Kyburg. Berlin, bey Maurer. 1799. 8. (1 thlr.)

Kleine Geschichten für Kinder von 6 bis 10 Jahren. 3ter Theil. Neue Ausgabe. Leipzig, bey Fleischer. 1798. 8. (14 gr.)

Verzeichniß der Buchhandlungen, aus deren Verlage in dem 47sten Bande der N. A. D. Bibl. Schriften recensirt worden sind.

Anmerk. Die römischen Zahlen zeigen die Hefte, die arabischen die Seiten, und die eingeklammerten arab. Zahlzeichen die Anzahl der Schriften an, welche von demselben Verleger auf derselben Seite vorkommen.

A.

Ahl in Coburg, VI. 404.

Akademische Buchhandl. in Frankfurt, VI. 393.

Akademische Buchhandl. in Jena, II. 73.

Akademische Buchhandl. in Marburg, II. 98. 116.

Andreä in Frankfurt a. M., II. 103.

Anonymische Verleger, I. 32 (2) II. 89. 96. 120. III. 166. IV. 225. 230. 231. 234. 255. V. 311. 321. 331. VI. 355. 381. 395. 403. 406. VII. 414 (2). 424. 427. 430. 445. 459. 460. 462. 463. 464. 467. 469. 471. VIII. 487 (3). 494. 496.

Arnold in Budißin, II. 125.

Arnoldische Buchhandlung in Altona, I. 32 (2).

B.

Barth in Leipzig, II. 99. VII. 429.

Baumgärtner in Leipzig, VI. 405.

Behrensche Buchhandlung in Frankfurt a. M., III. 206.

Beygang in Leipzig, V. 331.

Blothe und Comp. in Dortmund, VIII. 546. (2).

Böhme in Leipzig, V. 295. 305.

Bohn in Lübeck, III. 200.

Breitkopf in Leipzig, I. 39. IV. 257. VI. 360. VII. 458.

Buchhandl. der Erziehungs-

anstalt zu Schnepfenthal, I. 52.

C.

Cottaische Buchhandl. in Tübingen, III. 144. 148. IV. 216. V. 310.
Crazische Buchhandl. in Freyburg, I. 33.
Creutz in Magdeburg, II. 112. VII. 407.
Crusius in Leipzig, II. 88. 97. III. 146. 190. 194. VII. 412. 437.

D.

Darnmann in Züllichau, V. 294. 327.
Dittmar in Gotha, V. 317.
Doll in Augsburg, V. 298 (2).
Duyle in Salzburg, IV. 253.
Dyk in Leipzig, I. 27.

E.

Ettinger in Gotha, I. 30. VI. 397.

F.

Feind in Leipzig, II. 101.
Felisch in Berlin, II. 105. VII. 480.
Fleischer d. jüngere in Leipzig, III. 201.
Fleischer (G.) in Leipzig, I. 21.

G.

Gebauer in Halle, VII. 481.
Gehr und Comp. in Breslau, I. 50.
Gerlach, Wittwe, u. Comp. zu Dresden, VIII. 538.
Gerstenberg in Gotha, V. 317.
Geßner in Zürch, III. 176.
Götze in Mannheim, VI. 401.
Gräff in Leipzig, I. 38. 58. IV. 215. VI. 343.
Griesbach in Cassel, IV. 233.
Grieshammer, V. 293.
Groß in Halberstadt, VI. 396.
Groß'sche Erben in Halberstadt, VII. 410.

H.

Härtel in Leipzig, I. 39. IV. 257. VII. 458.
Hammerich in Altona, VIII. 543.
Hanisch in Hildburghausen, II. 70. V. 292.
Hartknoch in Leipzig, VI. 389.
Hartungsche Buchdruckerey in Königsberg, VII. 460.
Haude in Berlin, VIII. 502.
Heerbrandt in Tübingen, IV. 216.
Heinsius in Leipzig, III. 143.
Hendel in Halle, II. 114.
Herrmannsche Buchhandl. in Frankfurt a. M, III. 142. 189. IV. 274.
Himburg in Berlin, II. 96.
Hoffmann in Hamburg, I. 17. V. 329. VII. 446.
Huber und Comp. in St. Gallen, IV. 268.
Hummel in Berlin, I. 25 (2).

J.

Jacobäer in Leipzig, II. 98. VII. 413 (2).
Industriecomtoir in Weimar, I. 46. IV. 233. VIII. 536.

K.
Kayen in Altona, I. 30.
Keil in Magdeburg, V. 289. 291. 333. VI. 395.
Keyser in Erfurt, VII. 411. VIII. 537.
Kleefeld in Arnstadt, VII. 429.
Köhler in Leipzig, I. 31.
Korn in Breßlau, I. 29. 56. II. 71. III. 202 (2). V. 291.
Kümmel in Halle. V. 334.
Kußler in Nürnberg, IV. 277.

L.
Lagarde in Berlin, I. 43. VI. 390.
Langbein in Arnstadt, VII. 429.
Leichsche Buchhandl. in Brandenburg, VI. 400.
Leo in Leipzig, VI. 386. 405.
Leupold in Leipzig, V. 339.
Linke in Leipzig, II. 116. VI. 383. VII. 410.
Löfflund in Stuttgardt, I. 38.
Lübecks Erben in Bayreuth, VI. 399.

M.
Macklots Hofbuchhandl. in Karlsruhe, VIII. 555.
Magazin für Literatur in Leipzig, I. 62.
Martini in Leipzig, V. 327.
Maurer in Berlin, II. 105. 107. 124. III. 185. VIII. 540.
Mayersche Buchhandlung in Lemgo, I. 40. III. 184.
Mayr in Füssen, V. 404.
Mayrische Buchhandlung in Salzburg, II. 121.
Michaelis in Neu-Strelitz, I. 24. VI. 381.
Monath in Nürnberg, IV. 277.
Montag in Regensburg, I. 28.
Musikalisches Magazin in Braunschweig, I. 18. 25.
Mutzenbecherische Buchhandl. in Hamburg, V. 342.

N.
Nicolai in Berlin, I. 3 (2). 35. 36. 49. II. 117. III. 127. VII. 429.
Nicolai, Sohn, in Berlin, I. 50.
Nicolovius in Königsberg, IV. 242. VII. 429. 432.

O.
Oehmigke, der ältere, in Berlin, VIII. 501.
Oehmigke, der jüngere, in Berlin, I. 49.
Onfroy in Paris, VI. 390.
Orell, Füßli und Comp. in Zürch, II. 126. VIII. 492.

P.
Palm in Erlangen, V. 307. 309 (2).
Perthes in Gotha, V. 332.
Poltsche Buchhandl. in Prag, II. 109.
Proft in Kopenhagen, VIII. 531.

R.
Raspesche Buchhandlung in Nürnberg, II. 118.
Rengersche Buchhandl. in Halle, IV. 269.
Rieger in Augsburg, III. 199.

Rosenbusch in Göttingen, VII. 454.
Ruff in Halle, IV. 207 (2). VIII. 554.
Ruprecht in Göttingen, V. 279. VII. 449.

S.

Schäfersche Buchhandlung in Leipzig, VI. 396.
Schauffische Buchhandl. in Preßburg, VII. 470.
Scheidhauer in Magdeburg, II. 73. V. 287.
Schubothe in Kopenhagen, II. 100. VII. 431. VIII. 539.
Schulbuchhandl. in Braunschweig, V. 314.
Schumann in Ronneburg, IV. 263. VIII. 536.
Schwan in Mannheim, VI. 401.
Schwickert in Leipzig, I. 18. III. 189. V. 337. VII. 472. 475.
Severin und Comp. in Weißenfels, II. 116. 118. IV. 212. V. 332.
Singer in Donauwerd, III. 192.
Sinner in Coburg, V. 331.
Spener in Berlin, VIII. 502.
Storch in Kopenhagen, VIII. 531.

T.

Troschel in Danzig, VII. 429.

U.

Unger in Berlin, IV. 246.

V.

Vandenhöck in Göttingen, V. 279. VII. 449.
Veith- und Riegersche Buchhandlung in Augsburg, V. 303.
Vogt in Jena, II. 115.
Voß in Berlin, III. 200. VIII. 498.

W.

Walther, Gebrüder, in Dresden, III. 204.
Webel in Zeitz, II. 122.
Weidmannsche Buchhandl. in Leipzig, IV. 213. VII. 483. VIII. 534.
Weiß in Regensburg, I. 28.
Wittekindsche Buchhandl. in Eisenach, VI. 384. 385.
Wohlersche Buchhandlung in Ulm, III. 197.
Wolfsche Buchhandlung in Leipzig, IV. 214. VI. 381. 398 (2).

Z.

Zeßler in Frankfurt, I. 37.
Zimmermann in Wittenberg, II. 63.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google